Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische

Encyklopädie,

oder

allgemeines System
der

Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,
und der Kunstgeschichte,
in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt
von
Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Floerke
und Johann Wilhelm David Korth,
Doktor der Philosophie,
jetzt von
C. O. Hoffmann.

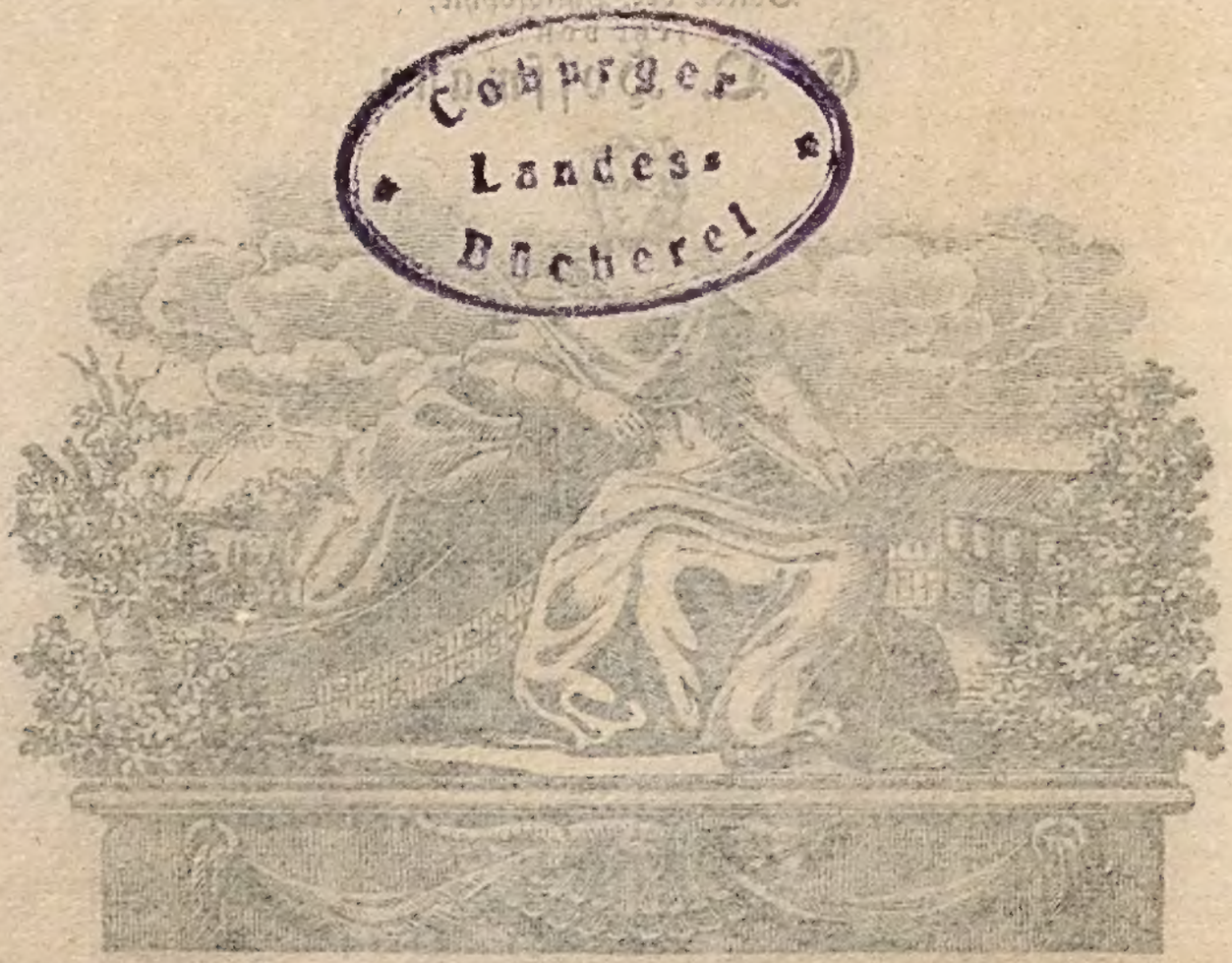
Zweihundert und einunddreißigster Theil,
welcher die Artikel **Volkstheater** bis **Waadt** enthält.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1855.
In der Pauli'schen Buchhandlung (Ernst Litfaß).
(Subskriptionspreis 3 Thlr. Ladenpreis 4½ Thlr.)

E IV 12149

Coburger
Landes-
Bücherei



Zweihundert und einundvierzigster Theil.

V.

Volkstheater (Schluß des im vorigen Bande abgebrochenen Artikels). Dergleichen Feste in dramatischen Formen wurden jetzt an den deutschen Höfen immer allgemeiner. Nach dem Beispiele des Hofes von Versailles, dessen Geschmackherrschaft in dieser Zeit begann, wurden die vornehmen und fürstlichen Personen selbst zu Darstellern. Die Poeten bekamen alle Hände voll zu thun, maskirte Ringstechen und Schlittenfahrten mit allegorischen Beziehungen, Aufzüge, Inventionen, Mummereien, Ballette und die sogenannten Wirthschaften anzuordnen, auch Verse, Lieder und Dialoge dazu anzufertigen. Obenein wuchs das Interesse an der Oper über alle anderen dramatischen Gattungen hinaus und kettete alle dichterischen Kräfte, so wie den Antheil der höheren Gesellschaft ganz und gar an ihre Erfolge.

Wie armselig stand die volksthümliche Schauspielkunst inmitten dieses theatralischen Glanzes!

Die durch den Westphälischen Frieden consolidirte fürstliche Gewalt und Herrlichkeit schien sich auch in

der populärsten Kunst ganz vom Volksinteresse trennen zu wollen. Die Dichter wurden in Hoffesseln geschlagen, der Oper und dem Ballet die ersten glänzendsten Stätten errichtet, aber nur den bevorrechtigten Klassen geöffnet. Alle Festlichkeiten zogen sich in den vornehmen Hofkreis zurück, die Fürsten und der Adel wurden zu Schauspielern, dagegen konnten die Bürgercomödianten die Lust und Frische ihrer untergegangen mittelalterlichen Spiele nicht wiederfinden. In vereinzelten Erscheinungen kümmerten sie noch einige Zeit hin; nur in der Schweiz bewahrten sie nationale Kräftigkeit.

Den Schauspielerstand sehen wir fast ganz isolirt und auf sich selbst angewiesen. Von den Fürsten und den Gebildeten nur vorübergehend beachtet, von den angesehenen Dichtern verlassen, war das einzige Institut, das ihnen einen Anlehnungspunkt bot, das der Schulcomödie. Seit dem Frieden neubelebt, regte sie sich wieder auf protestantischen Schulen und Universitäten, so wie im glanzvollen Wetteifer der Jesuiten-Institute.

Es ist sehr merkwürdig, daß die Beliebtheit der sogenannten englischen Comödien den populären Ton derselben in die Schulcomödie einführte und der humanistischen Gelehrsamkeit den Platz streitig machte. Stücke, wie die sehr beliebte „Comödia vom Studentenleben" von Joh. Georg Schoch, sehen, mit ihren preciösen mythologischen Vorreden und ihren platten unverschämten Pickelheringsspäßen, den früher mitgetheilten Stücken der englischen Comödianten so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Diese Richtung hielt auch der praktischdenkende Schulrector Weise in Zittau mit seinen zahlreichen Tragödien und Comödien, deren er von 1677 an mehr denn dreißig verfertigte, inne. Zwar schlug er in der hausbackenen Alltäglichkeit, die in seinen Gedichten eine förmliche Opposition

gegen Lohenstein's unnatürliches und outrirtes Pathos zu halten scheint, selbst einen niedrigeren Ton an, als die besseren Comödianten auf der Bühne; seine Tragödien waren unsäglich platt, und in seinen Lustspielen machen Prügel die komischen Situationen, Schimpfwörter die Würze und Zoten die Witze aus; in zwei Stücken spielte Frau Schlampampe mit ihrem Sohn Schelmuffsky die Hauptrolle, zwei andere drehten sich um Harlekins Hochzeit und Kindbetterschmaus; aber wichtig ist es, daß er gesteht: wie er bei Abfassung der Schulcomödien die Aufführung durchaus als maßgebend im Auge gehabt habe. In der Vorrede zu seinen gesammerten Stücken: „Christian Weise's Lust und Nutz der Spielenden Jugend" äußert er sich mit der Erfahrung eines Theaterprincipals: „denn in den meisten Dingen sahe ich auff der Leute Naturel, welche die Person haben solten. Waren sie munter oder schläffrich, trotzig oder furchtsam, lustig oder melancholisch, so accomodirte ich die Reden auff einen solchen Accent, daß sie nothwendig ihre Sachen wohl agiren mußten. Und wer dieses in acht nehmen wil, der mag die schlechtesten Kerlen auff die Bühne bringen, wenn sie nach ihrem Naturel zu reden haben, wird es propre und geschickt heraus kommen, wie ein Capellmeister seine Stücke wohl anbringet, wenn er dem Ambitum, die Manier, auch die Stärke und die Schwäche seiner Vocalisten zuvor judiciren lernet".

Sehen wir hierin auch nur eine höchst untergeordnete Anschauung von der Schauspielkunst ausgesprochen, so stellte sie gleichwohl den Hauptzweck des Dramas in die Darstellung, und so konnte die Schulcomödie immerhin der Schauspielkunst eher zum Stützpunkt dienen, als die literarisch tonangebenden schlesischen Dichterschulen es vermochten.

Andererseits brachten die Jesuitencomödien die Aus-

bildung der theatralischen Wirkungen zu einem höchst verderblichen Uebergewichte der sinnlichen Reizmittel.

In Wien, dem Hauptsitze ihrer Herrlichkeit, hatten sie nun auch die sogenannten ludi Caesarei in ihren Wirkungskreis gezogen; Vorstellungen, welche in Gegenwart und zu Ehren des kaiserlichen Hofes bei Namensfesten, Vermählungen u. s. w. veranstaltet wurden. In denselben fand der uneingeschränkteste Gebrauch aller Kunstmittel statt, der sich nur erdenken läßt. Die Kraft der Rede, die Gewalt des Gesanges, der Zauber der Musik, bei der mannigfachsten und buntesten dramatischen Composition, Tänze, Aufzüge und aller Decorations- und Maschinenprunk, den mit Oper und Ballet die neue italienische Theatereinrichtung eingeführt hatte. Die gedruckten Programme, welche die Wiener Hofbibliothek bewahrt, lassen uns an wahre Wunder von theatralischen Künsten glauben. Alle Pracht der französischen und spanischen Mysterien blieb weit hinter diesem neuen Jesuitenspuk zurück. An Verwandlungen, auf- und niedersteigenden Glorien, Erdbeben, Seestürmen, fliegenden Engeln, in der Luft mit feuerspeienden Drachen kämpfend, Geistererscheinungen, Sonnenauf- und Untergang, Höllenschlünden mit Dämonentänzen, Land- und Seeschlachten, zerstörten Brücken u. s. w. ist Ueberfluß vorhanden; dazu eine Ueberzahl von Personen, die h. Jungfrau und der Heiland an der Spitze, Könige, Prinzen, Helden u. s. w., neben einer Menge von allegorischen Moralitätsfiguren.

Daß diese Spiele großentheils in lateinischer Sprache gehalten wurden, entfremdete sie allerdings dem Entwickelungsgange unserer Kunst; dennoch konnte die Ansteckung ihrer bunten Reichhaltigkeit nicht ausbleiben, und allmälig zeigten sich auf der volksthümlichen Bühne schwache und bettelhafte Nachahmungen jenes theatralischen Pompes. Gedeihlicher war ihr die An-

lehnung an die protestantische Schulcomödie. Besonders Ausgezeichnetes leistete sie in Leipzig. Ihr Dichter und Vorsteher war Cormarten, der den Polyeuct von Corneille zur Aufführung brachte. In der Titelrolle hatte sich ein junger Mann, Johann Velthen aus Halle, besonders hervorgethan. Dieser sammelte, nach Ablegung des Magisterexamens, eine Anzahl Comilitonen um sich, die sich bald den Namen der berühmten Bande erwarben, nachdem sie schon den Titel als Churfächsische Hofcomödianten erhalten hatten. Das erste Document, welches Auskunft über Velthen giebt, ist ein Schreiben an den Leipziger Magistrat von 1683, aus dem erhellt, daß seine Truppe aus 14 Personen bestand.

Am Hofe Johann Georgs II. hatte Velthens Truppe schon gespielt.

Dort waren seit 1669, dem Jahre der Aufführung des Polyeuct, schon Comödianten mit jährlichem Gehalte angestellt. Zuerst Christian Starke, dann 1671 Johann Christian Dorsch, 1676 Johann Wolff Riese und Frantz Christoph Paceli. Der letztere vermuthlich ein Possenreißer von Landolfi's Bande, der sich die deutsche Sprache angeeignet und die Art und Weise der italienischen Maskenspiele den Deutschen mittheilte. Die anderen können leicht von Velthens Studentengesellschaft abgelöst worden sein, welche mit ihrer Prachtvorstellung des Polyeuct sich wahrscheinlich sogleich dem Hofe producirt hatte. In diesem Falle dürfte Blümner's Annahme richtig sein, daß Velthens Bande sich schon 1670 constituirt habe.

Ob diese Dresdner Hofcomödianten zur Ergänzung eines schon vorhandenen Personals dienten, oder ob sie nur zu kleinen Farcen, von kleinem Personal, gebraucht wurden, wobei hier und da noch irgend ein Hofbedienter auszuhelfen hatte, muß dahingestellt blei-

ben, daß aber der Churfürst sein Comödienwesen zu vervollständigen trachtete, geht aus der immer sorgfältigeren Einrichtung seines neuen Comödienhauses am Schlosse, und verschiedenen ergänzenden Anstellungen hervor.

Diese frühesten Hofschauspieler-Verhältnisse in Dresden genauer zu betrachten, ist darum nöthig, weil sie uns über die Stellung der Comödianten jener Zeit im Allgemeinen aufklären.

Die ersten Anstellungen geschahen mit dem Prädicate eines Hof-Bedienten und mit einem Gehalte von 150 Fl. Nach Jahr und Tag erfolgte die Erhebung zum Range eines Cammer-Lacquayen mit einem Gehalte von 200 Thlrn. „für alles und jedes". Dies blieb geraume Zeit die höchste Gage, nur das Rangverhältniß wurde in das eines Cammer-Bedienten verwandelt.

Die Bestallung lautete, nach einer im Eingange enthaltenen summarischen Verpflichtung, folgendermaßen: „Insonderheit aber soll er schuldig seyn bey Unserer Residentz sich wesentlich aufzuhalten, aufm Theatro beim agiren sich gebrauchen zu lassen und und was ihm zu lernen überreichet wird, dasselbe willigst anzunehmen und hierinnen sich nicht widerspänstig zu erweisen, sondern jederzeit seinem vermögen nach williges gehorsams zu verrichten, ohne Unsere und Unseres Geheimden-Rathes und Ober-Cämmerers (an welchen zugleich er hiermit gewiesen wird) Bewilligung und Urlaub nicht zu verreisen, auch waß er bei dieser seiner Bestallung siehet, und in erfahrung bringet, biß in sein grab bei sich verschwiegen bleiben zu lassen und im übrigen sich sonsten allenthalben dermaßen zu erzeigen, wie einem getreuen Diener gegen seinen Churfürsten und Herren eignet und gebühret. Welchen allen treulich nachzukommen er durch einen Handschlag an Eydesstatt angelobet und

seinen schriftlichen Revers darüber ausgehändiget hat u. s. w.

Die größten Comödienaufführungen unter Johann Georg II. fanden bei den großen Festen statt, durch welche, im Februar 1678, die Zusammenkunft der sämmtlichen Mitglieder des sächsischen Fürstenhauses in Dresden gefeiert wurde. Aus verschiedenen Umständen geht hervor, daß Velthens berühmte Bande zu diesen solennen Vorstellungen herangezogen worden sei, daß sie auch bei dieser Gelegenheit das Prädicat der Churfächsischen Comödiantenbande erhalten, ohne welches ihre Mitwirkung bei diesen Festen nicht wohl zulässig gewesen wäre.

Velthen setzte dann wiederum seine Wanderungen durch Deutschland fort, wobei die vornehmsten Stützpunkt nächst Leipzig und Dresden, Breslau, Nürnberg, Frankfurt und die Braunschweiger Höfe waren.

Wodurch es ihm gelang, seiner Genossenschaft so schnell Achtung und Berühmtheit zu verschaffen, durch welche Mittel und Anstrengungen er das deutsche Schauspiel noch einmal aus der Verlassenheit und Bedrängniß erhoben, in welcher wir es gesehen haben, ist für den Verlauf der Geschichte sehr wichtig. Wir wissen, daß die größte aller Schwierigkeiten im Mangel einer dramatischen Literatur lag. Der bisherige Vorrath von englischen Comödien, Mordspektakeln, historischen Moralitäten, Waldcomödien, Schäfereien, Buhlerschwänken und Pickelheringsspielen war abgenutzt. Versuche mag Velthen wohl mit Aufführung der schlesischen Dichter gemacht haben, auf seinem Repertoire haben sie sich keinesfalls erhalten, es ist uns wenigstens keine Spur davon überkommen.

Neue Hülfsquellen hatten sich in der ausländischen Literatur aufgethan, und keine zeigte sich für die Ent-

wickelung der Schauspielkunst so heilsam, als die Molière's Comödien darboten.

Schon waren Uebersetzungen davon bei den Comödiantentruppen im Gebrauch, sie waren in den Band der „Schaubühne Englischer und Frantzösischer Comödianten" aufgenommen worden, welcher 1670 in Frankfurt erschien. Ihre platte und rohe Sprache veranlaßte Velthen, eine neue Uebertragung selbst zu besorgen, um diesen bedeutungsvollen Schatz seiner Genossenschaft recht aneignen zu können.

In Molière's Comödien fanden sich endlich die vornehmsten Forderungen erfüllt, welche die Schauspielkunst an den Dichter zu machen hat.

Wirkliche Menschen waren natürlich und mit Grazie und Geist geschildert. Das dramatische Leben, das bei Hans Sachs gekeimt, durch die englischen Comödianten sich weiter belebt hatte, trat hier in seiner ganzen Kraft hervor. Die Begebenheit beherrschte das Drama nicht mehr und machte die Menschen zu ihren Dienern, sondern lebendige Individualitäten wirkten aufeinander und erzeugten die dramatische Handlung. Dadurch wurde nun die Schauspielkunst zur eigentlichen Trägerin des dramatischen Interesse, und so hat mit Molière auch in Deutschland die eigentliche Kunst der Menschendarstellung begonnen.

Die Charaktere dieser Comödien lagen auch den deutschen Schauspielern nicht allzufern. Ihre Lustigmacher fanden in den verwandten Masken des Scapin, Mascarille, Sganarelle, ihr Unterkommen, und wer die gefoppten Alten spielte, sah in Rollen wie „der eingebildete Kranke", „der Geizige" u. s. w. ein erweitertes charakteristisches Gebiet vor sich. Alles, was seit den Fastnachtspielen an komischen Elementen beliebt worden war, ging in Molière's Comödien bequem auf und fand eine veredelte Stelle, eine reiche, detaillirtere und natürlichere Entfaltung.

Nun muß aber Niemand glauben, daß es so leicht gewesen wäre, dieser besseren Comödie beim Publikum Eingang zu verschaffen. Hat schon das Bessere immer Mühe, sich Bahn zu machen, so war hier die Schwierigkeit doppelt, das Publikum mußte sich erst für diesen Geschmack bilden, und die Schauspieler ebenfalls. So geschah es, daß Molière's Stücke nur selten aufgeführt werden konnten und dem Repertoire mehr als Muster, denn als Nahrung dienten, weil das Publikum seine Vorliebe für seine alten, derben Schwänke bewahrte.

Zeigte sich so die Hülfe des französischen Dramas im Komischen annoch wenig ergiebig, so sank sie im Tragischen fast auf Nichts herab.

Man setzt gewöhnlich voraus, Velthen haben sich auf Corneille's und Racine's Tragödien gestützt, und ist damit im größten Irrthum. Aberdings waren Uebersetzungen dieser Stücke schon bekannt, bereits 1650 war Großlinger's Uebersetzung des Cid, und sogar eine metrische, erschienen; daß man sich aber an die Aufführung von fremden Alexandrinerstücken, oder überhaupt von Stücken bloß rhetorischen Charakters gemacht hätte, davon haben wir gar keine Zeugnisse.

Weil Velthens Darstellung des Polyeuct ihn überhaupt in die Theaterlaufbahn gerissen, das hat die Annahme erzeugt: eine Begeisterung für Corneille's rednerischen Schwung habe großen Antheil daran gehabt und ihn veranlaßt, die französische Tragödie besonders zu pflegen. Von diesem Irrthum kommt man aber bei genauer Betrachtung des Cormarten'schen Polyeuct gänzlich los, und wenn man den Charakter der ganzen Velthen'schen Pertode in's Auge faßt, so sieht man deutlich, daß Velthen nur das volksthümliche deutsche Theater, wie es durch die englischen Comödianten und die Studententrup-

pen geworden war, auf seinen höchsten Gipfel bringen wollte und daß er nicht im Entferntesten die Absicht hatte, das nationale Drama nach fremdländischen Mustern zu reformiren.

Leider ist von Velthens Bearbeitungen und Zurichtungen nichts aufbewahrt, aber Cormartens Stück zeigt sowohl den Standpunkt des Geschmackes, als den Zustand der Theaterpraxis genau genug.

Es ist außerordentlich interessant, in diesem historischen Momente, wo die Anfänge des gelehrten Dramas mit dem Ausgange des volksmäßigen auf der Schaubühne zusammentreffen, die Verschiedenheit beider hervortreten zu sehen.

Das mittelalterliche, volksthümliche Drama hatte die Begebenheiten unverkürzt auf die Bühne gebracht und alle Motivirung und Vermittelung außerhalb der Scene, in das Belieben des Zuschauers gelegt; die französische Tragödie dagegen brachte alle Motivirungen auf die Bühne, suchte die Seelenzustände der Personen in prächtiger Sprache zu schildern, verwies aber alle Handlungen schlechthin hinter die Scene.

Dabei konnte sich zu jener Zeit weder Publikum noch Schauspieler in Deutschland beruhigen. „Was die Augen sehen, das glaubt das Herz," so lautete der dramatische Katechismus; der gesunde, derbsinnliche Kunstinstinkt ließ sich auch mit den schönsten Redensarten noch nicht abspeisen.

So sehen wir denn in Cormarten's Polyeuct, neben einzelnen Scenen des Corneille, alles was dort, nach der phantasielosen Regel, hinter der Scene geschieht und bloß erzählt wird, auf der Bühne wirklich vorgehen; ja mehr als das und mehr als nöthig, ja mehr als möglich ist, in buntbewegten Auftritten von drastischer Wirkung erscheinen. Es ist ein anderes Stück geworden, wie der Titel sagt: „mit neuen Erfindungen anständiglich vermehrt."

Von der Einheit des Ortes ist keine Rede mehr, die Scene wechselt unaufhörlich. Der Alexandriner ist in platte Prosa verwandelt. Die Personen, wenn sie auch nach der damals üblichen Höflichkeit sich mit Er und Sie anreden, sind doch derber und lebendiger geworden. Der lauwarme Vertraute und Rathgeber Nearque z. B. ist in einen Afrikaner voll des glühendsten Glaubenseifers verwandelt, die innigste Freundschaftsbegeisterung verbindet ihn mit Polyeuct. Die vornehmen Corneille'schen Gestalten haben plebejisches Mark und Blut bekommen, sie sind viel, viel gemeiner geworden, aber auch viel kräftiger.

So wird der Zuschauer denn auch lebendiger in die Zustände eingeführt, die Christenverfolgung gleich zu Anfang deutlich veranschaulicht, in einer Rathssitzung das pro und contra weitläuftig abgehandelt. Dann erscheinen gefesselte Christen in voller Märtyrerlust, nach des Dichters Vorschrift „reden sie allezeit behertzt und freymüthig," und so ist der Zuschauer mitten in die Zeitverhältnisse versetzt, sobald die erste Corneille'sche Scene beginnt.

Das heidnische Opfer und die Zertrümmerung der Götterstatuen durch Polieuct und Nearchos wird nicht bloß erzählt, sondern vorgestellt, der träumenden Paulina erscheint des Polyeuct Schatten, verkündet ihr pantomimisch das Geschehene und tröstet sie in ihren gesungenen Klagen durch die transparent erscheinenden Worte: „Glückselig Leben bleibet ewig." Dergleichen seltsame phantasmagorische Spielereien ziehen sich durch das ganze Stück; wir sehen die dramatische Kunst auf der, von den englischen Comödianten eingeschlagenen Bahn immer weiter vorgeschritten. Auch die Gräuelscenen, deren wir uns aus Titus Andronikus und andern Stücken erinnern, sind raffinirter ausgebildet worden. Des Nearchos Hinrichtung wird dem Zuschauer durchaus nicht vorent-

halten, ja zur Vorbereitung darauf werden zuvor „zwei persianische Christen an Pfählen oder Creutzen in einem angelegten Feuer aufgehängt" und durch die Rede des Gekreuzigten gereizt, „gehet einer von den dabei stehenden Soldaten hin, und stößet ihm die Partisan ins Hertze; er quälet sich ein wenig und stirbt. Hierbey werden unterschiedliche Christen noch umbs Leben gebracht, als einer gesteiniget, der andre gespiesset und ins Feuer geworfen." Nearchos selbst wird in die, über dem Feuer schwebenden Ketten gelegt, nachher in die Gluth geworfen, wobei dann wieder die Anmerkung „quälet sich und stirbt."

Dies alles will aber noch nichts sagen gegen die Hinrichtung des Polyeuct, der mit derselben Glaubensfreudigkeit, mit welcher Nearchos noch aus der Feuersgluth heraus dem Tode trotzt, seinen Hals auf den Block legt, wo ihm der Henker sichtlich den Kopf abschlägt. „Sobald der Henker," sagt die Anmerkung, „den Kopf in die Höhe gehalten, wird der Richtblock weggehoben, die Henker gehen ab, der Leichnam bleibt in seinem Blute ohne Kopf zur Vorstellung liegen."

Und dieses Spiel mit dem Grausen wird so weit getrieben, daß, als später zu dem in Gewissensangst eingeschlafenen Felix „die schwartzen Geister mit brennenden Fackeln bei rührender Trommel aus der Luft kommen, ihm ins Ohr blasen und in die Haare greifen, des Polyeucti weißer Geist, mit seinem abgehauen Kopff in der Hand und entblößten blutigen Störtzel aufftritt, worauff die Geistrr verschwinden. Polyeuctus hat gegen den Felix seine Actiones, als redete er mit ihm, wobey man recht den blutigen Hals siehet sich regen." Diese Erscheinung bewirkt dann des Felix Bekehrung zum Christenthum.

Was würde Corneille sagen, wenn er sich zu dieser Tragödie bekennen sollte!

Aber dergleichen blutige Zauberstückchen sind es nicht allein, welche den Reiz des Unbegreiflichen in den theatralischen Mitteln schärfen, auch nicht der sichtbare Höllenschlund mit großem Feuer, „in welchem auff und nieder die Geister fliehen, die redenden Teuffel aber vorn aus der Luft kommen, mit großem Gerassel, Blitzen, Donner und gerührten Paucken," sondern auch die Ewigkeit erscheint „als ein Engel in Wolken, mit einem hellen Glantz umbgeben," und von der Musik wird ein immer ausgedehnterer und verfeinerter Gebrauch für die scenische Wirkung gemacht. Unsichtbare Gesänge, melodramatische Begleitung, Zwischenmusiken sind mit feinem Sinne vorgeschrieben, ja ein förmlich opernhaftes mythologisches Zwischenspiel ist eingeschoben, in welchem Pan, Neptun und Cupido den tragischen Conflict des Stückes bedauern. Der Einfluß der Oper und der Jesuitenspiele auf die Schauspielkunst tritt immer bedeutender hervor.

Auch im Decorationswesen thut sich hier die Nacheiferung kund.

Das Theater zeigt „Wald, Landschaft und das Meer. Im Aufziehen spielen die Fische und gehen die Schiffe auf der See. — Die Sonne kommpt hinten herfür und macht das Theatrum lichte — Neptun kömmt gantz sachte erhoben aus dem Meere und bleibet mit seinen Muscheln und Meerschweinen in der Mitte schwimmend und singet. — Cupido schwebet in der Lufft über dem Meere."

Ist in diesem Stücke nicht die Natur der tragédie classique vollständig vernichtet? Und sehen wir wohl etwas Anderes darin, als das immer ausgebildetere mittelalterliche Drama?

Die Bühne hatte noch immer keine andere als eine Teppichdecoration, nur der Hintergrund wechselte, einen Garten, Tempel, eine Landschaft u. dgl. vor-

stellend. Der Vorhang vor dem eigentlichen Theaterraum fehlte auch nicht mehr.

Velthen und seine Genossen faßten den Entschluß, sich von den Dichtern zu emancipiren und es den englischen und italienischen Comödianten nachzuthun, nämlich zu improvisiren. Er benutzte die Entwürfe des Theatre italien von Gherardi zu Scenerien, die er Kligten oder Kluchten nannte. Nun verabredeten sich die Schauspieler über den allgemeinen Gang der Handlung, über den allgemeinen Gang der Handlung, über die Vorbereitung der Katastrophe und über den Eintritt entscheidender Momente, und es wurde der Einbildungskraft des Einzelnen überlassen, den Plan durchzuführen. Das Stegreifspiel schloß jedoch, bei einer sorgfältigen Behandlung, keineswegs die Proben aus, im Gegentheile wurden dabei alle möglichen Wendungen des Dialogs durchgeprüft, damit man sich bei der Aufführung sorglos innerhalb der Situation bewegen könne. Abends wurde noch — wie dies bei den Italienern geschah — hinter der Scene bei einem Lichtchen ein Blatt aufgesteckt, worauf in der Ordnung angegeben war, wie weit die Handlung in jeder Scene vorrücken solle, und an diesem Leitfaden lief dann die Darstellung in humoristischer Willkür fort.

Die alten Lustigmacher blieben dieselben, aber es kamen neue Intriguen auf, unter denen die besonders beliebt wurden, worin Hans Wurst in verschiedenen Verkleidungen erschien.

So machte sich im burlesken Stegreifspiele der Reiz, den bisher Hans Wurst, Pickelhering u. s. w. ausgeübt, in voller Ausdehnung auf alle Personen geltend, der Zuschauer durfte immer neue Späße, immer neue Wendungen der Gespräche in den alten Stücken erwarten, es ergötzte ihn, wie die Spieler

sich gegenseitig in Verlegenheit setzten und wie ein Jeder sich aus der Sache zog.

Dies Vergnügen am Stegreifspiele liegt eigentlich ganz außerhalb des dramatischen Kunstgenusses, denn es ist nicht die Entwicklung der Charaktere oder der Handlung, welche dabei interessirt, sondern die Bravour des Momentes, die Geistesgegenwart und die gewandte Erfindungskraft der Spieler. Die Stegreifcomödie erregt dasselbe Interesse wie ein Fechterspiel und nicht selten geschah es im Rausche der Improvisatian, daß die wetteifernden Spieler sich förmlich verbissen und nicht wieder von der Scene zu bringen waren. Man mußte daher Warnungszeichen gegen solche Ausschweifungen einführen. Gewöhnlich war es ein Schnalzen mit der Zunge, womit der Comödiantenmeister oder dessen Stellvertreter die wild gewordenen Stegreifspieler von der Scene abrief.

Indessen wenn durch diese Gattung auch Zuschauer und Schauspieler von dem abgezogen wurden, was eigentlich Noth im Drama, so fanden die Darsteller doch hierin Gelegenheit und Antrieb, sich von der gesuchten Bühnensprache loszumachen und einen unumwundenern natürlicheren Ausdruck zu gewinnen. Dieser Vortheil darf nicht niedrig angeschlagen werden.

Offenbar schwieriger als die Stegreifposse war die Improvisation der ernsten Stücke herzustellen, die, wie wir wissen, Hanptactionen hießen, weil sie den hauptsächlichsten Theil der Theatervorstellungen ausmachten. Da die Darsteller sich hier in einer erhabeneren, dem Gewöhnlichen entrückten Welt bewegten, so mußten die Hülfsmittel, welche in der Posse nahe lagen, hier versagen. Die improvisirte Hauptaction setzte eine mehr poetische Erfindungskraft bei den Darstellern voraus, und es ist ein sicherer Beweis von der Genialität der Velthen'schen Gesellschaft, daß ihr Unternehmen nicht schon beim Beginn scheiterte.

Auf den rednerischen Ausdruck mußte die improvisirte Tragödie leider das Entgegengesetzte wirken, wie die Stegreifcomödie, denn während man in dieser sich der natürlichen Umgangssprache näherte, mußte in der Hauptaction nothwendigerweise das barocke Pathos, der preciöse Schwulst der Mode dichter nachgeahmt, ja überboten werden.

Was also die Posse an der Entwicklung der Schauspielkunst gut machte, das verdarb die Hauptaction wieder, und das komische und ernste Drama liefen in völlig entgegengesetzten Richtungen auseinander. Indessen war das dem Geschmack jener Zeit vollkommen angemessen, dem das Maaß einheitlicher Schönheit und natürlicher Einfalt verloren gegangen war.

Daß Velthen das größte Vertrauen auf die extemporirte Rede setzte, daß durch sie seine Gesellschaft sich hauptsächlich so vortheilhaft vor andern auszeichnete und einen viel lebendigeren und energischeren Eindruck hervorbrachte, geht schon daraus hervor, daß er den Kreis der dramatischen Stoffe keineswegs gewaltsam überschritt. Wir sehen sein Repertoir immer noch auf dem alten Gebiete. Die biblischen Geschichten, die Helden- und Liebesbücher blieben auch seine Quellen, ja er führt alte, längst bekannte Stücke auf, die durch den improvisirten Vortrag eine neue Anziehungskraft gewannen.

Bei den Hoffesten der durchlauchtigsten Zusammenkunft in Dresden, im Jahre 1678, war es die Comödie vom Ertzvater Jackob, in drei Theilen, an drei verschiedenen Tagen aufgeführt, die Tragi-Comödie von Amadis aus Frankreich und die Comödia von der Christabella, eine ebenso bunte Historie wie der Amadis, voll von Abenteuern, Riesen, Kämpfen und wunderbaren Begebenheiten, wie wir sie bei Sachs, Ayrer und in den englischen Comödianten gefunden haben.

Auch zehn Jahre später, als Velthen zum ersten Male nach Hamburg kam, hielt er noch dieselbe Richtung inne. Biblische Stücke waren es, mit denen er dort debutirte, die Anschlagszettel stellten sogar die Bedeutung und Nutzanwendung derselben in förmlichen kleinen Abhandlungen heraus.

Velthen suchte also — und das ist ein wichtiges Moment — die religiöse Bedeutung des mittelalterlichen Theaters festzuhalten und die Schauspielkunst als Dienerin des göttlichen Wortes im weitern Sinne zu proclamiren.

So kündigt sein Comödienzettel vom Juni 1688 in Hamburg eine Hauptaction aus dem zweiten Buche Samuelis Cap. 21. und Josua 9., genannt „die Rache der Gibeoniter", an. Hierauf wird der Inhalt der einzelnen Akte nach einander erzählt und die Moral des Stückes auf das Anschaulichste hervorgehoben.

Allerdings durfte auch diesen biblischen Hauptactionen ein burleskes Nachspiel nicht fehlen, ganz wie die englischen Comödianten es eingeführt hatten, und so wurde denn auch in demselben Monate als Hauptaction „ein geistlich Spiel von Adam und Eva" und darauf „Pickelhering im Kasten" angekündigt. Ebenso „eine ganz neue und lustige Action und Historia, genannt die große Königin Semiramis, dazu eine Nachcomödie: des einfältigen Trappolin Widerwärtigkeiten im Heirathen, durch Pickelhering angestiftet."

Daß indessen mit diesen biblischen und historischen Stoffen das Publikum nicht zu befriedigen, daß damit dem mit jedem Tage allgemeiner werdenden Interesse an der Oper, der Sensation, welche die Jesuitenspiele machten, nicht die Spitze zu bieten war, ist leicht einzusehen. Velthen mußte suchen, den Kreis der dramatischen Stoffe zu erweitern und zu bereichern, da er ihn nicht überschreiten wollte. Denn

die Stoffe, die merkwürdigen Historien, die bunten scenischen Vorgänge, nicht ihre poetische Behandlung, waren immer noch der größte Reiz für das Publikum. Danach mußte also umhergesucht werden. Wenn die Schulcomödien, die altenglischen und holländischen Stücke, die französischen und italienischen unzureichend waren, so that sich in der spanischen Literatur, aus welcher schon damals alle Nationen mit vollen Händen schöpften, die durch die Jesuitenstücke schon für unsere Bühne herangezogen waren, noch immer eine reiche, bunte, vielbewegte Welt auf. Auch der spanische Spaßmacher, der Gracioso, mußte die Musterkarte der Vielgestalt unsres Hans Wurst completiren. Er sollte Velthen's Absicht dienen: das burleske Element zu verfeinern, erhielt den höfischen Namen Curtisan und damit die Anweisung, den tollen Uebermuth, mit dem er durch die ernsthafte Handlung sprach, durch etwas weniger Zoten und Schmutzereien zu würzen; ein Versuch, der aber an der derben Natur des deutschen Possenreißers und seines Publikums scheiterte.

So rafften denn nun die genialen Köpfe der Velthen'schen Genossenschaft aus allen möglichen vorhandenen Dramen die wirkungsreichsten scenischen Erfindungen zusammen, sie beuteten die Moderomane, die Historienbücher, selbst die Staatsbegebenheiten der Neuzeit aus und combinirten weitläufige Scenarien, in denen alle Bühneneffekte zusammengebaut, alles Dagewesene überboten werden sollte. Politische Vorgänge, erstaunliche Großthaten berühmter oder fabelhafter Helden und Könige, die blutigsten Gräuel neben der geziertesten Schönrednerei der Prinzen und Prinzessinnen und den impertinentesten Schwänken der Possenreißer, Zauberstückchen und Verwandlungen, Träume und Erscheinungen, Himmel und Hölle, alles das in der abenteuerlichsten

Verknüpfung mit feierlich allegorisch-diktaktischen Gestalten, Zwischenspielen, Balletten, Chören, Arien, Illuminationen und Feuerwerken, das waren ungefähr die Ingredienzien dieser Velthen'schen Hauptaction.

Die Gattung war durchaus nicht neu, wir haben sie ja, von den Mysterien und Bürgerspielen an bis zu den Jesuitenspielen, wachsen und in Stücken wie Cormarten's Polieuct sich fast vollenden gesehen — wenigstens nach der ernsten Seite hin; Velthen trieb sie nur, so weit die Schauspielkunst es vermochte, auf die Spitze.

Das neue Element, das er hinzufügte, war die ausgedehnte Improvisation.

Alle theatergeschichtlichen Stimmen sprechen ihren Tadel gegen Velthen aus, daß er diesem verderblichen Gebrauche alle Schranken genommen; man sollte aber bedenken, daß er nicht anders konnte, ja daß er im Grunde nur eine Naturnothwendigkeit seiner Kunstepoche erfüllte.

Abgesehen davon, daß der Schauspielkunst — im Stich gelassen von den Dichtern — gar nichts weiter übrig blieb, als sich selbst zu helfen, wie sie eben konnte, so drängte die phantastische Willkür der mittelalterlichen Dramatik, sich mit der Improvisation zu vollenden.

Nun war nichts mehr übrig im Reiche des Erdenklichen. Mit dem Reize der augenblicklich erfundenen Rede war das Arsenal der theatralischen Wirkungen ausgeleert. Die Schauspielkunst war auf dem Gipfel der Vergeudung ihrer Kunstmittel angelangt, jenseits dessen der Abgrund schmachvoller Verarmung liegt.

Und dahin mußte es kommen in einer Kunst, die nur auf Sättigung der Phantasie ausging und welcher der innere Schwerpunkt, das Maaß der einfach menschlichen Wahrheit noch fehlte. Velthen er-

füllte die traurige Mission: das Geschick der mittelalterlichen Schauspielkunst zu vollenden.

Natürlich konnte er es nicht wagen, diese Gattung auf die Bahn zu bringen, wenn sie nicht von ausgezeichneten schauspielerischen Fähigkeiten in seiner Truppe unterstützt worden wäre, und es ist kein Zweifel, daß wir in den Jahren, da die Velthen'sche Gesellschaft diesen kühnen Anlauf zur poetischen Selbsthülfe nahm, eine kurze, aber glanzvolle Epoche schauspielerischen Kraftgenies vor uns haben. Sie hat den bekannten Ausspruch: Deutschland habe früher Schauspieldichter als Schauspieldichter gehabt, glänzend begründet; ja wir haben diese kühne Einführung der Improvisation als einen offenbar ernsthaft gemeinten Versuch zu betrachten: die Schauspielkunst gänzlich aus der Abhängigkeit vom Dichter zu emancipiren.

Wohl fünfzehn Jahre lang wanderte Velthen mit seiner Truppe umher und erwarb die größte Achtung und Popularität. In Nürnberg und Breslau wurde die berühmte Bande, bei ihrer Ankunft am Weichbilde der Stadt, von einer Deputation des Rathes begrüßt und stattlich bewirthet. Diese Höflichkeit wurde dann durch eine Benefizvorstellung, der sogenannten Rathscomödie, erwidert, bei welcher der Magistrat in corpore erschien, die vornehmsten Plätze, d. h. die auf der Bühne selbst zu beiden Seiten des Prosceniums, einnahm, und sich durch ein solennes musikalisches Festspiel (Serenade) „für die erwiesene hohe Gunst und Gnade" feiern ließ.

Auch in Hamburg führte späterhin Velthen die Rathscomödie ein, und der Senat beschenkte die Gesellschaft jedesmal bei ihrem Abschiede.

Aber bei alledem war nichts natürlicher, als daß es sich je länger je mehr herausstellen mußte, durch welch ein gewagtes Spiel dieser Aufschwung der Populari-

tät gewonnen war. Auf dem schwindelnden Nachtwandlerwege, den die Schauspielkunst in der Improvisation, und gar der ernsten Rollen, unternommen hatte, konnte sie selbst bei den ausgesuchtesten Talenten nicht ausdauern.

Hören wir, was Riccoboni, der bei der Stegreifcomödie aufgewachsen war, von der Improvisation sagt.

„Die extemporirte Comödie setzt sinnreiche Schauspieler voraus, welche an Talent einander fast gleich sein müssen, denn das Spiel des besten Acteurs hängt zugleich von dem Spiele desjenigen ab, mit dem er redet. Kommt er mit Einem zusammen, der nicht sogleich den rechten Punkt, wann er antworten muß, zu treffen weiß, oder ihn zu unrechter Zeit unterbricht, so wird seine Rede matt werden und den Gedanken wird die nöthige Lebhaftigkeit fehlen. Wenn der Comödiant keine lebhafte und fruchtbare Einbildungskraft besitzt, wenn er sich nicht mit aller Lebhaftigkeit auszudrücken weiß, wenn er nicht alle Annehmlichkeiten der Sprache in seiner Gewalt hat, nicht mit allen nöthigen Kenntnissen versehen ist, welche die verschiedenen Stellungen seiner Rolle erfordern können, so wird er es nie zu etwas bringen. Was für eine Erziehung wird nicht erfordert, um einen solchen Schauspieler zu bilden! Die Seltenheit des Zusammentreffens von so viel Talent und Bildung als die extemporirte Comödie erfordert, ist die Ursache, daß diese oft so schlecht ausfällt."

Riccobini macht ferner auf die großen Uebelstände aufmerksam, welche aus dem Gebrauch der allgemeinen Phrasen, der erlernten Einschiebsel, denen wir schon in den englischen Comödien und Tragödien begegnet sind, und zu denen mittelmäßige Schauspieler nothwendig ihre Zuflucht nehmen müssen, hervorgehen, indem, je besser diese eingelegten Stellen der

Rede sind, desto schlechter und armseliger dagegen dann die Improvisation erscheinen muß, von welcher der Schauspieler gleichwohl im Zusammenspiel nicht zu entbinden ist. Riccobini fügt hinzu, daß er diesen Fehler der störenden Ungleichheit vierzig Jahre lang bei den besten italienischen Gesellschaft herrschend gefunden habe.

War dies nun schon ein unvermeidliches Uebel bei der komischen, offenbar leichteren Gattung der Improvisation und bei einer dafür von Natur so begabten Nation, wie die italienische ist, um wie viel störender mußte es bei deutschen Schauspielern hervortreten, und gar im pathetischen Drama!

Trotz des Talentes und der Kenntnisse, welche in Velthen's Genossenschaft vorhanden gewesen sein mögen, trotz der moralischen Kraft, womit der Führer sie zu immer neuen Anstrengungen gespornt, mußte auch bei diesen Schauspielern die Bravour des Extemporirens bald erlahmen.

Nun suchte man sich Aushülfsphrasen aus den besten Dichtern der Zeit zu sammeln. Die Monologe besonders, auf die man sehr viel hielt, weil sie freie Tummelplätze für die Improvisation darboten, wurden zuerst wieder von den Darstellern aufgeschrieben, mit den schönsten Floskeln und Tiraden ausstaffirt und auswendig gelernt. Rhetorische Brocken des Gryphius und Lohenstein, auch was die ausländische Literatur bot, mußte der Improvisation unter die Arme greifen, und man kann denken, welch ein geschmackloses Durcheinander daraus entstehen, und wie sich die kahlen Verlegenheitsaushülfen untergeordneten Extemporanten daneben ausnehmen mußten.

Machten diese Uebelstände sich schon bei Velthen's Truppe bemerkbar, um wie viel schreiender müssen sie sich bei den Banden geäußert haben, die aus dem Troß von mittelmäßigen und gemeinen Na-

turen bestanden, und sich jetzt über eine Kunstgattung hermachten, welche nur durch das Zusammentreffen der seltensten Befähigungen zu balanciren ist! —

Das erste deutsche Hoftheater wurde unter Velthen's Leitung 1685 errichtet, mit einem jährlichen Gagenetat von 1950 Thalern; bei diesem traten zum ersten Male Frauen als darstellende Mitglieder auf, während früher Knaben die weiblichen Rollen spielten. An die Stelle der Improvisation trat nun wieder eine geregelte Aufführung geschriebeoer Kunstwerke.

An den Carnevalsvorstellungen 1690 in Torgau treten die Spuren dieser Reaction deutlich hervor. Wir finden unter ihnen von Molière'schen Stücken: den bürgerlichen Edelmann, die Comödie von Mascarilius (l'étourdi), die glückselige Eifersucht (le cocu imaginaire), der gezwungene Arzt, Don Juan oder des Don Pedro Todtengastmahl, die Männerschule und sogar le misanthrope unter dem Titel: der Verdrießliche. Das war schon ein Versuch in der haute comédie. Der künstliche Lügner war unfehlbar das italienische Stück, das auch Goldoui bearbeitet hat, Printz Sigismund von Pohlen Calderon's Leben ein Traum, der schlimme Roderich dem Cid von Corneille nachgebildet. Daneben sehen wir die alte Hauptaction noch vollständig vertreten in den Comödien: von dem großen Rechtsgelehrten Papiniano, vom Ritter St. Georg, von Genoveva, von dem Ulysse und der Penelope, von der Aspasia, von des Alexanders Liebeskrieg und von Wallenstein. Der allbeliebte Trappolino wird in beiden Theilen aufgeführt; Possenspiele wie: der verzauberte Pickelhäring, Graf Schonsteinfeger, die drei barmherzigen Schwestern, der Blasebalg, Cackerlaku, varietas delectat, der französische Geist und die alte

Kupplerin — versichern uns der Fortdauer der alten Schwänke.

So giebt dies Repertoir uns eine Andeutung von der Weise, in welcher Velthen die Schauspielkunst zu führen dachte.

Wie weit er es mit seinem Einlenken zu besonnener Vermittelung der Extreme hätte bringen, ob es ihm hätte gelingen können, die Fluth wieder zu dämmen, die er losgelassen, das muß unentschieden bleiben, der Schutz der Verhältnisse, dessen er dazu bedurfte, wurde ihm plötzlich entzogen.

Nach dem Tode Johann Georg's III. entließ der Hof zu Dresden sämmtliche deutsche Comödianten. Sie behielten nur ihren Titel und die Concession für das Land. Das Churfächsische Fürstenhaus gab auf geraume Zeit das Protectorat der deutschen Schauspielkunst, so wohlthätig es begonnen hatte, wieder auf.

Am 4. Februar 1692 schreibt „die sämmtliche Bande Comödianten", daß sie den Churfürstlichen Beschluß mit höchster Gemüths-Alteration vernommen haben, und bittet nur, da sie seit dem Absterben des hochseligen Churfürsten, also ein halb Jahr, aus eigenen Mitteln leben müssen, ihnen die rückständigen zwei Quartale zum Abschiede in Gnaden reichen zu lassen.

Den Wanderzügen auf ungewissen Erwerb, denen Velthen so abgeneigt geworden war, sah er sich wieder hingegeben und der Rivalität mit allen Gauklerbanden; an die Nothwendigkeit wieder gewiesen: die Schauluft des Pöbels zu reizen und zu fesseln. Bei Seite geschoben waren die Pläne stiller Reformen, Molière mußte wieder in den Hintergrund des Repertoires, das allmälige Gedeihen der charakteristischen Wahrheit war gehemmt, es galt jetzt wieder träge, derbe Nerven zu erschüttern. Das Gewaltsame,

Ueberraschende, das Packende und Seltsame war wieder Zielpunkt des dramatischen Effektes, der bescheidene Humor mußte wieder der groben Possenreißerei Platz machen.

In Hamburg, wo Velthen das Publikum ganz berauscht von der Herrlichkeit der Oper traf, mußten die äußersten Anstrengungen versucht werden, die Theilnahme des Publikums zu gewinnen. Nun blieb nichts übrig, als die Buntheit der populären Hauptaction auf's Höchste zu treiben, durch immer reichere musikalische Zuthat, durch Ueberbietung aller Mittel der Oper die Spitze zu bieten; selbst den Titel der Stücke marktschreierisch aufzustutzen — Haupt- und Staatsaction hieß er fortan — und alles das war vergebens.

Der Culminationspunkt der Ueberladung war erreicht, die Aussicht auf rettungslosen Verfall lag offen da.

Hier bricht mit dem Geschicke der mittelalterlichen Schauspielkunst auch Velthens eigenes zusammen. Das Jahr, in dem die Truppe Dresden verlassen, war noch nicht zu Ende, als er in Hamburg auf's Krankenlager sank. Und so genau sollte sein Schicksal mit dem seiner Kunst Schritt halten, daß er auch das erste Ziel der geistlichen Angriffe wurde, welche die Verwilderung der Schaubühne zu dieser Zeit hervorrief.

Dem Manne, der seinem Stande bei Magistraten und Fürsten die letzten Ehren errungen hatte, verweigerte der Geistliche auf dem Krankenlager das Nachtmahl, da er nicht zuvor seinen Beruf abschwören wollte. Zum Glück war der Pastor auf dem Hamburger Berge, den Velthen rufen ließ, milder gesinnt, und des Kranken Verlangen nach den Tröstungen des Sacramentes blieb wenigstens nicht unerfüllt.

Bald nach diesen Vorgängen ist Velthen gestor-

ben. Bestimmt ermittelt ist weder das Jahr noch der Ort seines Todes; gewiß aber ist, daß dieser in den ersten neunziger Jahren erfolgt sein muß; er hat das Scheitern der Hoffnungen und Plane für seine Kunst nicht lange überlebt.

Magister Velthen ist der tragische Held in der Vorgeschichte unserer Kunst. Er vermaß sich, die letzten Kräfte der mittelalterlichen Kunst bis zum Fieberparoxismus aufzuregen; er wollte ihr erneutes Leben gewinnen. Es war umsonst; er hatte die Zerstörung nur beschleunigt. Die wilden Geister, die er hineingerufen, konnte er nicht wieder bannen, und unter den ersten fallenden Trümmern des Hauses, das er stützen wollte, wurde er begraben.

Von der Oper, die in jener Zeit ebenfalls emporblühte, können wir eigentlich nicht sagen, daß sie unter den Begriff Volkstheater gehört. Allein sie war es, welche der dramatischen Kunst die ersten würdigen Tempel verschaffte. Von den damals beliebtesten Componisten nennen wir nur Theil, Kayser, Teleman, Hasse, Händel, Graun. Die älteste Oper, gedichtet von Richter, componirt von Theil, hieß der „erschaffene, gefallene und aufgerichtete Mensch". Sie schloß sich noch ganz der Form und dem Wesen nach dem Mysterium an und schien es musikalisch wiedergebären zu wollen. Es ist zu bedauern, daß kein Operndichter Genie genug hatte, die volksthümlichen Elemente im Text zur Geltung zu bringen. Das große Publikum bestand auf seinem bewegten possenhaften und grauenvollen, wunderbaren und abenteuerlichen Volksdrama, das aber nicht gepflegt wurde, und demnach bis zur niedrigsten Fratze entartete. Die Oper andererseits erschöpfte sich in Ueberspannung und Vergeudung ihrer theatralischen Mittel: Engel, Teufel, Drachen, Feuerwerke, Illuminationen, verschwenderische Costüme sollten das Pu-

blikum reizen und blenden, und man rief sogar zuletzt Thiere zu Hülfe. Pferde, Esel und Kameele kamen auf die Bühne, das Brüllen und Brummen von Ungeheuern und wilden Thieren wurde zu musikalischen Effecten benutzt. In Hunold's Nebucadnezar erschien der Held der Oper als wildes Thier mit Adlersklauen in Gesellschaft vieler anderer wilder Bestien. Und als nun Staunen, Grauen und Ueberraschung des Publikums endlich auch abgestumpft waren, warf die Oper sich dem Possenhaften ganz in die Arme und warb bei der komischen Schauspielkunst Succurs.

Schon seit 1686 hatte man angefangen, in den komischen Opern, statt des Recitativs, gesprochenen Dialog einzuführen, so war also der Uebertritt der komischen Schauspieler in die Oper erleichtert. Hans Wurst mußte nun in den ersten Opern, wie in den Staatsactionen spuken, und alle Vorstellungen mußten zum Beschluß einen Pickelheringsschwank haben. Die alten Singespiele, Buhlerschwänke und Singecomödien bekamen moderne Musik, und Hans Wurst in vielfachen Verkleidungen producirte sich, nachdem etwa „die kleinmüthige Selbstmörderin Lucrezia und die Staatsthorheit des Brutus", oder „Isaak und Rebecka oder die kluge Vorsichtigkeit, welche beim Heirathen zu beobachten" aufgeführt worden. Vor solchen lustigen Nachspielen wurde dann z. B. angekündigt: „daß Hans Wurst fünf, in einer Person sich nicht wohl zusammen schickende Bedingungen, nämlich: eines Herrendieners, Nachtwächters, Bierruffers, Thorhüters und Kuhhirten, zusammen verwalten werde". Das übrige Personal war: „Carsten Leberwurst, ein Richter; Rumpelsdorf und Steffen Rundhut, seine Beisitzer; Ursel Kuhschwanz, des Richters Base; Curt Flederwisch, ein Bauer; Keif-Anne, seine Frau; Lämmerfuß, der Schafmeister zu Rumpelsdorf." Wie es bei diesen Possen herging, können wir leicht aus die-

ser Ankündigung entnehmen. Zu den stehenden Lustigmachern wurden nun auch noch die Figuren eines Juden, Schornsteinfegers oder Schulfuchses hinzugefügt, es schien, als sollte die Burleske durch die Oper die alte Mannigfaltigkeit ihrer Gestalten wieder gewinnen.

Aber noch ein Anziehungsmittel ganz anderer Art, eines, das die deutsche Bühne bis dahin gar nicht gekannt hatte, wurde ihr auch durch die Oper erworben, es war die Erscheinung der Frauen.

Wie schon gesagt, setzte das musikalische Bedürfniß diese Neuerung durch, bei dem das Theater seinen Vortheil merklich zog. Frauen und Mädchen in phantastisch reizender Tracht, bei zärtlichen Situationen leidenschaftliche Empfindungen im Gesange ausdrückend, das konnte seine Anziehungskraft nicht verleugnen. Leider wurde dies neue, bedenkliche Element gleich bei seiner Einführung mißbraucht. Der gierig überreizte Geist der Oper ließ sich nicht mit der, an und für sich schon so anziehenden Erscheinung der Frauen genügen, er mußte in seiner trunkenen Uebersättigungswuth sogleich ihren Reiz erschöpfen. Die Sängerinnen kleideten sich, nach italienischen und französischen und französischen Vorbildern, so anstößig frei, erlaubten sich so unzüchtige Bewegungen, daß der Unwille der Sittenrichter wohl hervorgerufen werden mußte. Damit war denn der Ausbruch der Angriffe der Geistlichen gegen das Theater, als einer unsittlichen Anstalt, erklärt.

Um den Bedürfnissen an Personal im Chor und Ballet zu genügen, mußte allerdings auch von Leuten zusammengerafft werden, was sich eben dazu hergab, und wenn man dadurch schon unter den Männern genug schlechte Vagabunden dulden mußte, so werden diese Frauenzimmer schwerlich dazu beigetragen haben,

die öffentliche Meinung mit der anstößigen Neuerung auszusöhnen.

Unter den Sängerinnen wurden indessen viele mit Ruhm, manche mit Achtung genannt. Kayser's Frau und Töchter, die schöne Konradine, die Schwestern Monjo und Scheller, Marianne Pircher, die Rischmüller und Scheber. Unter den Sängern zeichnete sich Matheson aus, der von 1705 an als Dichter, Componist und Historiograph der Oper nützte und als Legationssecretair und Musikdirector am Hamburger Dom starb. Ferner Magister Rauch, Hotter, Hager und der Castrat Campioli.

Der Einfluß dieser ersten Opernperiode speziell auf die Kunst der Darstellung konnte nur ein nachtheiliger sein. Von der höhern künstlerischen Bedeutung, welche die Oper mit Gluck und Mozart erhalten sollte, waren hier nur dürftige Spuren vorhanden, und sie wurden von der Fluth der derb sinnlichen Reizmittel verschlungen.

Die dramatische Declamation, welche durch einen edlen und natürlichen Gesangausdruck hätte können gefördert und zu bewußter Feststellung des rednerischen Vortrags benutzt werden, gerieth in die ärgste Verzerrung oder in totale Vergessenheit bei der Oper. Die italienische, überreich verzierte Gesangmanier, die Künstelei, die Sucht, durch mechanische Geschicklichkeit oder durch grelle Schreieffecte das Publikum zu gewinnen, riß so sehr ein, daß ein wahrer Empfindungsausdruck nur selten zum Vorschein kam.

Dazu wurde nicht einmal die sprachliche Uebereinstimmung der dramatischen Handlung für nothwendig gehalten. Daß in den komischen Opern platt- und hochdeutsch durcheinander gesungen wurde, erklärte die Verschiedenheit der dramatischen Figuren, aber in den ernsten Opern sang man deutsche, italie-

nische und französische Arien durcheinander, je nachdem sie aus fremden Opern eingelegt wurden, oder Sänger, wie Campioli, anfangs der deutschen Sprache nicht mächtig waren.

Außerdem waren alle Musikstücke — Arien und Duette, denn zum Terzett verstieg man sich in seltenen Fällen — nur lyrische Ergüsse, also auf einen förmlichen Stillstand der Handlung angelegt. Die Steigerung des dramatischen Lebens also, welche die moderne Oper unternimmt, wurde in dieser älteren noch nicht im Entferntesten versucht. Der Operngesang unterschied sich vom Concertvortrage nur durch einige conventionelle Armbewegungen. Der Operist repräsentirte mehr die dramatische Person, als er sie spielte, die Schauspielkunst ging hier wieder auf das Figurantenwesen des Mysteriums zurück.

So innerlich hohl und äußerlich mit Allem überladen, was auf dem ganzen theatralischen Gebiete bis jetzt Anziehendes, Buntes, Seltsames, Wahres und Verkehrtes, Gutes und Verwerfliches erwachsen war, hatte der Zeitgeschmack die Oper als sein Idol erhoben. Was irgend im Vermögen der Zeit war, hatte man auf ihren Altar gehäuft, aber die wilde Gluth dieses Rausches sollte die Gaben alle sammt dem Idol verzehren.

In dieser Selbstverbrennung richtete sich das ganze mittelalterliche Schauspielwesen hin. Die Asche staubte noch eine Weile umher, wir können kaum sagen, daß sie den Boden für neue Saaten gedüngt hätte.

Mit dem ersten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts fing die deutsche Oper an zu verschwinden. Zuerst an den Höfen verdrängte sie die italienische Oper, bald auch in Städten, wie Hamburg, wo sie 1738 aufhörte. Während der funfzig Jahre, die sie dort bestanden, hatte sie die Hoffnungen von fünfzehn verschiedenen Unternehmern getäuscht.

Das Volksdrama, sagt Devrient am Schluß dieses Abschnittes, ist, unbeirrt von den gleichzeitigen literarischen Erscheinungen, fortgewachsen. Er hat von den schlesischen Dichterschulen kaum einige rhetorische Formen angenommen; die politisch gelehrte Richtung der Zeit war längst auf der Bühne vertreten, als Gryphius und Lohenstein daran anknüpften. Schon bei Hans Sachs und Ayrer äußert sich die Neigung, Staatsbegebenheiten auf die Bühne zu bringen, die englischen Tragödien aber thun so politisch und gelehrt als irgend eine Staatsaction, und die Königin Esther, Titus Andronicus, des Königs Sohn aus Engellandt und König Montalor könnten mit vollem Rechte diesen Titel führen.

Das volksthümliche Drama des siebzehnten Jahrhunderts und weiter hinaus ist ganz und gar auf der Bühne gewachsen. Wäre damals unter den deutschen Schauspielern ein Shakespeare oder Molière erstanden, so würde sich auf dem praktischen Standpunkte, auf dieser Beharrlichkeit in den mittelalterlich volksthümlichen Elementen, welche die Bühne zeigte, auch ein deutsches Nationaldrama erbaut haben; statt dessen trieb nun der Mangel an poetischem Schöpfungsgeiste, die rohe Bornirtheit bildungsloser Comödianten, deren Gesichtskreis nicht über die ererbte Coulissen-Usance hinausreichte, das Drama wie einen blinden Müllergaul im Ringe herum.

Was ließ sich bei diesem Zustande für die Schauspielkunst hoffen? Selbst die besseren Talente wurden durch diesen Mangel an Fortentwickelung im Drama in hohler und äußerlicher Repräsentation gehalten. Immer noch war der Charakteristik, der innern Entwickelung menschlicher Zustände zu wenig Werth gegeben, wurden die Personen noch von der dargestellten Historie regiert, bestimmten Erscheinun-

gen von Schicksalsmächten u. s. w. wie im Mysterium, die wichtigsten Wendungen der Handlung.

So behielt denn auch die Darstellungsweise in der ganzen Periode etwas Marionettenhaftes, und nur die komischen Schauspieler, weil sie fast ganz an die Improvisation gewiesen waren, mochten in ihrem Spiel wenigstens ungezwungen sein. Freilich konnte auch ihre Darstellungsweise nicht in die Tiefe der Charakteristik steigen, denn ihr Spiel hing vom Augenblicke ab und konnte nicht durchgelebt und erwogen sein; von eigentlich komischer Schauspielkunst war also bei ihnen auch nicht die Rede. Der Gipfel ihrer Kunst waren witzige Impromptus, und da diese äußerst selten gelangen, so hatte es beim Possenhaften sein Bewenden.

Der einzige Rettungsfaden, welcher der Schauspielkunst in der Hand blieb, um sich aus diesem Labyrinth von Affektation, Verzerrung, Unsinn und Erniedrigung in die menschliche Natur herauszuretten, blieb aus Molière's Lustspielen gesponnen, die, wenn auch nach dem herrschenden Geschmacke zugestutzt, doch eine regelmäßigere Führung der Handlung, und was das wichtigste war, eine mehr besonnene Charakteristik der Personen enthielten. Ihre Wichtigkeit wird erst in der späteren Entwickelungsperiode hervortreten, für jetzt konnten sie sich immer nur auf dem Repertoire zeigen, wo ein auserlesenes Publikum es begünstigte, aber die einzelnen Talente, welche einer besseren Periode zu Führern dienen sollte, klammerten sich daran fest, während die Comödianten gewöhnlichen Schlages freilich der wahrheitsgetreueren Darstellungsweise abgeneigt blieben. Wußten sie doch, daß sie durch hohles Tragiren leerer Floskeln und mehr noch durch Kneipenwitze, Grimassen, Prügeleien, ja durch Zoten und Unfläthereien des Effekts beim Publikum viel sicherer waren.

Diese unsaubere Seite der Stegreifsperiode vollendet den Nachweis über die Krankheit, an der das mittelalterliche Schauspiel verkümmerte Die ärgsten Beweise dafür werden wir weiterhin noch beizubringen haben, wir mögen uns aber zum Abschluß dieser Betrachtung wohl vor's Auge rücken, daß der ganze ungehobelte und wüste Zustand der Volksbühne auch zuletzt seinen Grund in der allgemein herrschenden Geschmacksbarbarei hatte und in einer Rohheit der Sitte, die ihre steif pedantische Strenge auf der einen Seite, durch eine fast brutale Zuchtlosigkeit auf der andern erklärlich machte. Von dem, was uns heut zu Tage als geziemende Decenz gilt, scheint man, selbst bis in die höchsten Stände, keine Ahnung gehabt zu haben.

Was für Rücksichten können wir noch von dem Hans Wurst der Volksbühne fordern, wenn wir in des Königl. Oberceremonienmeisters von Besser Schriften die gereimten Zoten lesen, welche er bei einer der sogenannten Wirthschaften am Hofe Friedrichs I. von Preußen, von dem verkleideten Scheerenschleifer den Damen des Hofes, der Reihe nach, in's Gesicht singen ließ? Wenn wir aus von Loen's Schriften erfahren, daß einer der galantesten Fürsten es lachend duldete, daß sein angetrunkener Feldmarschall bei einem Gastmahle die Favorite mit Namen belegte, gegen die jede Gassenläuferin noch protestirt? Daß man bei schwelgerischen Hoffesten die Ausgänge durch die Wachen sperren ließ, um sich an der Verlegenheit der Gäste und zuletzt an den unausbleiblichen Folgen der Völlerei ergötzen zu können?

Wenn es dergestalt an den Höfen zuging, wie mußte es bei den Belustigungen des Bürgerstandes aussehen? Wie harmlos erscheinen dagegen die Unflätherein des Hans Wurst? Sie waren nur ein

Widerhall des Tones, der in den höchsten Bildungskreisen jener Zeit angegeben wurde.

Dies sind die Momente des inneren Verfalles der mittelalterlichen Kunst, nun haben wir zu betrachten, wie er sich in der lebendigen Bühnenpraxis und in den Schicksalen des Schauspielerstandes darstellte.

Andere Schauspielerbanden waren die Elenson'sche (von 1673 an in Wien), die Haak'sche in Sachsen u. a. Als Beispiel, wie damals die Bekanntmachungen lauteten, theilen wir einen Theaterzettel vom Jahre 1716 mit. Er lautet:

Mit hoher Obrigkeitlicher Bewilligung werden heut zum ersten mahl die Königlich Pohlnischen und Churfürstlich Sächsischen privilegirten Teul'schen Hofcomödianten denen respectiven Herren Liebhabern Curiauser Teutscher Schauspiele, mit einer sehenswürdigen und Intriguanten Staats-Action aufwarten, genannt

Nero,

der sechste römische Kayser

In den ersten 5 Jahren seiner löblichen Regierung.

Oder

Die Beleidigung aus Liebe.

Mit

Arlequin einem intreßirten Hof-Narren.

Spielende Personen sind:

Nero, der sechste römische Kayser
Octavia, dessen versprochene Braut
Tiridates, ein König von Armenien
Florisane, eine Printzessin so dem Tiridates in Mannskleidern nach Rom gefolget
Alindo, des Kayſers Liebling

Paßqvina, eine närrische und verliebte Cammer-Frau bei Hofe
Arleqvin, der Florisanen Bedienter
Ein Knecht
Etliche Bediente.

Den völligen Beschluß wird machen:
Ein lustiges Nachspiel.

Der Schauplatz ist auf dem großen Neu-Markt hinter den 2 Wilden Männern, in einer mit Dach-Pfannen bedeckten Bude, und gehet präcise um 5 Uhr an.

Die Person giebt par Terre 1 Marck, auf dem dem mittlern Platz und auf dem letsten 6 Schillinge. Die Logen werden a parte bezahlt.

NN Der Eingang ist nicht durch das Hauß, sondern durch einen mit Dielen belegten Gang.

Auf allen Ankündigungen der Haupt- und Staatsactionen ist Harlekin der Lockvogel, der das Publikum in die Tragödienfalle ziehen muß. Mancher Zettel trägt die Ueberschrift:

„Der sehenswürdige Schau-Platz extraordinairer Arlequinischer Lustbarkeiten".

Dann sind dessen verschiedene Verkleidungen angegeben, als z. B.:
ein Nacht-Schwermer
eine Junge-Magd mit ihrer Consortin
eine Baßgeige
einen possirlichen Hercules
eine artig inventirte Hauß-Laterne
ein lebendig Bund Stroh u. s. w.

Im Jahre 1721 kündigten diese sächsisch-hochdeutschen Comödianten in Hamburg die Hauptaction

„Olympia und Virenus oder der betrunkene Bauer" an, und die Inhaltsangabe begann folgendermaßen:

„Virenus, nachdem er öfters die verzuckerten Pillen von seiner geliebten Olympia Rubinlefzen gesogen, ihm aber einsmals diese ergetzende Unlust, weiß nicht warum, versaget, ist gesonnen, wegen der Verachtung, Olympia zu verlassen und sich mit der ewigen Freiheit wieder zu vermählen" u. s. w.

In der sehr beliebten Posse, welche diese Gesellschaft gab, „Spirito folletto, der durch 19malige Vorstellung den untreuen Liebhaber Horatio verfolgende Poltergeist der Isabella, mit Arlequin, einen von Geistern überall geplagten Passagier", verwandeln, dem Anschlagszettel zufolge, sich Orangen auf den Bäumen in Briefe, aus einer Bouteille wird rother und weißer Wein geschenkt, aus einer Pastete steigt eine Sonnenblume hervor, Horatio haut sie ab, und siehe da! der Isabella Kopf fährt heraus, ein Bette geht mit Horatio und Alequin in die Luft ꝛc.

Wie auffallend hatte sich also schon die Truppe, welche, zunächst auf Velthens folgend, den Vortritt nahm, in das Gauklerwesen geworfen, trotz der studirten und talentvollen Mitglieder.

In Berlin hießen die Comödianten zur Zeit Friedrichs III. Freudenspieler, wie man denn dort auch die Bezeichnungen Trauerspiel und Freudenspiel zuerst für Tragödie und Comödie eingeführt hatte. Die Gesellschaften spielten theils im Rathhause, theils in der königlichen Reitbahn, theils in hölzernen Buden. Friedrich Wilhelm I. schaffte die italienische Oper und das französische Schauspiel ab, begünstigte dagegen die Seiltänzer und Comödianten durch täglichen Besuch ihrer 4stündigen Vorstellungen.

Hier treffen wir auch auf ein Beispiel, wie weit die Haupt- und Staatsaction bis in die neueste Zeit nach ihren Stoffen griff. 1731 kündigte der Mark-

gräflich Baden-Durlach'sche Hof-Comödiant Titus Maas, der auch große englische Marionetten mit sich führte, „eine sehenswürdige, ganz neu elaborirte Hauptaction, genannt: die remarquable Glücks- und Unglücksprobe des Alexander Danielowitz, Fürsten von Mentzikoff, eines großen favorirten Kabinetsministers und Generalen Petri I., Czaaren von Moskau, glorwürdigsten Andenkens, nunmehro aber von den höchsten Stufen seiner erlangten Hoheit bis in den tiefsten Abgrund des Unglücks gestürzt, veritablen Belisary mit Hans Wurst, einen lustigen Pasteten-jungen, auch Scheirfax und kurzweiligen Wildschützen in Siberien" an.

Der Hof untersagte aber die Aufführung aus politischer Rücksicht.

Nirgends in Deutschland erfuhr das theatralische Leben eine so umfassende und reichliche Pflege, als in der Kaiserstadt Wien.

Bei dem derb-sinnlichen, lachlustigen Geschmacke eines behaglich heiteren Publikums, eines leichtblütigen Adels, bei der nachsichtigen Moral, welche das Jesuitenregiment eingeführt hatte, durfte der dreiste Humor nicht fürchten auf eine wählerische Kritik oder auf Anstandsbedenklichkeiten zu stoßen.

Der Hof unterhielt die luxuriöseste Oper. Die Ausstattung einer neuen Aufführung kostete oft an 60,000 Fl. Prächtige Theater wurden errichtet, in Wien sowohl als auf den Kaiserlichen Lustschlössern, wo man auch Gartenanlagen und Wasserwerke mit der Scenerie in Verbindung setzte und dadurch wahrhaft zauberhafte Vorstellungen zu Stande brachte; Lady Montague berichtet in ihrer Reisebeschreibung mit Entzücken von einer solchen. Ein glänzendes Ballet war mit der Oper verbunden und all diese Kräfte traten mit den großen Jesuitenspielen in Bund. Italienische Truppen von Stegreifcomödianten und

Pantomimen, auch mit geschickt gelenkten Marionetten versehen, schlugen in den verschiedenen Ballhäusern der Stadt oder in Theaterhütten — wie man die Buden nannte — ihre Bühnen auf, waren beliebt beim Volke und beschützt von den Cavalieren und dem Hofe. Auch französische Schauspieltruppen fanden schon früh in Wien eine günstige Aufnahme.

Den deutschen Schauspielen blieben die höheren Stände freilich immer noch stiefgesinnt und großentheils mochten sie es verdienen, das Volk indessen ließ sie nicht im Stiche. Die Wandertruppen nisteten sich ebenfalls in die Ballhäuser ein oder erbauten auf der Freiung, dem Judenplatze oder Neumarkt ihre Hütten, wo zu ebner Erdt 1 Groschen, auf den „für das adelige Frauenzimmer und den Cavalier zugerichteten Penken und Bühnen" aber 2 und 4 Groschen gezahlt wurde, und wo man Staatsactionen, besonders aber Burlesken gab, in denen die alten Lustigmacher Pickelhering, Riepel und selbst der halbvergessene Stockfisch ihre Schwänke trieben. Die Prinzipale hatten auch Tänzer und Equilibristen bei ihren Truppen, ja die italienischen Marionetten machte man sich zu Nutzen, und spielte, um dem Vergnügen Abwechselung zu geben, heut mit Menschen und morgen mit Puppen. Oft mag dabei das Urtheil zweifelhaft gewesen sein, welche von beiden Partheien sich hölzerner benommen habe.

Um die Weihnachtszeit waren die sogenannten Krippelspiele mit Marionetten sehr beliebt, es war dies die erste Hälfte des alten Osterspieles, von Erschaffung der Welt an bis zur Geburt Christi. So war das Mysterium hier zum Puppenspiel geworden, wie Haupt- und Staatsaction und Hanswurstcomödie es in unsern Tagen sind.

Von welcher Beschaffenheit also die meisten dieser Truppen sein mochten, läßt sich denken, und man ist

geneigt dem Umstande, daß die Abgabe, welche die Schauspieler von alten Zeiten her überall an Hospitäler und Armenhäuser zu leisten hatten, in Wien an das Zuchthaus gezahlt werden mußte, eine traurige Bedeutung beizulegen.

Von den Wandertruppen, welche in dieser Periode die Kaiserstadt besuchten, macht Schlager noch folgende namhaft: 1685 die des Peter Hilverding aus Salzburg, von 1690 an des Sebastian di Scio, 1692 die des Joh. Karl Samenhofer, Prinzipal der fürstlich Eggenberg'schen Comödianten-Compagnie, 1702 die des Balthasar Brumbach, 1707 der hochfürstlich Würtembergischen Hofcomödianten und 1709 die königlich Polnischen Hofcomödianten unter Jacob Hirschnack.

Der wichtigste Prinzipal aber ist Joseph Stranitzky, der schon 1706, associirt mit Joseph Hilverding und der Anna Maria Raffzerin, auf dem Neumarkte spielte, wobei die Denner'sche und Spiegelberg'sche Familien von der Velthen'schen Truppe ihn unterstützten. Diese Unternehmung war zwar nur eine vorübergehende, aber Stranitzky muß doch dabei so viel Beifall und Vertrauen zu seiner Persönlichkeit erregt haben, daß er, in Association mit einigen patriotischen Bürgern, deren eifrigster der Licentiat Radomin war, im Jahre 1708 im Ballhause der Teinfaltstraße ein Theater eröffnen konnte, das, als erstes Beispiel in Deutschland, die Stabilität des Volksschauspiels in Wien begründete.

Das Unternehmen war immerhin gewagt, denn die italienischen Truppen des Calderoni, Sebastian di Scio und Ristori standen bei Hof, Adel und Bürgern so in Gunst, daß der Magistrat, gerade als Stranitzky sein Theater eröffnete, beschlossen hatte, ein eignes Theater am Kärnthnerthor für Ristori's Gesellschaft zu erbauen.

Joseph Stranitzky, in Schweidnitz geboren, war nicht ohne Bildung. Er hatte das protestantische Gymnasium in Breslau besucht. Dort lockten die Jesuiten ihn durch Billets zu ihren glänzenden Aufführungen an sich und brachten in ihrem Bekehrungseifer, den von seiner Theaterlust geblendeten Burschen so in die Enge, daß der redlich meinende Rector Kranz eine List brauchen mußte, um ihn aus Breslau und nach Leipzig zur Universität zu retten. Hier aber ließ ihm das Theaterfieber nicht Ruhe, er trat zur Velthen'schen Gesellschaft und versuchte sich als Curtisan. Seine Verwandten entrissen ihn diesem Stande wieder und gaben ihn einem schlesischen Grafen auf die Reise nach Italien mit. Indessen fand hier seine Neigung gerade die willkommenste Nahrung an den Maskenspielen, mit denen er sich sehr vertraut machte. Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er wieder Schauspieler; mit welchem Glücke lehrt der Verfolg.

Er besaß die schriftstellerische Geschicklichkeit, welche in seiner Periode einem Prinzipale fast unentbehrlich war, in vorzüglichem Grade. Unzählige Staatsactionen und Burlesken hat er entworfen, ja andre humoristische Schriften in dialogischer Form herausgegeben, unter denen die „Olla potrida des durchtriebenen Fuchsmundi" am meisten gekannt ist.

Daß Stranitzky's Unternehmen gelang, ist wohl besonders dem richtigen Griffe, der Geschicklichkeit zuzuschreiben, mit welcher er seine Vertrautheit mit den italienischen Burlesken zu benutzen wußte, um in ihnen selbst ein deutsches volksthümliches Uebergewicht gegen das Fremde siegen zu machen. Die italienischen Formen, sammt den Masken des Pantalon, Leander und der Colombine, behielt er als Grundlage seiner Burlesken bei, aber er wußte ihnen volksthümliche und lokale Färbung zu geben und durch

diese Verschmelzung Hoch und Niedrig im Publikum zu gewinnen.

Am wichtigsten war es, daß er den Harlekin wieder zum alten deutschen Hans Wurst zurückformte. Nicht nur, daß er dadurch alle volksthümlichen Erinnerungen, alle alten Späße, alle Traditionen von den Fastnachtspielen her seiner lustigen Person wiedererwarb, er that noch mehr, er warf die conventionelle Maske des Spaßmachers fort, der bloß Possen trieb, um Possen zu treiben, und gab, mit wahrhaft schauspielerischem Takte, seiner lustigen Person eine wirkliche, menschliche Individualität. Er machte aus seinem Hans Wurst einen tölpelhaft pfiffigen, gefräßigen Salzburger Bauer; eine in Wien bekannte und belachte Gestalt, der er durch geschickten Gebrauch des Salzburger Dialektes vollständige Persönlichkeit verlieh. So wurde der grüne Hut von nun an das Symbol des grotesk Komischen.

Die Hauptstädter, stets geneigt, über provinzielle Lächerlichkeit ihre eigene zu vergessen, waren bald ganz und gar für ihren Hans Wurst eingenommen, und so schnell und sicher faßte, durch Stranitzky's Talent die deutsche Schauspielkunst in Wien Fuß, daß die italienische Gesellschaft sich auflösen mußte, und das für sie neu erbaute Theater am Kärthnerthore 1712 von Stranitzky bezogen wurde. Zwar mußte er nach sechs Jahren noch einmal den Schauplatz mit der Gesellschaft der Ferdinand Danese in wechselsweisen Vorstellungen theilen, aber auch diese abermalige italienische Invasion schlug er zurück, und somit war durch ihn das erste stabile deutsche Theater mit Kaiserlichem Privilegium gegründet.

Dies ist der einzige tröstliche Moment in dieser kläglichen Verfallperiode; der einzige Sieg, den wenigstens die Nationalität erringt, wenn auch nicht der gute Geschmack.

Rühriger Fleiß und eifriges Zusammenwirken ist der Stranitzky'schen Truppe gewiß eigen gewesen, sonst hätten sie diesen Erfolg nicht hervorbringen können. Geißler und Huber, zwei der ältesten Velthen'schen Genossen, traten hinzu; Gründler, Tilly und der berühmte Pantalon Leinhas gehörten ihr an.

Stranitzky verstand strenge Ordnung zu halten, die er durch den Spruch zu unterstützen pflegte: „Das Theater ist so heilig wie der Altar und die Probe wie die Sacristei.

Die Staatsactionen, deren Verfasser Stanitzky selbst ist, sind:

Triumph der Ehre und des Glückes oder Tarquinius Superbus mit Hans Wurscht den Unglückseligen Verliebten, durchgetriebene Hofschrantz, intressirten Kuppler, Närrischen Großmütigen und Tapferen Schloß Stürmer.

Die Enthaubtung des Weltberühmten Redners Ciceronis mit Hans Wurscht dem seltsamen Jäger, lustigen Falliirten, Verwirrten Briefträger, lächerlichen Schwimmer, übel belonten Botten ꝛc., daß übrige wird die Action selbst vorstehlen.

Die gestürzte Tyranney in der Person des Wüttrichs Polifonte oder Triumph der Liebe und Rache mit Hans Wurscht, den getreuen Spion, einfältigen Soldaten, leichtsinnigen Liebhaber und was für Lustbarkeiten ferner seyn, wird die Action selber vorstehlen.

Nicht diesem, dem es zugedacht,
Sondern dem das Glücke lacht.

oder der großmütige Frauenwechsel unter königl. Personen mit Hans Wurscht den Verrätherey-Intriganten und übel belonten Liebes Envoye.

Sieg der Unschuld über Haß und Vorrätherey oder

Scepter und Krone
Hat Tugend zum Lohne.

mit Hans Wurscht den Doctor in der Einbildung und seltsamen Complimentario.

Die glorreiche Marter deß Heiligen Joannes von Nepomuck unter Wenzesla dem Faulen, König von Böhmen und der politischen Staats-Streiche und verstellten Einfald des Doctor Babra, eines großen Favoriten des Königs giebt denen Staats-Scenen eine modeste Unterhaltung."

Dies Stück ist im Manuscript wieder ein seltsames Gemisch von scizzirter Improvisation, aufgeschriebener Prosa und holprichten Alexandrinern. Der Lustigmacher darin heißt Meister Hans und ist Prageriſcher Freu-Mann (?) und Gevatter des Königs.

„Die Verfolgung auß Liebe oder die grausame Königin der Tegeanten Atalanta mit Hans Wurst den lächerlichen Liebs Ambaasadeur, betrogenen Curiositäten-Seher, Einfältigem Meichl-Mörder. Interessirten Kammerdiener. Uebelbelonten Beeder-Achselträger. Unschuldigen Arrestanten. Interessirten Aufstecher. Wohlexercirten Soldaten und Inspector über die bei Hoff auf der Stiegen essenden Gallantomo ꝛc. ꝛc.

Diese Stücke sind alle sehr platt und langweilig und aus Gemeinplätzen gemacht, auch sucht man oft vergebens nach den Situationen, in welchen Hans Wurst auf dem Titel verkündigt ist; man sieht, diese Herrlichkeiten sind oft eine leere Lockspeise.

Auch die Burlesken, welche Stranitzky als Nachspiele gab, sind denen der norddeutschen Truppen ähnlich. Der italienische Ursprung der Intriguen ist unverkennbar. Sie sind mit Arien und Duetten ausgestattet, wovon Stranitzky und seine Nachfolger eine ansehnliche Sammlung veranstaltet haben, um diese oder jene Piece immer wieder als Einlage brauchen zu können. Es wurde hier mit der Poesie sehr praktisch hausgehalten.

Kein Zweifel ist, daß Stranitzky's Darstellungsweise mit der rohen und platten Manier seiner schriftstellerischen Productionen gleichen Schritt hielt; sie ging schlechterdings auf Possenreißerei aus. Aber er hatte sie mit einer gewissen Treuherzigkeit seinem Publikum so vertraut gemacht, daß man bis in sein hohes Alter selbst die verbrauchten Späße immer wieder als liebe Bekannte willkommen hieß.

Hier bildete die Stabilität des Theaters, die lange tägliche Bekanntschaft des Publikums mit seinem Lustigmacher, zum ersten Male in Deutschland jenes vertrauliche Verhältniß beider zu einander aus, das dem Schauspieler eine so große Sicherheit verschafft und ihm das Recht des Hofnarren giebt: auch Lieblingsneigungen und Thorheiten seines großen Herren, des Publikums, angreifen zu dürfen. Dies ist ein Verhältniß, in dem die einmal gewonnene Lachlust der Menge, wie ein wohlangelegtes Kapital, ohne Mühe und Arbeit Zins zu Zinsen schlägt und dermaßen anwächst, daß wenn sich nur die bekannte Stimme hören läßt, nur die Nase des Komikers aus der Coulisse guckt, schon Jubel und Gelächter das ganze Haus erfüllt.

Stranitzky war der erste deutsche Komiker, der diese Frucht einer zwanzigjährigen Vertrautheit mit seinem Publikum genoß. Aber er dachte nicht, sie egoistisch mit in's Grab zu nehmen, sondern als er die Abnahme seiner Fähigkeiten fühlte, war ihm, wie einem guten Herrscher, daran gelegen, den Pritschenscepter auf einen würdigen Nachfolger zu vererben. Er verschrieb 1725 Gottfried Prehauser, der sich seit einigen Jahren bereits einen Ruf als Hans Wurst erworben hatte.

Er war 1699 geboren, der Sohn eines gräflichen Hausmeisters in Wien und hatte früh als Feldpage eine Campagnie in Ungarn mitgemacht. Mit siebzehn

Jahren war er bei einer zusammengelaufenen Bande in einer Wiener Vorstadt aufgetreten, dann mit einem Marionettenspieler, hierauf mit verschiedenen Wandertruppen umhergezogen, und hatte mit Glück die Liebhaber und Prinzen gespielt. Nur die Noth der Gesellschaft und seines Prinzipals Hilverding inständiges Bitten hatte ihn 1720 bewogen, den Hans Wurst zu übernehmen. Es geschah gerade zu Salzburg, und er hatte dort Gelegenheit, die provinzielle Färbung, welche Stranitzky dem Hans Wurst gegeben, sich anzueignen. So war er um so mehr geeignet, dessen Nachfolger zu werden, und nachdem er nun noch einige Jahre, meistens als Prinzipal, Schlesien, Böhmen, Mähren und das Reich durchzogen, nahm er Stranitzky's Ruf an.

Anfangs spielte er neben diesem in Wien die zweiten komischen Rollen, bis Stranitzky die Umstände für einen der seltsamsten Acte der Theatergeschichte reif hielt.

Eines Abends nämlich, nach Beendigung der Vorstellung, die seinen Zwecken günstig gewesen, trat Stranitzky hervor und sprach zum Publikum: „Wollen Sie wohl einem alten Manne, der Ihnen manchen vergnügten Abend gemacht hat, eine Bitte gewähren?" — „Ja! Ja!" rief das Publikum mit einem Munde. Stranitzky ging in die Coulisse und brachte Prehauser hervor. „Nehmen Sie diesen jungen Mann als meinen Nachfolger an, ich finde Keinen fähiger, meinen Platz zu besetzen." Alles war still; theils mochte der Gedanke: den alten Hans Wurst an der Grenze alles Witzes zu sehen, für das Publikum etwas Wehmüthiges haben, man mochte daher durch schnelle Einwilligung ihn nicht kränken, theils war das Vertrauen zu Prehauser wohl auch noch nicht hinlänglich befestigt. Der Moment war kritisch. Prehauser bewies gewiß nicht geringen

hanswurstlichen Takt, daß er plötzlich auf beide Kniee niederfiel, die Hände drollig gegen das Publikum ausstreckte und ausrief: „Meine Herren! ich bitte Sie um Gottes willen, lachen Sie doch über mich!“

Alles lachte und klatschte, indem Stranitzky ihm jetzt feierlich die Pritsche einhändigte. Prehauser hatte gewonnenes Spiel, und jener Fußfall gab ihm bald das Recht, sich Alles zu erlauben.

Der große Haufe ist wie ein großer Herr; wer sich vor ihm demüthigt, darf nachher unverschämt sein.

Stranitzky starb zu Ende des Jahres 1727. Er hatte Vermögen erworben, besaß zwei Häuser, deren eines auf dem Salzgrieß noch lange nachher das Hans Wurstische Haus genannt wurde, nnd in welchem — eine seltsame Ironie des Schicksals — nach vierzig Jahren die Literaten sich zu versammeln pflegten, welche unter Sonnenfels Vorkampfe den Hans Wurst und die Stegreifspiele von der Wiener Bühne vertrieben.

Stranitzky's Privilegium wurde 1728 für zwanzig Jahre auf zwei italienische Hofkapellisten, Berosini und Sellier, übertragen.

Es war die Zeit der Gunst und Erndte für die Ausländer an den deutschen Höfen, und Italiener insbesandere werden wir noch lange, ja selbst bis in die neueste Zeit, an der Spitze unserer Theater sehen, welche die Blüthe des nationalen Geistes, also doch wenigstens in Haupt und Gliedern deutsch sein sollten.

Die Impressarii eröffneten noch ein zweites Theater im Ballhause auf dem Franziskanerplatze, engagirten eine italienische Opera buffa, die nun, mit der deutschen Truppe abwechselnd, in beiden Häusern spielte. Man sieht, wie ergiebig der Wiener Boden für theatralische Unternehmungen war.

Die deutsche Gesellschaft hatte indeß 1726 ein vortheilhaftes Talent in Andreas Schröter erworben,

der den Bramarbas trefflich spielte, und Prehauser übertraf seinen Vorgänger nach kurzer Zeit. Er besaß mehr wirklich komische Kraft, mehr mimisches Talent als Stranitzky, und wenngleich seine Lazzi und Possen den Hans-Wurst-Charakter behielten, wenngleich er in den tausendfachen Verkleidungen, in denen Hans Wurst in den Stegreifsburlesken zu erscheinen pflegte, ebenfalls übertrieb, so that er es doch immer auf Grund der Natur. Seine Caricaturen blieben noch unverkennbare Menschen, verloren sich nie ins Fratzenhafte. So konnte er in späteren Jahren sogar in regelmäßigen Stücken Rollen übernehmen; den Just in „Minna von Barnhelm" soll er vortrefflich gespielt haben.

Einstweilen trieb die Wiener Bühne allen Unfug der Farcen und des Stegreifspieles lustig fort. Durch immer vermehrte Beimischung opernhafter Elemente, durch Decorationsverschönerungen, welche die Impressarii vornahmen, wurde die Vorstellung immer bunter; leere Schau- und Lachlust blieben die Stützen des Theaters.

So war denn von Wien nichts weniger, als eine Veredlung der mittelalterlichen dramatischen Elemente zu erwarten; aber es leistete dem Vaterlande den wichtigen Dienst, den ganzen Krankheitsstoff des schrankenlos Grotesken an sich zu ziehen und den letzten Kampf einer wilden Crisis auf sich zu nehmen, die wir später beobachten werden.

Wir haben uns zu den übrigen Wandertruppen zurückzuwenden.

Die Spiegelberg-Denner'sche Familie, welche sich 1710 als selbstständige Bande von der Velthen'schen Gesellschaft abzweigte, machte sich durch ihre Wanderungen nach Dänemark, Norwegen und Schweden merkwürdig. Es waren die ersten Abentheuerzüge, welche die deutsche Schauspielkunst in

fremde Länder unternahm, denen es denn auch an Beschwerden, Gefahren und seltsamen Begebenheiten nicht fehlte.

In Schweden bei einer Vorstellung vom Falle Adams, als die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit in der Glorie erschien, fielen die zahlreich anwesenden Landleute andachtsvoll auf die Knie.

Als nach einer tagelangen Irrfahrt auf dem gefrornen Belt, die Gesellschaft, bei der heftigen Kälte in alle möglichen Theatercostüme gehüllt, an's Land trat, wußten die bestutzten Gothländer nicht, ob sie die wunderbaren Gäste verehren oder fürchten sollten. Bei dieser Gelegenheit hatten sich alle Frauen der Gesellschaft die Füße erfroren, einer Tochter Denner's mußten die großen Zehen beider Füße abgelöst werden — ein blutig Opfer auf Melpomenens Altar — und erst nach fünf Monaten konnte sie, und auch nur sitzend, in Braunschweig während der Messe agiren.

Diese Truppe giebt uns schon das vollständige Bild des Budencomödiantenwesens, sie nannte sich „weltberühmte hochdeutsche Comödiantenbande", gab ihre Anschlagszettel auf den ganzen Bogen, während Velthen nur ein Quartblatt ausgegeben hatte, verzierte sie auch mit allerlei Holzschnitten und Versen. Bei der Ankündigung einer Nachcomödie „alte Weiber jung zu machen" stehen z. B. folgende Reime:

„Wer eine Alte hat, der bring sie heut zu mir,
ich stelle sie zur Lust in der Comödie für.
Wie ich die Alten jung und lieblich machen kann,
Drum sehen Sie's mit an, wie ich's verrichten kann."

Die Schlußanzeige aller Zettel lautete in Hamburg:

„Hier in der Fuhlentwiet, dem Bremer Schlüssel über,
Da giebt man 16, 8, 4 Schilling und nichts drüber.
Es wird präcis fünf Uhr bei uns gefangen an,
Das ist allzeit gewiß und hiermit kund gethan."

Von Spielberg's Truppe zweigte sich 1725 die „auserlesene und gewiß remarquable hochteutsche Comödianten-Compagnie" Förster's ab, eines Zwickauer Predigers Sohn, der auch Marionetten mit sich führte, und auf dessen Bühne heute die Menschen, morgen die Puppen, ja zu Zeiten beide in anmuthiger Vermischung agirten. Es ist merkwürdig genug, daß dennoch bei seiner Bühne talentvolle Schauspieler sich bemerkbar machten. Nicht nur zeichnete seine schöne Frau und deren Schwester sich aus, sondern der nachmals berühmte Schönemann debütirte hier 1725, Lambert, Knaut, Rainer, Risch blieben lange angesehene Namen, Ludovici — ein Wittenberger Magister — und Wezell zeichneten sich ganz besonders durch ihre Fruchtbarkeit in Erfindungen von Haupt- und Staatsactionen aus. Wezell rühmte sich, in zwei Nächten ein solches neues Stück verfertigen zu können, er war der Schöpfer des berühmten „Tamerlan", von welchem sich wenigstens der Anschlagzettel erhalten hat, auf dem wir auch noch eine jener moralischen Betrachtungen über den Inhalt finden, wie Velthen sie eingeführt hatte.

Dieser Zettel lautet folgendergestalt:

Der auf eine seltsame Art triumphirende
TAMERLAN.
Oder
Die spielende Fortuna.
Bei der Person
Des von dem Gipfel des Glücks in den Abgrund der Verzweifflung gestürtzten
BAJAZETH
Vorher sehr stoltzen endlich aber gedehmütigten Türkischen Kayfers
Oder
Der weibliche Arlequin.

Avertissement.

Nichts ist wohl in der Welt unbeständiger, als das unbeständige Glück selbst, weil es öfters ganz unvermuhtet aus einem Fürsten einen Sclaven und aus einem Bauren einen Edelmann machet; Und wer heute Kronen trägt, kann öffters des morgenden Tages nicht eines Pfennigs Herr seyn, dieweil sich niemand vor seinem Ende glückselig preisen kann.

Eben diese Worte erinnte sich ehemalen der von dem König der Perser gefangne und zum Holtz Stoß verdammte Lydier König Crösus, daß Solon auf Befragen: Wer wohl auf der Welt der Glückseligste wäre? die Wahrheit geredet, wenn er gesprochen:

Nemo ante Obitum beatus.

Eben ein gleiches siehet man an dem heute in unserer Action vorkommenden Bajazeth, der sich gleichsam gantz hochmüthig einen Herrn der Welt nennete; allein ehe ers sich versahe, wurde aus einem so großen Kayser ein Sclave, ja noch weniger als ein Sclave des Tamerlans, indem er auf Befehl desselben in einem eisernen Kefig mit Ketten geschlossen zur Schau herum geführt wurde, worin er sich denn endlich aus Verzweifelung getrieben, den stoltzen Schedel eingestossen.

Und dieses ist der Grund, worauf unsere heutige Action beruhet.

Was aber den Tamerlan betrifft, so werden seine barbarischen Thaten, so viel es der Schauplatz zulassen will, heute einigermaßen vorstellig gemacht welcher wegen seiner Grausamkeit, da er gleichsam (wie Attila) eine Blut-Peitsche und Züchtiger der Tyrannen genennet, als ein Tyranne selbst seinen Lohn empfangen, indem er von seinen Anhängern bald aus dem Wege geräumt worden.

Die Liebes-Intriguen zwischen Bajazeth und seiner

verlassenen Braut Maêcha, die ihm als ein Narre verkleidet bis in das Lager des Tamerlans unerkannt gefolget, werden die Pieçe adouciren; weil auf diese Weise ein Frauenzimmer vor heute eine lustige Person vorstellet, daher auch die Comödie betitelt worden

Der weibliche Harlequin.

Daß Prinzipale, wie Förster, die Lokalgeschichte der Städte, die sie besuchten, zu ihrem Vortheil ausbeuteten, ist ganz begreiflich. So führte denn Förster in Hamburg auf: „eine recht sehenswürdige Hauptaction: die bie bekannten Seeräuber Claus Störzenbecher, Gädche Michael, Wiegmann und Wiegbold. Wie dieselben in dem heiligen Lande gefangen genommen, in Hamburg auf dem Grasbrock nebst 150 Mann zu öffentlicher Execution sind gebracht worden." Auf dem Anschlagzettel war im Holzschnitt das Schaffot abgebildet, auf welchem der Scharfrichter so eben einem der Seeräuber den Kopf abschlug, während verschiedene andere schon am Galgen hingen und auf's Rad geflochten worden waren.

In diesem Mordspektakel wurde denn, nach alter Weise, ein großer Aufwand von Kälberblut gemacht, nachher aber ein lustiges Nachspiel: „Harlekin, die lebendige Uhr" aufgeführt.

Förster gab später seine Gesellschaft auf und wurde Canzelliſt und Bauschreiber beim Herzog von Hildburghausen.

Von einem Prinzipal Frise, der sich noch 1734 in Hamburg mit seiner Bande präsentirte, giebt uns ein Anschlagzettel den Beweis von der langen Fortdauer der Velthen'schen Einrichtung desselben. Auch hier finden wir noch einen biblischen Gegenstand und die moralische Nutzanwendung, welche sicherlich aus jener früheren Epoche stammt.

Der Zettel lautet:

Mit gnädiger Bewilligung einer Hohen Obrigkeit,
werden heute Dienstag, als 19. Juni 1734,
Auf vieler Vornehmen Begehren,
Die allhier anwesenden Hoch-Teutschen
COMOEDIANTEN
Allen curieusen Liebhabern Teutsch-Theatralischer Piecen auf einem ganz neuen Theatro, mit galanten Kleidungen und Auszierungen, unter einer angenehmen Instrumental-Music, untermischten Arien, Balletten und Täntzen, aufführen,
Eine vortrefliche und recht sehens-würdige Haupt-Action, betitult

Die im Schosse der Wollust ertödtete Stärke,

Oder:
SIMSON und DAELILA.
Mit
Arlequin, einem lustigen Jäger, Hochzeit-Bitter und interessirten Kuppler.

Inhalt:

Tugenden und Laster sind die Begleiter des Menschlichen Lebens, doch mit diesen Unterschied, daß, da jene uns ein Pharus sind, welcher uns zur Wohlfahrt führet, diese im Gegentheil auf dem grossen Welt-Meer zu Syrenen werden, deren Schmeicheleien, wie lieblich sie auch scheinen, denen bezauberten Ohren einen gantz gewissen Weg zu ihrem unvermeidlichen Verderben eröffnen. Die Wahrheit des letztern bestättigt in seiner unglückseeligen Person der Israelitische Hercules, oder, damit wir ihn bey seinen rechten Nahmen nennen, Simson in Israel. Die gantz ungemeine und fast übernatürlichen Qualitaeten dieses Helden setzten, setzten ihn so wohl bei seiner eigenen Nation, als auch bei den angräntzenden Philistern in

solches Ansehen, daß auch die blosse Benennung seines Namens schon capable war, einem jeden, der ihn sahe, eine sonderbare Ehrerbietigkeit zu inspiriren. Hätte nun dieser Simson in denen Schranken der Tugend, den Wandel seines Lebens geführet, so würde er das Schloß seiner Glückseligkeiten auf Marmor und Diamant gegründet haben; weil er aber auf die Thorheit der Wolluſt verfiel, und nicht glaubte quod sub hac herba anguis lateret, so muste er das Labyrinth seines Untergangs mit eignen Händen bauen. Die Historie davon ist jedermann bekannt, weil sie aber ihren Circumstantiis nach, mehr Welt- als Geistl. ist, so haben wir uns Theatralische Freyheit genommen, die Serieusité der Materie mit ein und anderer Lustbarkeit zu produciren, wovon der Augenschein hoffentlich das gesuchte Contentement geben wird.

Praesentationes:

1. Simsons Löwen Kampf.
2. Des erlegten Löwens Aas, in welchem ein Bienen-Schwarm und Honig gefunden wird.
3. Wie Simson, vermittelst zusammen gebundenen Füchsen, das Korn der Philister in Brand gestecket.
4. Die Niederlage der Philister durch einen Esels-Kinnbacken, aus welchem Wasser springt.
5. Wie Simson die beyden Thüren an dem Stadt-Thor zu Gasa aushebet und davon trägt.
6. Simsons dreyfache Stärck-Proben.
7. Dagons Tempel, welcher einfällt, und alle darinnen befindliche Philister, nebst dem Simson, erschlägt.

Ballette und Täntze:

Solche werden im Wercke selbst zu sehen sein.

Nach Endigung der Haupt-Action soll eine extra lustige Nach-Comödie den Beschluß machen.

Der Schau-Platz ist in der Fulen-Twiete, neben dem Bremer-Schlüssel über, in der grossen Comödien-Bude und wird präcise um 5 Uhr angefangen. Der beste Platz gilt 1. Marck, der andere Platz 8. Schilling, und der letzte Platz 4 Schilling.

Nach Copenhagen führte schon 1712 ein Herr von Quoten eine deutsche Truppe, und muß doch wohl durch die Haupt- und Staatsaction so viel Sensation erregt haben, daß Holberg dadurch zu seiner Parodie „Ulysses von Ithacien" veranlaßt wurde.

Unter dem Prinzipal Lorenz, dem das Weimarische Privilegium von Möller überkam, zeichnete sich der berühmte Eckenberg zuerst durch sogenannte Starkenmanneskünste aus, die ihn zu großem Ansehn brachten. Er war ein Bernburger Sattlergesell, heirathete, als er seine Equilibristen-Fähigkeit erprobt hatte, eine Seiltänzerin, und seine Körperkraft und ihre Geschmeidigkeit müssen merkwürdig genug gewesen sein, weil er dadurch ein für jene Zeit bedeutendes Vermögen von 48,000 Rthlrn. erwarb, in Berlin ein Privilegium erlangte, 1734 ein eigenes Schauspielhaus erbaute, Comödianten um sich sammelte und sich nun als Tyrannenagent, Seiltänzer, Voltigirer, Luftspringer und starker Mann mit allerlei Actionen, aber auch mit großen italienischen lebendigen Schattenspielen in allen großen Städten sehen ließ. Den König von Dänemark bezauberte er dergestalt, daß dieser ihn in den Adelstand erhob. Im Gegensatze zu seiner brillanten Carriere wurde einer seiner beliebtesten Schauspieler Einsiedler und starb als „Bruder Hummel" im Geruche der Heiligkeit.

Unter den unwürdigsten Banden wird die 1720 von Haßkarl gestiftete genannt, welche in den Bädern umherzog. Sein vornehmster Schauspieler Markgraf figurirte als ein Ausbund brutaler Gemeinheit, pflegte auch in seinen Reden dergestalt stecken zu bleiben, daß darüber wiederholentlich der Vorhang fallen mußte. Ein gewisser Holzward übernahm die Truppe und trat damit 1726 in Dienst des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, der freilich nur fünf Jahre währte, aber doch das ehemalige Beispiel eines Hoftheaters darbietet. Hier rangirten die Schauspieler wieder mit den Lakayen und zwar ganz augenscheinlich, denn sie mußten herzogliche Livree tragen.

Einer der ältesten Prinzipale war Johann Ferdinand Beck, der eine „hochfürstlich Waldeckſche privilegirte hochdeutsche Hofcomödianten-Gesellschaft" führte. Er hatte sich als Hans Wurst und Zahnbrecher schon 1703 durch einen Kupferstich verherrlichen lassen, in dessen Unterschrift er unter Anderem sagt:

Ein Künstler der ich bin, wer dieß nicht glauben will,
Setz' sich auf einen Stuhl und halte mir nur still,
Ich nehm' die Zähne aus, subtile und behände,
So hat der Schmerz, die Qual auf einmal gleich ein Ende.
Ich bin ein solcher Mann, der noch viel mehr kann machen,
Wer mich agiren sieht, den mache ich zu lachen u. s. w.

Dieser Doppelkünstler vom Pelikan und von der Pritsche hatte aber eine künstlerisch merkwürdige Seite: er hatte den Hans Wurst weder italienisirt, noch, wie Stranitzky, seinen Charakter geändert. Er conservirte den alten rohen Gesellen in Gestalt und Wesen und kündigte noch 1736 in Hamburg die Haupt- und Staats-Action: „Das große Ungeheuer der Welt,

oder Leben und Tod des ehemals gewesenen kaiserlichen Generals Wallenstein, Herzog von Friedland, mit Hans Wurst" an.

Unter den amphibischen Marionetten- und Comödiantentruppen wurden die von Kuniger und dem Schneider Reibehand sprüchwörtlich, um Gauklerwirthschaft zu bezeichnen. Der Letztere schaffte endlich die Menschen ganz ab und hielt sich an die Puppen, weil diese, wie er versicherte, ihm niemals Verdruß gemacht hätten. Unter seinen Schauspielern befand sich Franz Schuch, der den Harlekin am längsten in Ehren erhalten hat.

Elenson's Schwiegersohn, der sogenannte Dresdener Müller, ferner Richter, auch der Hessen-Cassel'sche Hofcomödiant Stoll und der Weissenfelser Hoftrompeter Scheller mögen auch als Prinzipale des nördlichen und westlichen Deutschlands zu nennen sein; in Baiern, Salzburg, Oestreich, Steyermark, Böhmen und Mähren zeichneten sich Peter Hilverding, genannt Pantalon de Bisogny, Tilly, Geißler, Markus, Brunius und die Wittwe Feld aus.

Diese zigeunerhaften Banden schleppten in buntem Gewimmel den Thespiskarren durch alle Strapatzen und Wechselfälle launischer Erfolge, um einander den Bissen Brod abzujagen, den die Schau- und Lachlust der Menge sich abgewinnen ließ. Nach Velthen's Tode läßt sich von keiner Truppe mehr behaupten, daß sie auf etwas Anderes als den Erwerb ausgegangen sei.

Die Concurrenz, ein wohlthätiger Sporn für die Industrie, erweist sich künstlerischen Productionen immer nachtheilig, weil sie zu verflachender und avilirender Augendienerei gegen den großen Haufen treibt, und den Pöbelgeschmack zum Maßstab der geistigen Entwicklung macht. Die steigende Concurrenz hetzte

nun die Truppen einander auf die Ferſen; aus einem Bankerott in den andern, flüchteten ſie zur elendeſten Gaukelei.

Die Denkwürdigkeiten, welche ein beliebter Harlekin geſchrieben, geben von dieſer Budenpraxis einige Proben. So erzählt er: „Meiſtentheils mußte die luſtige Perſon Vormittags zu Pferde die Ankündigung der Stücke auf den Straßen machen, wo nicht in völliger Kleidung, doch unter einer Schellenkappe und einer Brille auf der Naſe. Wenn der Spaßmacher bei guter Laune war, ſaß er wohl verkehrt auf dem Pferde und hielt den Schwanz in der Hand. Nach dreimaligem Trommelwirbel las er die Anſchlagszettel vor, er mußte dabei ſchnarren, lispeln oder durch die Naſe reden, die Zettel vertheilen, auch an öffentlichen Plätzen oder den Hauptecken ein auf Wachstuch gemaltes Bild auseinanderrollen, worauf alle das Wunderbare des zu gebenden Schauſpiels mit lebhaften Farben aufgetragen war.“

Alle dieſe widrigen und bettelhaften Zuſtände, welche ihre Analogie heut zu Tage kaum bei den elendeſten Provinzialbanden finden, die ganz außerhalb der Beurtheilung des theatraliſchen Lebens liegen, erzwingen hier eine ausführliche Betrachtung, weil ſie in dieſer geſchichtlichen Epoche leider die ganze Schauſpielkunſt allein repräſentiren. In dieſem kläglichen Aufzuge, geſtützt auf die Gemeinſchaft mit Marionetten, auf Equilibriſten-, Taſchenſpieler-, Gaukler- und Zahnbrecherkünſte hat der Schauſpielerſtand im erſten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts ſich in der Achtung der Nation den furchtbarſten Stoß gegeben. Auch nicht eine einzige Truppe vermochte dem Geiſte und der Würde der Bühne Anerkennung zu verſchaffen.

Verſchwunden war der friſche unternehmende Ton der Studententruppen, die, wenn auch in falſche Rich-

tungen verirrt, doch immer noch auf Geist und Wissenschaft sich stützten, die, wenn auch roh und ungebehrdig, doch Schwung und Begeisterung bewahrten. Nur ein abgestanden pedantischer Handwerksgeist war zurückgeblieben. Und Glück genug, wo sich der nur erhielt, denn jetzt bildeten sich die Truppen aus zusammengelaufenen Leuten, hier und da mit Talent, selten mit den nothdürftigsten Kenntnissen ausgerüstet, nur durch den gemeinsamen ungewissen Erwerb, durch ihre Absonderung von der übrigen bürgerlichen Gesellschaft und durch ein Zunftwesen zusammengehalten, das dem getreu mittelalterlichen Charakter dieser untergehenden Kunstepoche nicht fehlen durfte.

Zunftgruß und Spruch galten unter ihnen, wie bei den Handwerkern, theilweis noch bis in die Mitte des Jahrhunderts. Nach den streng gesonderten Rollenfächern ließ sich ein Jeder tituliren: Herr Königsagent, Tyrannenagent, Curtisan, Harlekin, Pantalon u. s. w., und mit um so größerer Eifersucht und Steifheit wurde auf Anerkennung des Ranges im abgeschlossenen Kreise des Standes gehalten, als dieser Kreis der einzige war, in dem sie galt.

Iffland giebt uns, aus der ihm noch nahen lebendigen Tradition, folgende Schilderung dieser Verhältnisse: „Den allertragischsten Helden mußte der zweite Held zuerst grüßen, wogegen jener nur erwiderte. Die, welche die Vertrauten spielten, waren baarhäuptig, so wie der erste Held oder Tyrannenspieler sich blicken ließ. An öffentlichen Orten hatten die ersten Häupter ihre Plätze allein, die andern wichen von selbst und durften nur auf herablassende Ladung sich nähern."

Hierzu muß noch ergänzt werden, daß damals die Anciennität das größte Gewicht unter den Comödianten hatte und daß die herrschsüchtigen Launen, welche heut zu Tage von den blühenden Talenten geltend

gemacht werden, damals von Seiten der alten, langgedienten den Prinzipalen die Köpfe warm machten. Bis zu dem Wendepunkte, wo das Alter unfähig wird, und wo es dann auch erbarmungslos über Bord geworfen wurde, war es eine Macht bei den Truppen, die dem Prinzipal unbequem fiel, dem jüngeren Schauspieler aber wohlthätige Scheu und Ehrfurcht einflößte und eine geordnete Gliederung der Gesellschaft erzeugte. Der Handwerksgeist documentirte sich darin vollständig.

„Ein Neuling — so erzählt Iffland weiter — konnte nur durch Dienstjahre das Recht erlangen, in Gegenwart älterer Mitglieder bedeckt zu erscheinen. Ein Wort über das Spiel der älteren Glieder ward für ein Zeichen des Wahnsinns genommen. Ein Tadel eines zu gebenden oder gegebenen Stückes war ein Verbrechen, worauf Absonderung oder Ausstoßung erfolgte. Die Aufnahme eines neuen Mitgliedes in die Schauspielerzunft geschah mit der größten Umständlichkeit. Die erste Frage an den Neuling war: „Kann der Herr eine Zepter-Action machen?" Hierauf wurde ihm ein Commandostab eingehändigt, mit welchem er probiren mußte, entweder ihn feierlich in der Hüfte ruhen zu lassen, oder damit fernhin in das unbekannte Land gebieterisch zu deuten. Bewährte sich dabei ein Geist, welcher Formalität wittern ließ, so ward ihm eine donnernde Rede abbegehrt. Konnte diese das Kopfnicken der alten Gesellen erlangen, so trat das Oberhaupt vor, an den Neuling heran und sprach folgende Worte: „Ist der Herr eines Paars schwarz sammtner Beinkleider mächtig?" Konnte diese Frage bejaht werden, so war mindestens die Fähigkeit entschieden, angenommen werden zu können. Diese erfolgte nun nach Anmahnung und Angelobung zu Gehorsam, Arbeit und Demuth — Dinge, die in der neueren Kunstperiode etwas in Vergessen-

heit gerathen sind — oder man trank langsam und viel mit dem ehrenwerthen Kollegen, ließ ihm einen Gedächtnißthaler in den Seckel gleiten, beschenkte ihn mit vielen Lehren und ließ ihn weiter ziehen.

Selten erschienen die ersten Trauerhelden im gemeinen Leben ohne Degen, die Prinzipale ließen wohl auch am Degengehänge, welches üppig unter dem Westenschooße hervordrang, etwas von mancherlei bunten Steinen wahrnehmen.

Das Oberhaupt allein trug eine Scharlachweste mit Gold besetzt; auch Permissionsweste genannt, weil sie den Besitzer der Privilegien kenntlich machte. Jüngere Mitglieder strebten nach einem Tressenhute; und ihr irdisches Wohl war begründet, wenn sie zu Atlas-Unterkleidern zu gelangen wußten. Die Farbe davon wählten sie gewöhnlich in Rosa oder einem brennenden Carmoisin.

Diese Männer hatten unter sich keine Gesetze, aber Uebertragung von Gebräuchen und Herkommen, auf welche sie mit Steifsinn hielten.

Es war alles so zunftgerecht, innungsmäßig und undurchdringlich, daß keine Macht und kein Ansehen die unbeträchtlichste Veränderung in dem geschlossenen Ganzen hätte hervorbringen können.

Wenn aber auch das Innere ihrer Vorstellungen steif oder seelenlos, wohl auch grenzenlos übertrieben blieb, so war doch das Aeußere durch feste Regeln in Zusammenhang gebracht.

Die Art ihres Auftretens, ihres Beisammenseins, wo keine Gestalt unbescheiden in den Wirkungskreis der andern treten durfte, die äußeren Ehrenbezeugungen, womit sie sorgfältig Stände zu unterscheiden wußten, die Art, wie sie hinzukommende Personen in den Halbkreis treten ließen, die Art, womit die, welche nicht in den Halbzirkel treten durften, gleichwohl im Blicke des Zuschauers erhalten wurden, wie die Per-

sonen aus dem Zirkel traten und wie sie die Bühne verließen — die Bestimmtheit, womit die sogenannten Theatercoups bis zur Unfehlbarkeit geübt wurden — alle diese Dinge hatten bestimmte Formen und Regeln, welche dem Ganzen Rundung gaben."

Diesem Bilde mögen die vorher schon erwähnten Denkwürdigkeiten eines Harlekins, nach der burlesken Seite hin noch einige Züge hinzufügen, die uns deutlich das unveränderte Wesen des Lustigmachers veranschaulichen.

Harlekin kam mit einem Paar Seitensprüngen und einer lächerlichen Reverenz zum Vorschein, blieb in der Position des pas de Basque, beide Hände auf den Griff der im Gürtel steckenden Pritsche gelegt, stehen, und debütirte etwa mit folgender Rede: „Ich habe Appetit, hochverehrteste Gesellschaft, denn der Tambour meines Magens schlägt schon Rebell und Vergatterung; aber meine Occasionslaterne Colombine kommt noch nicht. Sie wird wohl wieder im Finstern auf der Treppe an den großen Heiducken gestoßen sein, daß sie eine Geschwulst bekommt, die erst in neun Monaten vergeht."

Dergleichen Unzweideutigkeiten wurden, den Harlekinsdenkwürdigkeiten zufolge, in den Logen länger beklatscht, als auf der Gallerie; eine neue Bestätigung, daß die höheren Stände die Pöbelhaftigkeit und Versunkenheit der Schauspielkunst, durch ihre Lust daran, sehr gehegt und gepflegt haben.

Ohne Zweifel hatte dies auch seinen Grund in der Verachtung der nationalen Bühne, denn während sie den feineren Geschmack des französischen Schauspiels sehr wohl zu würdigen verstanden, verlangten sie von der deutschen Bühne nichts als eine gedeihliche Zwerchfellerschütterung durch Kneipenwitze, oder ein bis zum Lächerlichen überspanntes Pathos. In beklagenswerthem Leichtsinn, die Bedeutung der drama-

tischen Kunst gänzlich mißkennend, beförderten sie damit die Geschmacksverderbniß immer mehr.

Noch einen Blick auf die äußere Erscheinung dieser Periode, auf den Zustand des Theaterapparates!

Daß die ambulanten Truppen sich darauf eingelassen hatten, daß Decorationswesen der Oper nachahmen zu wollen, war ein doppelter Fehler. Es verursachte Kosten und Belästigung und half der Bühne nicht. Der Decorations- und Coulissenschatz, welchen eine solche Bande mit sich schleppen konnte, durfte nur klein sein, abgesehen also von dem lumpigen Zustande, in welchem er sich meistens befinden mußte, war man in die Nothwendigkeit versetzt, ein und dieselbe Decoration sehr verschiedenen Ortsbezeichnungen dienen zu lassen.

Der gewöhnliche Decorationsbestand untergeordneter Truppen war: ein Wald, ein Saal und eine Bauernstube. Natürlich mußte der Wald jede freie Gegend vorstellen, den zierlichen Garten wie die Wildniß, die öde Haide wie das lieblichste Land, jede Zone und jede Jahreszeit. Der Saal mußte stattliche Interieurs aller Baustyle, aller Nationen und aller Zeiten repräsentiren, die Bauernstube aber zugleich Kerker und Zauberhöhle sein.

Während die teppichbehangene Bühne der englischen und Studentencomödianten, die nun allmälig aus der Mode kam, doch nur das eine Verlangen an die Zuschauer stellte, nämlich: sich den Ort der Handlung selbst einzubilden, machte man mit diesen dürftigen Decorationsbestrebungen die doppelte Forderung: das Lokal, welches die Decoration vorstellte, zu vergessen und sich ein anderes an dessen Stelle zu denken.

Unstreitig hätte die wandernde Schauspielkunst daher besser gethan, allgemein bei der teppichverhangenen Bühne oder doch bei der Einrichtung derselben zu

bleiben, welche wir von der Aufführung von Cormarten's Polyeuct kennen. Wir treffen auch noch bis in die dreißiger Jahre auf ihre Anwendung, aber freilich kam es bei der erregten Schauluſt ſehr darauf an, mit einigen bemalten Proſpecten und Couliſſen groß thun zu können.

Im Anfange des Jahrhunderts, als die Truppen der Wittwe Velthen und Elenſon noch von dem Anſehen dieſer Namen zehrten, die Concurrenz noch nicht zu ſtark wirkte, und die Einnahme oft ſehr beträchtlich war, konnte bei dieſen Geſellſchaften auch viel auf den Apparat und deſſen Transport von einer Stadt zur andern verwendet werden; da dieſen Frauen aber das ſchnell erworbene Geld ebenſo ſchnell wieder aus den Händen glitt, ſo konnten ſie ſelbſt in dieſen Nebendingen nicht tonangebend bleiben. Auch der äußere Aufzug der Schauſpielkunſt wurde daher bettelhaft und gauklermäßig, wie ihre Leiſtungen.

Die einzige ſtabile deutſche Bühne, die in Wien, war ſo günſtig geſtellt, auch in Hinſicht auf den Theaterapparat ein Muſter von Zweckmäßigkeit und Geſchmack abgeben zu könneu; leider gerieth ſie in die barockſte Spielerei mit ihren reichen Mitteln.

Das Coſtüm hatte gegen die früheren Zuſtände keine weſentliche Veränderung erfahren. Bei den Theatern, welche ſich fürſtlicher Unterſtützung erfreuten, war es auf conventionelle Weiſe geordnet. Das kam aber nur der Oper, dem Schauſpiele lediglich in ſo ſeltenen Verhältniſſen zu gut, wie Velthen ſie am Dresdner Hofe fand.

Da hatte man romaniſche und türkiſche Kleider für die vorzeitlichen und aſiatiſchen Dramen, während alle mittelalterlichen Stücke in einer phantaſtiſchen Tracht geſpielt wurden, welcher die damals moderne Kleidung zum Grunde lag. So gab es alſo ein antikes, ein muhamedaniſches und ein chriſtliches Coſtüm,

und diese allgemeine Unterscheidung konnte für einen Zustand der Schauspielkunst genügen, der auf charakteristische Unterscheidungen überhaupt noch nicht einging. Der phantastischen Tracht durfte bei den Männern ein ausgesteiftes beflittertes Röckchen nicht fehlen, so wie ein Helm, mit einem Walde von himmelhohen Federn beladen, auf der gepuderten Frisur. Nur Priester, Zauberer u. dergl. durften Bart und Haar charakteristisch tragen. Die Damen bewahrten unter allen Umständen ihre Frisur, mit Diadem, Schmuck, Federn und Blumen überhäuft, und verzierten ihre ungeheuren modernen Reifröcke in der Weise, die sie für römisch, türkisch oder mittelalterlich ausgaben.

So consequent haben wir uns aber die Behandlung des Costüms bei den Wandertruppen nicht einmal zu denken.

Meistentheils lief es hier nur auf einen barocken Aufputz der täglichen Kleidung hinaus. Bei dem weiblichen Anzuge war mit Federn, Schleiern, Ueberwürfen und Besätzen viel geleistet, und die Budencomödiantinnen unterließen nicht, sich mit Plunder und Fetzen aller Art und einem verschwenderischen Aufwande von Goldpapier zu bedecken. Selbst bei den bessern Truppen, die sich vor den Höfen sehen lassen durften, scheint die Ueberladung mit Putz herrschend gewesen zu sein. Die Markgräfin von Bayreuth hat für eine chargirte Toilette immer nur den Ausdruck: „Sie sah aus wie eine deutsche Comödiantin.“ Erwägt man nun, daß die damalige Rococotracht schon an und für sich die überladenste war, die es jemals gegeben hat, so mögen wir uns eine Vorstellung davon machen, wie die deutschen Comödiantinnen ausgesehen haben.

Bei dem männlichen Personal blieben namentlich die Unterkleider der herrschenden Mode unantastbar

und darum war allerdings der Besitz der schwarzen Sammetbeinkleider für jeden mimischen Künstler von ernster Bedeutung. Mochten nun römische assyrische, oder mittelalterliche Helden vorgestellt werden, bei den kurzen Sammethosen, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen hatte es ein für allemal sein Bewenden. Auch der breitschößige Rock, die lange Weste jener Zeit blieb den europäischen Helden aller Zeiten, eine Schärpe darüber, ein Königsmantel um die Schultern vermochte schon viel auszudrücken, und die gepuderte Allongeperrücke, unantastbar unter allen Umständen wie die Sammethose, machte sich nicht weniger stattlich unter dem Helm, wie unter dem Federhut. Selbst dem Turban bequemte sie sich, wenn nun ein Aeußerstes geschah und für die orientalischen Stücke fremdartige Oberkleider geliefert wurden. Die ersten griechischen oder assyrischen Helden gelangten auch wohl zu dem Panzerkleide mit dem beflitterten Reifröckchen und einem federbeladenen Helme, aber Vorzüge dieser Art ließen dann die goldpapiernen Behelfe, durch welche die zweiten Schauspieler solchem Glanze nachzueifern suchten, doppelt armselig erscheinen.

Jedenfalls war der Mangel an Uebereinstimmung und Prinzip, wodurch der willkürlichen Putzsucht freie Hand gegeben war, das Schlimmste an dieser Costümperiode, wie denn die regellose Willkür und maßlose Zerfahrenheit, wie wir gesehen haben, diese traurige Periode nach allen Richtungen hin charakterisirt.

Die Schulcomödie hörte auf, fruchtbar zu sein, die Jesuitencomödien bestanden bis zur Auflösung des Ordens (1773), und entwickelten die größte möglichste Pracht, um die Sinne zu reizen und zu blenden. Die Jesuiten übten auch auf die Begründung der Bauernspiele in Tyrol und Baiern großen

Einfluß. Von diesen berichtete schon der 41ste Band unserer Encyclopädie:

„Es war am 25. Juli dieses Jahres, daß die ehrsame Gemeinde von Ambras auf einem gedruckten Foliobogen ein großes Trauerspiel unter dem Titel: „Der junge Held und Märtyrer St. Pangraz ankündigte, welches um 1½ Uhr Nachmittags anfangen und um 6 Uhr endigen sollte. Ungeachtet es die zehnte Vorstellung war, so traten doch viele Insbrucker an diesem schwülen Sommertage um 1 Uhr die Wallfahrt nach Ambras an. Das Amphitheater war ein Rasenplatz am Wirthshause, den im Hintergrunde ein angebauter Saal begrenzte. Die drei Eingänge wurden durch Bauern mit Hellebarden bewacht. Den Schatten auf den Plätzen bezahlte man mit 6 Kreuzern. Das Theater war ziemlich dauerhaft von Holz erbaut, sehr erhaben und lang; zugleich kamen dem Maschinenmeister noch zwei Seitencourtinen zu statten, die neben dem zierlichen Hauptvorhange wechselweise aufgezogen wurden. Ueber demselben gingen aus dem geweihten Munde eines hölzernen Engels „das Leben und der Tod des seligen Pangraz" in vergoldetem Rauche hervor. Nach griechischer Sitte wurde ein Prolog mit Gesang gegeben, in welchem der gute Hirte, unter beständigen Schwenkungen des Hirtenstabes, die Gottlosigkeit unsrer Zeiten in Knittelversen schilderte. — In dem Stücke erschienen nicht nur Engel und Teufel, sondern auch der Pabst, der, wenn er nichts zu thun hatte, in pontificalibus ins Parterre kam und ohne Erinnerung sehr genau wußte, wann die Reihe wieder an ihm sei. — Für den nächsten Sonntag wurde eine weltliche Untercomödie angekündigt, betitelt: „Der Teufel en quarré oder der Schuster mit Musik." Von einem benachbarten Dorfe wurden dem Reisenden noch weit gelungenere Aufführungen gerühmt

die h. Magdalena nnd St. Sebastian sollten dort die besten Stücke sein, und ihr Vorzug darin bestehen, daß mehrere Teufel darin vorkämen.

Der Reisende, so wenig geneigt er selbst auch war, die Naivetät dieser Spiele zu würdigen, versichert doch, daß die Zuschauer mit feierlichem Ernste und unverwandten Blicken vor der Bühne gesessen hätten; der Sinn und die Stimmung des Volkes waren also noch die alten geblieben.

Und diese sonntäglichen Bauernspiele dauern noch heutigen Tages in Tyrol und Oberbayern fort. Ja was noch merkwürdiger ist, tagelange Passionsaufführungen bestehen noch in zwei Dörfern Oberbayerns: in Mittenwald und Oberammergau."

Reste der alten theatralischen Spiele haben sich in der Schweiz noch bis jetzt erhalten. Aber der Verfall war einmal hereingebrochen und nicht mehr aufzuhalten. Der Schauspielerstand selbst versank in Verachtung; die Kirche, aus der die dramatische Kunst hervorgewachsen war, verdammte und verfolgte die Comödianten. Die Puritaner waren ihre ergrimmtesten Feinde in England; sie setzten es durch, daß das Parlament 1642 alle Theater aufhob. Erst nach Karls II. Thronbesteigung wurden sie wieder eröffnet. Am meisten schadete es aber dem Ruf des Theaterlebens, daß Frauen als Actricen auftraten. Den Angriffen folgten natürlich auch mehrere Vertheidigungsschriften. So z. B. ging eine solche von der Wittwe Velthen's im Jahre 1701 aus. Sie führte den Titel: „Curieuse und wohl erörterte Frage, ob Comödien unter den Christen geduldet, und ohne Verletzung ihres Gewissens von denselben besucht werden können," und diente späterhin noch manchem Prinzipale zum Schilde gegen die Pfeile des geistlichen Zornes. Die Mecklenburgischen Schau-

spieler besorgten 1711 einen Wiederabdruck derselben, und im Jahre 1722 sah der Prinzipal Hoffmann sich veranlaßt, diese Schrift abermals neu aufzulegen und unter seinem umgekehrten Namen Namfoh herauszugeben.

Auch in Berlin wurden die Hamburger Abendmahlsverweigerungen gleich in den neunziger Jahren wiederholt, Churfürst Friedrich III. aber, ein großer Freund der Schauspielkunst, gab der Geistlichkeit einen Verweis und befahl: „den Freudenspielern" das Sacrament zu ertheilen.

Dem Einflusse des frommen Spener soll dieser Vorgang nicht geradehin zugeschrieben werden, indessen mag seine erklärte Verwerfung des Theaters doch darauf gewirkt haben.

Einer so bedeutenden Autorität ein auffallendes Gegengewicht zu bieten, das scheint die Absicht des nunmehrigen Königs Friedrich I. von Preußen gewesen zu sein, als er dem angegriffenen Schauspielerstande ein öffentliches Zeichen der Achtung gab und am 25. November 1703 mit seiner Gemahlin, dem Markgrafen Christian Ludwig, dem Grafen Wartenberg und der Gräfin Dohna, als Taufzeuge des Töchterleins des Comödianten Mathias Uslenzki in der Nicolaikirche erschien; gerade in der Kirche, an welcher Spener als Probst angestellt war.

Nichts desto weniger wurde doch wieder in Berlin — aber nach Spener's Tode — 1711 einem ehemaligen Schauspieler, Namens Joseph Scheller, die Bestattung auf dem Kirchhofe versagt, „aber ein hochweiser Rath setzte es durch, daß derselbe auf dem Nicolaikirchhofe, gleich hinter den Fleischscharren ehrlich beerdigt worden."

Den entscheidendsten Antheil jedoch hatte Spener an dem Antrage des gesammten geistlichen Ministeriums, welcher durch di Scio's Aufführung des

Doctor Faust hervorgerufen wurde. Die Geistlichkeit verlangte von der Regierung, daß „wegen der Narretheydungen und repräsentirten reizenden Liebesgeschichten, auch wegen des Mißbrauchs heiliger Namen bei Beschwörungen, wodurch viel Aergerniß, herzliche Betrübniß und Seufzen erregt worden," das Theater gänzlich abgeschafft werden möge. Die Regierung lehnte den Antrag ab, versprach aber über Moral und Ehrbarkeit der Schauspiele zu wachen. Ein Versprechen, das bei dem Zustande dieser Wandertruppen und bei der Improvisation der Stücke, leichter zu geben, als zu halten, wohl auch nur obenhin gemeint war.

Denn, trotz des Noth- und Feuerrufes der Geistlichen, betrachteten schon in dieser Epoche die Behörden den Einfluß des Theaters mit der leichtfertigsten Sorglosigkeit. So dankenswerth es war, daß Fürsten, Regierungen und Magistrate sich der verfolgten Schauspielkunst annahmen, so wenig zu loben ist es, daß auf der andern Seite so gut als nichts geschah, um den Zustand der Truppen zu verbessern, das Aergerniß, das sie gaben, hinwegzuräumen und der Schauspielkunst einen wirklich wohlthätigen Einfluß auf die öffentliche Bildung abzufordern.

Mochte man auch das Theater für nichts als einen Vergnügungsort ansehen, so mußte doch für dessen Unschädlichkeit Sorge getragen werden. Man hatte es in der Hand, die Entstehung der Truppen von unberufenen Leuten zu verhindern, oder doch ihren Unfug sich fern zu halten, nichts desto weniger konnte alles verlaufene Gesindel, das unter dem Titel von Comödianten zusammentrat, darauf rechnen, aller Orten die leichtsinnige Concession zu erhalten: Geschmacklosigkeit, Unsinn und Unsittlichkeit nach Gefallen verbreiten zu dürfen.

Dies war die Ursache, daß selbst die besseren Ge-

sellschaften ihrem Stande und ihrer Kunst keine dauernde Anerkennung erwerben konnten, weil ihnen überall elende Banden auf dem Fuße folgten, die Alles wieder über den Haufen stürzten, was sie hergestellt hatten. So war es natürlich, daß die deutsche Schauspielkunst bei allen Gebildeten in totale Geringschätzung gerieth, und das Interesse der höheren Stände sich den besser geordneten ausländischen Truppen zuwandte.

Denkt man sich nun den bettelhaften Aufzug der Mehrzahl der Truppen, das geldschneiderische Marktschreierwesen der Prinzipale, das hungrige Possenreißen, Prügeln, Balgen und Lungeausschreien der Schauspieler, die Frechheit der meisten Comödiantinnen, die für eben so viel Buhldirnen gehalten wurden, die liederlichen Haushaltungen mit dem kläglichen Kindergeschleppe, und daß all dies Preisgeben nur eines elenden Erwerbes willen geschah; daß dies Hanthieren mit den abgestandenen und verdorbenen Ueberresten der mittelalterlichen Kunst nicht einmal mehr den Anschein des künstlerischen Treibens für sich hatte — so muß man es erklärlich finden, daß die bürgerliche Gesellschaft die Schauspieler entschieden von sich aussonderte. Sie galten wieder wie die alten Joculatores für ehrlos, man mied ihren Umgang, man schämte sich, mit ihnen verwandt zu sein. In Nürnberg — der Geburtsstätte des Volksdrama's — durften auf des Magistrats Verordnung die Comödianten in keinem Bürgerhause, sondern nur in Gasthäusern aufgenommen werden; man wollte die Familien vor Befleckung bewahren.

Diese Aussonderung aber mußte wiederum zu einer Ursache mehr werden, die Comödianten gänzlich zu depraviren. Wer keine Hoffnung hat, Achtung zu finden, giebt es auf, darum zu ringen und verliert zuletzt die Achtung vor sich selbst. So konnte es denn

nicht fehlen, daß der Schauspielerstand jener Epoche von Leuten wimmelte, die in der That der bürgerlichen Achtung gänzlich unwerth waren.

Welch ein unbezwinglicher Kunsttrieb gehörte dazu, um einzelnen Talenten von ernstem und redlichem Willen, wie z. B. Kohlhard, das Märtyrerthum dieses Standes erträglich zu machen!

Auch eine Kunst gewinnt in ihrer Geschichte Persönlichkeit und fordert ein menschliches Mitgefühl heraus; um wie viel mehr muß dies bei der Geschichte der Menschendarstellungskunst der Fall sein, die ja ihrer Natur nach das Schicksal ihres ganzen Volkes abspiegelt. Denn sie kann doch nur aus den menschlichen Zuständen erwachsen, die sie um sich sieht und in ihren Vertretern mit empfindet, so wird also die Geschichte der Schauspielkunst der Mikrokosmus der Nationalentwickelung sein und um deswillen schon eine wärmere Theilnahme erregen.

Kann man nun wohl ohne inniges Bedauern die kindliche Unschuldszeit dieser Kunst bis zu Hans Sachs, in ihrer tiefsinnig frommen Einfalt und neckischen Naivetät so unbenutzt vergangen, die überkräftige Jünglingszeit bis in Velthen's Periode so verderblich verbraust sehen, und nun die gänzliche Verarmung nach einer so vielversprechenden Jugend überschauen, ohne ein allgemein deutsches Geschick darin zu erkennen?

Die Schauspielkunst war eben zu nichts gekommen, es war nichts aus ihr geworden. Sie hatte die Kräfte zu Allem erprobt, die Anfänge von Allem unternommen und hatte gar nichts vollendet. Der gestaltende Dichtergeist, von dem sie Stoff und Inhalt zu fordern hatte, der die volksthümlichen Elemente zur harmonischen Schönheit ausbilden sollte, war ihr ausgeblieben. So überließ sie sich ihren haltlosen, wilden Phantasien, wurde abgeschmackt und gemein,

und ging an der Improvisation zu Grunde, die ihre frühesten Lebensregungen genährt hatte. — Anstatt reif zu werden, war sie verfault.

Aber Eines gereicht der deutschen Schauspielkunst, selbst in ihrem Verderben, zum Ruhme; eine mißverstandene Tugend war zum Theil daran Schuld. Eine Tugend, welche man deutschen Bestrebungen selten nachzurühmen hat, die also um so mehr anerkannt zu werden verdient.

Die Schauspielkunst war durch ihre nationale Treue, durch ihr hartnäckiges Beharren auf ihre volksthümlichen Elemente in's Elend gerathen.

Denn bis daher hatte sie nicht mehr des Fremden aufgenommen, als sie zur Vervollständigung ihrer Eigenheit bedurfte. Nur von englischen und holländischen, also von stammverwandten Mustern hatte sie sich leiten lassen, dagegen von Spaniern, Italienern und Franzosen nur Stoffe und unwesentliche Formen herübergenommen, sich aber der fremdländischen neuen Regel schlechterdings nicht unterworfen; im Gegentheile die fremden Stoffe nach ihrer mittelalterlich deutschen Weise schonungslos verarbeitet. Molière fand die Anfänge seines Einflusses nur, weil seine Stücke als eine bloße Fortbildung der aus dem Fastnachtspiele erwachsenen Stegreifposse angesehen wurden. Die Italienisirung der Burleske war nur den Namen und Kleidern nach geschehen.

So hatte also bis hierher die deutsche Schauspielkunst ihre volksthümliche Selbstständigkeit nicht verletzt, und in solcher Treue die gelehrte Dichtkunst tief beschämt, die das nationale dramatische Gebiet ohne einen Federstrich schmachvoll geräumt, und sich nicht nur den Nachahmungen des Alterthums, sondern auch denen französischer und italienischer Muster ganz und gar gefangen gegeben hatte; die Allem abtrünnig geworden war, was das Volksdrama bisher geleistet

und darum mit der volksmäßigen Bühne völlig zerfallen war.

Es soll hiermit nicht versucht werden, den kläglichen Verfall der Schauspielkunst zu rechtfertigen oder gar zu verherrlichen. Nur ein Bedauern wollen wir ihr erwerben; nur zeigen wollen wir, daß ihre Erniedrigung nicht bloß verdammlichen Ursachen beizumessen ist.

Ohne Zweifel hatte das französische Theater, 150 Jahre früher, in gleichem Falle viel klüger und praktischer gehandelt, als das deutsche.

Sobald es witterte, sein mittelalterliches Drama werde abgestanden, und keine nationale Dichterkraft sei da, ihm aufzuhelfen, hatte es, kurz entschlossen, sich der italienischen Reaction in die Arme geworfen und mit gewandter Biegsamkeit schon nach einem halben Jahrhundert ein neues nationales Drama gebildet. Derselbe Ausweg war der deutschen Kunst schon längst eröffnet; sie hatte ihn verschmäht. Sie durfte nur gescheid genug sein, sich schon in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in die französische Schule zu geben, wie sie es 60 bis 70 Jahre später doch mußte, und sie wäre nicht so tief herabgekommen.

Hatte doch England selbst die Geschmackherrschaft Frankreichs anerkannt und seinen Shakespeare als barbarisch verstoßen!

Die deutsche Schauspielkunst hatte keinen solchen großen Dichter, auf den sie mit Stolz und Sicherheit sich stützen konnte, und dennoch wollte sie ihr mittelalterlich volksthümliches Drama nicht aufgeben, den mütterlichen Boden nicht lassen und klammerte sich krampfhaft daran fest.

Es war ein garstiges, schmutziges Weib geworden, diese Mutter, aber es war ihre Mutter.

Daß alle Schauspieler ein klares Bewußtsein davon sollten gehabt haben, fällt uns nicht ein zu be-

haupten, Männer wie Velthen hatten es gewiß, aber auch in dem Gesindel, das in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts die Comödiantenbanden bildete, lebte offenbar ein nationaler Instinkt, der sie an ihre Staatsactionen und Possen, der sie an den Volksgeschmack fesselte. Der alte volksthümliche Geist der Schauspielkunst war unter ihnen nicht erstorben, sie wollten lieber platt und gemein, als unpopulär, lieber unsinnig und übertrieben, als kalt und gelehrt sein.

Blicken wir zurück auf den ganzen schwerfälligen Entwickelungsgang der deutschen Dramatik!

Wie langsam und unbeholfen consolidirt sich das dramatische Leben im Gedichte! Erst in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts erwacht das Bewußtsein davon.

Um das Jahr 1609 erst wird die Schauspielkunst dem Dilettantismus entnommen und einem eigenen Stande übergeben, und volle 150 Jahre lang sehen wir nun alle theatralischen Möglichkeiten einer rohen, phantastischen Erfindungskraft sich in wildem Gährungsprozesse verzehren, ohne zum Resultat eines Nationaldramas zu gelangen, ohne die Schauspielkunst vorwärts zu bringen, die „wie von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt" sich am Ende todmüde und abgehetzt auf der Stelle wiederfand, wo sie mit frischer Jugendkraft ausgelaufen war.

Dieses unbehülfliche Beharren bei dem einmal Ergriffenen, diese Langsamkeit des Entschlusses zur Reform, diese zähe Kraft in dem getreuen Aushalten bei dem Angeerbten charakterisirt die mittelalterliche Schauspielkunst bis in ihre letzten Ueberbleibsel.

Schon war die Bildung aller tonangebenden Stände in Deutschland französisch geworden, — die Schauspielkunst hielt bei dem Kern des Volkes in bärenhafter Deutschheit aus. Längst hatte die dramatische

Poesie ihren Vortheil wahrgenommen, war fremdländisch geworden und courfähig, diente der Oper und Versailler Regeln — die Schauspielkunst, verlassen und verstoßen, nagte am Hungertuche der Improvisation fort und fort, hielt aus in Schmach und Elend, als müsse doch noch einmal der Dichtermessias kommen, der sie wieder zur Herrscherin im Lande ihrer Väter machen würde. — Leider kam er nicht.

Die nutzlos unkluge Treue isolirte sie immer mehr von der nun einmal allgemein eingeschlagenen Culturbewegung, sie wurde immer abgeschmackter und unsinniger, ihre Beharrlichkeit artete in brutale Verstocktheit aus und förderte nur ihren Verfall. Die Schauspielkunst war zur bloßen Pöbelbelustigung, zum Hohn der guten Gesellschaft, herabgekommen. Sie war nichts als der Hans Wurst der Nation, ein Verdauungsmittel, eine Medicin für kranke Magen geworden.

Im Bettelsacke ihre Herrlichkeiten von Ort zu Ort schleppend, mit den Genossen um den zugeworfenen Bissen ringend, wie der Aussatz der Gesellschaft gemieden, in Aberwitz und Schmach versunken, verzweifelnd endlich an der eigenen Kraft und an irgend einer anderen Rettung — als so ihr klägliches Geschick vollendet war, da erst reichte sie die Hände den französischen Fesseln hin, an denen sie denn auch glücklich aus dem Schlamm gezogen wurde.

Als eine Probe, wie man in jener Zeit Shakespeare'sche Stoffe behandelte, bringt Devrient ein Manuscript von „Romio und Julietta", das wahrscheinlich ein Werk von Schauspielern ist und wohl der Zeit zwischen 1625—1630 angehört. Wir theilen daraus hier nur einige Stellen mit, und zwar zunächst die, wo Pickelhering die Rolle des komischen Dieners spielt, mit Romeo und Benvolio zusammentrifft, um sie zu Capulet einzuladen:

„Pickelhering. Guten Morgen oder Mittag ihr Herrn Mein ich bitte, sagt könnet ihr lesen?

Romio. Ja wan ich die Buechstaben kenn und verstehe.

Pickelhering. Oho Herr Buechstaben-versteher, wan ich die Buechstaben kennt, so wollte ich sie selber wohl lesen.

Romio. Du verstehst mich nicht, es möchte vielleicht eine frembde Sprach sein, die ich nicht verstunde, laß mich die Zettl sehen, so will ich dir bald sagen, ob ich es verstehe oder nicht.

Pickelhering. Ich wolts selber wohl lesen, aber buechstabiren kan ich nicht.

Romio. Ja das verstehe ich vnd es ist zu teutsch: lad ein Don Horatio den Jüngeren.

Pickelhering. Den ken ich, er gab mir gestern eine guete ohrfeigen vnd einen Dugaten davor.

Romio. So ist die Ohrfeigen wohl bezahlt worden, weither lad ein Don Fortuniam vnd seinen Bruder Floridell.

Pickelhering. Daß sein zwei rechte Eißenbeißer, die fangen gleich grachel (Krakehl) an.

Romio. Lad ein Don Lucentio vnd Amaranta, seine Baß.

Pickelhering. Die wohnen in der Schuestergassen gegen den Meykeffer über.

Romio. Lad ein die Schöne Rosalina — o honigsüßer Nahmb, dich will ich küssen 1000mahl!

Pickelhering. Das ist ein Narr, er küst das Papier, wan er das Mensch hett, er kundt sie küssen wo ihr rückgrad ein End hat.

Romio. Lad ein Madam Fioleta Catharina.

Pickelhering. Ist recht, die wohnt im Sauwinkel.

Romio. Lad ein Madam Flora.

Pickelhering. Hum, das ist ein Mensch, ist wahr, sie tragt alle Zeit ein Flor über das gesicht, daß man

ihr nasen nicht sieht, dan die Naaß steht ihr recht mitten in dem Gesicht.

Romio. Lad ein Graf Paris, der ist ein wakherer Gavalier.

Pickelhering. Ja aber er stinkt zwischen den zehen wie die Bauren.

Romio. Aber sage mir, wo wird diese versamblung geschehen.

Pickelhering. In meines Herrn Hause.

Romio. Wie heist dein Herr.

Pickelhering. Mein Herr heißt Capolet.

Romio. Waß? soll meine liebste Rosaline in meines Feindes Hauß kommen? (zerreist den Zettl) diß will ich nicht haben!

Pickelhering. O Potz schlapperment, was macht ihr? mein lad=ein=Zettl zerreißen, vnd Rosaline ist entzwey gerissen? O du schelm!

Romio. Gehe forth oder ich brech dir den Halß!

Pickelhering. Ja brich du mir den Podex! O du Bärheüter! Du, du Mörder! wie viel Herren vnd Frawen hast du entzwei gerissen vnd umbs Leben gebracht.

Romio. Wilt du gehen, oder ich will dir Füeß machen.

Pickelhering. Vnd wan du mir gleich 6 Füeß wolteſt machen, so darf ich nicht mehr heimb. O Potz tausendt! Die Rosalina hat rein ein ritz in die Mitte bekommen, o ich armer Lad=ein, was werde ich thuen?

Romio. Ich sage geh!

Pickelhering. Ich sage bäh! (abit.)

Penvolio. Auf disen Fest, welches Herr Capolet halten wird, wird deine Schöne Rosalina auch sein, die du so sehr libest, nein ich bitte geh mit mir, ich will dir daselbst solche gesichter weisen, die deine Rosalina weit vorgehen, vnd ich weiß gewiß, diejenige, so du

vor einen schwanen gehalten, soll bei anderer gegenwarth als eine Kree außsehen.

Romio. Du redest nach deinem belieben, aber meine Rosalina ist allein der stern meines hetzens vnd ihrer schönheit müssen alle weichen.

Penvolio. Sie kompt dir nur so schön vor, wan kein schönere darbey ist. Höre Romio, komb auf dises Fest, will ich weisen die best.

Romio. Ich will dir zwar folgen, aber du wirst mir hierinnen wenig helfen können." (beide ab.)

Nach einer kurzen Pickelheringsscene kehren die Freunde mit Mercutio zurück; von der Frau Mab ist nicht die Rede.

Die Scene verwandelt, „Capolet, seine Fraw, Paris, Tibolt, Julieta, alle an der Tafel", dann erscheinen Romio. Penvolio in Masken.

Capolet. Ihr Herrn sie seind freindlich willkommen in meiner Behausung.

Paris. Wür seind ihnen höchlich verpflicht vor dise Ehr, so sie hierinnen vnß beweisen.

(wirdt getantzt.)

Romio. Schönste Dame, die Ehre so ich gehabt mit ihr zu tantzen, kann weder meine Zung oder Hertz begnigen, ich bitte sie vergönne doch einen Schambhafften Pilgramb dero Handt zu küssen.

Julieta. Gueter Pilgramb, ihr entheiliget Euch nicht, dan solche Bilder wie ich, haben Hände zum fühlen vnd Lippen zum küssen.

Romio. Die Kühnheit entschuldigt mich dan. (küßt sie.) vnd Nun bin ich aller meiner Sünden los.

Julieta. Wie? so hab ich Eure Sünden empfangen?

Romio. Schönste Dam, wan sie es nicht behalten will, so gebe sie mir dieselbigen wieder.

(küßt sie wieder.)

Die Amme kommt. Holla, was ist das? die Fraw Muetter sieht's.

Julieta. Fahret wohl mein Herr.

Romio. Fahre wohl du Zierte aller Damen! Ach Romio, wie bald seind deine Sünn vnd gedankhen verendert worden!"

In dieser Weise sind alle folgenden Scenen behandelt; fast wörtlich getreu dem Originale ist dagegen der kleine Auftritt, in welchem Mercutio und Benvoglio den Romeo suchen.*)

„Penvolio. Romio! Vetter Romio!

Mercutius. Wir föhlen den Weg, da ist er nicht hin.

Penvolio. Nein er gieng diesen Weeg. Ruff ihn doch, Mercutius.

Mercutius. Wohl ich wil ihn ruefen. Romio! Liebes-gefangener! Erscheine vor vnß allhier, ich beschwöre dich bey Rosalinas Augen, bei ihren schönen Wangen, bey ihren Corallinen-lefftzen, bei ihren Alabasternen Händen, gerathen Leib, schönen Brüsten, Armen, Bein vnd alles, was oben vnd unten an ihr ist, daß du allhier erscheinest!

Penvolio. Wofern er dich hört, wird er zornig werden.

Mercutius. Warumb soll er zornig werden? ich sage ja nichts, das wider seine Rosalina oder ihn sein kan.

Penvolio. Komb, laß vns gehen, er begehret kein andere gesellschafft als die dunkle Nacht. Die Lieb ist blind, darumb hölt sie am meisten von der Fünsternuß.

Mercutius. Ich muß ihn noch einmal rueffen. Romio! Er ligt gewiß vnter einen Baumb vnd wintschet, daß die Früchte Rosalina währen vnd ihm in sein Schoß fallen; o wie anmuthig wäre es ihm!

*) Schlegel's Ueberf. 2. Akt 1. Scene.

Benvolio. Ey komb, es ist vergeblich denjenigen zu suchen, welcher nicht will gefunden werden."

(abit.)

Unmittelbar hieran schließt sich, wie bei Shakespeare, die Gartenscene am Fenster, es kommen:

„Romio mit einem Jung vnd Lauten.

Romio. O angenehme gelegenheit! Die sicherheit zeigt mir den weg, weil der Fridt geschlossen zwischen meinen Herren Vatter vnd den Capolet, so weiset mich die liebe zu der himmlischen Schönheit der Julieta, deren ich mich schon längsten verpflichtet habe. O Julieta, die du mein Hertz gefangen halteſt, wan du sehen könntest wie dein göttlicher blikh ein Fewer in meynem Hertzen entzündet, du würdest mit etlichen thränen der Ehrbarmung begießen. Du kanst meiner Marter nicht gewahr werden, weil du nicht weist, daß ich dich liebe, aber nicht geliebt werde, so setze keinen Fueß mehr weither Romio vnd faß ein Hertz. O ltebe, ich rueffe dich an, stehe mir bey! An disen orth ist nicht weith ihr Schlaffgemach, darumb Jung kom her vnd singe das gemachte lied.

Lied.

Ach willkommen schönste blumb, aufenthalt so vieler gaben,
Deine tugendt muß den Ruhm vor allen schönen haben.
Julieta licht der Zeit, keine Sonn ist dir zu gleichen,
Deiner Zier vnd trefflichkeit müssen alle Damen weichen.
Ach Julieta, dein Verstand, welcher himmlisch ist zu schetzen,
Gib mir nur ein liebespfand, daß mich ewig kan ergetzen.
Julieta, du mein Hertz, Julieta, mein behagen,
Stille meiner Seele Schmertz, den ich jezt so starkh muß tragen.

Romio. Aber nun, o ihr meine Augen, schawet an den orth, wo Eure Sonnen verbogen! o nacht, ziehe vor die schwartze gardin, vnd durch eine dunkle wolkhe halte zurükh das erkennen meiner persohn! Ich sehe licht, darumb will ich waß näher hinzue tretten vnd sehen ob ich Etwas vernehmen kan.

Julieta am Fenster. Holla, was soll dieses bedeuten? ein Musik vor meinen Kammerfenster? wer soll sich wohl vnterstehen bey nächtlicher weil mir vnruhe zu machen? Mein schlaff ist unterbrochen, die gedankhen sein verwürrt, die Natur, Verhängnuß vnd liebesbrunst stürmen alle drey über mich zusamben vnd suechen mein verderben. Die Natur vnd lieb halten einen streit in mir, doch will die liebe Meister sein; die Natur aber will, daß ohne ihre gaben kein Ding müglich ist zu vollbringen. Wan die Krafft der Natur nicht wäre, waß wolte doch die liebe thuen? O Romio! warumb heist du Romio? Mein Traum ist außgelegt, du bist ein Mundigenser, den ich in schlaff gesehen. Ach Romio, verendere den gehessigen Nahmen! Die Verhängnuß stürtzet mich, die liebe reget sich, die Natur treibet mich, o Romio, wan ich an dich gedenkhe, vor Freud ich dir mein liebe schenkhe.

Romio. Das stumme Wordt der Augen thuet die Meinung des Hertzens kundt; ach könnte meine schönste dieses auß meinem gesicht sehen!

Julieta. Wie? waß seid ihr vor eine persohn vnd wie ist Ewer Nahmb? daß ihr Euch vnterstehet bei Schlaffender Zeit vnter mein Fenster zu kommen?

Romio. Mein Nahmb ist — o ihr Götter, soll ich mich offenbaren? es seye, ja. Mein Nahmb, schönste Julieta, ist zwar ein feinseliger Nahmb vnd heist Romio, aber o schöne, sie verändre denselben nach ihren belieben, wan nur mein Hertz stets zu dero Diensten sein kan.

Julieta. Waß, Romio? O Himmel, wie geschieht

mir! Ist Romio vorhanden vnd hat mein Clagen gehört? O liebe, liebe, zu was bringest du mich! Romio, Romio, seid ihr noch vorhanden vnd habt meine reden gehört?

Romio. Etwas, schönste Julieta.

Julieta. Ach, Romio!

Romio. Was seuffzet sie, meine schöne?

Julieta. Habt ihr —?

Romio. Was gebieth sie?

Julieta. Meine Clagen vernommen?

Romio. Nicht alles.

Julieta. Ach Romio, ich wolte, daß ihr nicht wußtet, daß ich Euch liebe.

Romio. Warumb schönste Julieta, veracht sie denn meine getrewe liebe? Schönste Julieta, womit soll ich dann genugsamb meine getrewe liebe vnd das innerliche brennende Fewer meines Hertzens bezeugen? Oder will sie nicht wissen, daß ich sie liebe, wohlan so sterbe ich, vnd mein grab soll sein ein Denkmal ihrer tugendt. Aber mein Hertz ist viel zu gering, auf dem Altar einer so unübertrefflichen Schönheit aufgeopfert zu werden, ach schönste Julieta, acht sie mich dann nicht würdig ihrer liebe, indeme sie dasselbe wieder zurükh winscht, was sie mir versprochen?

Julieta. Werthester Romio, ich wünsche sie darumb wieder zurükh, auf daß ich sie noch einmahl wider schenkhen möchte.

Romio. Schönste gebietherin, so lasset vns dan ein verbindnuß vnserer getrewen liebe anjetzo aufrichten, dan ich schwöre allhier bey den hellglänzenden Mond —

Julieta. Ach schwört nicht bey den wankelmüethigen vnd vnbeständigen Mond!

Romio. Ach bey wemb solt ich denn schwören?

Die Amme. Julieta! Die Frav Muetter ruefft.

Julieta. Ich komme. Ach Romio macht Euch von

hier, der orth ist gefährlich, wofern Euch meines Vaters Diener allhier solten gewahr werden, dörfften sie Euch daß leben nehmen.

Amme. Daß Euch Sanct Velten hol, so geht forth!

Julieta. Ich komm, ich komm, fahret wohl Romio!

(sie geht.)

Romio. Fahret wohl, schöne Julieta! Es ist mir vnmöglich von disen orth zu gehen, mich däucht, ich möchte die gantze Nacht allhier verbleiben.

Julieta kommt zurück. Romio, Romio! Ach Himmel, er ist schon forth!

Romio. Nein schönste gebietherin, Ewer getrewester Diener ist noch hier vnd erwarthet deroselben Befehl, welchen er in aller Vnterthänigkeit außzurichten willens ist.

Amme. Julieta, Julieta, wie wird's werden? Habt ihr nicht gehört, daß die Fraw Muetter ruefft?

Julieta. Amme noch ein kleine Geduld, ich komme gleich. Edler Romio, ich habe Euch etwas offenbahren wollen, aber es mir auß dem Sünn entfallen.

Romio. Ach schönste Julieta, ich bitte, sie befriedige mein Hertz mit einer glikhseligen versprechung ihrer gegenlieb!

Amme. Ey so plaudert das vnd keins mehr? Heist das der Fraw Muetter gehorsambt? Wart ihr werds kriegen.

Julieta. Nun ich komme ja gleich. Nehmet hin Romio, dieses von mir vnd morgen vmb 9 vhr will ich Euch meine Meunung wissen lassen.

Amme. Potz tausendt Schlopermost! seid ihr noch da? Ey was denkt ihr? Ist daß nicht ein schand, daß man das Mensch nicht heimb kan bringen? So gehts mit den jungen Dirnel, wan man ihnen zuelässt ein Finger, so wollen sie die gantze Handt haben. Nun geht, oder ich sags.

Julieta. Nun ich komme ja. Lebet wohl, Romio!

Romio. Vnd sie auch, schönste Julieta!
Julieta. Ach Romio! (abit.)

Romio. Ach Julieta! — Nun gebe dich zufriden Romio, dieweillen du gegenliebe verspührst von der vnvergleichlichen Julieta. Ich will mich wider nacher Hauß verfügen dan ich sehe, daß Aurora ihr langes Liegen bey dem alten Titon veberdrüssig, vnd Phäbus fangt an allgemach herfür zu brechen vnd seine erröthete Wangen außzubreiten."

Von hier ab wird die Handlung sehr zerstückelt, die Scenen sind willkürlich und ohne folgerechte Nothwendigkeit zusammengestellt; einzelne Stellen des Originaldialoges finden sich verstreut in Auftritten vor, wohin sie gar nicht gehören, kurz, die Redaction der gemeinschaftlichen Schauspielerarbeit wird hier immer schwächer. Interessant ist es wahrzunehmen, wie nach Geschmack und Einsicht der Darsteller, einzelne Rollen sich viel genauer als andere an das Original halten; dies ist besonders in denen des Mercutio und Benvoglio der Fall.

Die Einmischung des Pickelhering findet überall gerade da statt, wo sie die krassesten Gegensätze erzeugt. So tritt, nachdem Romeo den Tybalt erstochen hat und von Benvoglio zu Flucht getrieben ist*), Pickelhering auf und spricht: „Wer viel zu thuen hat, hat viel zu schaffen. Ich glaube nicht, daß alle Menschen in der weldt so viel zu thuen haben, alß ich allein. Jetzt soll ich lauffen vnd sehen waß vor ein tumult auf der Gassen? Aber waß liegt hier vor ein voller Naßküttel? Potz schlapperment! das ist Tipold. Bluet er doch als wie ein Schwein. Holla Tipold, ich befehle dir bey des Hertzogs Vngnad, daß du aufstehest vnd gehest mit mir! Er will nicht andtworten,

*) Schlegel's Uebers. 3. Akt 1. Scene.

ja er ist gahr todt. Larmen! Larmen! Tipold ist todt gestochen, gestorben vnd lebt nicht mehr!

Der Fürst kommt. Was ist diß vor ein tumult, vnd wer ist Vrsach hiervon?

Pickelhering. Das weiß ich nicht, Herr Hertzog, aber das weiß ich wohl, daß ich hier Tipold todtliegend gefunden hab vnd hier ist der Mann, der prave Post bringen kann.

Fürst. Kanst du auch wissen, wer diese Mordthat begangen?

Pickelhering. Ich kan mirs leicht einbilden, weil er gestochen, so wirds ein Degen gethan haben.

Hertzog. Schweig, du bist ein Narr.

Pickelhering. Das kan wohl sein, ich glaub es selber."

Hierauf erzählt Benvoglio den Hergang und die Scene verläuft wie bei Shakespeare.

Pickelhering bringt auch Julien die Nachricht von Tybolds Tode und Romeo's Verbannung, wobei er sich mit der Amme zankt, während Julia verzweifelt; er ist es auch, der Romeo beim Pater aufsucht, um ihn auf die Nacht zu Julien zu bescheiden, überall, wo die Situation den Gipfel der Leidenschaft ersteigt, mischt er seine platten und klobigen Späße ein.

Shakespeare's Musikantenscene bei Juliens Leiche ist so oft als gefühlverletzend angegriffen worden, dieser Kontrast aber erscheint wahrhaft wohlthuend, wenn man das brutale Verhalten Pickelherings bei Julieta's vermeintem Tode dagegen hält.

Die Gräfin Capulet kommt in Juliens Zimmer mit der Amme*) und Pickelhering, die sich auf das Aergste herumzanken und schimpfen. Endlich geht die Amme Julien zu wecken und kommt wehklagend zurück.

*) Schlegel's Uebers. 4. Akt 5. Scene.

Amme. Ach gnd. Fraw, was Vnglikh! Julieta liegt in ihrer besten Kleidung ausgestrecket und todt.

Pickelhering. Das ist erstunkhen und erlogen! Weil sie ausgestrekt liegt, so muß ich gehen vnd sehen was ihr schadt, dan ich verstehe mich tröfflich auf die außgestrekte Krankheiten. (abit.)

Gräfin. Der Himmel bewahre mich, Amme, waß für ein Schrökhen hab ich eingenommen!

Amme. Ich wolte es wäre nicht gnd. Fraw waß ich gesagt, aber ich wolt mir die Nasen abschneiden lassen, wan Julieta nicht todt ist.

Pickelhering kommt zurück. O Ellend! O Noth! O Barmhertzigkeit! O Mausericordia! Julieta hat sich zu todt gestorben! O erschrökhliche Postzeitung! Sie ligt ausgestrekt mit Händt vnd Fuessen vnd ist so steuff, als ein gefrohrner Stockfisch.

Gräfin. Was, wie sagst du Pickelhering, Julieta todt?

Pickelhering. Das weiß ich nicht, ob sie todt ist, aber sie liegt vnd rührt sich nicht vnd ihre Seele ist schon in den 24 Elementen.

Gräfin. O Jammer! O Ellend! Ist Julieta todt, so hat meine Frevd ein End! Ach armer Graff Paris, waß wird er darzue sagen. Aber hier kompt mein Herr. Ach Julieta, armselige Julieta!

Capolet kommt. Was ist, liebste Gemahlin? Was vor eine Travrigkeit presset Thränen von Euren Augen vnd zwinget Euch zum weinen?

Gräfin. Ach liebster Herr vnd Gemahl, Vnglikh veber Vnglikh!

Capolet. Der Himmel bewahre vnß alle vor Vnglikh! Waß soll dieses bedeuten?

Pickelhering. Herr, der Mader ist ins Taubenhauß kummen vnd hat 2 junge tauben zu todt gebissen, ob er's gahr gefressen, das weiß ich nicht, vnd das ist ja Vnglikhs genug.

Gräfin. Ach liebster Herr vnd Gemahl, Julieta ist todt.

Pickelhering. Ist dan das so grosse Sach, daß ein Mahl ein Mensch stirbt?

Capolet. Wie? waß? Julieta todt? da seye der Himmel vor!

Gräfin. Es ist nicht anders, dan die Amme vnd Pickelhering haben sie beyde todt gesehen.

Capolet. Ist es wahr Pickelhering?

Pickelhering. Ich vermeine wohl, es wird wahr sein, dan sie ligt vnd rührt sich nicht, hört vnd sieht nicht vnd ligt außgestrekt wie ein Holtzklotz. Weiter brauchts nichts mehr, alß daß die Schüler kommen, tragen sie hinwekh und singen: mit Frid und Frewd fahr ich dahin vnd reise meiner Strassen" u. s. w.

Es ist nur noch nöthig, die Behandlung der Katastrophe zu betrachten.

Folge und Inhalt der Scene auf dem Kirchhofe sind wie bei Shakespeare, bemerkenswerth ist nur, daß die Personen alle in Versen ihr Leben beschließen. Paris letzte Worte sind:

Ach weh, ich sterbe hier!
Julieta liebste brauth,
Jetzt komm ich auch zu Dir
Weil Du mir warst vertraut.

Als Romeo sich den Tod giebt, spricht er:

Himmel verzeihe mir
Was ich hier hab gethan,
Ich sterbe willig hier
Als Julieta's Mann.

Juliens Abschied vom Leben ist länger:

Ach Vatter, Muetter, Freundt,
Ich nahmb von Euch Valet,
Ich sterbe voller Schmertz

Ihr wüst nicht wie mirs geht.
Ach Romio, mein Schatz
So bist Du nun gestorben,
Du hast durch deinen todt
Mir auch mein todt erworben.
Nimb hin, o Jupiter (stoßt.)
Mein Seel von disen Leib,
Damit ich nicht allhier
In stetten Jammer bleib. (stirbt.)

Am Ende des Stückes, nachdem der Pater, wie in Shakespeare's Original, die ganze Geschichte der Liebenden nochmals erzählt hat, lassen sich noch die folgenden Schlußbetrachtungen vernehmen:

Hertzog.
Waß hier der Himmel nimbt,
Das kann er wiedergeben,
Wir müssen sein bedacht
Dort vor das ewig Leben.

Capolet.
O Jammervoller schmertz
Julieta ist gestorben,
O Wunderschöne blum,
Du bist zu früh verdorben.

Pater.
Die Jugend ist nicht klug,
Sie liebet vnbedacht,
Die lieb hat sie gahr offt
Zu solchen Fall gebracht.

Capolet.
Kunnt Paris nicht mein Kindt
In seinem Leben kriegen,
So soll er nach dem todt
In ihren Grabe liegen.
O werthe Schauerzahl,

Heist diß nicht recht betrüben?
Ein jeder hütte sich
Vor solchen Vnglükhslieben!

Dies ist nun der Abriß jener frühesten Gestalt, in welcher Shakespeare's Meisterwerk die deutsche Bühne betrat.

Die Zeit der Hanswurstiaden war erfüllt. Hans Wurst, der im Volkstheater eine so wichtige Rolle gespielt, deres gewissermaßen zusammengehalten hatte, lag in den letzten Zügen. Die Neuber'sche Gesellschaft, welche in Leipzig ihre Vorstellungen gab, sollte den Hans Wurst begraben. Gottsched hatte die Direction dazu bewogen. Er erkannte sehr richtig in der lustigen Person, dem Harlekin, den Mittelpunkt und Lebensnerv des ganzen alten Comödiantenwesens und daß mit Verbannung des maskenhaften Spaßmachers auch die Regellosigkeit und Willkür aufhören werde. Er veranlaßte daher die Neuber, den Harlekin auf ihrer Bühne mit einem Streiche abzuschaffen, und diese beschloß den Schritt durch eine feierliche theatralische Demonstration zu bezeichnen.

Es war im October 1737, in ihrer Theaterbude bei Bose's Garten, wo ein, eigens von ihr dazu verfaßtes Vorspiel aufgeführt wurde, in welchem dem Harlekin wegen seines theatralischen Unfuges förmlich der Prozeß gemacht, eine Puppe in seinem buntscheckigen Kleide auf einem Scheiterhaufen feierlich verbrannt und sein Name von der Bühne verbannt wurde.

Der Vorgang ist vielfach verhöhnt worden, Lessing nannte ihn „selbst die größte Harlekinade", dennoch hat er einen ernsten Sinn und wenn man ihn in seinen Folgen überschaut, so war er für die Verwandlung der komischen Schauspielkunst gerade so wichtig, als die erste Aufführung des Pradon'schen Regulus für die tragische.

Die Neuber hatte nun die moralische Verpflichtung übernommen, den Harlekin nicht wieder erscheinen zu lassen, und sie hielt sie. Es ist unwahr, daß sie bald darauf in Hamburg wieder zu ihm ihre Zuflucht genommen; sie selbst ist allerdings noch einmal als Harlekin erschienen, aber nur um ihn lächerlich und verächtlich zu machen. Daß dieselbe lustige Person auf ihrer Bühne fortdauernd in Burlesken erschien, nur unter andern Namen und Gestalten, als Hänschen oder Peter, in weißen und andern Jacken, war durchaus kein Widerspruch, keine verdeckte Wortbrüchigkeit. Das Burleske von der Bühne zu verbannen, war der Neuber ja nicht eingefallen, vielleicht auch Gottsched nicht, nur der Freibrief totaler Zügellosigkeit, die Berechtigung zu Unsinn, Plattheit und Schmutzerei, den das buntscheckige Kleid des Harlekin, den das Stegreifspiel überhaupt gab, sollte vernichtet werden. Und Wichtigeres als das sollte geschehen: die abgestandene, starre Convention der typischen Masken sollte aufgehoben werden, damit die Mannigfaltigkeit des vollen Lebens wieder Zugang zur deutschen Comödie finden könne.

Die Verbannung der Stegreifspiele und des Harlekin ist von bedeutenden Stimmen getadelt worden, Lessing und Möser, keine Geringeren, haben sogar ihre Wiederherstellung verlangt, und in der neuern Zeit hat man die Abschaffung als einen großen Fehler bezeichnet, aus dem unendlicher Verlust für die Poesie der Comödie erwachsen sei.

Was die Improvisation betrifft, so haben wir ihre Vortheile und Nachtheile im Verlaufe der Geschichte hinlänglich kennen gelernt, um ihre Anwendung für das eigentliche Gedeihen der Schauspielkunst förderlich zu halten. Lessing und Möser verlangen im Grunde für sie auch nur einen kleinen Raum auf der Bühne, in einer leichten, anspruchslosen Gattung von

Scherzspielen. Den hat man ihr auch noch lange Zeit gegönnt, und würde ihn ihr bis auf den heutigen Tag gönnen, wenn das Stegreifspiel, in den Bedingungen, die es an seine Ausführung macht, nicht den Keim der Vernichtung in sich trüge. Je mehr die Forderungen an die Schauspielkunst gestiegen sind, je weniger hat das Stegreifspiel sie erfüllen können; selbst in Italien liegt es jetzt in den letzten Zügen.

Das Hauptmoment dieses wichtigen Wendepunktes ist die Abschaffung der Maskencharaktere; denn mit der Abschaffung der Hauptmaske, des Harlekins, war ihnen allen das Urtheil gesprochen.

Kann man das aber wohl beklagen, wenn man von dem Ayrer'schen Jan Posset an bis zu dem auto da fe des Harlekins das Leben der lustigen Person verfolgt hat? Ganz abgesehen von dem pöbelhaften Unfuge, durch welchen der Possenreißer die Bühne entwürdigte, und der doch schlechterdings nicht länger zu dulden war, blieb er immer nur eine stehende Figur, ohne innere Bewegung und Entwickelungsfähigkeit, ohne eigentlich dramatisches Leben, weil ihm die Individualität fehlte, weil er nur eine symbolische Personification des Volkshumors, der Ironie, der Schalksnarrheit war. Wir haben schon in den Moralitätsfiguren gesehen, wie leblos die Kunst durch symbolische Gestalten, durch personificirte Begriffe wird, hier wiederholte sich dasselbe in der Komik. Nur zu gut wurde diese Unlebendigkeit von Anfang an empfunden, darum wechselte der uralte Hans Wurst fortwährend Kleider und Namen; er wollte etwas Neues aus sich machen und blieb immer der Alte, blieb immer außerhalb der Handlung, die er nur mit seinen Späßen begleitete. Wo er dem Verlangen, herzhaft mitzuspielen, nicht widerstehen konnte, mußte er sich seiner Eigenheit entäußern, in fremde Gestalten schlüpfen, um nur Individualität, um warmes

Blut zu bekommen. Daher die endlosen Verkleidungen des Herlekins in den Burlesken, daher die immer anderen Titel und Qualitäten, die er in den Haupt- und Staatsactionen annahm.

Offenbar hatte er sich jetzt überlebt und war in dem vergeblichen Abarbeiten, etwas aus sich zu entwickeln, seine eigene widerliche Fratze geworden.

Aber, rufen seine Vertheidiger, man hätte das Kind nicht mit dem Bade verschütten, man hätte ihn erhalten, verfeinern sollen. — War denn das nicht versucht worden? Von Velthen mit dem Curtisan, von seiner Wittwe mit dem Arlequin? Und war denn etwas Anderes aus ihm geworden als der alte klobige, pöbelhafte Hans Wurst? Sind nicht die begabtesten, ersten, erfindungsreichsten Schauspieler der Hanswurstrolle zuletzt maskenhaft eintönig geworden? Mußte nicht der buntscheckige Humor wie das buntscheckige Kleid in seinem Einerlei ermüden? Es hat keinen Harlekinspieler gegeben, der nicht auf wiederkehrende Manieren, auf stehende Witze, vorräthige Lazzi, auf Gemeinplätze und zuletzt in Uebertreibung und Abgeschmacktheit gerathen wäre.

Jede Maske ist wie eine aus dem nährenden Boden des Lebens gerissene Pflanze. Eine Zeit lang blüht sie künölich fort, aber da ihr der immer frische Zuschuß des allnährenden Lebens fehlt, krankt sie endlich und muß zuletzt doch weggeworfen werden.

Das ist auch die Geschichte des Hans Wurst.

Seitdem Molière die Richtung der Comödie bestimmt, seitdem er die Masken wieder in die Mannigfaltigkeit wirklicher Charaktere aufgelöst hatte, war auch die komische Schauspielkunst allgemach ihrer eigentlichen Bestimmung sich bewußt geworden: „der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den

Abdruck seiner Gestalt zu zeigen". Mit dieser Richtung aber konnten die conventionellen Figuren nicht mehr bestehen. Je größere Fortschritte die Schauspielkunst im Individualisiren, in der Charakteristik machte, desto ungenügender mußte dem Publikum das Stegreifspiel, desto abgeschmackter der Harlekin erscheinen. Wäre dies nicht der Fall gewesen, hätte beides nicht nothwendig ausarten müssen, wäre das Publikum dessen nicht überdrüssig geworden, so würde der extemporirende Harlekin sich erhalten haben, trotz dem Professor Gottsched und der Frau Neuber.

Die Abschaffung der Haupt- und Staatsaction, des Harlekins und des Stegreifspieles griff in Norddeutschland schnell genug um sich — ein Beweis der rascheren Culturbewegung und des Einflusses, den die literarische Kritik in diesem Theile unseres Vaterlandes schon gewonnen hatte. Auch wurde die dichterische Production an Uebersetzungen, Bearbeitungen und Originalen immer reicher, so daß im Allgemeinen um das Jahr 1750 das Repertoire größtentheils aus regelmäßigen und gelernten Stücken bestand. Nur vereinzelte Harlekinstalente vertheidigten noch weiterhin den letzten Fußbreit Boden, der ihnen blieb; bisweilen sogar mit guten Witzworten. So sagte einer derselben seinem Publikum: „ihn verbannen zu wollen, sei ein wahrhaft Gottschädlicher Gedanke".

Wir sind nun eigentlich am Ende mit dem Volkstheater. Ein solches wollte sich unter andern Formen neu gestalten. Der größte Reformator, der die neue Kunstepoche einleitete, war Lessing, dessen erstes Stück „der junge Gelehrte" 1747 von der Neuber'schen Gesellschaft auf die Bretter gebracht wurde. Ihm folgte „Damon" und „die alte Jungfrau." Nach dem Tode der Neuber trat Schönemann die Direction des Theaters an. In Berlin herrschten Eckenberg's Haupt- und Staatsactionen und die

Stegreifcomödien von Franz Schuch, der selbst den Harlekin spielte. Unter Schönemann trat zuerst Konrad Eckhof (geb. 1720 in Hamburg) auf, derselbe, der es wagte, eine deutsche Schauspieler-Akademie (5. Mai 1753) in Schwerin zu gründen. Er begünstigte die deutschen dramatischen Produkte von Schlegel, Gellert, Lessing, Krüger, Bohrmann, Mylius, Weisse. Nächst Schönemann trat nun Koch in Leipzig auf. Die Städte waren schon sehr verwöhnt und er hatte einen schweren Stand, er hat aber wenigstens den Ruhm gerettet, daß er bei der Nachgiebigkeit gegen die Menge das edlere Ziel der Kunst nie aus den Augen verlor. Er führte die Intermezzi, Aufzüge der englischen Comödianten in den Zwischenspielen ein. Bald gewannen auch die Liederspiele ein größeres Terrain.

Devrient schildert die beginnende Reform der deutschen nationalen Bühne und die Wandelung ihrer Form in folgender Weise.

Das Prinzip der Franzosen: die Mode ihrer Zeit allemal zum Maßstab für das Schöne, znm Ideal zu erheben, also zu jener Zeit den Ton und die Tournure des Versailler Hofes als musterhaft für alle Kunstgestalten zu nehmen, dies beschränkte Prinzip mußte, so lange es von der deutschen Kunst noch anerkannt war, dieselbe in einem Kreise von angelernten Conventionen und Manieren erhalten. Selbst Molière, an dessen natürlicheren Charakteren unsere Schauspielkunst sich aus der Verwilderung hervorgearbeitet hatte, lehrte doch auch eine französische Natur. Seine Gedichte haben für die Schauspielkunst den ganz besondern Werth: daß sie von einem Schauspieler geschrieben, daß alle ihre Gestalten im Geiste des Dichters auch schon künstlerisch ausgeführt sind, daß der Schauspieler lauter durchgespielte Rollen vorfindet. Nichts ist darin hemmend und un-

theatralisch; nichts grillig oder unpraktisch, der Darsteller kann getrost auf der Spur des Dichters gehen, denn der Dichter war ein großer Schauspieler. Deshalb konnten an Molière'schen Rollen unsre ersten Schauspieler eine so bequeme Schule machen, darum zeichneten sich Velthen, Kohlhardt, Schönemann, Koch, zum Theil auch Eckhof, alle in Molière's Stücken aus. Darum aber waren sie auch Alle in den Kreis seiner nationalen Eigenthümlichkeit gebannt, und diese Eigenthümlichkeit wurde je länger je mehr dem reifenden Urtheile auffallend.

Daß die deutsche Schauspielkunst danach rang, eine nationale Selbstständigkeit zu gewinnen, zeigt uns Koch's Aeußerung: daß der eigene Verstand ihr Meister sein solle, zeigen uns Eckhof's Bestrebungen, die einzigen, welche einen merklichen Fortschritt bewirkten; ohnmächtig aber mußten alle diese Bemühungen bleiben, so lange die Dichtkunst nicht die Schranken durchbrach und der Schauspielkunst Charaktere und eine Sprache von deutscher Erfindung, deutscher Natur und deutschem Ausdruck darbot. So lange das Repertoir nicht nur von fremdländischen, besonders französischen Stücken beherrscht wurde, sondern so lange auch die deutschen Productionen alle ohne Ausnahme nach französischen Mustern gearbeitet waren, konnte auch die Schauspielkunst die französischen Manieren nicht los werden, blieb die Leipziger Schule ihr unverrücktes Gesetz.

Doch was der deutschen Bühne frommen sollte, das mußte aus einer tiefgreifenden Revolution der ganzen Literatur, ja des gesammten Geisteslebens in unserm Vaterlande hervorgehen.

Die Zeit dafür war gekommen, ein neuer, der wichtigste Wendepunkt für die deutsche Schauspielkunst trat in ihrer Geschichte ein, und auf eine höchst eigenthümliche und bedeutungsvolle Weise.

Die nationale Dramatik der andern Völker wurde von rein künstlerischen Genies begründet; Ariosto, Tasso, Lope de Vega, Shakespeare, Corneille und Molière waren Dichter und Schauspieler und nichts Anderes, sie vertraten ihr abgesondertes Kunstgebiet. Der Stifter des neuen deutschen Theaters dagegen war ein universelles Genie, es war derselbe große Geist, in dem die Anfänge unsrer ganzen neuen Bildung — der wissenschaftlichen wie der künstlerischen — zu finden sind. Derselbe Lessing, welcher neue große Bewegungen in der Poesie, Philosophie, Theologie und der Wissenschaft des Schönen erzeugte, der den deutschen Geist mündig machte und ihm seine Sprache gab — derselbe Lessing verfolgte keines seiner Ziele mit so hingebender Nachhaltigkeit, machte nichts so vollständig zu seiner Lebensaufgabe, als das unabläßige Bemühen: die nationale Schaubühne von Grund aus neu und selbstständig zu beleben.

Wie bei keiner Nation sammeln sich so alle Strahlen des neuen Geisteslebens im Brennspiegel eines einzigen Geistes und wie bei keiner Nation erscheint bei uns — eben in diesem großen Repräsentanten der neuen Bildung — das Theater so mit klarem Bewußtsein als edelste Kunstblüthe des socialen Geistes überhaupt, als dasjenige Institut, in welchem das Nationalleben sich selbst verständlich werden soll.

War die Schaubühne im Mittelalter von der innigsten Religiösität und naiven Heiterkeit geweiht, so wurde nun ihre Bedeutung für die Neuzeit von großartiger Vernunft, von geläutertem Geschmack und scharfsinniger Urtheilskraft anerkannt.

Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit von Lessing's Theaterreform war, daß er sein großes Ziel durch nahe liegende Mittel verfolgte, die weder die Prätension machten, neu noch großartig zu sein, und

dennoch beides waren; daß er in seinen Unternehmungen auch nie über die gegenwärtige Fähigkeit der Schauspielkunst, nie über die Fassungsgabe und Empfänglichkeit des Publikums, wie es eben war, hinausging. Aber er wußte die vorhandene Kraft und Einsicht immer auf dem Gipfel ihres Vermögens, und mit einem praktischen Griffe dergestalt zusammenzufassen, daß er mit jedem seiner vier großen dramatischen Gedichte den ganzen theatralischen Zustand um einen gewalttgen Schritt vorwärts trieb, ohne dadurch die bisherige Stellung wankend oder unsicher gemacht zu haben. Im Gegentheile hat nach jeder Anstrengung, welche Lessing der Schauspielkunst zugemuthet, diese sich nur um so sichrer freier und gesunder gefühlt.

Seine ersten Stücke hatten keinen wesentlichen Einfluß auf den Entwicklungsgang der Bühne geäußert; nur „der Freigeist" und „der Schatz" erhielten sich auf dem Repertoir. Bei weitem wichtiger war sein kritisches Bemühen der einseitigen französischen Richtung entgegen zu wirken und die gelehrte Dichterwelt, welche bis dahin den Mustern des Seneca und Terenz zugewandt war, mehr auf Sophokles und Plautus, auch auf die freieren Formen der Spanier und Engländer, besonders auf Shakespeare aufmerksam zu machen. Am wirksamsten aber war vielleicht der Einfluß seines persönlichen Umganges, die Anregung seiner Theaterbegeisterung, wodurch er bei den aufwachsenden Literaten die dramatischen Production und eine größere Verständigung zwischen Dicht- und Schauspielkunst zu fördern suchte.

Er hatte die vornehme Absonderung des gelehrten Dichterstandes von der realen Bühne gänzlich über Bord geworfen. Schon als Student verkehrte er mit der Neuber, — die, wie wir uns erinnern, seine ersten Arbeiten auf's Theater brachte — war ein gro-

ßer Anhänger Koch's, und so hoch schlug er schon als Jüngling den selbstständigen Werth der Schauspielkunst an, so genau zog er ihn in eine praktische Berechnung für den Erfolg, daß er im Jahre 1747 den Plan eines Trauerspieles aufgab, weil Koch sich damals rüstete, nach Wien zu gehen und er diesem die Hauptrolle zugedacht hatte. Später verkehrte er mit Brückner, von dem er declamiren lernen wollte, dem er aber bald selbst zum Lehrer wurde. So verschmolz in Lessing die Gelehrsamkeit mit der poetischen Anschauung und der Vertrautheit mit der künstlerischen Ausführung auf das Innigste. Kein Literat hat wie er die Schauspielkunst verstanden, und keiner so im genauesten Rapport mit ihr gewirkt.

Im Fortgange der Begebenheiten wird sich dies noch näher erweisen, aber auf eine merkwürdige Erscheinung müssen wir schon hier einen Blick werfen: es ist die geheimnißvolle Uebereinstimmung des Bestrebens zwischen Lessing und dem ersten Schauspieler jener Zeit, Eckhof. Beide von derselben redlichen Wahrheitsliebe, von gleichem Eifer für Einführung volksthümlicher Natürlichkeit und Einfalt, wurde Eckhof durch den unendlich größeren Geist Lessing's geleitet, und Alles, was dieser gedacht und gewollt, trat in Eckhof — und nur in ihm — vollkommen in die künstlerische Erscheinung. Sie waren für einander geschaffen. Wie Gottsched und die Neuber das Verdienst theilen, die Schauspielkunst auf die erste Stufe regelmäßiger Entwickelung gestellt zu haben, so ungetrennt im Geiste müssen wir uns Lessing und Eckhof als Stifter der eigenthümlich deutschen Schule denken.

Was Lessing bisher gethan, war Vorbereitung, den eigentlich entscheidenden Moment des Lebendigwerdens des deutschen Drama's und der deutschen Schauspielkunst führte er im April 1756 herbei, wo

unter seinen Augen von Koch's Gesellschaft in Leipzig das bürgerliche Trauerspiel „Miß Sara Sampson" zum ersten Male aufgeführt wurde.

Lessing knüpfte hiermit ganz einfach an die rührenden Comödien Gellert's und der Franzosen, besonders Diderot's, so wie an die englischen Dramen dieser Gattung an, aber er übertraf sie alle an Geist und Energie des Ausdrucks, an Consequenz des Baues und an sicherer und reichhaltiger Zeichnung der Charaktere. Er lehrte die Deutschen dadurch ihre Selbstständigkeit, den Ausländern gegenüber. Er führte die Prosa, den schlichten, natürlichen Ausdruck für edle und ernste Vorgänge ein, und gründete, mit seinem immer unfehlbar richtigen Takte, den ersten großen Erfolg des deutschen Drama's auf das stärkste Gefühl im Leben des deutschen Volkes, auf das Familieninteresse.

Unser Publikum hat sich nie von Herzen für die Helden des Alterthums interessirt, die gelehrte Regelmäßigkeit, das sententiöse Pathos, das Gottsched vertrat, hatte wohl durch Vornehmheit imponirt, auch begriff man, daß der alte Unfug unmöglich fortdauern dürfe, populär aber waren weder die französischen Muster, noch ihre Nachahmungen geworden. Dagegen erklärte sich das deutsche Publikum entschieden für moralische Stoffe aus dem bürgerlichen Leben, für Darstellungen der Zustände, die seinem Gemüthe, das nun einmal von Natur empfindsam ist, zusagten.

Lessing hat diesen natürlichen und gesunden Geschmack lebenslang in Schutz genommen, und mit der „Sara Sampson" setzte seine Autorität das Publikum förmlich in sein Recht ein. Der Schauspielkunst leistete er den unschätzbaren Dienst: ihrem verworrenen Umherschweifen nach Vorbildern und Regeln ein Ende zu machen; er stellte sie auf den Boden der eigenen, nationalen Denk- und Empfindungsweise, brachte

sie wahrhaft zur Besinnung über sich selbst und gewann ihr die volle Sympathie des Publikums.

Lessing's spätere Stücke haben diese volksthümliche Eigenheit noch viel präciser und energischer ausgeprägt, aber mit der Sara war sie gefunden. Dies Stück war das Ei des Columbus in unsrer dramatischen Literatur.

Von nun an war der Schauspieler von allem Herkömmlichen, von allen Kunstmustern fort an die Natur gewiesen. Er hatte Menschen, er hatte Leidenschaften, Schwächen und Tugenden darzustellen, Gedanken und Empfindungen auszusprechen, wie er sie kannte, wie er sie im eigenen Leben fand oder doch durch nicht allzuferne Analogien finden konnte.

Die Geschichte des deutschen Herzens war Gegenstand seiner Kunst geworden. Er brauchte die Natur nicht mehr durch ein französisch geschliffenes Glas zu betrachten, er sah ihr gerade in's Auge. Das, was er für Wahrheit hielt, brauchte nicht mehr in angelernten fremdländischen Conventionen seinen Ausdruck suchen, frei aus der bewegten Brust durfte der Schauspieler in deutscher Weise zum deutschen Zuhörer reden.

So viel über die Thätigkeit unsers edlen Dichters, wie Devrient sie schildert.

Das erste Nationaltheater wurde in Hamburg errichtet. Devrient sagt darüber im zweiten Bande seiner Geschichte: Es war der schönste Ehrenkranz, der in dem Wettstreit der Städte um das theatralische Ansehen Hamburg an sich riß, als es inmitten des noch im Allgemeinen barbarischen Zustandes die Gründung einer Bühne nach durchaus idealen Prinzipien unternahm. Die erste Grundlage sollte die Stabilität sein.

Es ist in unsern Tagen vielfach behauptet worden: ein heimath- und besitzloser Zustand versetze das

ganze Leben des Schauspielers auf ein unabhängig poetisches Gebiet, das seiner Productionskraft einen ungebundenen Schwung vergönne; das geniale Vagabundenleben halte sein Blut und seine Phantasie lebendig und frisch. Man hat gefolgert: der Verfall der Schauspielkunst habe in dem gemächlicheren, ja in dem sittlicheren Zustande der Schauspieler seinen Grund.

Ob es sich verantworten läßt, das Gedeihen einer Kunst durch bürgerliches und moralisches Elend fördern zu wollen, soll hier nicht untersucht werden, nur auf den geschichtlichen Hergang mögen wir sehen, um uns über diese Streitfrage aufzuklären.

Jenes geniale Vagabundenleben hat in den Studententruppen des siebenzehnten Jahrhunderts vollständig existirt. Allerdings versetzte der heimath- und besitzlose Zustand damals die jungen munteren Leute auf ein unabhängig poetisches Gebiet, und wir haben an den Wagnissen der Improvisation bei Velthen's Genossen gesehen, daß in der That die Productionskraft einen ungebundenen und übermüthigen Schwung gewann. War denn aber daraus eine gesunde Kunstentwickelung hervorgegangen? Nichts weniger als das. Nur die äußerste Verwilderung des Geschmacks, das Versinken der Kunst in den Schmutz des unwürdigsten Unfugs war die Folge jener Periode. Alle Fortschritte dagegen, durch welche sich die Kunst zu einem neuen Leben aufgerichtet hat, sind, von Velthen an, immer an die Epochen des bleibenden Aufenthaltes irgend einer Truppe geknüpft gewesen.

Die Stabilität schließt sogar eine Nöthigung zu Fortschritten in sich. Wenn die Wandertruppen mit einem Vorrathe von wenigen Stücken, durch Erregung augenblicklicher Neugier, von Ort zu Ort sich erhalten konnten, so forderte ein dauernder Aufenthalt nicht nur eine Erweiterung des Repertoirs, sondern

auch bessere Wahl der Stücke, genaueres Einüben derselben — wozu das Wanderleben keine Ruhe ließ — um die Theilnahme auch dauernd zu fesseln.

Und war denn das Vagabundenleben der Schauspieler wirklich poetisch? Hielt es denn in der That ihr Blut und ihre Phantasie lebendig und frisch?

So lange die Studenten bei den ältesten Truppen ab und zu liefen, und die theatralische Laufbahn nur eine etwas verlängerte Ferienreise war — die leicht bepackt unternommen, und aufgegeben wird, sobald das Vergnügen daran nachläßt — so lange blieben diese Wanderzüge lustig und poetisch. Sobald aber das Schauspielerleben über die Studentenjahre hinaus dauerte, sobald die Frauen bei den Truppen heimisch wurden, Ehen entstanden, und nun die Häuslichkeit, die ihrer Natur nach Stabilität verlangt, mit Krankheiten, Wochenbetten und zahlreichem Kindergeschleppe mit auf den Thepiskarren geladen werden mußte; als nnn der Wechsel der Jahreszeiten und der Zeitumstände nicht mehr mit studentischem Leichtsinn getragen werden konnte, auch das Gespenst des dürftigen und kränklichen Alters hohläugig hinter dem Zuge herschlich, da verwandelte sich die Unabhängigkeit des Wanderlebens in die allerdrückendste Abhängigkeit. Nicht poetischer wurde des Schauspielers Leben dadurch, nein prosaischer; belastet von den widrigsten Materialitäten, in unausgesetzter Sorge und Arbeit: die Nomadenwirthschaft aufzuschlagen und abzubrechen.

Man werfe nun einen flüchtigen Blick auf die Biographien der Schauspieler jener Zeit, um zu sehen, wie Geist und Gemüth unabläßig von der Noth und Prosa des Lebens befangen wurden. Man lese nur, wie Schröder die Ankunft Eckhof's bei der Ackermann'schen Truppe in Braunschweig beschreibt. Wie der erste Heros der deutschen Bühne unter dem

Segeltuche des Frachtwagens in lächerlichem Aufzuge hervorkriecht, so mißlaunig, daß er den Gruß der alten langentbehrten Jugendfreunde kaum erwidert, und seine Hunde, seine kränkelnde Frau und Schülerin aus dem Stroh des Wagens hervorholt. Wie ihn dann eine Stunde lang das Abpacken seiner Habseligkeiten, die Abrechnung mit dem Fuhrmann und das daran hängende Gezänk festhält. Wie er am Tische seines Freundes nur Worte hat für die Mühseligkeit der Reisen, die damals auf unwegsamen Straßen, auf einem Planwagen gemacht werden mußten; denn der erste Schauspieler Deutschlands war nicht in der Lage, eine gemächlichere Gelegenheit bezahlen zu können. Wie er sich endlich nicht Zeit gönnt, sich zu sättigen, sondern bald mit dem Zettelträger fort durch die Stadt läuft, um sich nur Dach und Fach zu suchen.

Wenn man nun erwägt, wie unzählige Mal diese Mühseligkeiten sich wiederholten, da der Aufenthalt in einer Stadt gewöhnlich nur wenige Wochen, oft nur acht bis zehn Tage dauerte, so wird die Behauptung, daß solch Wanderleben poetisch, belebend und erfrischend sei, wohl zu Boden fallen müssen.

Welche sittliche Nachtheile aus diesen Zuständen hervorgehen mußten, welche Verwahrlosung der Kinderzucht, welch ein stetes Wirthshaustreiben der Männer, welche fortwährend verschuldete Haushaltungen, weil das knappe Einkommen bei der kostspieligen Unregelmäßigkeit des Lebens unmöglich ausreichen konnte, das Alles bedarf der Ausführung nicht; aber es gingen auch — was noch wenig erwogen ist — große Summen bei diesen Reisen auf, die außerdem so viel zum Gedeihen eines besseren Zustandes hätten nützen können. So kosteten z. B. eine Reise der Ackermann'schen Gesellschaft von Königsberg nach

Leipzig, die eilig, also ausnahmsweise mit Extrapost gemacht werden mußte, über 2000 Thaler.

Nein, zu jener Zeit, mitten in diesen lebendigen Erfahrungen, galt es für unzweifelhaft, daß der Schauspielerstand in diesem zigeunerhaften Zustande, in diesem Wust und Gewirr der widrigsten Plackerei und der nothwendig daraus hervorgehenden Verschlämmung aller künstlerischen und sittlichen Beziehungen, nicht verharren dürfe, wenn man ihm die geistigen Schätze der Nation anvertrauen, wenn man von ihm Darstellung veredelter durchgeistigter Menschheit verlangen wollte.

Darum proclamirte die Hamburger Entreprise die Stabilität ihres Theaters; ja sie that noch mehr, sie verhieß verdienten Schauspielern Unterstützung im Alter, um dem Stande die möglichste Sicherstellung zu geben.

Es wurde ferner, um die vaterländische dramatische Dichtkunst zu fördern, ein jährlicher Preis von 50 Ducaten für das beste Lustspiel ausgesetzt.

Die Geschmacksreinigung des Repertoirs begann mit völliger Ausschließung des Ballets. Man wollte bloße Schaulust und Sinnenreiz gänzlich aus dem theatralischen Genuß verbannen. Dem Balletmeister, dem jungen Schröder, stellte man frei, als Schauspieler bei der Gesellschaft zu bleiben, was er aber von sich wies und zu dem Prinzipal von Kurz nach Frankfurt a. M. ging.

Nächst ihm verließ nur Caroline Schulz, die hübsche Nebenbuhlerin der Hensel, mit ihrem Bruder, dem Tänzer, die Gesellschaft und ging zu Koch, Frau Ackermann zog sich vom Theater zurück.

Das Personal zählte also Eckhof, Hensel und Frau, Ackermann und seine Töchter, Boek und Frau, Borchers, Schmelz und Frau, Merschy, der in komischen Bedienten gut, Witthöft und unter

einigen Hülfsschauspielern die Anfänger Meyer, Lambrecht, Günther und Hempel. Wichtige neue Erwerbungen waren: Frau Susanna Mecour geb. Preisler, welche in Soubretten- und affectirten Damenrollen berühmt war, und bei dem Vorzuge einer melodischen Stimme, sich in dieser Schule auch für das Trauerspiel bildete. Ferner Löwen's Frau, die freilich neun Jahre vom Theater entfernt gewesen war, aber bei ihrem Auftreten als Melanide durch den Silberton in ihrer Stimme — wie Lessing sagte — und durch die sicherste, wärmste wenn auch nicht die lebhafteste Empfindung, die volle Gunst des Publikums wiedergewann, welche sie als Mädchen besessen.

Eine Kunstgenossenschaft sondergleichen, die unter einer tüchtigen Leitung Erstaunliches zu leisten verhieß.

Die öffentliche Ankündigung der Entreprise sagte: man habe das Directorium den Händen eines Mannes anvertraut, von untadelhaften Sitten und bewußten Einsichten in die Geheimnisse der Kunst, welcher außer den bekannten Pflichten eines Directors noch die so höchst nothwendige Verbindlichkeit über sich genommen habe, für die Bildung des Herzens, der Sitten und der Kunst junger angehender Schauspieler zu sorgen, und so der Gesellschaft die Vortheile zu verschaffen, die man in einer theatralischen Academie gewinnen kann."

Nichts konnte wohl befriedigender lauten, als diese Nachricht, aber als die Entreprise nun in's Leben trat, war dieser gepriesene Director niemand anders, als — der Verfasser der Ankündigung selbst, nämlich Löwen.

Diese Ernennung mochte manche Bedenken erregen. Eine andere Anstellung dagegen mußte mit der allgemeinsten Freude aufgenommen werden, es

war die Lessing's als Rechtsconsulenten und Dramaturgen.

Man wollte ihn anfangs verpflichten, die neue Bühne mit Originaldichtungen zu bereichern, er lehnte es ab, aber er versprach: „ein kritisches Register von allen aufzuführenden Stücken zu führen und jeden Schritt zu begleiten, den die Kunst, sowohl des Dichters als des Schauspielers thun werde." So entstand Lessing's Dramaturgie. Der Ruhm, sie hervorgerufen zu haben, darf den Unternehmern in keiner Weise verkürzt werden, sie trugen Kosten und Gefahr beim Drucke des Werkes und hatten Lessing mit dem, zu jener Zeit höchst bedeutenden Gehalte von 800 schweren Thalern angestellt.

Die Hamburgische Dramaturgie — für unsere Literatur von so ungeheurer Bedeutung, weil sie den Zauber der französischen Muster gänzlich zerstörte — entschied zugleich für die Bedeutsamkeit unsres Theaters, hob es in unzweifelhaft wissenschaftliche Beachtung und stellte den vollkommensten Maßstab seiner Beurtheilung auf. Und wenn die Hamburger Entreprise nichts veranlaßt hätte, als dieses Werk, so verdiente sie darum allein die dankbarste Anerkennung der Kunstgeschichte.

So ging das Unternehmen nach allen Richtungen hin von den schönsten Intentionen aus und unternahm mit Entschlossenheit eine erneute Opposition gegen den Geschmack der Menge. Daß es mißglücken würde, mißglücken mußte, ließ sich bei einer richtigen Erwägung der Zeitumstände und der Verfassung des Unternehmens selbst vorhersehen.

Noch war der Theil des Publikums, der ein würdiges Schauspiel willkommen hieß, viel zu gering, um ein solches Unternehmen stützen zu können, selbst wenn seine praktische Ausführung mit seinen guten Absichten Schritt gehalten hätte. In der Organisa-

tion der Direction aber lagen die Keime so großer Mißverhältnisse und Verwirrungen, Keime, die sich fast in allen ähnlichen Unternehmungen bis auf unsre Tage fortgepflanzt und so manche schöne Hoffnungen getäuscht haben, so daß wir sie einer genauerer Betrachtung würdigen müssen.

Die Unternehmer waren Kaufleute, wenn auch von edelen, gemeinnützigen Absichten beseelt, immerhin Männer, welche das Theater nur vom Zusehen kannten. Seyler, die eigentliche Seele des Unternehmens, ein munterer, lebenslustiger Mann, von gebildetem Geschmack und feinem Urtheil, aber natürlich ohne Kenntniß und Erfahrung von der Führung der Theatergeschäfte; zudem in Geschäften überhaupt leichtsinnig und unzuverlässig. Er hatte kaum den Rest seines Vermögens aus einem Bankerott gerettet, um ihn nun dem Theater zu opfern. Bubbers war freilich einige Jahre Schauspieler gewesen, aber seine geringe Erfahrung reichte auch nicht zu, auf die Organisation des Werkes vortheilhaft zu wirken. Zudem wollte nun ein jeder der Unternehmer mitsprechen, es entstanden Einmischungen in die artistische Direction, welche die Führung nothwendig verwirren mußten, ein Jeder machte Lieblingswünsche, Protectionen, Kunst- und Geschäftsansichten geltend, so daß sich das Sprüchwort von den vielen Köchen zuletzt vollständig erfüllen mußte.

Was aber das Schlimmste war, der künstlerische Director war seiner Aufgabe nicht gewachsen.

Löwen hatte die Stelle als Lohn und Beute seiner Agitation davon getragen, die Unternehmer glaubten aber auch mit dieser Neuerung: einen Literaten zum Schauspieldirector einzusetzen, ihrem Theater ein ungewöhnliches, vornehmes und wissenschaftliches Ansehen zu geben. Man hatte so lange — und mit vollem Rechte — über die Unwissenheit und Unbil-

dung der meisten Prinzipale geklagt, daß man die öffentliche Meinung zu gewinnen glaubte, indem man einen Mann von wissenschaftlicher Bildung an die Spitze stellte. Die Entreprise debütirte damals mit dem Irrthum, der sich bis in unsere Tage erhalten hat, daß, wer für und über das Theater geschrieben und sich ein bestimmtes Urtheil darüber gebildet habe, auch im Stande sein müsse, es zu leiten. Daß Urtheilen und Schaffen zweierlei sei, diese einfache Wahrheit fing man schon damals an, in Bezug auf die Schauspielkunst, zu übersehen. Der historische Moment machte es verzeihlich. Noch waren die Uebel keineswegs überwunden, welche der Mißbrauch der Selbstständigkeit in der Schauspielkunst durch die Improvisation über das Theater gebracht hatte, die Literatur war es, die in diesem Momente wesentlich helfen mußte, was Wunder, daß man in das Extrem gerieth, zu glauben, daß die Literaten die einzigen Helfer seien und daß sie auch bis in den Mittelpunkt der Darstellungskunst eingreifen müßten? Man überging einen Meister wie Eckhof, der seine Directoralfähigkeit schon so unzweifelhaft bewährt hatte, und setzte einen mittelmäßigen Schriftsteller ein, der schon bei der Schönemann'schen Truppe wenig Kraft, das Steuer zu lenken, bewährt hatte.

Wie wenig er seine Aufgabe und die Natur der Kunst und der Künstler, die er leiten sollte, begriff, zeigte er schon darin, daß er das größte Gewicht seiner Wirksamkeit auf Vorlesungen legte, die er über seine „Grundsätze der körperlichen Beredtsamkeit" und über des Dorat „Essai sur la declamation tragique" halten wollte. Eckhof hatte die Schauspieler nicht zu ernsthafter Besprechung ganz praktischer Fragen ihres Berufes zusammenbringen können, und Löwen wollte sie durch seine Theorien bilden! Die Schauspieler sahen in dem Vorhaben nichts weiter

als Löwen's Wunsch sich vernehmen zu lassen, und die Vorlesungen fanden, aus Mangel an Theilnahme, ein schnelles Ende.

Noch schlimmer erging es ihm in seinem Directorat. Die Schauspieler waren wenig geneigt, sich der völlig neuen Amtsgewalt eines Literaten zu fügen. Von den Prinzipalen, ihren Brodherren und Standesgenossen, ließen sie sich meistern, wie es die Natur ihres Berufes forderte und wie es der Name „Comödiantenmeister" seit Menschengedenken bezeichnet hatte. Die Literaten aber hatten erst seit kaum vierzig Jahren Antheil an der Bühne gewonnen, und manchem Extemporanten schien dieser sogar noch immer entbehrlich. Wenn aber die Schauspieler auch im Allgemeinen ihre Abhängigkeit von den Dichtern und die Nützlichkeit literarischen Einflusses anerkannten, so verlangten sie auch dagegen auf ihrem eigenthümlichen Gebiete als selbstständig respectirt zu werden. Es beleidigte ihr Standesgefühl — und das war damals noch mächtig — daß ihnen ein Comödiantenmeister aufgedrungen wurde, der kein Comödiant war.

Obenein standen Männer wie Ackermann und Eckhof ihm gegenüber, und der Letztere, der die Herrschaft immer ungern in eines Andern Händen sah, behandelte die Mißgriffe Löwen's mit wenig Schonung. Bald nahmen die übrigen Schauspieler sich das Recht heraus, dem Meister darin nachzuahmen, man machte sich über den armen Director lustig, man brachte das boshafte Manöver auf, ihn bei den Proben fast zu Tode zu fragen, als ob man seiner Belehrungen und Anweisungen gar nicht müde werden könne, die man aber dann in's Lächerliche zog; kurz man ging darauf aus, ihm seinen Posten bald möglichst zu verleiden.

Diese Art, sich des standesfremden Führers zu ent-

ledigen, kann freilich nicht in Schutz genommen werden, in der Sache selbst und in Löwen's Persönlichkeit mochte Aufforderung genug dazu liegen. Nicht zu entschuldigen und auf immer beschämend für den Schauspielerstand bleibt es aber, daß eine jämmerliche Comödianteneitelkeit die Ursache sein mußte, auch Lessing's Einfluß auf die künstlerische Bildung abzuschneiden.

Die Ankündigung der Dramaturgie schon hatte den ehrenvollsten Ton für die Schauspielkunst angeschlagen, die Urtheile, welche die ersten Stücke enthielten, in so achtungsvollem Ausdruck schonender Rücksicht, verhießen ein Werk, das für die aufwachsende Kunst von unschätzbarem Werthe sein mußte — und diese überreiche Fundgrube sollte sich, kaum aufgedeckt, mit all ihren Schätzen vor der aberwitzigen Empfindlichkeit des Coulissenhochmuthes für immer schließen.

Schon von Anfang an hatte Frau Mecour es sich ausgebeten, daß ihrer in der Dramaturgie weder im Guten noch im Bösen Erwähnung geschähe. Die Directoren, denen ihr Talent im Lustspiel unentbehrlich war, bewogen Lessing, den Wunsch der verblendeten Dame zu erfüllen, die sich dadurch selbst eines dauernden Zeugnisses ihres Kunstwerthes beraubte.

Die Kritik schadete, mit einem Worte gesagt, dem damaligen Theaterleben mehr, als sie es förderte, und war mit ein Grund zu dem Verfall der Hamburger Bühne.

Eine durchdringende Stärkung mußte das Prinzip der nationalen Richtung dadurch erhalten, daß Lessing und Eckhof hier zusammenwirkten, daß in ihnen die beiden Factoren der Dramatik, Dicht- und Schauspielkunst sich so gerade zur rechten Zeit vollkommen verständigten. In der Dramaturgie steht es

deutlich genug, daß Lessing Eckhof's Spiel für mustergültig hielt, und daß Eckhof ganz und gar vom Lessing'schen Geiste beseelt war, werden wir bis an sein Lebensende wahrnehmen.

Die Vorstellungen des neuen Hamburger Nationaltheaters hatten am 22. April 1767 mit „Olint und Sophronia", einem nachgelassenen Trauerspiele von Chronegk, und dem „Triumph der vergangenen Zeit" von le Grand begonnen. Es waren passende Sinfonien von Hertel dazu componirt worden, wie denn die Unternehmer auch für die Verbesserung des Orchesters Sorge getragen hatten. Decorationen und Costüme wurden, nach dem Maaße des damaligen Geschmacks, gelobt; es war das Ackermann'sche Inventarium.

Das Repertoire enthielt die würdigsten Erscheinungen jener Zeit; Schlegel's Trauerspiele „Canut" und „Herrmann", Lessing's „Miß Sara" waren immer noch in vollem Ansehen. Zu Weiße's „Richard III.", der zu Eckhof's ersten Rollen gezählt wurde, gewann man noch „Romeo und Julie" und „Eduard III." desselben Autors, Holberg's und Molière's Lustspiele waren alle in lebhaftem Gange, eben so die von Destouches, Marivaux u. s. w. Die Gallerie französischer Tragödien wuchs durch Voltaire's „Semiramis", man versuchte Rousseau's „Irrungen", gab Goldoni's „Lügner", Lessing's „Misogyn". Eckhof fügte zu seinen beliebtesten komischen Rollen den „Advocaten Patelin", den „Bauer mit der Erbschaft" und den tauben Apotheker in Goldini's „verstellter Kranken" hinzu; das Repertoire wurde jährlich mit 20 Stücken bereichert.

Dies Alles erscheint schon erfreulich genug, an Wichtigkeit aber für den gegenwärtigen Entwicklungsmoment, mußte die Aufführung von Lessing's „Minna

von Barnhelm" am 28. September 1767 alle anderen Arbeiten hinter sich lassen.

Das Stück hatte hier den äußerlichen Succeß nicht, wie in Berlin, aber seine Wirkung auf die Schauspielkunst war hier von unendlich größerer Nachhaltigkeit, wo die Talente dafür vorbereitet waren und die natürliche, deutsche Weise dadurch förmlich eingesetzt wurde. Dies Stück bewies, daß Zeitbegebenheiten, Zustände, welche das Publikum selbst durchgelebt hatte, daß Gestalten, deren Muster auf der Gasse zu finden waren, daß deutsche Gesinnung und Empfindung interessant, rührend und einer edlen Theilnahme würdig sein können, wenn sie nur auf wahrhaft künstlerische Weise erfaßt werden. Die Anmuth, Würde und Feinheit der Charaktere, die auserlesene und doch so zwanglose Sprache, waren die wohlthuendsten Aufgaben für die Darstellung gerade in diesem Momente. Der sichere aufmerksame Takt, mit welchem Lessing seiner Zeit folgte und der ihn lehrte, gerade dann, wann Kraft und Empfänglichkeit reif war, seine Schläge zu führen und sein Ziel auch nicht um ein Haar breit zu verfehlen, dieser Takt verkündigte sich auch hier wieder. Lessing war in so ununterbrochenem Rapport mit der Entfaltung der Schauspielkunst geblieben, daß er genau wußte, was sie vermochte und was sie gebrauchte. Der unverkennbare Fortschritt, der sich, im Vergleich zur „Miß Sara", in der ungezwungenen, natürlichen Behandlungsweise der „Minna" zeigt, ist gewiß nicht ohne Anregung von den Fortschritten entstanden, welche Lessing bei den vorzüglichsten Schauspielern wahrgenommen; die Darstellung hätte sonst nicht an allen Bühnen so sicher einschlagen und einen so allgemeingülligen Moment neuer Bildung bezeichnen können.

Er hatte mit den Rollen dieses Stückes lauter typische deutsche Gestalten geschaffen, die zugleich die

Hauptunterschiede der Talente, und somit der Rollenfächer, vollständig deckten. Von nun an wurden die Rollen in „Minna von Barnhelm" förmlich zum Schiboleth, woran man die Fähigkeit und Eigenthümlichkeit eines Talentes zu erkennen pflegte. Bei allen namhaften Gesellschaften gab es Personen, für welche diese Rollen eigens geschrieben schienen, sie waren wie aus dem Schooße der Schauspielkunst selbst hervorgewachsen.

Und so treten alle Elemente des echt volksthümlichen Dramas — wie wir sie bei dessen Ursprung im Mittelalter wahrgenommen — in „Minna von Barnhelm" frisch und lebendig wieder hervor. Es sind die Interessen des Tages, die Gestalten der unmittelbarsten Umgebung, ein künstlerisches Leben, wie aus dem Fleisch und Blut der Schauspielkunst erzeugt; wir sehen hier das Volksdrama, auf einer neuen Stufe der Nationalbildung, von Neuem wieder anfangen.

Diese ganze epochemachende Bedeutung der „Minna" konnte nirgends vollständiger heraustreten, als hier in Hamburg. Eckhof spielte den Major Tellheim, und wenngleich seine Persönlichkeit wenig mehr dazu paßte, so konnte doch die geschlossene männliche Würde, das stets bezähmte gewaltige Gefühl nicht ergreifender dargestellt werden. Ackermann's und der Frau Mecour Persönlichkeiten identificirten sich förmlich mit den Rollen des Wachtmeisters und der Franziska. Frau Hensel, wenngleich eine etwas zu kolossale Minna, konnte doch hier alle die Vorzüge des richtigen Verstandes und Gefühls, welche Lessing an ihr lobt, in vollem Werthe zeigen. Hensel's Darstellung des Just war freilich beschränkt, dagegen bewährte der junge Borchers als Wirth seinen Beruf zu humoristischen Charakteren auf das Glänzendste.

Solche Resultate der Schauspielkunst müßten, so

sollte man meinen, die außerordentliche Theilnahme des Publikums erregt haben. Es war nicht so. Man wußte an den Vorstellungen gerade nichts auszustellen, man gestand zu, daß Hamburg noch nie einen Verein so glänzender Talente besessen habe, gleichwohl entsprach das, was man fand, theils den hochgespannten Erwartungen nicht, welche das Unternehmen durch Löwen's Ankündigung erregt hatte, theils fand man das Vergnügen am bloß recitirenden Drama eintönig. Man wünschte sich Singspiel und Ballet, der große Haufe reclamirte die Befriedigung seiner Schaulust und derben Lustigkeit. Das kleine Häuflein des feineren Publikums vermochte die Kosten des liberalen Unternehmens nicht zu decken, die Zerwürfnisse innerhalb der Anstalt erzeugten Kabalen und und Mißlaune im Publikum, man beschuldigte die Unternehmer öconomischer und politischer Fehler und ließ den Entschuldigungsgrund guter und edler Absicht wenig gelten. Dazu wollten die Kassen der Kaufleute, auf deren nachhaltige und patriotische Unterstützung gerechnet war, sich nicht bereitwillig öffnen, und so fing das vielverheißende Unternehmen an, am Geldmangel dahinzusiechen.

Schon nach sechs Monaten sah man sich genöthigt, zu den alten alten armseligen Mitteln: das Publikum anzulocken, seine Zuflucht nehmen. Man ließ Pantomimen kommen, Harlekins Geburt und Grabmal erschienen wieder auf der gebesserten und gereinigten Bühne. Man hatte Schröder sammt seinen Balletten entfernt und mußte nun froh sein, daß ein Stümper wie Curioni nur einige Leute in's Theater lockte. Der alte Mischmasch der Bühnenbelustigung stellte sich wieder her, das erste deutsche Nationaltheater gab zu der Vorstellung von „Minna von Barnhelm" schon zwei Monate nach der ersten Aufführung, am 20. No-

vember, Kunststücke von Luftspringern, um sich eine Einnahme zu verschaffen.

Und so mußten denn alle guten Vorsätze der Unternehmer, einer nach dem andern, aufgegeben werden. Löwen's Vorlesungen hatten aufgehört, Lessing's Beurtheilung der Darstellungen ebenfalls, das Ballet war wieder obenauf und im rohesten Geschmack, nun mußte man auch die Stabilität preisgeben. Eine neu angekommene französische Truppe entzog jetzt auch die gute Gesellschaft dem deutschen Nationaltheater, worauf sollte es sich länger stützen? Am 4. December, noch nicht acht Monate nach der Eröffnung, wurde mit „Mohamet" und einem Ballet in Hamburg geschlossen. Frau Löwen hielt die Abschiedsrede und sprach die letzten Worte nicht ohne Bitterkeit: „Ihr Deutschen, noch ein Wort: vergeßt uns Deutsche nicht!" So wanderte die Gesellschaft nach Hannover.

Die Hamburger Entreprise, die so freudige Erwartungen in ganz Deutschland erregt hatte, war nun nichts Anderes mehr, als eine Prinzipalschaft; eine Nomadentruppe, die von einem abgegraseten Weidenplatze zu einem anderen zog. Schon im April 1768 schloß Lessing seine Dramaturgie und züchtigte die Theilnahmlosigkeit des Publikums im letzten Stücke seines Blattes. „Wenn das Publikum fragt: was ist denn nun geschehen? und mit einem höhnischen Nichts sich selber antwortet, so frage ich wiederum: und was hat denn das Publikum gethan, damit etwas geschehen könnte? Auch nichts; ja noch etwas Schlimmeres als Nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert, es hat ihm nicht einmal seinen natürlichen Lauf gelassen. — Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von

dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen; Alles, was uns von jenseit dem Rhein kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingle von Reimen für Poesie, Geheule für Musik uns einreden lassen, als im Geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in Allem, was gut und schön und erhaben und anständig ist — von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheile erhalten hat." In solcher Entrüstung gab Lessing seine Stelle und allen Antheil an theatralischen Unternehmungen auf.

Im Mai 1768 kehrte die Gesellschaft nach Hamburg zurück; das Personal war verändert. Schröder war zurückberufen worden, Brandes von Berlin mit seiner Frau hinzugetreten, die durch ihre Schönheit und hinreißende Leidenschaftlichkeit, zum erneuten Verdruß der Hensel, namentlich als „junge Indianerin" großes Glück machte. Mehrere Mitglieder, unter ihnen Schmelz, Witthöfts, Lambrecht, waren zu Döbellin gegangen. Löwen legte im Juni sein Amt nieder, seine Frau verließ mit ihm das Theater. Das Alles veränderte aber den einmal durch und durch haltungslosen Zustand des Theaters nicht.

Zum Ueberfluß, damit der patriotischen Entreprise doch keine Widerwärtigkeit mangle, entbrannte in diesem Jahre auch ein neuer geistlicher Theaterstreit, und mit so großer Heftigkeit zwischen zwei der angesehen-

sten Pastoren, daß das ganze Publikum dadurch allarmirt wurde.

Die Aufführung eines Lustspiels „der Zweikampf" gab die Veranlassung dazu. Der Pastor Schlosser hatte es als Student oder Candidat anonym verfaßt, jetzt war es ohne seine Veranlassung zur Wiederaufführung und zum Druck gelangt und der Senior und Hauptpastor Götze — später durch den theologischen Streit mit Lessing noch bekannter geworden — hatte sich veranlaßt gesehen, anfangs in anonymen Schriften, dann von der Kanzel herab die Beschäftigung mit dem Theater als unverträglich mit dem geistlichen Amte und befleckend für dasselbe darzustellen. Er bequemte sich zwar darauf zu einer Ehrenerklärung für Schlosser, als aber dessen Vertheidigung weiter in einer Flugschrift von Professor Nölting geführt wurde, worin Götze wiederum angegriffen war, so entspann sich ein Libellenkampf wie 70 Jahre früher zu Velthen's Zeit, und machte, bei dem kirchlichen Sinn der Hamburger, daß das Theater von einem Theile desselben gemieden wurde.

So vereinigte sich Alles, die Unternehmer in immer drückendere Verlegenheit zu bringen. Die trefflichsten Darstellungen guter Stücke zogen nicht mehr, auch Possen, Intermezzi und Ballete nicht; wie bei einem rettungslosen Kranken schlugen die wirksamsten Mittel nicht mehr an. Die Kasse war oft von ungestümen Gläubigern umgeben, und die Gehalte der Schauspieler mußten von der Abendeinnahme gedeckt werden. Schröder z. B. war angewiesen, seinen Wochegehalt Montags, nach dem zweiten Aufzuge der Vorstellung, also von dem kaum eingenommenen Gelde zu empfangen, und mehrmals mußte er dies auch da noch durch Verweigerung des Tanzens erst erzwingen. Eckhof erhielt sein Gehalt zum Theil in

Entréebillets, die er durch Unterhändler auf offener Straße erst zu Gelde machen mußte.

Im November wurde mit „Eduard III." von Weiße und einem Matrosenballet geschlossen und wieder nach Hannover gewandert, wo die Gesellschaft allerdings immer ehrenvolle Aufnahme fand. Dort übernahm endlich der gutherzige Ackermann, im März 1769, das Theater wieder für seine Rechnung, und unter höchst uneigennützigen Bedingungen, welche ihm nachher theuer zu stehen kamen.

Der Traum eines stabilen und würdigen Nationaltheaters war vorüber. Aber sein Eindruck war es nicht. Das Mißlingen dieser ersten Unternehmung hatte ihr Prinzip keineswegen discreditirt. Wie alle menschlichen Fortschritte durch gewisse vorzeitige Versuche, die zum Scheitern bestimmt sind, vorbereitet werden, so war die Hamburger Entreprise die Vorläuferin besserer Theaterzustände.

Der Gedanke, daß die dramatische Kunst um ihrer selbst willen geübt werden müsse, unabhängig von dem Preise, den das Publikum dafür zu zahlen geneigt sei, dieser Gedanke war hier zum erstenmale in's Leben getreten und er forderte nun, wie alle Wahrheit, fort und fort seine Verwirklichung. Er selbst hatte bei dem Mißglücken der Entreprise nichts eingebüßt, er war nur seine erste unvollkommene Gestalt losgeworden.

Die Schauspielkunst insbesondere hatte unzweifelhafte Vortheile dabei errungen. Lessing's Dramaturgie hatte dem nationalen Geiste der Hamburger Schule volle Zuversicht, „Minna von Barnhelm" ihr künstlerische Erfüllung gegeben.

So bezeichnet diese traurige Epoche einen der erfreulichsten Bildungsmomente der deutschen Dramatik.

Besser gedieh das Theater in Wien. Dort hielt man noch immer an den mittelalterlichen Spielen fest.

Die Stegreifposse erhielt durch Joseph Felix Kurz frische Lebenskraft, er modernisirte das Hanswurstwesen. Neben ihm sind Leinhas, Huber, Schröter und Frau Nuth zu nennen. Von Kurz rühren unter andern Stücken her: „Die getreue Prinzessin Pumphia und Hans Wurst, der tyrannische Tartar-Kulikan"; „Cleveland oder Cromwell, der tyrannische Heuchler und Verleugner seines eigenen Geblüts"; „Bernardon, der weinende Amant und Hans Wurst der Coupler von des Herodes seiner Frau, der Mariamne, Fürstin von Jerusalem u. s. w. Durch Weidner's Einfluß wurde der Impressario Sellier 1747 zur Aufführung regelmäßiger Stücke bewogen. Er gab zuerst die „allemannischen Brüder" von Krüger, dann den „Essex" des Corneille und den „Oedip" von Voltaire. Die Tragödie faßte festen Fuß ung begann einen Wettkampf mit der improvisirten Comödie, in welchem sie sich behauptete, zumal da sie in der eingeführten Theatercensur einen wichtigen Mitkämpfer gegen die Burleske erhielt.

Auch in Wien verschwand mit Weiskern's Tode die Stegreifcomödie.

Freiherr von Bender nahm sich des deutschen Theaters an, mit dem Vorsatz, die wenigen einstudirten Stücke lieber fort und fort vor leeren Häusern geben zu wollen, als die Stegreifposse zu dulden. Bernardon sogar konnte sie nicht wieder beleben. 1771 besuchte Maria Theresia zum ersten Male das deutsche Schauspiel. Die französische Truppe wurde abgeschafft, und nur die Opera buffa blieb. Der Kaiser Joseph ließ den Titel Hofbühne fallen, das Theater sollte nach seiner Ansicht dem geistigen Leben der Nation dienen, es sollte zur Verbreitung des guten Geschmacks, zur Veredlung der Sitten wirken.

In Weimar kam 1772 Lessing's „Emilia Galotti" zum ersten Male auf die Bühne. Eckhof's Einfluß auf die glückliche Reform des gesammten Theaterwesens war so bedeutend, daß, wenn wir hier von seinem Leben und Wirken nur wenig mehr als seinen Namen genannt haben, so wollen wir doch wenigstens eine kurze Charakteristik seines Wirkens und seiner letzten Lebenstage nach Devrient einreihen. Als Schauspieler, sagt dieser, konnte er in den letzten Jahren keine hervorragenden Arbeiten mehr liefern, nur im „Julius von Tarent" von Leisewitz reihte er die Rolle des alten Fürsten, im „Hamlet" die des Geistes noch seinen trefflichsten Darstellungen an. Unter seinen Directionsmaßregeln verdient es Erwähnung, daß er die stets erstrebte Gelegenheit, wichtige Schritte in der Costümtreue zu thun, sogleich ergriff, als Koch in Berlin und Schröder in Hamburg darin vorangingen. In „Julius von Tarent" und „Hamlet" wurde ein mittelalterliches Costüm eingeführt, mit dem Melodrama „Ariadne auf Naxos" von Gerstenberg und Benda eine Annäherung an die Antike versucht, die freilich, wie der Kupferstich von Frau Brandes in dieser ihrer berühmtesten Rolle zeigt, noch weit genug von antiken Abbildungen der Ariadne entfernt ist. Genug, daß doch die gepuderte Frisur und der Reifrock verbannt waren und Eckhof die Beruhigung hatte, daß unter seiner Direction etwas geschehen war: der Natur und Wahrheit auch in der äußeren Erscheinung näher zu treten.

An den großen literarischen Bewegungen dieser Theaterepoche vermochte er nur zaghaften Antheil zu nehmen; sein Gesichtskreis schloß mit Lessing ab. Bis dahin hatte er für alle Fortschritte das lebhafteste Interesse gezeigt. So äußerte er in seiner Correspondenz mit dem Dichter Weiße Vorschläge zu Abschaffung des Alexandriners, rieth zuerst nur den Reim weg-

zulassen, um das Publikum vom Wortgeklingel zu entwöhnen und dann zum fünffüßigen Jambus überzugehen. Ihm lag es am Herzen, der Schauspielkunst eine allmälige, keine sprungweise Entwicklung zu verschaffen. Er wußte, was es gekostet hatte, bis dahin zu kommen, wo die Kunst seiner Zeit stand. So fürchtete er die Folgen der Shakespearen'schen Stücke und äußerte gegen Iffland: „Das ist nicht, weil ich nichts dafür empfände, oder nicht Lust hätte, die kräftigen Menschen darzustellen, welche darin aufgestellt sind, sondern weil diese Stücke unser Publikum an die starke Kost gewöhnen und unsere Schauspieler gänzlich verderben werden. Jeder, der die herrlichen Kraftsprüche sagt, hat dabei auch gerade nichts zu thun, als daß er sie sagt. Das Entzücken, das Shakespeare erregt, erleichtert dem Schauspieler Alles."

Gewiß ist dies eine merkwürdige Aeußerung, welche uns in die selbstschöpferische Thätigkeit der älteren Schauspielkunst einen deutlichen Blick thun läßt. Eckhof fürchtete, daß die Poesie die Schauspielkunst überwachsen und sie zu ihrer bloßen Dienerin machen könne. Er hatte einen prophetischen Blick, aber der Glanz von Shakespeare's gedankenreicher Sprache blendete ihn doch zu sehr, sonst würde er erkannt haben, daß diese gar nicht des Dichters vornehmste Eigenschaft sei, und daß die grandiose Wahrheit seiner Charakterzeichnungen der Schauspielkunst gerade die gedeihlichsten Aufgaben darbiete.

Genug, Eckhof's Mission war erfüllt, Erscheinungen wie Goethe's „Götz" und Shakespeare's Stücke wuchsen über ihn hinaus; es kam eine andere Zeit. Sein Leben aber, vollendet in sich und abgeschlossen in der Fülle seines Wirkens, fordert jetzt die aufmerksamste und ausführlichste Betrachtung seiner künstlerischen Persönlichkeit.

Die vornehmste Tugend eines Schauspielers, die Hingebung an die Totalwirkungen seiner Kunst, übte er mit musterhafter Unermüdlichkeit. Daß es ihm, bei seinem Eifer anzuordnen und zu lehren, nicht darum zu thun war, sich voranzustellen und seinen Genossen zu überheben, das bewies er durch Uebernahme von untergeordneten Rollen bis in sein Alter. Noch zur Zeit der Hamburger Entreprise spielte er zweite Liebhaber wie den Silvio im „Diener zweier Herren" und Rollen wie den Koch und Kutscher im Geizigen. Ja in seinem Eifer für das Gelingen der Gesammtaufführung sah man ihn selbst ohne Bedenken Hand anlegen, wenn es galt, irgend einer Mangelhaftigkeit in der Theatermaschinerie augenblicklich abzuhelfen.

Sobald es darauf ankam, seinen Stand oder die Bühne zu vertreten, welcher er angehörte, war er stets in jeder Weise dazu bereit. Bei den Ackermann'schen Maskeraden in Hamburg erbot er sich, die Billets abzunehmen, damit etwaige Differenzen mit den Masken mit Anstand geschlichtet würden; und wenn er sich auch dieses Geschäftes mit etwas feierlicher Wichtigkeit entledigte, so zeugte das gewiß um so mehr von seinem erhöhten Bestreben: seinen Stand auf das Würdigste zu repräsentiren.

Daß er sich gern in allgemeine Anordnungen mischte, gern Alles von sich abhängig machte, bei Ackermann's Gesellschaft sich Abends, wo es anging, der Glocke bemächtigte, mit welcher die Zeichen gegeben wurden, und welche daher als Symbol der Oberaufsicht galt, das Alles mochte Schröder rügen und lächerlich machen, der es doch nur aus Mißgunst gegen des Meisters Ansehen that; Ackermann ließ sich die Einmischung des alten Freundes gern gefallen, er wußte, was sie wog.

Daß Eckhof bescheiden zurücktrat, wo er sich nicht vollberechtigt halten durfte, zeigt sein Verfahren mit

seinen literarischen Arbeiten. Er hat mehrere Uebersetzungen französischer Stücke geliefert, aber keine unter seinem Namen drucken lassen, ja als Lessing's Uebersetzung von Diderot's „Hausvater" erschien, unterdrückte er die seinige, welche schon gespielt wurde, nicht nur, sondern er ging seinen Kunstgenossen mit dem Beispiele voran: die Rolle des Hausvaters — die er, selbst nach Schröder's Urtheile, vortrefflich spielte — nach Lessing's Uebersetzung umzustudiren.

Der Vorwurf der Rollensucht ist ihm oft gemacht worden, und freilich gab er sich bei Eröffnung des Hoftheaters am 2. October 1775 eine starke Blöße, indem er in „Zaire" den Orosman und Lusignan zugleich spielte. Die Unzulänglichkeit des Personales, die bei kleinen Wandertruppen dergleichen Einrichtungen hervorrief, konnte hier nicht als Entschuldigung gelten, und Eckhof gab ein böses Beispiel, das unter seiner Autorität zum ersten Male namhaft in die Kunstgeschichte trat und die Wiederholung ähnlicher Kunststücke bis in unsere Tage fortgepflanzt hat.

Rollensüchtig, d. h. begierig, ja unersättlich nach Aufgaben für seine Productionskraft, muß natürlich ein jedes Talent sein, das von wahrem Kunsttriebe beseelt ist; der Tadel der Rollensucht zielt daher nur auf das mißverstandene Gelüst nach Aufgaben, welche der künstlerischen Individualität nicht angemessen, also in anderen Händen besser aufgehoben sind. Von dieser falschen Rollensucht sehen wir aber fast alle großen Talente in der ganzen Theatergeschichte angesteckt. Man muß sich hüten, sie schlechthin als ein Erzeugniß der Eitelkeit zu bezeichnen, viel öfter ist es eine Verirrung des Schöpfungstriebes, welcher bei einer vollkommenen inneren Anschauung von einer Rolle, die eigenen Mittel zur Ausführung nicht genug in strenge Rechnung zieht. Da die Production des Schauspielers in seine Persönlichkeit gebannt bleibt — deren

Grenzen bekanntlich die Selbsterkenntniß sehr schwer ermißt — so sind ihm Unternehmungen, welche seinem Talente unangemessen sind, viel eher zu verzeihen als allen andern Künstlern, denen dasselbe doch auch begegnet.

Wir haben gesehen: Schönemann, Koch, Ackermann drängten sich zu ernsten Rollen, Frau Hensel zu leicht graciösen, die ihnen alle nicht anstanden. Eckhof verharrte zu lange in Rollen, wie Mellefont in Sara, welche Jugend und Anmuth bedingen, die eigentlich nie an ihm zur Erscheinung gekommen waren. Auch hatte er Vorliebe für komische Rollen, in welchen ihm sklavische Nachahmung von mittelmäßigen französischen Mustern, sogar Uebertreibung bis zur Karikatur vorgeworfen wurde. Dies that besonders Schröder. Sein Urtheil würde, um seiner Animosität gegen Eckhof willen, wenig Glauben verdienen, wenn nicht andere Stimmen, selbst Lessing's — der für Eckhof entschieden eingenommen war — es unterstützten. Er sagt von dessen Darstellung des Strabo in Regnard's „Democrit": „Die Art, mit der la Thorrillière die Erkennungsscene zuerst spielte, hat sich von einem Acteur zum andern fortgepflanzt. Es sind unanständige Grimassen; aber da sie durch Ueberlieferung bei Franzosen und Deutschen geheiligt sind, so kommt es Niemandem ein, etwas daran zu ändern, und ich will mich wohl hüten zu sagen, daß man sie kaum in dem niedrigsten Possenspiele dulden sollte." Auch Iffland gesteht, daß das Kopiren von Eckhof's komischem Spiele ihm im Anfange seiner Laufbahn Nachtheil gebracht, daß er es bald als fehlerhaft erkannt habe.

Hingegen mangelt es auch seinen komischen Rollen eben so wenig an unbedingten Verehrern, als seinen tragischen, und wenn man sich Eckhof's künstlerische Individualität aus den Zeugnissen seiner Zeit-

genossen vergegenwärtigen will, so ist das nächste, augenfällige Ergebniß, daß die ersten Köpfe jener Zeit ihm eine maaßlose Bewunderung zollten. Nicolai sagt von ihm: „Eckhof, ein Schauspieler der ersten Größe, dergleichen ein Jahrhundert nur einmal hervorzubringen pflegt, der den ganzen Umfang seiner Kunst so sehr erschöpfte, der in seinen besten Jahren von der heftigsten oder innigsten tragischen Rolle bis zur feinsten oder zur niedrigsten komischen Rolle alle in gleicher Vollkommenheit spielte, war der erste, der, durch Lessing's Umgang erleuchtet, anfing, die dramatischen Werke aller Nationen, jede nach ihren Sitten, zu studiren und jede auf eine andere Art zu behandeln. Er verschmähte dabei allen theatralischen Flitterstaat der Declamation, die auf Stelzen ging, und suchte die wahren Töne der Natur. Er führte im Trauerspiel den simplen Ton ein, welcher der Würde und Zärtlichkeit gleich fähig ist, und wußte ihn von der simpelsten Sentenz bis zum feurigsten oder wüthendsten Ausdruck abzustufen. Er führte im Lustspiele den natürlichen ungezwungenen Conversationston ein, so wie er im gemeinen Leben unter Leuten von Erziehung herrscht. Wenn er auf's Theater trat, so war er bis zur äußersten Illusion ganz der Mann, den er vorstellte. Diejenigen, welche diesen unnachahmlichen Schauspieler in den so sehr verschiedenen Rollen des Odoardo, Kodrus, Fayel, des tauben Apothekers, Advocaten Patelin und des Bauern mit der Erbschaft gesehen haben, und besonders diejenigen, die sich noch erinnern können, wie es vor ihm auf den deutschen Bühnen aussah, werden mir Recht geben."

In gleicher Weise äußert sich Schink, was um so mehr in's Gewicht fällt, weil Schink ein ganz entschiedener Partisan Schröder's war. Er sagt: „Eckhof ist so sicher unter den Schauspielern gewe-

sen, was Lessing unter den Dichtern war: der Erste, der Unerreichliche! Wer kannte, wie er, so alle Falten des Herzens, wer so alle Farben und Contraste der Stände? Wer hatte so alle Klänge und Töne der Leidenschaft in seiner Gewalt? Wer war so immer der Mensch, den er vorstellte und so niemals Eckhof? Wer machte so Voltaire's und Corneille's Todtengerippe zu seelenvollen, kraftvollen Wesen, Herz und Geist interessirend? Wer wachte so für den Dichter, wenn er schlief? Wer that, wie er, der Kunst weder zu viel noch zu wenig? Daher kam auch die gewaltige Täuschung, zu der er uns hinriß. Man konnte von ihm sagen, was Pope von Shakespeare sagt: Er war nicht der Nachahmer der Natur, er war die Natur selbst, und man muß nicht sowohl sagen, daß er nach der Natur, sondern durch sie gespielt habe. Von Richard III. bis zum Masuren, vom Fayel bis zum Advocaten Patelin, war sein Spiel immer tiefes Studium der Natur, immer Spiegel des Lebens. Das Herz wie Wachs zu schmelzen, Ströme von Zähren aus dem Auge zu locken, aus einer Brust, hart wie Kieselstein, die feurigsten Funken des Mitleids zu schlagen und all den Sturm der Leidenschaften in unsere Seele zu stürmen — war für Eckhof's Talent ein Spiel."

Von der herzenbezwingenden Gewalt in Eckhof's Rede giebt Nicolai noch ein Zeugniß in dem Bericht über den Besuch, den er ihm mit Mylius und Musäus in Weimar gemacht, wobei sie ihn bewogen hätten, ihnen etwas vorzulesen. Eckhof habe dazu eine Scene aus „Kodrus", dann die Scene des Wiedersehens aus „Zaire" zwischen Lusignan und seinen Kindern gewählt. Und nun, in Schlafrock und Nachtmütze, die Brille auf der Nase, im Großvaterstuhle sitzend, habe er die tiefste tragische Erschütterung bei ihnen hervorgerufen, daß ihnen die Thränen

über die Wangen gerollt. Und gleich darauf habe er, vom Stuhle aufgesprungen, den Schlafrock abgeworfen, eine Scene aus dem „Bauer mit der Erbschaft" mit so drolliger Ergötzlichkeit dargestellt, „daß von der vorigen Würde und innigen Empfindung kaum noch eine Spur vorhanden gewesen. Bis auf die ausgebogenen Kniee, die aufgezogenen Schultern, bis auf jede Muskel des Gesichtes war der Bauer da, bis auf die geringste Bewegung der Hand war Alles komisch."

Der Glaube an Eckhof's Redezauber war sogar bis zur Fabel gestiegen, man erzählte: er habe einen Engländer, der bei seiner raschen Durchreise schlechterdings eine Probe Eckhof'scher Kunst hat mitnehmen wollen, das deutsche ABC mit so mannigfachen Abstufungen des Ausdruckes vorgelesen, daß der Engländer durch Thränen, Schrecken und Schauer bis zum lautesten Gelächter getrieben worden sei.

Ob Eckhof den übermüthigen Humor zu solchem Scherze besessen, ob seine Redlichkeit ihn zugelassen hätte, ist sehr zu bezweifeln. Ueberhaupt können uns alle diese Zeugnisse nur den unbegrenzten Enthusiasmus beweisen, den Eckhof im letzten Stadium seiner Laufbahn erregte, nicht aber ein Bild von seiner künstlerischen Eigenthümlichkeit geben. Dazu müssen wir bestimmtere individualisirende Zeugnisse aufsuchen.

Iffland's Urtheil über ihn lautet: „Die Darstellungen, worin dieser Künstler am meisten sich bewährt hat, waren Anstandsrollen, Väter und fein komische Charaktere. Im Fache der Könige und Helden zeigte er sich allerdings seines Namens würdig; doch ließ seine fast kleine Gestalt bei dem Anfange solcher Rollen etwas zu wünschen übrig, wenn auch die persönliche Würde, die ihm eigen war, bald diesen ersten Eindruck verschwinden ließ. Den Vers hat er nicht bloß nach einer Melodie in's Ohr schallen lassen, sein

Vortrag der Verse war Darstellung des erhöhten Seelenzustandes, aber stets blieb dabei der Charakter fest stehen, und durch leise Andeutungen wurde uns oft der Mensch vorgeführt, so daß nie leere Rednerpracht den Hörer erkältete. Dem prosaischen Dialog gab er das Leben der guten Gesellschaft mit ihren belebenden Eigenheiten. Gefühle und Sentenzen predigte er nicht, er gab sie als Resultate des Nachdenkens der Erfahrung, Liebe und Sorge. Er weinte den Kummer nicht heraus, er klagte die Vaterliebe nicht vor, er gab den Seelenzustand selbst, er ging vom Herzen zum Herzen, und so wie er stets die Ueberzeugung traf, einigte er alle Menschen von allen Ständen zu einem Gefühl. Der verständige, seltene, immer bestimmte Gebrauch, den er von den Richtungen des Halses, des Kopfes machte, die weise Verwendung seiner Schritte, die kluge Deutung seiner Händesprache, alles dies waren Vorrückungen in das Gebiet, welches er sich zu eigen machen wollte. Sandte er diesen das Gesicht nach, traf endlich Blick und Ton auf den Punkt hin, wo er wirken wollte, so war ihm stets die Eroberung gewiß, welche sein Genie verlangte."

Schröder, der ihn sonst unerbittlich zu tadeln pflegte, gesteht selbst, sehr viel von ihm gelernt zu haben. Sein summarisches Urtheil lautet: „Eckhof war der größte Theaterredner, den wohl je eine Nation gehabt, er wäre sicher als Schauspieler eben so groß gewesen, hätte ihm die Natur einen besseren Körper gegeben, hätte er nie ein französisches Theater gesehen und nicht den größten Theil seiner Bildungsjahre in Hamburg und in einem beschränkten bürgerlichen Zirkel verlebt, der ihn mit dem Ton der großen Welt unbekannt ließ. Seine Erholungsnachmittage verbrachte er in einem Weinhause auf dem Steinwege, dessen Wirth Klapmeier hieß. Hier

saß er einigen alten Bürgern und Bürgeroffizieren obenan, erklärte ihnen den Zusammenhang der Weltbegebenheiten aus den Zeitungen, sprach fast allein und war zwanglos wie auf seiner Klause. Deshalb entsah er sich auch auf der Bühne nicht, zu räuspern, kaum halbgewendet auszuspucken und fortzusprechen. So fehlerhaft gebaut war sein Körper, daß römischen und türkischen Kleidern ein ausgestopftes Herz untergenäht werden mußte. Die ungeheuren Ballen seiner Füße zu verdecken, fiel ihm gar nicht ein. Als knechtischer Nachbildner der Franzosen übertrieb er nicht nur in stark komischen Rollen, sondern auch in heftigen, verzweiflungsvollen Auftritten des Trauerspiels. Ein der Sprache unkundiger Ausländer würde bei einigen Stellen des Oedip, Brutus, Richard, Mellefont, Beverley vielleicht gelacht haben. Aber wer ihn verstand, vergaß alle Mängel über seine unerreichbare Declamation, und sein Canut, sein Kodrus, jede Rolle der herzlichen Empfindung und des verständigen Zuredens, mußte von Kennern und Nichtkennern angestaunt werden. Reden gemischter Empfindung gab er in hoher Vollkommenheit. In seinem: „Theophan, Sie sind doch wohl ein ehrlicher Mann!" in „Nimm mir auch Deinen Pudel mit! Hörst Du, Just?" lag eine Welt voll Ausdruck."

Daß Eckhof auf solche Schilderungen von gemischter Stimmung — die so zarte Farben, so leisen Ausdruck fordern, und bei dem großen Publikum so gar keine Anerkennung finden — vornehmlich ausging, erkennt man noch aus andern Urtheilen, auch aus Lessing's. Welch ein schönes Zeugniß, sowohl für die tiefe Innerlichkeit, als für die Anspruchslosigkeit seines Spieles ist es, daß Schröder's Biograph erzählt: Eckhof sei selten und viel seltner applaudirt worden, als andere, sogar mittelmäßige Schauspieler neben ihm.

Mag man indessen von all diesen Urtheilen auch die Unbedingtheit des Lobes entschieden ablehnen, dagegen allen Tadel willig aufnehmen, so tritt Eckhof's Künstlergestalt dennoch als die erste schöpferische Größe in der Geschichte der deutschen Schauspielkunst hervor. Mag es immerhin seinen komischen Gestalten an Originalität, an Grazie, ja an Geschmack gemangelt haben, mag er in jugendlichen Rollen und als Repräsentant vornehmer Weltmanier nicht als musterhaft gelten — an wahrhaft innerer Würde und tragischer Kraft, an Einfachheit und Natur, an eigenthümlich deutschem Ausdruck ist er — auf der Höhe seines Lebens — ohne allen Zweifel das erste ausgebildete Muster gewesen.

Während die Neuber das Falsche abstellte, die Verworrenheit lichtete, das Verkehrte verbannte und in dieser negativen Wirksamkeit nur an Nachahmung der Franzosen erst einen Anhalt finden konnte, befreite Eckhof die Kunst nicht nur allmälig von dieser Abhängigkeit, sondern er offenbarte erst die nationale Eigenthümlichkeit unsres theatralischen Ausdruckes, er erfand die eigentlich deutsche Schauspielkunst. Er hat dem deutschen Worte, dem deutschen Geiste auf der Bühne die ersten, für alle Zeiten entscheidenden Siege erfochten. Wenn die Neuber das Theater aus Geringschätzung und Verachtung, aus dem bloßen Pöbelantheil rettete und zuerst die Aufmerksamkeit der Gebildeten und Vornehmen darauf lenkte, so hat Eckhof es in entschiedene Achtung und Vertrauen gehoben, hat ihm den wärmsten Antheil der bedeutendsten Köpfe gewonnen. Er hat die Schranke gebrochen, welche die Schauspielkunst außerhalb der geordneten Zustände, außerhalb des Schutzes und der thätigen Förderung der staatlichen Gewalten hielt; die ersten Hoftheater zu Schwerin, Weimar und Gotha, der erste Versuch eines Nationaltheaters

zu Hamburg wurden mit den Gesellschaften unternommen, an deren Spitze Eckhof's Name glänzte; zufällig kann das nicht gewesen sein.

Mit Recht wird er daher der Vater unsrer Schauspielkunst genannt; denn es ist seine Kraft, die sie erzeugt, seine nimmer rastende Liebe und Sorgfalt, die sie bis zum letzten Hauche seines Lebens erzogen hat. Er ist der gerechte Theilhaber an dem Ruhme Lessing's: das deutsche Drama erschaffen zu haben.

Ein Blick auf Eckhof's Privatleben und persönlichen Charakter lehrt uns natürlich erst seine künstlerische Individualität ganz begreifen. Ist schon jedes andere Kunstwerk als die höchste Blüthe der Persönlichkeit des Künstlers zu betrachten, um wie viel mehr wird des Schauspielers Persönlichkeit, die das Material zu seinen Werken hergiebt, dabei mitsprechen! Hier durchdringen Kunstwerk und Künstler sich so gänzlich, daß Eines das Andere erst vollständig erklärt.

Eckhof hat es niemals nöthig gehabt, sich auf den widersinnigen Grundsatz zu stützen: daß man den Künstler vom Kunstwerke scheiden müsse. Die laxe Moral und die seichte Kunstanschauung, welche diesen Grundsatz gemeinschaftlich erzeugt haben, waren Eckhof's grundehrlicher Seele fremd. Durch und durch gewissenhaft, wie er war, konnte er sich über die Nothwendigkeit nicht täuschen, daß der Schauspieler seine Seele rein erhalten müsse, wenn menschliches Leben sich darin unverzerrt abspiegeln solle. Die religiöse Treue, mit welcher er seine Kunst übte, trieb ihn an: die Moral in seinem Leben auszuüben, die er auf der Bühne predigte, die Leidenschaften und Laster, die er dort als verderblich darstellte, an sich selbst zu bekämpfen. Die versittlichende Gewalt seiner Kunst äußerte sich an ihm selbst zunächst, weil es ihm wahrhafter Ernst damit war.

Wie er Alles mitzutheilen strebte, so hat er auch

über die Nothwendigkeit einer besonders eifrigen Moral für den Schauspielerstand ein Vierteljahr lang in seiner Schauspieler-Akademie verhandelt. Sein fleißiger Kirchenbesuch war nicht nur der Beobachtung damaliger Sitte, sondern innerem Bedürfnisse zuzuschreiben. Unter seinen Gedichten fand Reichard nach seinem Tode mehrere, die er Kirchenstücke nannte. Er pflegte in Hamburg gern über die Predigten zu debattiren, wenn er nach dem Gottesdienste eine der angesehenen Familien besuchte, die mit seinem Umgange eine auffallende Ausnahme von der gesellschaftlichen Aussonderung des Schauspielerstandes machten.

Auch für philosophische Untersuchungen zeigte er lebhaften Antheil, und in gewissen regelmäßigen Zusammenkünften von Kaufleuten und Gelehrten in Hamburg beobachtete Schütz, daß Reimarus sich gern der Wißbegierde Eckhof's hingab. Diese Thatsache entkräftigt wenigstens Schröder's Behauptung, daß Eckhof ausschließlich bei Klapmeier und mit Spießbürgern verkehrt habe, obschon damit gar nicht in Abrede gestellt werden soll, daß Eckhof's Bildung und sein ganzer Habitus beschränkt bürgerlich gewesen. Sein Geist ging mehr in die Tiefe als in die Weite, von dem wild-genialen, geistreich-regellosen Wesen, das man sich gewöhnt hat, von einem guten Schauspieler unzertrennlich zu glauben, zeigte Eckhof vollends keine Spur.

Das erste große deutsche Schauspielermuster war ein ehrbarer, rechtschaffener und gottesfürchtiger Mann, dem keine einzige Eigenschaft eines ächten Christen und guten Bürgers fehlte. Ordnung und Fleiß waren seine Cardinaltugenden. Seiner emsigen Arbeit, seinem unermüdlichen Nachdenken und seinem rastlosen Bildungsbestreben verdankte er seine Meisterschaft. Er war ein guter Ehemann, der seine liebe Noth

hatte, die Theaterstellung der mittelmäßigen Frau zu verfechten, in den letzten dreizehn Jahren seines Lebens die arme Blödsinnige mit unermüdlicher Geduld pflegte und mit Standhaftigkeit einen häuslichen Jammer ertrug, den er mit den Worten bezeichnete: er trage das blutige Hemd der Dejanira. Er war ein sparsamer Wirth, der sich bei solcher häuslichen Noth mit Entbehrungen durch seine beschränkte Lage hindurchschlug; denn der erste große deutsche Schauspieler brachte es lebenslang nicht höher — selbst als er Director war — als auf sechshundert Thaler Gehalt und neun Klafter Holz.

Mag immerhin seine Ordnungsliebe zur Pedanterie, sein ehrenfestes Wesen zu Spießbürgerei geneigt haben, wer wollte ihm das nicht verzeihen? Wir haben es mit einem durch und durch deutschen Manne zu thun. Mag sein, daß er sich gern reden hörte nnd von seiner Wichtigkeit und Würde etwas hielt, sollte er denn gar nicht wissen, wie weit er seine Genossen an Kraft und Einsicht überragte? Mag sein, daß er geneigt war, Andersdenkende für seine Feinde zu halten und in ächter Schauspieler-Hypochondrie Dinge und Menschen schwärzer zu sehen, als sie waren. Wer sich eine Vorstellung davon machen kann, was es heißt, 38 Jahre lang reformatorische Bestrebungen gegen die Strudel des Theaterlebens hindurchzuführen, wer die Schmerzen über Vereitelung der edelsten Absichten, den Grimm über den mächtigen Widerstand der elendesten Kleinlichkeit und die Geringschätzung zu beurtheilen weiß, welche ein tüchtiger Mann endlich für die unverhältnißmäßige Ausbeute eines aufgeopferten Lebens und für das Geschlecht, dem er es geopfert, mit hinwegnimmt, — der muß mit ehrfurchtsvoller Bewunderung auf das Lebensende des greisen Meisters sehen. Was war der letzte Gedanke, der ihn mit jugendlichem Eifer beschäftigte? Er hatte

eine neue Wohlthat für seinen Stand ausfindig gemacht, ein neues Mittel ersonnen, die Leute, denen seine Größe ein Dorn im Auge war, bürgerlich und moralisch zu heben.

Darüber vergaß er allen Groll und übergab, wenige Monate vor seinem Tode, an Schröder seinen Plan mit einem Briefe, in welchem er noch einmal die Bitterkeit seines theatermüden Herzens ausschüttet.

Als Motto hatte er das Blatt mit den Worten aus Julius von Tarent überschrieben: „Ach, solche Klagen hörte dies Gewölbe seit Jahrhunderten!" Dann beginnt er: „Die Hindernisse, die meinem Hang zum Werke, nach nunmehr lange zurückgelegten 38 Jahren, in den Weg gelegt worden sind, und die meine Neigung: so viel Vortheilhaftes für dasselbe zu stiften als möglich, zu unterdrücken gesucht, haben mich bis zum kriechenden Wurm erniedrigt. Die Unwissenheit von Seyler und Löwen, Koch's schwarze Seele, sein ausgestreutes und Wurzel gefaßtes Gift haben mir Herkulesurbeit auferlegt." Er klagt über Undankbarkeit, die ihn durch ihre Kränkung im vergangenen Jahre an den Rand des Grabes gebracht habe. „Zur höchsten Zeit," fährt er fort, „ermannte mich die Vernunft mit der Vorstellung des Laufes dee Welt, Davids Klagen und Judas Exempel. — Die Erfahrung, die ich gemacht, war: ist man strenge, so schreien sie über Tyrannei und Despotismus; und ist man gelinde, so treten sie einem auf den Kopf und spielen auf der Nase." Dann klagt er, daß er nicht Ruhe vor den Anfeindungen habe: „Der Löwe lag schlummernd an einem dünnen Stricke; glaubte sein Alter, sein Ansehen, die Vorstellung seiner Kraft und übrigen Eigenschaften würden die hüpfenden Füllen, wenigstens in seiner Gegenwart, an ihre Bestimmung nämlich: zu tragen, erinnern. Vergebens! Jetzt, da man es gar so weit treibt, ihn in Ketten schließen zu

wollen, um ihm den Kopf eintreten zu können, wacht er auf, steht gerüstet als ein Löwe. Ich wünsche keinen Krieg; ich liebe und suche den Frieden und für meine wenigen übrigen Tage Ruhe. Aber meine Lenden sind umgürtet, meine Feldequipage ist fertig, und kommt es zum Streiten, will ich wenigstens nicht als Feigherziger fallen und sterben.

Aber alles dieses erstickt in mir nicht das Verlangen, der Comödianterei überhaupt so viel zum Besten zu thun, als ich kann. Ich sehe auf's Ganze und lasse mich durch die Individua nicht abschrecken. Ich möchte gar zu gern noch einen guten Gedanken mehr in die Grube nehmen: segnen, die mir fluchen, wohlthun denen, die mich hassen."

Hierauf theilt er Schröder sein Vorhaben mit: eine allen deutschen Schauspielern gemeinsame Pensions- und Wittwenkasse zu stiften. Eine Einrichtung, die, wenn sie gelungen wäre, dem Schauspielerstande eine viel zuverlässigere und unverfänglichere Versorgung geboten hätte, als alle vereinzelten Pensionsanstalten, welche seitdem in's Leben getreten sind; ihm eine unabhängige Stellung gegeben und obenein auf den Gesammtgeist des Standes den Einfluß nicht verfehlt hätte, den Eckhof damit beabsichtigte. „Denn diese Pensionskasse — schreibt er — soll nur ein entfernter Schritt zu einem ganz andern Ziele sein, ich will in's große Ganze mehr und engere Verbindung und Rechtschaffenheit zu bringen suchen." Ihm schwebte ein förmlicher Bund zur Förderung und Erhaltung der Standesehre vor, wie der Orden der heiligen Genoveva unter den französischen Schauspielern gewesen, dessen Statuten er besaß. Die Furcht vor dem dürftigen Alter, diesem immer drohenden Gespenste im Leben der Schauspieler, sollte ihr Zuchtmeister werden, der gemeinsame Vortheil

künstlerische und sittliche Haltung vermitteln, das war des weisen Meisters letzter Gedanke.

Mit diesem Zeugniß einer unverwüstlichen Liebe für seine Kunst und seinen Stand schließt sein Leben ab.

Noch manche Anerkennung und Ehre schmückte die Neige seiner Tage. Bei dem neu zu errichtenden Hoftheater in Mannheim wurde ihm 1776 das Amt eines Lehrers der Grundsätze der Dramaturgie angeboten, ein Jahr darauf erhielt er eine Einladung nach Weimar, wo er in glänzendem Andenken stand, um mit dem Herzoge, dem Prinzen Constantin, Goethe und mehreren Herren und Damen des Hofes den Westindier auf dem herzoglichen Dilettantentheater vorstellen zu helfen. Er spielte den Stockwell, der regierende Herzog den Major O Flaherty, Goethe Belcour.

Gegen Ende dieses Jahres aber nahm seine körperliche Schwäche immermehr überhand, er litt an Schwindsucht und Wassersucht, glaubte Anfangs 1778, wie er in dem letzten Briefe an Schröder äußert, „ein schleichendes Fieber mit 72 Chinapulvern endlich zur Flucht gebracht zu haben," er täuschte sich, seine Schwäche erzeugte sogar Anfälle von Geistesabwesenheit.

Am 16. Juni desselben Jahres in der Frühe entschlummerte er sanft. „Mein Geist fährt zu dem, der ihn gegeben hat, was habe ich zu fürchten?" hatte er kurz vor seinem Ende gesagt.

Am nächsten Tage fand auf der schwarz behangenen Hofbühne eine förmliche Trauerfeierlichkeit statt. Boeck hielt vor dem in Trauerkleidern versammelten Künstlerpersonal eine von Reichard verfaßte Rede. Die Leiche ward auf Kosten der Freimaurerloge, in welcher er das Amt eines Redners bekleidet hatte, be-

stattet; mit der Verlassenschaft war es also wie gewöhnlich bei deutschen großen Männern bestellt.

Seine letzte Rolle war die des Geistes von Hamlets Vater, seine letzten Worte auf der Bühne: „Ade, Ade! Gedenke mein!"

Seine Ruhestätte hatte der Herzog durch einen einfachen, flach über dem Grabe liegenden Stein mit der laconischen Inschrift: „Hier ruht Eckhof," bezeichnen lassen. Bei einer Vergrößerung des Friedhofes, wobei eine nahe Mauer niedergerissen und Schutt und Gestein auch über Eckhof's Grab geworfen wurden, scheint der Denkstein mit fortgeschafft worden zu sein; die Erinnerung an die Grabstätte ging verloren. Den Bemühungen künstlerischer Pietät gelang es endlich, sie wieder aufzufinden, unzweifelhaft zu constatiren, und die Coburg-Gothaischen Hofschauspieler haben sie im Jahre 1846 durch einen neuen Denkstein vor abermaliger Vergessenheit geschützt.

Wir haben gesehen, daß die Autorität des französischen Geschmacks durch Lessing vernichtet wurde. Auch die französischen Lustspiele verschwanden vom Theater, nur die rührenden Schauspiele von Beaumarchais, Mercier u. A. erhielten sich, weil sie der sentimentalen Richtung des deutschen Volkscharakters entsprachen. Gleim, Geßner und Pfeffel bildeten das Schäferspiel fort, Gotten, Bock und Bode bearbeiteten fremde Originale. Die Prosasprache verdrängte den Alexandriner.

Vom Volkstheater im engern Sinne ist eigentlich wenig zu sagen. In den Lessing'schen Stücken zeigten sich jedoch die ersten Anfänge wieder. Der Schauspielerstand konnte sich nur schwer aus seiner Versunkenheit hervorarbeiten, und verzögerte deshalb die edlere Entwickelung eines wahren Volkstheaters. Lessing sagt mit Recht: Wäre der Endzweck des Schauspieles auch bloß das Vergnügen des Volkes,

so ist es schon aus diesem Grunde wichtig, dem Volke seine Unterhaltung nicht durch Idioten und sittenlose Menschen vortragen zu lassen, für welche es außer den Stunden der Geisteserholung keine besondere Achtung haben kann. Allein die Schaubühne ist etwas mehr, kann und soll etwas mehr sein, und ihr edler Zweck wird durch unedle nicht nach Grundsätzen dazu erzogene Mitglieder eben so vereitelt, als die Wirkung der besten Kanzelrede durch die tadelhaften Sitten des Redners. Beide gleichen einer Uhr, die gut schlägt, aber unrichtig zeigt.

Um die wahre Kunstform und Veredlung des Theaters hat sich in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Schröder die meisten Verdienste erworben. Er war Director der Ackermann'schen Gesellschaft, und offenbar Epoche machend war sein Einfluß. Die Lebensgeschichte dieses Mannes findet sich in Devrient's „Geschichte der Schauspielkunst", wo sie Jeder nachlesen kann. Unter ihm bildete sich Brockmann und Frau Reinecke u. A., denen es gelang, die lebendige Wechselwirkung zwischen Darstellern und Publikum herzustellen, welche erst allen Productionen den eigentlichen Lebenshauch einzuflößen vermag. Schröder führte zwar Göthe's „Götz", welcher damals erschien, nicht sogleich auf, wohl aber den „Clavigo", durch dessen Erfolge er endlich bewogen wurde, auch das erstgenannte Schauspiel auf die Bühne zu bringen. 1776 gab er Göthe's „Stella", Klinger's „Zwillinge", „Erwin und Elmire" und endlich am 20. September den „Hamlet", nach der Wieland'schen Uebersetzung von Bock für die Bühne bearbeitet. Die Aufführung war ein glänzender Triumph für die Kunstgenossenschaft. Brockmann spielte den Hamlet und Dorothea Ackermann die Ophelia. Im November kam „Othello" an die Reihe. Mit dieser Vorstellung erreichte das

Theater seine Sonnenhöhe. Es ging von da an abwärts. Brockmann, Schütz, Frau von Mecour und die Ackermann verließen die Gesellschaft. Ueber Schröder und seine Bühne lassen wir schließlich Devrient sprechen:

Ueberblickt man die wichtigen Resultate, welche Schröder's erste Direction hervorgebracht, so steht das Eine obenan: daß Shakespeare für die deutsche Bühne gewonnen wurde.

Damit war die Grundlage für die Erziehung unserer Kunst abgeschlossen. Was Lessing, gestützt auf den älteren Einfluß Molière's, gewollt, das war nun in Erfüllung gegangen.

Die volle reine Wahrheit der menschlichen Natur, die Lessing der Schauspielkunst bieten wollte, in Shakespeare war sie vollendet. Hier war sie in aller Mannigfaltigkeit des Lebens, in allen kleinen Einzelheiten der vertraulichen Natur, aber in einer Großartigkeit der Auffassung, so überall aus dem Ganzen und Vollen geschnitten, daß der Darsteller an seiner Rolle wachsen mußte.

Hier war die sichere Zeichnung der Charaktere, die auch den scheinbaren Widerspruch in ihre grandiose Consequenz einschloß, wie bei Lessing, nur kühner noch. Hier war die höhere Klasse der Schule eröffnet, die Lessing gestiftet, in welcher der Dichter den Schauspieler denken lehrt und ihm doch, bei allem Reichthum des Gebotenen, die ganze Ausführung der Bildung übrig läßt, ihn sicher leitet und doch von seiner Erfindungskraft noch so viel erwartet. „Nie — sagt Gervinus — hat ein Mann auch nur entfernt wieder die Einsicht Shakespeare's gehabt, in das Verhältniß eines Schauspieltextes zu den Leistungen des Spielers; wenn wir nicht Lessing auf seiner Spur finden wollen. Seine Zeit kannte noch nichts von der Unnatur, Schauspiele für die Lektüre zu schrei-

ben; und wer Shakespeare lieſt ohne die Blindheit des Vorurtheils, das Alles vortrefflich findet, ohne zu wiſſen warum, wird überall beobachten könneu, daß die Schroffheiten der Zeichnung, die Trockenheit der Umriſſe, eine gewiſſe grelle Symmetrie in der Dispoſition und Wahl der Charaktere und Handlungen häufig verurſachen, daß in ſeinen Stücken das Gerippe aus dem poetiſchen Körper vorſcheint, was nur durch die Darſtellung vergütet, durch eine gute Darſtellung aber auch ganz und völlig vergütet wird. Shakespeare's Stücke ſind viel zu reich an Weltkenntniß, feſſelnden Charakteren und mannigfaltiger Weisheit, als daß ſie bei der Lektüre nicht im Einzelnen verweilen, zerſtreuen und durch die Beſchäftigung des Kopfes mit dem Detail die volle Wirkung des Ganzen auf das Gemüth ſtören ſollten. Der fortſchreitende Gang der Aufführung hindert dies Ausruhen auf dem Einzelnen, ihre Lebendigkeit läßt nicht zu, daß es verloren werde, die Arbeitstheilung der Schauſpieler, von denen Jeder ſeine Rolle vorbedacht hat, hilft uns über alles Kopfbrechen hinweg und die Darſtellung befriedigt unſere Einbildungskraft ohne Anſtrengung. Ein Shakespeare'ſches Stück iſt wie eine Zeichnung ohne Farbe; es verhält ſich ähnlich zu der Darſtellung, wie ein Operntext zur muſikaliſchen Ausführung."

Und wodurch hatte denn Shakespeare dies naturgemäße Verhältniß des Gedichtes zu ſeiner Darſtellung mit ſo ſicherem, für alle Zeiten muſtergültigem Takte getroffen? Was war es, das ihn die ſegensreiche Wirkung Molière's auf unſere Kunſt wiederholen, nur nach Verhältniß ſeines Genies unendlich tiefer greifend wiederholen ließ?

Shakespeare und Molière waren Schauſpieler, das iſt der Schlüſſel zu ihrer, alle anderen dramatiſchen Dichter überragenden Wichtigkeit.

Ihre Werke waren nicht aus literarischen Gesichtspunkten, sondern aus der unmittelbaren künstlerischen Thätigkeit, aus einer Art von praktischer Intuition hervorgegangen. Beider Werke waren ganz einfach aus dem natürlichen Verfahren aller Schauspielgenossenschaften entstanden, wonach die Fähigen unter ihnen für neuen Stoff für ihre Darstellungen sorgten. Das war von den Begründern des spanischen Theaters, den Schauspielern Lope de Rueda, Alonso de la Vega und Pedro Navarro geschehen, unter unseren Bürgercomödianten von Rosenplüt bis Hans Sachs und weiterhin von den Berufsschauspielern, in Frankreich von dem ersten Reformator Jodelle und später von Molière, dem Schöpfer des neuen volksthümlichen französischen Dramas, und dasselbe hatte der größte Dramatiker aller Zeiten, der Schauspieler Shakespeare zum Besten seiner Kameraden gethan.

Was Molière und Shakespeare von der Unzahl von dichtenden Schauspielern unterscheidet, ist nichts Anderes, als was die wenigen wahrhaft großen unter den gelehrten Dichtern über die Legion ihrer Berufsgenossen erhebt: die Größe des Genies; daß aber Molière und Shakespeare alle, auch die größten gelehrten Dichter, an wahrhaft dramatischer Kraft übertroffen haben, das kann nur darin begründet sein, daß sie eben Schauspieler waren, daß sie aus innerster Bewegung des theatralischen Darstellungstriebes dichteten, daß sie die Vertrauten der Geheimnisse des dramatischen Lebens waren.

Und darum vermochte Shakespeare die für seine Wahrheit vorbereitete Hamburger Schule zu so raschen Erfolgen zu führen, weil alle Rollen seiner Stücke — wie die Molière'schen — bis in die einzelnen Wirkungen vom Dichter theatralisch ausgeprobt und innerlich durchgeprobt waren; die schauspie-

lerische Geschicklichkeit darin ist fast eben so bewunderungswürdig, als die dichterische Größe. Darum konnte Schröder sagen, daß der Natursohn Shakespeare ihm Alles so leicht und zu Dank mache, und jeder Schauspieler, der nur vertrauensvoll und hingebend mit ihm in die Tiefen untertaucht, wo er schöpft, der wird sich reichbegabt und wohlbehalten fühlen. Denn überall sieht er sich bei dem Wesentlichen seiner Aufgabe: bei der Darstellung der menschlichen Natur gehalten, die Pracht der gedankenreichen Sprache ist nur ein Ausfluß der inneren Fülle der Gestalten, sie ist überall charakteristisch, nirgends beeinträchtigte sie das warm pulsirende Leben und macht sich für sich selbst bloß rednerisch geltend. Die Charaktere wachsen von Moment zu Moment, und alle sind theatralisch aptirt, nichts Versäumtes hat der Darsteller nachzuholen, nichts Nebensächliches oder Ueberflüssiges ist ihm im Wege, jeder Zug nach dem großen dramatischen Gesetze der Zweckmäßigkeit gemessen und dem Schauspieler bequem zurecht gelegt, der, gleichsam an der Hand seines großen Kunstgenossen, von einer Wirkung zur andern geführt wird. Und Shakespeare hat der Schauspielkunst Effekte verschafft, die bis heute selbst von dem empressirtesten Raffinement nicht übertroffen worden sind; so geschickt in ihrem Bau, so berechnet in ihrer Steigerung, so hinreißend auf ihren Gipfelpunkten und dabei scheinbar so unvorbereitet, so natürlich, als könnte es nicht anders sein, als wüchsen sie aus der innersten Nothwendigkeit hervor.

In Shakespeare ist der alte Zwiespalt zwischen Dicht- und Schauspielkunst auf das Vollkommenste aufgehoben, in ihm durchdringen sich beide, und jede will nur für die andere gelten, und jede führt die andere zu den vollkommensten Triumphen.

Seine Dichtergröße steht längst über allem Zwei-

fel, aber nicht genug erkannt ist es, wofür doch jedes Blatt seiner Gedichte zeugt, daß — wenn auch in seinem Theaterleben eine schwache Stimme oder was sonst ihn gehindert hatte, sich in den größten Rollen geltend zu machen — Shakespeare doch eines der bedeutend Schauspielertalente gewesen sein muß.

Und dieser dramatische Heros, dessen germanische Stammverwandtschaft ihn bald völlig zu dem Unsern machte, wurde durch Schröder für unsere Kunst geworben.

Die Bearbeitungen, in welchen Schröder seine Stücke unserm Repertoire einverleibte, sind sehr getadelt und sehr gelobt worden — selbst von Goethe. Erwiesen ist, daß sie die einzige mögliche Art waren, diese Werke der damaligen Zeit anzueignen. Allen andern Bearbeitungen ist es mißlungen; Heufeld's, Stephanie's, Großmann's, Brömel's, Engel's, Schink's mißfielen entweder oder erhielten sich nicht. Und seltsam, daß alle diese Literaten von dem Mangel an Anerkennung der Shakespeareschen Größe ausgingen, Alle glaubten sie: seinen Stücken hinzu zu thun, mit Pfennigen aus ihrem Bettelsacke den Millionair unterstützen zu müssen. Der Schauspieler Schröder allein traf das richtige Prinzip: daß Shakespeare nur durch Hinweglassungen für die Bühne eingerichtet werden dürfe.

Freilich befolgte er es nicht ganz gewissenhaft, aber seine Veränderungen bestehen nur in kleinen Aeußerlichkeiten, die dem Geschmacke seiner Zeit zur Last fallen.

Die Art nun, wie er die Stücke beschnitt, war zum Theil durch die damalige geringe Anzahl fähiger Darsteller, andern Theils durch die fest gewordene Gewohnheit des Publikums an Einheit der Zeit und des Ortes geboten, und eben so wie die prosaische Sprache erklärt der bürgerlich gewordene Geschmack die Hin-

weglassung schroffer Gegensätze und furchtbarer Situationen. Dennoch sind wir bei der Unterdrückung von einigen tragischen Motiven oder Katastrophen versucht anzunehmen, daß Schröder den Geist der Shakespeare'schen Schöpfungen nicht weniger, als den Vortheil ihrer theatralischen Effekte verstanden habe.

Daß er z. B. den tragischen Ausgang des Hamlet und Othello nicht durchzusetzen suchte — wie er doch oft viel unwichtigere Dinge mit äußerster Hartnäckigkeit verfocht — hatte doch wohl seinen Grund darin, daß ihm selbst nicht genug daran gelegen war. Daß er im „Lear" die Theilung des Reiches und Verstoßung der Cordelia fortließ, in „Richard II." die ganze erste Hälfte der Hauptrolle unterdrückte, den König in seinem despotischen Uebermuthe gar nicht zeigte, die tragische Verschuldung aufhob oder verhüllte und so die Idee beider Stücke lähmte, dazu war keine äußere Nöthigung vorhanden, und es muß wohl auf die kleinliche Effektberechnung geschrieben werden, daß die Rollen sich mehr in Gunst beim großen Publikum setzen und den Darsteller beliebter machen, wenn sie so viel als möglich nur mitleidswerth erscheinen.

Wir brauchen uns über diese Schwächen in Schröder's Verfahren nicht zu täuschen, um demungeachtet sein Verdienst, uns Shakespeare erworben zu haben, im ganzen Umfange anzuerkennen; und zuletzt muß uns doch der Erfolg seines Verfahrens als dessen Rechtfertigung gelten.

Daß Schröder außerdem auch lebhafte Sympathie für die neuen Erscheinungen der vaterländischen Dichtkunst zeigte, haben wir gesehen. Er hat die Wagnisse der Sturm- und Drangperiode getheilt und durch sein Beispiel das Mögliche gethan, um die Schauspielkunst in Verbindung mit der literarischen

Bewegung zu erhalten. Dabei verdient die ehrfurchtsvolle Scheu erwähnt zu werden, mit welcher er von der Aufführung von Lessing's 1779 erschienenem „Nathan dem Weisen" abstand, obschon er sich bis an's Ende seiner Laufbahn mit dem Wunsche trug. Er veranstaltete vor einem gewählten Kreise eine Vorlesung davon mit vertheilten Rollen, er selbst las den Nathan und den Patriarchen und letzteren besonders zur höchsten Bewunderung. Rein von dem outrirten Kanzelton, in den späterhin die Rolle gezogen worden ist, flossen die Aeußerungen der Unduldsamkeit so vornehm und sanft und salbungsvoll von seinen Lippen, als hätte Lainez sich mit dem Kardinal von Lothringen vor den Augen des französischen Hofes unterredet. Trotz der großen Wirkung aber, welche diese Probelesung hervorbrachte, wagte Schröder dennoch nicht, das Kleinod seiner Bewunderung einem zweifelhaften Erfolge vor dem Theaterpublikum preiszugeben, und die Vorstellung, welche Döbbelin in Berlin im Jahre 1783 unternahm, lobte seine Zurückhaltung.

Dem Einflusse Schröder's auf das Repertoire entsprach der auf die Schauspielkunst, er selbst drängt sich der Betrachtung als das merkwürdigste Resultat seiner Schule auf. Dreizehn Jahre schon war er bei der Bühne, ohne seiner tragischen Kraft bewußt zu werden, oder sie der Ausbildung werth zu halten, und vollendete nun in sechs Jahren — freilich bei völlig freier Verfügung über alle seiner Absicht dienlichen Rollen — den Weg von der fast ausschließlich niederen Komik bis zur Höhe des Kothurns im „Lear".

Wir geben nun eine historische Uebersicht dieser Periode nach Devrient.

Nicht gering waren die Fortschritte, welche unser Theater, während der siebenziger Jahre, auch hinsicht-

lich seiner äußeren Einrichtung und Feststellung, gemacht hatte.

In Berlin freilich blieb der Zustand der Prinzipalschaft bis zu Friedrichs II. Tode; die deutsche Schauspielkunst sollte dem größten Fürsten des Jahrhunderts nichts zu danken haben. Döbbelin hatte nach Koch's Tode 1775 das Theater übernommen und es wenigstens zu einem stehenden erhoben. Nur in der Stadt selbst wechselte er zu Zeiten mit Vorstellungen im Schauspielhause auf der Behrenstraße und im Palais Monbijou ab. Auch in der zweiten Residenz, in Potsdam, war unter dem Schutze des Kronprinzen schon für die Gesellschaft der Schuch'schen Kinder ein Theater in der bisherigen griechischen Kirche eingerichtet worden, in welchem zu Zeiten Vorstellungen stattfanden.

Döbbelin, wenn gleich als Schauspieler durch seine Haupt- und Staatsactionsmanieren unleidlich leider für sein Talent sehr eingenommen, war doch als Director durch seine ruhelose Unternehmungssucht dem theatralischen Leben förderlich. Er hat wenigstens bereitwillig und thätig zugegriffen, wo die neue Bewegung der Zeit Anregungen gab, und die Theaterlust in Berlin erhalten. Freilich wurde der Oper davon fortdauernd der größte Theil gegönnt, und Ballet und Spektakelstück, kurz das Futter für die Schaulust, engten den Raum für die höhere Schauspielkunst empfindlich ein. Das Personal zählte schöne Talente, sie wechselten aber ihre Plätze zu häufig, um sich zu sicherem Zusammenspiel verständigen zu können. Brückner, der jetzt edle Väter, seine Frau, die komische Mütter spielte, Döbbelin's Tochter, in ersten Liebhaberinnen überaus gefeiert, der aber der Modeton der Weinerlichkeit etwas eigen war, Frau Mecour, Langerhans trefflich in komischen Charakteren, Böheim als erster Liebhaber, Reinwald, Witt-

höft, Alexi, Labes als Komiker beliebt, waren am längsten heimisch. Kürzere Zeit verblieben Unzelmann, der später so beliebte Komiker, welcher damals Chevaliers, Stutzer und Escrocs spielte, sich auch wohl an erste Liebhaberrollen wagte. Frau Nouseul, eine Künstlerin ersten Ranges im Fache der Heldinnen, Mütter und Anstandsdamen — Lady Macbeth, Marwood u. A. — und von junonischer Schönheit. Auch Christ mit seinen talentvollen Kindern gehörte nicht lange dem Berliner Verbande.

So hielt die Bühne sich bis zu Anfang der achtziger Jahre, ohne durch die Richtung des Repertoires oder überragende Darstellungstalente tonangebend zu werden.

Das churfästische Privilegium war, nach Döbbelin's Ausscheiden, von Seyler angetreten worden, als das Gothasche Hoftheater sich bildete. Seine Gesellschaft erhielt ihren guten Ruf. 1776 war Klinger als Theaterdichter und Secretair dabei angestellt, Talente wie Borcher's, die Reineckes traten hinzu, auch Brandes mit seiner Frau, deren Rivalität mit der Seyler freilich wieder unangenehme Störungen hervorrief. Die Darstellungen der Gesellschaft fanden indessen so viel Beifall, selbst in den höchsten Kreisen, daß der Plan, ein deutsches Hoftheater zu gründen, abermals gefaßt wurde. Seyler ging jedoch nicht auf die deshalb gestellten Bedingungen ein, er zog die gleichen Anträge des Mannheimer Hofes vor, so erhielt der Schauspieler Brandes, der froh war, sich mit seiner Frau wieder von Seyler trennen zu können, den Auftrag, ein Hoftheater zu bilden. Schon hatte er dafür mehrere Mitglieder von Seyler's Gesellschaft, unter ihnen Reineckes, engagirt, und den Studenten Fleck der Bühne gewonnen, als der Ausbruch des baierischen Erbfolgekrieges Einschränkungen im im Hofhaushalt gebot. Die italienische Oper mußte

abgeschafft werden, und um deren Unternehmer Bondini schadlos zu halten, ertheilte man ihm das churfächsische Privilegium. So war die Prinzipalschaft wieder hergestellt, und leider nach Wiener Muster: unter einem Italiener, der sich in deutscher Sprache kaum verständigen konnte. Der Hof erhielt sich durch einen jährlichen Zuschuß von 6000 Thlrn. und durch die Generaldirection des Barons von König einen Einfluß, der nicht nur auf die Wahl der Stücke und ihre Censur nach Wiener Vorbilde, sondern zu Zeiten auch auf die Besetzung der Rollen ausgedehnt wurde. Eine wesentliche Abweichung vom bisherigen Gebrauche in ähnlichen Verhältnissen, welche indeß bei einem Unternehmer, dem an der Selbstständigkeit der künstlerischen Leitung wenig lag, auf keinen Widerstand stieß. Bei dem Personal zeichnete sich außer dem Reinecke- und Brandes'schen Ehepaare noch die Sängerin Koch aus, Spengler als Liebhaber, seine Frau in sentimentalen, Hempel in Charakterrollen, Thering und Günther als Komiker, Frau Räder als Soubrette. Auf ein Jahr kam Schütz aus Hamburg dazu, die jungen Talente von Fleck und Opitz wurden hier zuerst bekannt.

Das Bondini'sche Theater wurde in Leipzig am 21. Mai 1777 mit „Elfriede" nach Mason von Bertuch eröffnet. Bald aber entstanden Streitigkeiten zwischen dem Regisseur Brandes und dem bedeutendsten Talente des Personals, mit Reinecke. Vermuthlich war er mit Recht mit der Leitung des mattherzigen Brandes unzufrieden, die sich späterhin nirgends als fruchtbringend erwiesen hat. Reinecke hatte von Schröder etwas gelernt, und an durchfahrender Unbedingtheit des Wesens wollte er ihm auch nicht nachstehen. Bondini ordnete, um diese Wirren auszugleichen, dem Regisseur einen berathenden Ausschuß bei, in dem aber Reinecke so sehr das große Wort

führte, daß dadurch auch kein Friede wurde. Bondini, ein gutmüthiger, ruheliebender Mann, entschloß sich also, die Gesellschaft zu theilen, die eine Hälfte mit der Operette unter Brandes Regie im Winter in Leipzig, die andere unter Reinecke im Sommer in Dresden spielen und nachher abwechseln zu lassen. Im Jahre 1782 legte er sich auch noch eine Opera buffa zu und zog Prag in sein Wandrrgebiet. Die Bondini'sche Gesellschaft war eben nichts als eine industrielle Unternehmung. Was von der Schauspielkunst dabei geleistet wurde, muß der Regie Reinecke's verdankt werden, der das Gewicht seines künstlerischen Ansehens selbst gegen die Neigungen des Hofes geltend zu machen verstand. So wurde z. B. in Dresden wiederholentlich die Aufführung aller Trauerspiele untersagt, und immer wieder wußte Reinecke die Darstellung, selbst Shakespeare'scher Tragödien, zu erlisten oder zu ertrotzen.

Bondini hatte die gute Eigenschaft, sich von Reinecke beherrschen zu lassen; was sonst von ihm — den man hier und dort einen sachverständigen Mann genannt findet — zu erwarten war, das erklärt sich in wenigen Zügen. Als der junge Fleck die Absicht zeigte, nach Hamburg zu gehen, stellte Brandes dem Prinzipale die Wichtigkeit der Erhaltung dieses vielverheißenden Talentes vor, bekam aber zur Antwort: „Herr Fleck geht ab erst in drei Monat, bis dahin kann man schon bekommen eine andere Fleck." So trefflich wußte der welsche Scharfblick deutsche Talente zu würdigen. Und als Schütz wieder zurück nach Hamburg ging, gab er den Auftrag, einen Ersatzmann für ihn zu suchen, mit dem Zusatze: „er muß aber sein ein gut Haberlieb (Liebhaber) und paß in die Kleid von Monsieur Schütz". Dieser war nämlich von sehr kleiner Gestalt. Welche Förderung war von solchen Leuten, die, nicht anders als Hechelkrämer, in Deutschland mit

der volksthümlichen Kunst hausiren durften, für den Geist des deutschen Dramas zu erwarten? Die kleineren Prinzipale waren doch selbst Schauspieler, ihr Ehrgeiz, ihr Standesinteresse hielt dem Eigennutze die Wage, die Productionen der Bühnen wurden ihnen doch nicht so ganz zur bloßen Waare, wie es bei den Unternehmern allen, den vornehmen und geringen, der Fall ist.

In Bonn und Cöln führte der Schauspieler und Theaterdichter Großmann eine Gesellschaft. Sein Talent und seine Bildung hätten der guten Sache nützen können, wenn sein Charakter zuverlässiger und mäßiger gewesen wäre.

Die Gesellschaft der Schuch'schen Kinder hauste in Königsberg und Danzig, die eine Wäser'sche Gesellschaft in Breslau und den nahen Städten, die die andere in den sächsischen Kreisen. Amberg, Ilgener und Berger trieben im Pommern und Mecklenburg ihr Wesen. Zahllose Wandertruppen zogen außerdem in Deutschland hin und wieder, auch über die Grenzen hinaus nach Holland, Dänemark, Rußland, Polen, Ungarn und Gallizien. Jeder Jahrgang des Gothaschen Taschenkalenders bringt neue Namen. Die Truppen entstehen, richten sich zu Grunde, gebären aus dem Untergange sich doppelt und dreifach wieder, ehe man sie noch recht in's Auge gefaßt, wie die Infusorien unter dem Mikroskope.

Daß die Bühnen stabil werden, daß man ihnen den Rückhalt einer Unterstützung gewähren müsse, wenn man etwas Besseres von ihnen fordern wolle, dieser Erfahrungssatz war allgemein genug angenommen worden, um auch allmälig Früchte zu tragen. Hier und da wurden kleinere Truppen festgehalten. In Münster bildete 1779 die Ritterschaft sich ein Wintertheater aus der Curioni'schen Gesellschaft. Die Schopf'sche, welche in Insbruck, Salzburg und

Augsburg spielte, wurde vom Fürsten von Turn und Taxis in Regensburg gefesselt. Der Hof von Hannover gewährte mit seinem Privilegium die Benutzung des Schloßtheaters, freie Beleuchtung und Musik bei einem Zuschusse von jährlich 1000 Thlrn. Aehnliche Unterstützungen leisteten andere Höfe, aber alle diese dankenswerthen Beisteuern veränderten den Zustand der Bühnen noch nicht wesentlich. So lange er noch im Allgemeinen an die Prinzipalschaft gebunden war, konnte die Veredlung der Kunst nicht auf freier, breiter Grundlage verfolgt werden, sie mußte sich immer neben den gebieterischen Bedingungen des Gelderwerbes, der Forderungen der rohen Schauluft verstohlen durchwinden und mühsam nur zum Leben verhelfen. In Hamburg hatte Schröder allein, unterstützt von dem Complex der seltensten Hülfsmittel des Genies, mit beispielloser Arbeit einen kurzen Sieg über den Geschmack der Masse errungen, die „Actionistenverwaltung" nach ihm fiel, beim redlichsten Willen, aus einem Geld- und Geschmacksbankerott in den anderen. Der Fortschritt der Kunst forderte durchaus dauernde Einrichtungen, die nicht sogleich über den Haufen stürzten, sobald ein glückliches Directionstalent die Hand davon abzog.

Was aber die Nationalbildung forderte, konnte nur durch die Nation geleistet werden. Einzelne Vergesellschaftungen erwiesen sich als unzureichend und haben es bis auf den heutigen Tag gethan. Wollte man also das Theater nicht als eine leichtfertige und nutzlose Vergnügungsanstalt sich selbst und vereinzelter Industrie überlassen, wollte man in der Kunst, welche das menschliche Leben reflektirt, einen mächtigen Hebel der Veredlung der menschlichen Gesellschaft anerkennen, so mußte auch die Gesammtheit der Nation, die dabei dringend interessirt war, der Staat

mußte sich der Bühne annehmen, sie schützen, fördern und beaufsichtigen.

Der Staat in Deutschland hatte aber damals keine andere Vertreter, als seine Fürsten, in ihre Hand war also die Entscheidung gelegt.

Und Deutschlands Fürsten haben entschieden, haben damals die Präcedenz des Reichsoberhauptes thatsächlich entschieden: die Schauspielkunst sei des Schutzes, der Unterstützung würdig gleich den übrigen Künsten, es sei im Interesse des Staates ihr eine freiere Entwicklung zu verschaffen.

Mit Unrecht bezeichnet man daher die Entstehung der Hoftheater als einen Abweg im Entwicklungsgange der Kunst, sie war die historisch geforderte Metamorphose des Bühnenzustandes, der nur in dieser Weise vorwärts, sonst aber geradezu zurück gehen mußte. Der Staat konnte damals nur durch den Hof seinen Antheil bethätigen. Dichter, Maler, Musiker wurden in den Kreis des Hofstaates eingeschlossen, und man pries die fürstliche Gnade, welche dadurch dem Talente äußere Anerkennung und Unabhängigkeit gewährte, warum sollte dieselbe Wohlthat den Schauspielern nicht in derselben Weise zu Theil werden? Riefen nicht damals alle Freunde der Bühne, riefen nicht die besten Köpfe den Schutz der Höfe für die deutsche Kunst an? War das nicht der Refrain fast aller Antritts- und Abschiedsreden der wandernden Schauspieler? Versprach man sich nicht allgemein von der Erfüllung dieses Wunsches die goldene Zeit des Theaters? Außerdem, wie förderlich mußte es den Künstlern sein, dem Kreise der höheren Stände, den Mustern der Weltsitte, näher zu rücken, und wie sehr mußte der Schutz der Höfe dazu beitragen, den Stand aus der bürgerlichen Verachtung zu erheben und ihn zu anständigerer Haltung anzufeuern! Gewiß, die Errichtung der Hoftheater war

damals eine Lebensbedingung für die Kunst, und das Vaterland schuldete den Fürsten dafür den vollwichtigsten Dank.

Am Hofe des Markgrafen von Schwedt hatte sich seit 1773 unter der Direction des Schauspielers Löwe ein Hoftheater gebildet. Am Mecklenburg-Strelitzer Hofe seit 1775 eins aus der Ilgenerschen Gesellschaft unter Inspection des Schauspielers Feige.

Der Herzog von Gotha gab leider sein Hoftheater, kaum ein Jahr nach Eckhof's Tode, zu Ostern 1779 auf. Er hatte es auf Eckhof's Talent und Gesinnung gegründet, und dessen Nachfolger in der Direction, Boek, entsprach den Erinnerungen an den Meister zu wenig.

Boek hat durch manche gute Eigenschaft und eine glänzende Routine sich einen Namen in der Theatergeschichte erworben; daß seine künstlerischen Grundsätze sehr untergeordneter Art waren, leidet keinen Zweifel. Schröder sagt: er habe zwar Fertigkeit, aber keine innere Geisteskraft besessen; und doch habe man ihn den großen Schauspielern beizählen wollen. Boek war es, der gegen Schröder sich der kostbaren Entdeckung rühmte, wie man bei Abgängen beklatscht werden könne, der auch die Gastspielreisen aufbrachte. Wir haben ihn uns als eine kleine Gestalt und etwas korpulent zu denken, ein rundes Gesicht mit einer Stutznase. Er setzte die Perioden der Rede auffallend hoch ein und sprach staccato, Sylbe für Sylbe, einigermaßen im Predigertone. Man lobte an ihm den Anstand der vornehmen Welt, vielleicht weil er die Mitspieler von oben herab zu behandeln pflegte.

Der Erfinder der beklatschten Abgänge und des Gastspiels also war es, der durch seine Direction dem Herzoge von Gotha den Geschmack an seinem Hoftheater verdarb.

Der gute Stern aber, welcher das Wachsthum der jungen deutschen Bühne so segensreich behütete, der schon vor vier Jahren die Seyler'sche Gesellschaft vom Weimarschen Hofe nach dem Gothaschen versetzte, fügte auch jetzt wieder eine Gesammtverpflanzung, welche den Gesammtgeist erhielt. Kurfürst Theodor von der Pfalz hatte Baiern geerbt, nahm 1778 sein neuerrichtetes Theater unter Marchand's Direction von Mannheim nach München mit, stiftete aber in Mannheim unter des Freiherrn von Dalberg Intendantur ein neues Theater zum Theil aus Seyler's Personal, zum Theil aus der Gothaschen Gesellschaft.

Während an dem neuen Hoftheater in München sich die verkehrte Anwendung der fürstlichen Unterstützung in noch schlimmerer Weise als früher in Wien erwies, zeigte dagegen die Organisation, welche der Kaiser seinem Nationaltheater gab, die edelsten und wichtigsten Prinzipien, die leider nue durch ihre-Anwendung und Ausübung unfruchtbar wurden.

Die bisher gültigen Maximen der Cavaliers- und Beamtendirection stieß der Kaiser um, als er sein Nationaltheater errichtete. Auch die Leitung von Theaterdichtern, hatte sein Vertrauen nicht gewonnen. Der äußerst seltene Fall, daß ein Dichter eine genaue Kenntniß voller Details der theatralischen Technik und ein inniges Verständniß dessen, was die Schauspielkunst vermag, besitzt, war bisher nur bei Lessing eingetreten, und dieser verstand eben so viel davon, um einzusehen, daß er doch nicht genug davon verstünde; weshalb er auch die Anträge, eine Bühne zu leiten, immer abgelehnt hat.

Kaiser Joseph ging auf den naturgemäßen Grundsatz zurück: daß die Kunst den Künstlern gehöre. Er erkannte es an, daß alle Künste, welche sich zur theatralischen Darstellung vereinigen, in der Schauspiel-

kunst erst lebendig werden, daß sie die wesentliche Trägerin der ganzen Dramatik, also auch in letzter Instanz für Alles verantwortlich sein müsse, was und wie es auf der Bühne vorgehe. Darum solle also das Schauspiel von Schauspielern geleitet werden.

Mit dem schönen, vollherzigen Vertrauen zu den Menschen, das der edle Fürst in seinem Leben genug gebüßt hat, übertrug er der Kunstgenossenschaft des neuen Theaters das Recht: sich selbst zu regieren. Die ältesten und ersten Schauspieler und Schauspielerinnen bildeten die sogenannte Versammlung, welche in einer wöchentlichen Sitzung nach Stimmenmehrheit über Wahl der Stücke, ihre Besetzung, Repertoir u. s. w. Beschlüsse faßten, welche der von ihnen erwählte Regisseur — Stephanie der Aeltere war es die längste Zeit — protocollirte, der obersten Hofdirection zur Entscheidung vorlegte und in der Ausführung beaufsichtigte.

Diese Einrichtung war auf allzu idealische Voraussetzungen gegründet, sie konnte nicht von Dauer sein. Die Frauen im Rathe trieben die Aufregung der Debatten auf's Aeußerste und überliefen den Kaiser oft um die unerheblichsten Dinge mit dem Verlangen: seinen Scepter in die Waageschale ihrer Wünsche zu werfen. Der Kaiser sah bald die Nothwendigkeit eines strenger geregelten Zustandes ein. Er ließ zunächst von den Künstlern selbst Theatergesetze entwerfen, und man muß es rühmend anerkennen: die Gesetze waren gewissenhaft und streng abgefaßt, sie gingen auf ein förmliches Erzwingen eines regelmäßigen Geschäftsganges und harmonischer Darstellungen aus.

Im Februar 1779 gab endlich der Kaiser dem Theater eine neue Verfassung, die, immer noch völlig republikanisch, ganz dem Associationsgeiste der Schau-

spielkunst angemessen, manche Aehnlichkeit mit dem Statut der Pariser Societaire hatte.

Die Organisation des Wiener Nationaltheaters müssen wir als nicht hierher gehörend, übergehen und geben nur noch die Schlußworte Devrient's über diese Epoche der Theatergeschichte. Er sagt:

Auf dem von Lessing eroberten Boden hatte die neue jugendliche Nationalliteratur sich mit ungestümer Kraft aufgerichtet. Natur war jetzt das Losungswort geworden, und damit war, wie es nicht anders sein konnte, die deutsche Natur, ja sogar die eigenthümliche Denk- und Empfindungsweise des Zeitmoments, zur Norm erhoben. Selbst bei Uebertragung ausländischer Stücke schonte kein Schriftsteller die fremde Eigenthümlichkeit, man machte es, wie Engländer, Italiener und Franzosen es noch heut mit Uebertragung deutscher Originale machen, man nationalisirte sie, wandte Charaktere und Ausdruck in's Deutsche, und modelte selbst die Handlung nach dem Wahrscheinlichkeitsmaaße deutscher Verhältnisse. Man rückte die fremden Stücke in die nächste für Jedermann verständliche und bekannte Natur. Es wiederholte sich — freilich auf einer höheren Bildungsstufe — ganz das Verfahren der Comödianten des 17ten Jahrhunderts: der Grundsatz, daß die Schaubühne vor allen andern Dingen in der vollen Sonnenwärme volksthümlicher Sympathie stehen müsse, war wieder zur Herrschaft gelangt.

Daß mit dieser ganzen literarischen Bewegung die Schauspielkunst sich in inniger Uebereinstimmung und Wechselwirkung befand, haben die Resultate dieser Periode gezeigt. Die Richtung, welche Lessing und Eckhof der Schauspielkunst gegeben, hatten ihr durchaus nationale Selbstständigkeit verliehen. Schröder und die Verpflanzung Shakespeare's in das deutsche Repertoir hatten diese Selbstständigkeit be-

festigt, erhöht, vollendet. Jetzt gab es eine eigenthümlich volksmäßige deutsche Schauspielkunst, die ihrer allgemeinen Verbreitung und Ausbildung entgegenging. Binnen 50 Jahren hatte sie die fremde Schule absolvirt, ihr eigenthümliches Gesetz, ihre nationale Regel gefunden und war von den höfisch gelehrten Mustern der französisch verstandenen Antike hinweg, durch Shakespeare wieder zu dem Quell ihres germanisch mittelalterlichen Lebens geführt worden. Die deutsche Kunst hatte sich geregelt und vollständig wiedergewonnen.

Was aber Lessing und Eckhof, Shakespeare und Schröder an ihrem inneren Leben erzeugt hatten, das vollendete Kaiser Joseph II. an ihrer äußeren Constituirung. Er hat die Nationalbühne eingesetzt und ihrer Organisation — wenn auch noch nicht eine musterhafte Ausbildung — doch die Basis der vollkommensten Grundsätze gegeben.

Bis hierher hatte die neuere Schauspielkunst nichts zu bedauern und nichts zu bereuen, es war ihr Alles zum Gedeihen ausgeschlagen. Fortan handelte es sich nur darum, der Bahn der durchaus gesunden Entwickelung, die sie betreten hatte, treu zu bleiben und ihrer nothwendigen Veredelung nichts von ihrer Eigenheit aufzuopfern.

Immer weniger läßt sich seit Beginn des 19ten Jahrhunderts von einem Volkstheater im engeren Sinne des Wortes sprechen. Wir können nur wenige Momente hier zusammenstellen, durch welche das Theater in steter Wechselwirkung mit dem Volksleben blieb.

Ueberschaut man den Entwickelungsgang, den die Dramatik in der von Lessing eröffneten volksthümlichen Richtung bis zur Neige des Jahrhunderts vollendet hatte, so mag man zuerst fragen: wie weit war

überhaupt die Erkenntniß von der Bedeutung und dem Werth der Schaubühne vorgerückt?

Daß man ihr den gewaltigen Eindruck auf die Geister und Gemüther willig zustand, daß man das Element der Volksveredelung in ihr nicht mehr negirte, bewies thatsächlich die Errichtung so vieler Hof- und Nationaltheater. Die Ideen aber, welche seit Lessing's, Sulzer's und anderer bedeutenden Stimmen Vertheidigung der Bühne, sich über diesen Gegenstand entwickelt hatten, findet man am vollständigsten in Schiller's Aufsatz ausgesprochen: „Die Schaubühne, als eine moralische Anstalt betrachtet." Er hatte sie 1784 zum Vortrag in der Mannheimer deutschen Gesellschaft geschrieben.

Der Inhalt dieser Schrift ist zu wichtig, als daß er nicht im Auszuge hier Platz finden müßte.

Nachdem Schiller im Eingange die Unzulänglichkeit der Gesetzeskraft für Versittlichung des Volkes, auch die Verwandtschaft der Schauspielkunst mit der Religion nachgewiesen hat, fährt er fort: „Welche Verstärkung für Religion und Gesetze, wenn sie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anschauung lebendige Gegenwart ist, wo Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tausend Gemälden faßlich und wahr an dem Menschen vorübergehen, wo die Vorsehung ihre Räthsel auflöst, ihre Knoten vor seinen Augen entwickelt, wo das menschliche Herz, auf den Foltern der Leidenschaft, seine leisesten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt und die Wahrheit, unbestechlich wie Rhadamantus, Gericht hält.

Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt. Das ganze Reich der Phantasie und Geschichte, Vergangenheit Zukunft stehen ihrem Wink zu Gebot. Aber hier unterstützt sie die weltliche Gerechtigkeit nur, ihr ist

noch ein weiteres Feld geöffnet. Nicht nur die Laster, die jene ungestraft duldet, straft sie; auch die Tugenden, wovon jene schweigt, werden von der Bühne empfohlen. Hier begleitet sie die Weisheit und die Religion. Aus dieser reinen Quelle schöpft sie ihre Lehren und Muster und kleidet die strenge Pflicht in ein reizendes lockendes Gewand. Mit welch herrlichen Empfindungen, Entschlüssen, Leidenschaften schwellt sie unsere Seele, welche göttliche Ideale stellt sie uns zur Nacheiferung auf!

Aber der Wirkungskreis der Bühne dehnt sich noch weiter aus. Das Glück der Gesellschaft wird ebenso sehr durch Thorheit, als durch Verbrechen und Laster gestört. Ich kenne nur ein Geheimniß, den Menschen vor Verschlimmerung zu bewahren, und dieses ist: sein Herz gegen Schwächen zu schützen. Einen großen Theil dieser Wirkung können wir von der Schaubühne erwarten. Sie ist es, die der großen Klasse der Thoren den Spiegel vorhält und die tausendfachen Formen derselben mit heilsamen Spott beschämt; und dieser verwundet den Stolz des Menschen empfindlicher, als Verabscheuung sein Gewissen foltert. Gesetz und Gewissen schützen uns oft vor Verbrechen und Lastern, Lächerlichkeiten zu erkennen verlangt einen eigenen feineren Sinn, den wir nirgends mehr als vor dem Schauplatze üben. Unsere Vergehungen vertragen einen Aufseher und Richter, unsere Unarten kaum einen Zeugen. Die Schaubühne allein kann unsere Schwächen belachen, weil sie unserer Empfindlichkeit schont und den schuldigen Thoren nicht wissen will. Ohne roth zu werden, sehen wir unsere Larve aus ihrem Spiegel fallen und danken in's Geheim für die sanfte Ermahnung.

Aber ihr großer Wirkungskreis ist noch lange nicht geendigt. Die Schaubühne ist mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staates eine Schule der prak-

tischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele. Und wenn wir die unmittelbar bessernde Wirkung einschränken, wenn wir so ungerecht sein wollen, sie ganz aufzuheben, wie unendlich viel bleibt noch von ihrem Einflusse zurück! Wenn sie die Summe der Laster weder tilgt noch vermindert, hat sie uns nicht mit denselben bekannt gemacht? — Hat sie uns nicht das Geheimniß verrathen, die Thoren ausfindig und unschädlich zu machen?

Nicht bloß auf Menschen und Menschencharakter, auch auf Schicksale macht uns die Schaubühne aufmerksam und lehrt uns die große Kunst, sie zu ertragen. — Sie lehrt uns auch, gerechter gegen den Unglücklichen sein und nachsichtsvoll über ihn richten. Denn nur wenn wir die Tiefe seiner Bedrängnisse ueſſen, dürfen wir das Urtheil über ihn auszusprechen. Die Bühne macht den Menschen mit dem Menschen bekannt und deckt das geheime Räderwerk auf, nach welchem er handelt.

Eine merkwürdige Klasse von Menschen hat Ursache, dankbarer als alle übrigen gegen die Bühne zu sein. Die Großen der Welt hören hier nur, was sie nie oder selten hören, Wahrheit; was sie nie oder selten sehen, sehen sie hier: den Menschen.

Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden, bessern Theile des Volkes das Licht der Weisheit herunterströmt, und von da aus in milderen Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet. Sie kann den größten Einfluß auf den Nationalgeist äußern. Nationalgeist nenne ich die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung der Meinungen und Neigungen eines Volkes bei Gegenständen, worüber ein anderes anders meint und empfindet. Nur der Schaubühne ist es möglich, diese Uebereinstimmung in einem hohen Grade zu bewirken, weil

sie das ganze Gebiet des menschlichen Wissens durchwandert, alle Situationen des Lebens erschöpft und in alle Winkel des Herzens hinunter leuchtet; weil sie alle Stände und Klassen in sich vereinigt und den gebahntesten Weg zum Verstande und zum Herzen hat. Wenn in allen unsern Stücken ein Hauptzug herrschte, wenn unsre Dichter unter sich einig werden und einen festen Bund zu diesem Endzweck errichten wollten, wenn strenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihre Pinsel nur Volksgegenständen sich weihten, mit einem Worte, wenn wir es erlebten, eine wirkliche Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation. Was kettete Griechenland so fest an einander? Was zog das Volk so unwiderstehlich nach seiner Bühne? Nichts Anderes als der vaterländische Inhalt der Stücke, der griechische Geist, das große überwältigende Interesse des Staats, der bessern Menschheit, das in denselben athmete.

Und dann endlich, welch ein Triumph für dich, Natur! wenn Menschen aus allen Kreisen und Ständen, vor der Schaubühne, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und der Mode, herausgerissen aus jedem Drange des Schicksals durch eine allwebende Sympathie verbrüdert, in ein Geschlecht wieder aufgelöst, ihrer selbst und der Welt vergessen und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern. Jeder Einzelne genießt die Entzückung Aller, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zurückfallen, und seine Brust giebt jetzt nur einer Empfindung Raum, es ist diese: ein Mensch zu sein."

Man hat Schiller vielfach vorgeworfen, daß in diesem Aufsatze die Begeisterung für seinen Gegenstand ihn zu weit geführt habe. In der That will er, bei mancher Ueberspannung des unumstößlich Richtigen in seiner Darlegung, auch nicht nur — wie es Lessing schon gethan — der Bühne einen Einfluß

auf Gesetzgebung, Regierungsansicht und Erziehung vindiciren, sondern selbst auf Industrie und Erfindungsgeist. Das ist freilich zu weit getrieben; auch hat er in seinen spätern philosophischen Schriften die Idee der Sittlichkeit der Kunst viel tiefer verfaßt, gewiß aber ist, daß er in diesem Aufsatze Alles, was in der populären Richtung dieser Epoche Begeisterndes lag, auf das Vollkommenste ausgesprochen hat, und daß eine Bühne, die wahrhaft volksthümlich sein will, sich von dem Wesentlichen dieser Anschauungen niemals wird entfernen dürfen.

Erwähnenswerthe Angriffe erfuhr auch in diesen letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts die Moralität der Bühne nicht, obschon der Zustand der Bildung wie der Moralität im Schauspielerstande sich noch wenig verändert hatte. Das Prinzip der Veredelung, zu welchem Iffland in seinen Fragmenten sich bekannt, konnte sich nicht rühmen, schon große Eroberungen gemacht zu haben.

Freilich waren auch immer noch keine Einrichtungen getroffen, um den Stand im Allgemeinen zu erheben. Die versuchten Pflanzschulen waren schnell wieder in Verfall gekommen, man ließ nicht ab, auf's Neue danach zu rufen, die Nothwendigkeit von Bildungsanstalten wurde fort und fort dargethan, obschon damals der Einfluß der künstlerischen Directoren, die Geltung der herrschenden Schule sie zum Theil ersetzte, auch der Naturalismus der Schauspieler wenig hervortrat, weil die ganze Kunstrichtnng eine naturalistische war. War hiereurch für die Fachbildung einigermaßen gesorgt, so mußte doch der eigentliche, tiefer greifende Zusammenhang des Standes mit der allgemeinen Culturbewegung lmmer noch vermißt werden, so lange der Staat die Schauspielkunst mit so gänzlicher Gleichgültigkeit betrachtete und sie in allen ihren Wirkungen nach Willkür gewähren

ließ, so lange er von den Schauspielern weder Bildung, noch von den Bühnen irgend eine bestimmte Richtung forderte, welche ihre Wirkungen mit dem Bildungsstreben der Gesellschaft in Uebereinstimmung setzen konnte.

Die Theaterconcessionen wurden fort und fort mit der größten Achtlosigkeit ertheilt höchstens die Zahlungsfähigkeit eines Directors in Betracht gezogen, niemals seine künstlerische und Gesinnungstüchtigkeit. Eine polizeiliche Censur der aufzuführenden Stücke war das Höchste, womit die bürgerlichen Autoritäten sich bemühten, und diese wurden meistentheils nach den allerkleinlichsten und engsten Ansichten geübt. Selbst die Oberaufsicht der Hof- und Nationaltheater sprach das Prinzipielle in ihrer Thätigkeit nur in der Censur, also bloß negativ aus. Am auffallendsten äußerte sie sich in Wien, München und Dresden, und die Maxime: daß das Theater kein übles Beispiel geben solle, erzeugte nicht nur die kleinlichste Mäkelei, sondern führte sogar förmliche Absurditäten herbei. Es wurden, um jeder Hofrücksicht zu genügen, Veränderungen in Ausdrücken und Beziehungen der Stücke vorgenommen, wodurch Sinn und Bedeutung derselben total vernichtet oder verkehrt wurden. In Wien trieb man das Spürsystem nach Bedenklichkeiten so weit, daß im Jahre 1795 Herr von Braun eine Verordnung ergehen ließ: worin „um das Theater, diese gute Schule der Sitten, der Tugend und des Patriotismus, von Allem zu reinigen, was auch nur von weitem unanständig, anstößig und den jetzigen Zeitläufen nicht angemessen," die sämmtlichen Schauspieler aufgefordert wurden: „bei diesem patriotischen und ehrenvollen Geschäfte mitzuwirken," und zwar dergestalt, daß jeder Einzelne „bei eigener Verantwortung solche Stellen in den Rollen, die seine eigene Klugheit für bedenklich erkenne, dem

Inspicienten anzeigen und die Abänderung auf der Stelle mit ihm verabreden solle." So war also Alles, Director, Inspicientenausschuß und sämmtliche Schauspieler fortwährend auf der Jagd nach censurrechten Stellen, und es läßt sich denken, wie „harmlos" diese dreifach durchgesiebten Stücke endlich geworden sein müssen.

Andern Orts wurde die Anständigkeit der Bühne in das Verbot alles Umarmens und Küssens der handelnden Personen gesetzt, während die laxeste Moral in den Stücken nicht anstößig erschien. Geistliche durften auf der Bühne nicht erscheinen, es durfte nicht gebetet, selbst das Wort „beten" nicht ausgesprochen werden, eben so wenig irgend ein heiliger Name. Anstatt „Gott" mußte „Himmel" gesagt werden u. s. w., selbst Orgelmusik war dem Theater verboten. Entweihung schien demnach die Luft der Bühne zu bringen, die sonst für die Trägerin des Heiligen gegolten. In welchen moralischen Widerspruch man sich durch solche Censur mit dem täglichen Besuch des Theaters setzte, wurde nicht empfunden.

Daß von den katholischen Höfen noch vor wenigen Jahrzehnten die Darstellung alles Heiligen auf den Jesuitentheatern begünstigt worden, leitet uns ganz einfach zu dem Schlusse, daß der Unterschied der Persönlichkeiten der Darsteller auf diesen verschiedenen Theatern, auch der Hauptgrund zu dieser so ganz verschiedenen Beurtheilung gewesen sei. Der Schauspielerstand hatte sich noch nicht wieder in das Verhältniß zu den Forderungen seiner Zeit gesetzt, in welchem er vor hundert Jahren war als, die theologischen Fakultäten von der Bühne vornehmlich Darstellung heiliger Gegenstände verlangten.

Der sittliche und Bildungszustand der Schauspieler hatte sich im Allgemeinen seit den letzten zwanzig Jahren nicht verändert. Immer noch ergänzten sich die

Kunstgenossenschaften aus den untern Schichten der Gesellschaft. Fast immer führte ein fehlgeschlagener Lebensweg zum Theater, fast lauter Schiffbrüchige waren es, die sich auf die Bühne retteten, ja diese konnte als eine Art Botany-Bay angesehen werden für Alle, die sich in die Regelmäßigkeit des bürgerlichen Lebens nicht finden mochten.

Sämmtliche andern bedeutenden Künstler gehörten in ihrer Jugend dem Theater nicht an, während die meisten Frauen bei den Bühnen aufgewachsen waren. Das Verhältniß der Schauspieler zur bürgerlichen Gesellschaft hatte sich, wie gesagt, wenig geändert, und auch in sittlicher Hinsicht hatte der Schauspielerstand im Ganzen wenig Anstrengungen gemacht, um die öffentliche Meinung zu gewinnen.

Wir kommen nun zu den einzelnen dramatischen Erscheinungen von Bedeutung. Devrient sagt:

Wie alle Kunstentwicklung sich nicht auf einer graden und endlosen Bahn, sondern in einem Kreislauf bestimmter Phasen fortbewegt, welche bei ihrem Wiedererscheinen, ungeachtet ihrer erlangten höheren Ausbildung, sich doch deutlich als die alten erkennen lassen, so zeigt der Punkt, auf dem die Dramatik zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts angelangt war, die auffallendste Aehnlichkeit mit dem zu Ende des siebzehnten.

Schon als die Resultate der Sturm- und Drangperiode die Ritter- und historischen Spektakelstücke sich auf dem Repertoir heimisch machten und eine unbändige und rohe Darstellungsweise herbeiführten, mußte uns die Aehnlichkeit der Gattung mit den alten englischen Comödien und der Haupt- und Staatsaction, so wie der englischen Manier der Schauspieler auffallen. Daß inmitten dieses Tumultes das bürgerliche Drama zu einfacher Menschendarstellung anhielt, erinnert ganz an den damaligen Einfluß Mo-

lière's. Und ebenso wie damals die steigende Verwilderung und Plattheit ein Verlangen nach edleren Gestalten, erhabenern Gegenständen und rythmischen Formen hervorrief, so geschah es jetzt. Die segensreiche Natürlichkeitsrichtung hatte sich übergipfelt und setzte sich jetzt selbst herab; dieselben Forderungen der Gebildeten, welche damals für die Adoption der französischen Schule entschieden, führten jetzt die ideale Epoche unserer Kunst herbei.

Aber auch denselben Vorzug hatte die verwilderte Kunst zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, den wir bei der jetzigen, abgestanden gewordenen Periode anerkennen müssen: den Vorzug der gesunden, natürlichen Volksthümlichkeit.

Welche Literatur hat wohl eine dramatische Gattung von mehr nationaler Eigenthümlichkeit aufzuweisen, als unser Ritterstück es ist? So ganz auf dem historischen Boden erwachsen, wie kein anderes Land ihn hat, in seinen Charakteren so individuell deutsch, daß ihre Verpflanzung auf fremden Boden unmöglich ist. Denn führen nicht fast alle diese Stücke dasselbe Thema aus, das Goethe im Götz aufgeworfen: das ächt deutsche hartnäckige Bestehen auf die eigene subjective Persönlichkeit, dem großen allgemeinen Leben gegenüber? Und war das bürgerliche Drama, das Familienstück, nicht ebenfalls, namentlich durch Iffland, ein förmliches Spiegelbild deutscher Zustände aus jener Zeit geworden?

Daß dieser von Lessing eingesetzte volksthümliche Geist unserer Kunst sich auch in Behandlung der fremden Originale völlig eigenmächtig benahm, haben wir schon beobachtet, ebenso, daß dies Nationalisiren der Gedichte der Schauspielkunst großen Vorschub that. Denn wenn ihr gleich noch die Aufgabe blieb, der fremdländischen Auffassung der Charaktere nachzugehen, so war ihr doch ihr wichtigstes Kunstmittel, die

Sprache, in unverkümmerter Eigenheit gelassen. Keine fremdländischen Formen und Wendungen wurden ihr zugemuthet, selbst Shakespeare mußte sich zur Weise der neuen Heimath bequemen, um sich einzubürgern, man scheute sich nicht, geschmacklos zu werden, wenn nur keine undeutsche Ausdrucksweise auf die deutsche Bühne kam. Zwanglos und natürlich, wie augenblicklich gedacht und empfunden, ging das Wort vom Munde und wurde so vom Ohr des Hörers empfangen, die unmittelbare Gegenwart der dramatischen Handlung erhielt damit eine handgreifliche Lebenswärme. Dazu war es bequem, daß dadurch auch von der Sprachbildung des Schauspielers selten mehr gefordert wurde, als von dem Umgangston des täglichen Lebens, und diese bequeme Basis der Alltäglichkeit war es denn, welche sowohl Schauspieler als Publikum so lange als möglich festhielten. Auch dies erinnert an den Zustand bei Ablauf der ersten Periode, wo „die Schauspieler lieber platt und gemein, als unpopulär sein wollten."

Nur das kleine hochgebildete Publikum hatte bis jetzt idealere Forderungen gestellt und von Lessing's Nathan angeregt, die Dalberg'schen Jambenversuche und Schiller's Carlos unterstützt. Alle andern Dichter dieser Periode — und das deutsche Repertoir hat zu keiner Zeit eine größere Zahl glücklicher Autoren gezählt — standen auf dem Boden der volksthümlichen Natürlichkeit; Goethe selbst hatte mit seinem Egmont ihn noch nicht verlassen, so veredelte Gestalten auch darin auftraten. Schröder, Iffland und Kotzebue, die am häufigsten wegen des prosaischen Tones des Repertoirs zur Verantwortung gezogen worden sind, unterscheiden sich hierin keineswegs von Babo, Kratter, Meier, Klinger, den Grafen Thörring und Brühl, Anton Wall, Meißner, Bretzner, Jünger, Brö-

mel, Vulpius, den früher genannten dichtenden Schauspielern und von Zschokke, der 1795 mit seinem Abällino, der große Bandit, höchst erfolgreich aufgetreten war. Nur weil jene drei durch die vorzugsweise Beliebtheit und Menge ihrer Stücke das Repertoir bis in's neue Jahrhundert vornehmlich beherrscht haben, sind sie zu Repräsentanten dieser Epoche geworden, aber bei aller Familienähnlichkeit der naturalistischen Manier war ihr Einfluß doch so wesentlichen verschieden, daß man einer vergleichenden Betrachtung desselben nicht ausweichen darf.

Wie alle unsre Schauspielerarbeiten gehen Schröder's und Iffland's Stücke nur darauf aus, ihre Kunst zu fördern und nicht die Literatur. Sie wollen der Menschendarstellung neue Stoffe liefern, darum ist es ihnen wesentlich nm das Charakteristische, um die Wahrheit, Schärfe und Anziehungskraft der Gestalten zu thun, deshalb aber halten sie sich mit Recht bei ihren Erfindungen am liebsten in dem Kreise, der ihre Menschenbeobachtung beherrscht; das ist das bürgerliche Leben. Iffland hat nur zu seinem Schaden versucht, ein höheres Gebiet zu betreten, in der Beschränkung aber auf das umgebende Leben konnte er, konnte Schröder der Bühne Dienste leisten, welche nicht ohne Grund epochemachend waren. Ihre Stücke sind der bleibende Abdruck von der Spielweise der Autoren, so nehmen wir denn in Schröder's Arbeiten ganz deutlich wahr, daß er in seiner Weise, überall auf die vermittelnde Erfindungskraft der Darsteller gerechnet. Er giebt oft nur rohe Formen, harte Farben, dürftige Motive und setzt sich über manche Unwahrscheinlichkeit der Situationen hinaus. Er forderte von der Schauspielkunst, daß sie die Wirkungen vorbereite und verstärke, die Farben verschmelze, die Lücken mit anziehenden Details ausfülle; ihm fiel es nicht ein, es der Schauspielkunst

leicht machen zu wollen. Darum haben seine Arbeiten für den Leser so gut wie gar keinen Werth, und schlecht dargestellt, sind sie trocken und unlebendig; keine interessanten Wendungen, keine schönen Gedanken, keine glänzend gebauten Situationen reden für sich. Darum aber waren sie zuträgliche Nahrung für die Schauspielkunst, sie nöthigten: der unsichtbaren Spur des Meisters zwischen den Zeilen nachzugehen, den Stücken das Leben erst einzuhauchen, das sie athmen sollten. So wenig sie sich im Uebrigen mit Shakespeare's und Lessing's Werken vergleichen dürfen, in dieser Hinsicht sahen Schröder's Arbeiten ihnen ähnlich, sie wiesen die Darsteller auf selbstständige Schöpfungskraft.

In seinen Schau- und Trauerspielen sind Tugend und Laster so grell und so einseitig aufgetragen, daß das große Publikum über seine Sympathien keinen Augenblick in Zweifel sein kann, die Darsteller brauchten die Rollen dieser Stücke nur wie das dazu gehörige Costüm anzulegen, um ihres Effektes gewiß zu sein. Reichte es nicht vollkommen hin, in Octavia, Bayard, Schutzgeist, Johanna von Montfaucon ꝛc. gut memorirt zu haben, um bei einigem Naturell und Bühnensicherheit im Beifall der Massen Triumphe zu feiern? Selbst seinen Gestalten des Lustspiels — wofür er im Uebrigen ein eminentes Talent besaß — mangelt die eigentliche lebendige Natur. Es sind fast nur Personificirungen einzelner Eigenschaften, in denen dann der ganze Mensch untergeht, oder der Charakter besteht auch wohl nur in einer wiederkehrenden Redensart oder einer Angewöhnung, und so thut ihm der Schauspieler mit irgend einer Eigenheit: einer verstellten Stimme, einer stehenden Grimasse, einem komischen Anzuge, einem lächerlichen Zopfe oder dergleichen volle Genüge. Denn der Autor sorgt mit der größten Geschicklichkeit dafür, daß dieser eine

Effekt — wie der Trumpf im Kartenspiele — sich nur zu melden braucht, um seine Sensation zu machen. Natürlich fingen die Schauspieler bald an, sich in diesen leichten Erfolgen behaglich zu pflegen und die detaillirte Charakteristik an den Nagel zu hängen, ja selbstgefällig schrieben sie bald das Amüsement des Publikums auf eigene Rechnung, das doch nur der reichen Erfindungskraft, der geschickten Combination und Ausführung des Autors zu danken war. Die unwürdige Maxime riß ein: sich bloß durch sogenannte dankbare Rollen, die sich von selbst spielen, einen wohlfeilen Ruf zu verschaffen, nicht durch die Wahrheit und den Geist der Darstellung.

Daß Schröder's Stücke mit solchem erschlaffenden Einflusse nichts gemein hatten, haben wir schon angegeben, aber auch Iffland, so sorgfältig er dem Schauspieler die Ausführung der Rolle zurecht gelegt, wie anders wirkte er auf seinen Stand! Seine Charaktere treten nirgends mit Prätension auf und unterstützen keine Prätension, sie sprechen nicht für sich, sie verlangen ihr ganzes Leben von der Darstellung. Sie sind von mannigfaltigen Zügen, unleugbarer Natur, warmen Pulsen; gleichsam plastische Gestalten, rundum sauber modellirt, von jeder Seite gesehen Menschen, wenn auch alltägliche Menschen.

Der Schauspieler muß bei ihrer Reproduction wohl zusehen, daß er sich keine Blößen giebt; er muß alle Seiten des Charakters, alle einzelnen Züge, die in des Autors Rechnung gezogen sind, sorgfältig in's Auge fassen und seine eigene Naturbeobachtung zu Hülfe nehmen, um sie richtig zu verstehen. Mit äußerlich angelernten Künsten ist hier wenig auszurichten, es gilt nicht bloß Situationen bilden zu helfen, schönklingende Phrasen zu lanciren oder Bonmots zu streuen, sondern ein wirkliches Einleben und Hineinversetzen in die Charaktere, die mit derselben

Liebe wiedergegeben sein wollen, mit der sie erfunden sind.

Kotzebue's Gestalten dagegen sind wie die pappenen Figuren der Kindertheater, auf einer Seite in bunten Farben das Abbild eines Menschen, und sonst nichts als eine leere Kehrseite. Bloße Aushängeschilder von Menschen, die nur mit Bühnengewandtheit so geführt werden müssen, daß nichts als die bemalte Seite zu sehen kommt. Darum sind Kotzebue's Stücke insgesammt von bloßen geschickten Routiniers zum vollem Genügen darzustellen, und darum haben sie denn auch Legionen von Routiniers erzeugt.

Eckhof war schon in Sorge gewesen, daß Shakespeare durch seine poetische Schönheit den Schauspieler allzusehr tragen und verwöhnen werde, und welche Aufgaben bot er nicht außerdem der Menschendarstellung dar! Mit Kotzebue war die ganze Summe der prophetischen Sorge des Altmeisters in Erfüllung gegangen, in seinen Stücken machte dem Schauspieler nichts mehr eigentlich künstlerische Arbeit. Kotzebue hat keine einzige Rolle geschrieben, in der die Mannigfaltigkeit der charakteristischen Bestandtheile die Auffassung schwierig, eine sorgsam abgewogene Entwickelung nothwendig machte. Seine Stücke sind alle wie auf dem Theater gewachsen, während die Iffland's ganz unbestreitbar dem Leben entnommen sind.

Man vergleiche einzelne Rollen. Welche kokette, preciöse Theaterfarbe hat die Unschuld der Gurly, welche anspruchslose Lebendigkeit dagegen Margarethe in den Hagestolzen! Aus ganzen Stücken tritt der Unterschied hervor. Iffland's „Reise nach der Stadt" ahmte Kotzebue in den „Verwandtschaften" nach — wie er denn immer geschwind in den Ton einstimmte, der mit Glück angeschlagen worden war —

und wie flach, obenhin und bloß theatralisch hat er Iffland's Figuren copirt!

Bis in die Reflexionen geht das maskenhaft Leere seiner Charaktere. So giebt es kaum ein Stück von Kotzebue, worin die Personen nicht den Lauf menschlicher Dinge oder auch gar die höhere Weltordnung mit ihrer Handthierung vergleichen. Der Gärtner mit dem Baume, der Matrose mit einer Seefahrt, der Schuster mit Leder und Pech u. s. w. Diese Appellation an das Reflexionsvermögen der Köchinnen, wie tief mußte sie die Schauspielkunst herabstimmen! Diese banalen Phrasen, Redensarten und Epigramme, diese Beziehungen auf die Zeitumstände und bekannte Persönlichkeiten, wie mußten sie die Schauspielkunst um alle Selbstständigkeit und Bedeutung bringen, sie ernüchtern und verweichlichen! Gerade jetzt, wo sie eines energischen Antriebes zu geistiger Erhebung bedurfte, wurde sie so bequem in die wohlfeilsten Er-Erfolge gesetzt.

Von Kotzebue datirt der Krebs der Verflachung und der Demoralisation in der Schauspielkunst. Sein Beispiel, seine Erfolge haben auf die dramatische Literatur bis auf die neueste Zeit tief verderblich gewirkt. Durch ihn wurde die eigentliche Kunst, Menschen darzustellen, nur formell in Anspruch genommen, Charakteristik, Seelenmalerei, Individualität gingen in stehende Coulissenüsancen und Schablonenwesen auf. Seine ganz schlaue Taktik: immer nur auf die schwache Seite des Publikums zu speculiren, auf seine Vergnügungssucht, seine Gedankenlosigkeit, auf die weichliche Rührung, die doch ohne alle sittliche Kraft ist, auf die „lüderlichen Thränen", wie Schlegel sagt, dann auf die Schadenfreude und Spottsucht, die Sittenlosigkeit und Frivolität jener Zeit hat die Darsteller zu Mitschuldigen gemacht, sie damit angesteckt, so daß sie diese Gefallsucht, diese Jagd nach

äußerlichem Effekt auch auf die Behandlung besserer Dichter, zu deren Nachtheil und zum Verderben der Schauspielkunst überhaupt verwandten.

An all diesem Verderben sind Schröder und Iffland unschuldig, sie haben ihren Stand nicht verweichlicht, nicht entsittlicht, sie waren immer der Natur getreu, haben es immer ehrlich mit ihrer Kunst gemeint. Sie haben allerdings nur das beschränkte Gebiet des bürgerlichen Lebens angebaut, aber dies mit musterhafter Treue und Sorgfalt, wogegen Kotzebue alle Gattungen, von der Posse bis zur Verstragödie hinauf verlüderlicht hat. Iffland hat seiner Kunst nicht den großartigen Griff in die ganze Fülle und Hoheit des menschlichen Seins, er hat sie nur das Portraitiren gelehrt, nur die Genremalerei ausgebildet, und ist dies auch nicht die oberste Gattung der Kunst, so gehört sie doch nothwendig in ihr Bereich und kann vom Kleinen zum Großen erziehen. Auf Kotzebue's Wege wird der Faden der intensiven Entwicklung geradezu abgeschnitten.

Dieser vergleichenden Betrachtung ist wenig hinzuzufügen, um den Zustand deutlich zu übersehen, in welchem die Schauspielkunst an der Neige des Jahrhunderts stand.

Die Volksthümlichkeit war ihre Basis, aber die ausschweifende Unbändigkeit des Kraftgenies, die Derbheit der Ritterstücke hatten ihr wieder eine naturalistische Rohheit gegeben, die auch im bürgerlichen Drama zur gemeinen Alltäglichkeit herabkam, während die Rivalität mit der Oper wieder zu dem Schaugepränge des Spektakelstückes hindrängte, Kotzebue zu dem momentanen Effekt des bloß Theatralischen verlockte, und so den Naturalismus seines einzigen großen Vorzuges: seiner vollsaftigen Lebenswärme, beraubte.

Der gute Kern des Repertoires, auf Lessing und

Shakespeare gegründet, die erstaunlich große Zahl guter und trefflicher Schauspieler konnten schon damals nicht die bereits erhobene Klage über den Verfall der deutschen Bühne niederhalten. Die mit dem Aufkommen der personenreichen historischen Stücke so enorm vergrößerte Anzahl von Schauspielern, die natürlich nicht durch lauter wirklich Berufene anwuchs, das Umsichgreifen der Oper, die mit ihren vielen umständlichen Vorbereitungen Zeit und Kräfte des Personals — das ja fast ein und dasselbe mit dem des Schauspiels war — vornehmlich in Anspruch nahm, dies Alles hatte allmälig die Uebereinstimmung und Abrundung des Schauspiels gelockert. Selbst wo große Führer, wie Schröder und Iffland, die Schule aufrecht hielten, konnte der auseinanderlaufende Naturalismus nur mit Mühe zusammengehalten werden, und in allen personenreichen Stücken ging es bei den untergeordneten Subjekten dennoch fast niemals ohne Gelächter ab; die Arbeit des Einschulens wuchs den Meistern über den Kopf. Wo aber solche Führer fehlten, spielte eben Jeder auf seine eigene Faust.

Dieser Zustand war es, welcher als Verfall der Schauspielkunst bezeichnet wurde, obschon die Bühne in ihrer ganzen Verfassung, in allen Richtungen, in der Anzahl, wie in der Entwicklung ihrer eigentlich tonangebenden Talente ganz unwidersprechliche Fortschritte gemacht hatte. Aber jener Vorwurf war gerecht, denn die Schauspielkunst vollendet sich nur in der Harmonie ihrer Totalwirkungen, und diese hatten seit den siebenziger Jahren — eben durch das Wachsthum der Bühnen — bedeutend gelitten. Auch bedurfte die Kunst, um wieder die volle Höhe der mächtig gewachsenen Zeitbildung zu erlangen, eines höheren Geistes, höherer Zwecke, und in ihrer Ausführung der Herrschaft eines übereinstimmenden Maaßes,

eines gemeinsamen Pulsschlages. Wie vor siebenzig Jahren war es der Rhythmus, der sie durchdringen, der sie erheben mußte.

Von großem Einfluß auf die Veredlung der Schauspielkunst war die Weimarsche Bühne. Wir dürfen nur die Namen Goethe und Schiller nennen, die hier vereint wirkten, und Künstler wie: Krüger, Genast, Beck, Leißring, endlich das Wolf'sche Ehepaar und Iffland. Das Volk nahm wieder lebhaften Antheil an den dramatischen Erzeugnissen. Die Schiller'schen Tragödien waren recht eigentlich volksthümliche Stücke, seine Räuber, Fiesco, Don Carlos, Wilhelm Tell, Wallenstein u. s. w., eben so Goethe's Egmont; ihnen annähernd errangen sich die Iffland'schen Dramen den Ruhm und Ruf der Volksthümlichkeit. Die Weimarsche Schule trat, kurz ausgedrückt, mit einem neuen Maaße des Adels und der Schönheit auf, an welchem jede Erscheinung auf dem Kunstgebiete erst ihre Berechtigung zu erweisen hatte. Statt schöner Wirklichkeit wurde von ihr schöne Wahrheit gefordert.

Der Geist unserer Literatur trieb mit beispielloser Gewalt zu ihrem Höhepunkte, auf dem sie sich fortan mit allen anderen Nationen messen durfte; sie riß die Schauspielkunst mit sich fort, wie es eben ging. Hätte man erst versuchen wollen, die Standesbildung der Künstler so weit zu heben, als nöthig war, um mit der Siegeseile unserer Literatur Schritt halten zu können, so wäre der Moment versäumt gewesen, wo die Bühne der Nationalbildung unermeßliche Dienste leisten sollte.

Goethe und Schiller hatten wesentlich die Mission: die Poesie zu heben, das geistige Leben der Nation in höhere ideale Regionen zu versetzen; die Literatur war ihr nächster Zweck, die Bühne erst der zweite; ja sie war ihnen wohl nur Mittel zum Zweck.

Mit ganzer Hingebung an die Schauspielkunst, nur für sie und durch sie zu wirken, wie Molière und Shakespeare, das sie ihnen nicht ein; selbst auch nicht Lessing nachzuahmen, der sich eng an die Kunst anschloß, an das, was sie leistete und zu leisten vermochte. Sie stellten sich mit ihren Gedichten wieder auf den Standpunkt des gelehrten, des selbstständigen Bücherdrama's. Der uralte Zwiespalt der Gattungen trat wieder hervor, das gelehrte wieder dem volksthümlichen Drama gegenüber, die Dichtkunst gewann wieder die Suprematie über die Schauspielkunst. Don Carlos und Wallenstein waren nicht für die wirkliche Bühne gedacht und mußten erst mit großer Mühe und Einbuße dafür zurechtgeschnitten werden, bei Faust, Tasso, die natürliche Tochter hatte Goethe die Aufführung nicht im Sinne und ihre Verwirklichung rangirt durchaus nur zu den theatralischen Experimenten. Ganz folgerichtig war es, daß, wie die beiden großen Dichter ihre Werke für den Theatergebrauch aptirten, je nachdem es eben ging, und keineswegs allzu scrupulös darin waren, sie auch eben so gewaltsam die Darstellungsweise zurechtrückten und stießen, und sich mit dem bloß formell Geleisteten auch hier zufrieden geben mußten. War die Schauspielkunst doch eben nicht vorbereitet in ihrer Bildung, um ihrer Gedichte sich vollständig bemächtigen und sie sebstständig reproduciren zu können. Die Weimarsche Schule konnte daher nicht, wie die Hamburger, eine neue Bildungsphase aus dem Innern der Kunst organisch entwickeln, sondern sie mußte, ähnlich der französirenden Leipziger Schule, der Kunst ein gewisses Regime auferlegen. Freilich war der Weimarsche Styl viel reiner, das antike Muster darin viel schöner verstanden, aber ein etwas fremdartiger blieb er doch, und auch die französische Nuance fehlte ihm nicht; die Feierlichkeit und das Pathos des Théâ-

tre français imponirte den Weimarschen Freunden merklich.

Sollte nun die Geschmacksherrschaft dieser neuen Schule sich geltend machen, so mußte sie nothwendig mit einer gewissen Despotie ausgeübt werden. Mit Despotie gegen Schauspieler und Publikum, da beide im Naturalismus festgerannt waren. Wie einst die unglückliche Neuber, wie Schröder in Mitte der 80ger Jahre, traten Schiller und Goethe in entschiedene Opposition gegen den Geschmack der Majorität. Sie behaupteten eine durchaus aristokratische Stellung dem Publikum gegenüber, und verfochten das ideale Prinzip mit aller Kraft ihres überragenden Genies, ja sie verschmähten die schärfsten Angriffswaffen der Satyre nicht. Aus ihrem Briefwechsel tritt uns die Geringschätzung der Massen und ihrer Geschmacksvertreter mit all der Schroffheit entgegen, welche von der Begeisterung großer Seelen für eine höhere Menschheit unzertrennlich zu sein scheint. Nirgend haben sie um den Beifall der Menge gebuhlt, nirgend dem herrschenden Geschmacke sich bequemt oder ihm gar geschmeichelt.

Die despotische Energie, mit welcher Goethe das ideale Prinzip gegen alle Schwierigkeiten durchsetzte, mußte sich zunächst in seinem Theaterregiment geltend machen. Er hatte die Schauspielkunst gewaltsam zu sprungweisen Fortschritten zu treiben, sein Publikum zur Achtung vor den Experimenten seiner Schule förmlich zu zwingen, darum mußte er selbst Schröder an Strenge und Schroffheit der Stellung hinter sich zurücklassen.

„Dafür hat man", schreibt er einmal an Kirms, der sich dem Publikum gegenüber zaghaft zeigte, „dafür hat man in jeder Sache die Direction, daß man nach seiner Ueberzeugung handelt, um das Beste hervorzubringen, und nicht, daß man den Leuten zu Wil-

len lebe; wovon man doch zuletzt nur Undank, und durch Hintansetzung des Hauptgeschäftes Schande erlebt. Nachgiebigkeit macht alle Mühe und Arbeit halb verloren." Und weiter: „das Publikum will ein- für allemal determinirt sein und findet sich bei aller anfänglich lebhaften Opposition doch zuletzt in die Sachen." Gegen Schiller äußert er: „Niemand kann zweien Herren dienen, und unter allen Herren würde ich mir das Publikum, das im deutschen Theater sitzt, am wenigsten aussuchen."

Vergleicht man die Stellung, welche Goethe zu solcher Sprache autorisirte, mit dem Rückzuge, welchen der energische Schröder aus Mangel eines Stützpunktes dem Publikum gegenüber hatte nehmen müssen, so tritt die Bedeutung, welche das Hoftheater für die Entwicklung der Kunst haben sollte, wieder in's hellste Licht. Die Weimarsche Bühne gab sich durchaus nicht die Miene eines Nationaltheaters, ja sie nahm nicht einmal den damals allgemein gebräuchlichen Namen an. Was der volksfreundliche Kaiser Joseph II. mit der Schaubühne gewollt: sie, in Lessing's Sinne, zum vollsten Ausdruck des Volkslebens, zu seiner schönsten Blüthe zu machen, womit die republikanische Organisation, die Uebergabe der Leitung an die Schauspielkunst — dieser volksthümlichsten unter allen zur Dramatik verbundenen Künste — folgerichtig zusammenhing, das Alles lag nicht in Goethe's Intention, oder vielmehr nur im fernen Hintergrunde derselben.

Schiller und Goethe wollten mit ihrer Weimarschen Schule gar nicht den gegenwärtigen Willen der Nation executiren, höchstens den einer kleinen Bildungselite, meistens nur ihrer eigenen. Wie große Tyrannen fühlten sie sich ihrer Zeit voraus und zwangen, durch die ganze Uebermacht ihres Genies, der Bühne die Fortschritte auf, deren Nothwendigkeit sie

erkannten. Sie wollten die dramatische Kunst aus der sinnlichen Natürlichkeit auf ein poetisches Gedankengebiet entrücken, darum stellten sie die Dichtkunst an die Spitze der Dramatik und setzten die Schauspielkunst unter ihre Vormundschaft.

Goethe stützte sich in seiner ganzen Direction auf die souveraine Autorität des Hofes. Des Antheils und der Billigung seines Kreises war er immer gewiß, er mochte unternehmen was er wollte, von dem Vortheile dieses Verhältnisses machte er fast unbegrenzten Gebrauch, um alle Opposition niederzuhalten. Mitten im Parterre saß er auf einem Sessel, sein gewaltiger Blick beherrschte und lenkte den Kreis um ihn her und hielt die Mißvergnügten oder Parteilosen im Zaum. Als die Jenensen Studenten, deren eigenmächtiges Urtheil ihm sehr ungelegen war, sich einmal zu tumultuarisch äußerten, erhob er sich sogar, gebot Ruhe und drohte die Unruhigen durch die wachhabenden Husaren hinausführen zu lassen. Eine ähnliche Scene führte 1802 die Aufführung des „Alarcos" von Fr. Schlegel herbei, die dem Publikum denn doch als eine zu starke Zumuthung erschien und bei dem ergebenen Beifall der loyalen Partei eine starke Lachopposition hervorrief, da erhob sich Goethe wieder und rief mit donnernder Stimme: „Man lache nicht!" Zuletzt ging er gar so weit, auf einige Zeit jede laute Aeußerung des Publikums, sowohl des Beifalls, wie des Mißfallens, zu verbieten. Er wollte in dem, was er für angemessen hielt, in keiner Weise beunruhigt sein. Selbst die Kritik hielt er scharf im Zügel; ein Aufsatz Böttcher's über seine Direction, von dessen Abfassung er hörte, veranlaßte ihn zu der Erklärung, daß, wenn er erscheinen würde, er seinen Posten niederlegen werde; und Böttcher ließ den Artikel ungedruckt.

Daß er denselben unbeschränkten Willen gegen das

Theaterpersonal durchsetzte, war nach alle dem sehr begreiflich. In welcher Weise die Mitglieder durch administrative Maßregeln schon gefesselt waren, ist früher bereits erwähnt. Goethe litt schlechterdings nicht, daß Widerspenstigkeit Einzelner sein Vorhaben kreuze. Selbst die militairische Strafart, welche jetzt bei den Hoftheatern schon außer Gebrauch kam, wandte er noch an. Mehr als einen Pflichtvergessenen schickte er auf die Wache, den Damen stellte er Schildwachen vor ihre Thüre, gab ihnen Stubenarrest. Für die ausgezeichneten Mitglieder und solche, die Antrieben des Ehrgefühls zugänglich waren, hatte er natürlich andere Mittel.

Was seine und Schiller's eigentliche künstlerische Leitung, was die Weimar'sche Schule vermochte, trat in wesentlicher Bedeutung erst mit der Aufführung des „Wallenstein" hervor.

Es ist aus Goethe's und Schiller's Mittheilungen darüber hinlänglich bekannt, welche Mühe es den Freunden gemacht: das auf einer breiten, epischen Basis gedachte Gedicht für den Bühnengebrauch zuzuschneiden, und welche ungenügende Form dadurch der mittlere Theil „die Piccolomini" erhalten hat. Wäre die Trilogie bloß durch den Druck veröffentlicht worden, schwerlich hätte sich sobald ein Theater an die Aufführung gewagt. Goethe, in seiner souverainen Stellung allein, konnte Zeit und Kräfte des Personals zu all den weitläuftigen Vorstudien hergeben, auch im Voraus für die Darstellung wenigstens eines achtungsvollen Antheils seines kleinen Publikums gewiß sein.

Glücklich traf sich's, daß die Auffassung und Haltung der Charaktere des Wallenstein sich den Ritterstücken anschloß; Don Carlos hatte in der Auffassung seiner Gestalten viel größere Schwierigkeiten dargeboten. Die Hauptaufgabe blieb also hier die jam-

bische Rede, den poetischen Rythmus sich selbst und den soldatischen Charakteren anzueignen. Mit dem Studium des Carlos hatte der Jambus noch keineswegs Wurzel geschlagen, auch in Weimar war in diesem Stücke der Text in Gegenwart des Dichters, mit den plattesten Improvisationsaushülfen gewürzt worden.

Wie groß die Schwierigkeit, welche hier zu überwinden war, können wir heut zu Tage kaum noch ermessen, wo die ideale Gattung, wo die verschiedensten Versarten, selbst auf den geringsten Bühnen geläufig geworden sind. Die Verssprache war verloren gegangen, der Versuch: die Reminiscenzen des Alexandrinersprechens wieder hervorzurufen, war überall gescheitert, das rythmische Gefühl, welches die höhere Opernausbildung allerdings unter den Künstlern verbreitete, war noch nicht verständigt, noch nicht auf die Rede angewandt. Daß man selbst in Mannheim, wo die meisten Versuche mit der jambischen Sprache gemacht worden, über das Prinzip sehr unklar geblieben war, bewies Iffland's sehr mangelhafte Behandlung des Verses. Schröder hatte bei der Aufführung des Carlos in Hamburg, seinem System getreu, auf die rhetorische Seite kein Gewicht gelegt. So lagen hier Schwierigkeiten vor, ähnlicher Art wie die, welche zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Verbreitung des Alexandriners und den Einfluß der schlesischen Dichterschulen auf die Schauspielkunst hinderten. Ein Glück war es demnach, daß die Dichter, welche die neue metrische Sprache einführten, zugleich die besten Lehrmeister für die Ausführung waren, daß sie Gelegenheit und Gewalt genug hatten, das Problem praktisch zu lösen. War das einmal geschehen, so konnte man auf Nachahmung rechnen und der wichtige Vermittler dieser Periode, Iffland, erbot sich bereitwillig dazu.

Zunächst aber drängte sich noch eine andere Aufgabe ein: den gereimten Knittelvers in „Wallenstein's Lager" richtig zu behandeln. Die Meister fürchteten die Klippe, welche in der Unregelmäßigkeit des Rhythmus, in der Verführung: allzuhörbar auf den Reim zu fallen, für den Redner lag, aber merkwürdig genug schickte sich Alles ungemein schnell darein. Es war als ob der mittelalterlich-volksthümliche Vers den Deutschen im Blute läge; nur der Aufforderung bedurfte es, um ihn wieder natürlich und geläufig wie zur Zeit des Hans Sachs und Jakob Ayrer hervorzurufen.

„Wallenstein's Lager" wurde zur Eröffnung des neu ausgebauten Schauspielhauses in Weimar am 12. Oktober 1798 aufgeführt und spannte die Erwartung auf die Hauptstücke auf das Aeußerste. Aber erst je nach drei Monaten konnten sie, die „Piccolomini" am 30. Januar, „Wallenstein's Tod" am 30. April 1799, in Scene gehen.

Das Regiesystem, welches Schröder eingeführt, das den größten Werth auf die Leseproben, als die eigentliche Basis der ganzen Kunstleistung, legte, war von Goethe adoptirt worden; in diesem Falle, wo das Rhetorische der Aufführung so neu und überwiegend wichtig war, mußten diese Proben nicht nur vervielfacht, sondern in förmliche Leseübungen verwandelt werden. Und so schwer war es, dem Rhythmus sein Recht zu verschaffen, daß Goethe im Eifer des Demonstrirens so weit gebracht wurde, eine der ersten und hochbegünstigten Künstlerinnen beim Arme zu ergreifen, ihn im Jambentakte hin und her zu zerren und durch das Accompagnement eines ingrimmig accentuirten Aechzens den Rhythmus begreiflich zu machen.

Es waren starke Geduldproben für alle Theile, welche die Lösung der neuen Aufgabe herbeiführte,

und manche durch den früheren Prinzipalschlendrian eingerissene Gewohnheit wurde dem Werke hinderlich.

Schiller hatte die Wichtigkeit eines genialen Darstellers für die Hauptrolle längst in Erwägung gezogen, und fast ein Jahr vor der Aufführung schon waren mit Schröder Unterhandlungen angeknüpft worden, um ihn zu bewegen, den Wallenstein in Weimar zu spielen. Obschon Schröder, der sich am Ende seiner Mission fühlte, der Erfüllung mancherlei Schwierigkeiten entgegenhielt, auch Schiller dazwischen wankend wurde und gegen Goethe die Besorgniß äußerte: daß neben ihm die andern Darsteller zu unbedeutend erscheinen würden und daß er das Stück dem nicht aussetzen wolle, so machte er doch in dem Prologe zu „Wallenstein's Lager", der sich auf die Eröffnung des renovirten Schauspielhauses noch einen Sturm auf Schröder's Ehrgeiz, indem er mit der Erinnerung an Iffland's ehrenvolle Gastspiele ihn öffentlich mit den Versen herausfordert:

„Ein edler Meister stand auf diesem Platz,
Euch in die heitern Höhen seiner Kunst
Durch seinen Schöpfergenius entzückend.
O! möge dieses Raumes neue Würde
Die Würdigsten in unsre Mitte ziehn,
Und eine Hoffnung, die wir lang gehegt,
Sich uns in glänzender Erfüllung zeigen.
Ein großer Meister weckt Nacheiferung
Und giebt dem Urtheil höhere Gesetze.
So stehe dieser Kreis, die neue Bühne,
Als Zeugen des vollendeten Talents.
Wo möcht' es auch die Kräfte lieber prüfen,
Den alten Ruhm erfrischen und verjüngen,
Als hier vor einem auserles'nen Kreis," u. s. w.

Auch dieser Versuchung widerstand Schröder, er war allzu theatermüde und mochte seinen wohlerwor-

denen Ruhm nicht an eine Unternehmung wagen, die ihrer Tendenz nach ihm fremd und bedenklich für seine Kunst überhaupt schien. So wurde Graff in die Hauptrolle eingeschult und die Aufführung brachte die volle Sensation in Deutschland hervor, welche die Gewalt des neuen großartigen Werkes, die ganz im Geiste des Dichters abgerundete Darstellung in Anspruch nahm.

Entschieden war nun der Sieg der idealen Gattung, gewonnen für die dramatische Kunst das Gebiet einer überragenden Geistigkeit; die Bühne war den höchsten Ansprüchen der Poesie zugänglich gemacht. Mit der Aufführung des Wallenstein erzwang die ideale Entwickelungsperiode der Kunst ihre volle Berechtigung, unschätzbar war die Gunst der Verhältnisse, welche es möglich machten, das gewonnene Gebiet ohne Verzug auszudehnen und zu befestigen. Schiller war durch diesen Erfolg für seine noch übrigen Lebensjahre ganz und gar für das Theater gewonnen, und seine Werke schlossen sich, in der Schule seiner lebendigen Erfahrungen, immer enger an die Praxis der Schauspielkunst an. Goethe, erwärmt und fortgetrieben durch den Eifer seines großen Freundes, widmete sich von nun an der Bühne mit einem Wetteifer, der ihm, selbst nach Schiller's Tode, die Ausdauer in dieser Thätigkeit zu einem Ehrenpunkte vor Deutschland machte.

So schloß denn das Jahrhundert, das in seinem Beginne noch die Schauspielkunst in einem wirren, wüsten und erniedrigten Zustande gesehen hatte, mit ihrem erhabensten und gewaltsamsten Aufschwunge. Durch die unwiderstehlichen Wirkungen, namentlich der Schiller'schen Poesie, deren Trägerin sie geworden war, stürzte sie Alles vor sich nieder, was ihr die Palme streitig zu machen suchte. Ueberall von dem Enthusiasmus der Nation begrüßt, die in ihren

glanzvollen Productionen sich freudig der eigenen Würde bewußt wurde, hielt die dramatische Kunst einen Triumphzug durch Deutschland, wie er ihr vielleicht nicht wieder bereitet ist.

Um den Sieg des idealen Drama's zu verfolgen, mußten Goethe und Schiller vornehmlich darauf sehen, das Repertoir durchaus zu reformiren. Goethe erzählt, wie sie beschlossen hätten, „die deutschen Stücke, die sich erhalten ließen, theils unverändert im Druck zu sammeln, theils aber verändert und in's Enge gezogen der neuern Zeit und ihrem Geschmack näher zu bringen. Dasselbe sollte mit ausländischen Stücken geschehen, eigene Arbeit jedoch durch eine solche Umbildung nicht verdrängt werden." Wie nothwendig, wichtig und folgenreich diese Unternehmung, besonders wenn sie von tüchtigen Händen fort und fort geführt worden wäre, lehrt ein einziger Blick auf das unsystematische, heterogene, wüste Durcheinander unseres Bühnenrepertoirs. Es gelang den Meistern nicht den trefflichen Plan zu verwirklichen, aber sie legten rüstig Hand an das Repertoir durch neue Werke in ihrem Sinne zu nähren.

Goethe, dem ganz besonders an Herstellung einer gewissen Feierlichkeit und Würde auf der Bühne zu thun war, nahm zu den Mustern des théâtre français seine Zuflucht, von denen außerdem der Herzog das einzige Heil der deutschen Bühne erwartete. Goethe übersetzte Voltaire's „Mahomet" und brachte ihn schon am 30. Januar 1800 in Scene. Schiller, der zunächst mit dieser Richtung nicht einverstanden war, hielt sich an die Kraft und die Fülle des größten Musters, er bearbeitete Shakespeare's „Macbeth", der am 14. Mai erschien. Aber die Formen, die er ihm gab, die tief greifenden Veränderungen, welche er sich mit den Hexen erlaubte, deckten die einseitige antikritisirende Richtung vollständig

auf, welche die Weimar'schen Freunde glaubten der Bühne auferlegen zu müssen. Shakespeare's naturwüchsige, volksthümliche Gestalten und Formen schienen ihnen — das bezeugen auch ihre brieflichen Mittheilungen — ungemodelt für unsere Bühne nicht brauchbar.

Schon am 14. Juni wurde Schiller's „Maria Stuart" gegeben. Ein neuer wichtiger Fortschritt in der nationalen Entwickelung. Es verdient hier als ein Beweis angeführt zu werden, welch einen Einfluß die neue geistige Atmosphäre dieser Zeit auf die Kunstgenossenschaft geübt hatte. Die junge, schöne, bewunderte Jagemann, für welche Schiller die Rolle der Maria bestimmt hatte, erbot sich die offenbar ungünstigere der Elisabeth zu nehmen, eben weil sie eine schwierigere Aufgabe war und überließ der Frau Vohs die Rolle der Maria, womit diese nun den ersten wichtigen Schritt auf das tragische Gebiet that. Die junge Amalie Malcolmy nahm die Rolle der alten Kennedy. Schiller's Wort: „es wächst der Mensch mit seinen großen Zwecken," bewährte sich hier.

Ueberblicken wir nun die Leistungen der Bühne, so lassen sich in Folgendem zusammenfassen.

Voltaire's Tancred und die Brüder von Terenz wurden von Göthe zur Aufführung gebracht. Lessing's Nathan, am 28. November aufgeführt, wurde von Schiller eingerichtet. Ein Vorrücken auf mehr phantastischem Gebiete bewirkte er durch seine Bearbeitung der Gozzi'schen Turandot (30. Jan. 1802), während die Würde des Antiken durch A. W. Schlegel's Jon, und völlig siegreich durch Goethe's Iphigenia (15. Mai) behauptet wurde; obschon Fr. Schlegel's Alarcos (29. Mai) einen kleinen Rückschlag hervorbrachte. Im Jahre 1803 gewann Schiller den antiken Formen durch seine Braut von Messina

(19. März) ein lebendigeres Interesse, erregte aber einen Sturm des Beifalls, als am 23. April die etwas verspätete Aufführung der Jungfrau von Orleans, den romantischen Ton wieder anschlug. Iffland war mit seiner glänzenden Darstellung des Werkes vorangegangen und hatte durch den Jubel der Aufnahme in Berlin Schiller wieder für das Stück ermuthigt. Die Urtheile des Hofzirkels und die Umständlichkeit der Aufführung hatten ihn so mißtrauisch gemacht, daß er schon die Absicht geäußert hatte, sie zu unterlassen. Inzwischen war die Darstellung von Goethe's natürlicher Tochter (2. April) kalt angestaunt worden, der Versuch mit dem antiken Lustspiele wurde mit Einsiedel's Fremde von Andros (6. Juni) fortgesetzt, am 1. October aber die Schlegel'sche Uebersetzung von Shakespeare's Julius Cäsar aufgeführt. Am 17. März des nächsten Jahres betrat Wilhelm Tell die Bühne, und Goethe experimentirte im September und October mannigfach mit seinem Götz, um ihm eine bühnengerechte Form zu geben, theilte ihn in zwei Hälften, legte ihn aber endlich zu einer späteren Umformung zurück. Am 30. Januar 1805 gab Schiller seine letzte bedeutende Arbeit, die Uebersetzung der Phädra der Bühne, erlebte noch die Bereicherung des Repertoirs durch Goethe's Mitschuldigen, Laune des Verliebten und der neu bearbeiteten Stella, sah noch (am 23. März) das lange Gefolge seiner schwachen Nachahmer mit Collin's Regulus beginnen, und wurde am 9. Mai, zur tiefsten Trauer für Deutschland, aus der Fülle des Schaffens durch den Tod hinweggerissen.

Durch ihn war die Wirkung der Weimar'schen Schule auf ihre Sonnenhöhe geführt worden. Seine Gedichte hatten in der hohen Sittlichkeit ihrer Tendenz, dem transcendentalen Gedankenschwunge und

der begeisterten Schwärmerei so den tiefsten Seelenton des deutschen Volkes getroffen, daß dadurch das ideale Drama, die exclusive und gelehrte Richtung der Weimar'schen Schule populär geworden war.

Den Bestrebungen Goethe's allein wäre das nie gelungen, wir sehen ihn mit der Aufführung seiner Gedichte immer nur auf Anerkennung eines kleinen Kreises angewiesen.

Auch war es Schillers hingebender Eifer insbesondere, der die außerordentliche Thätigkeit, diese binnen sechs Jahren so erstaunlich anwachsenden Resultate der Bewegung hervorrief, Resultate, welche, schon wegen der geleisteten Arbeit, um so mehr Anerkennung verdienen, als daneben doch auch alle Forderungen des bisher gültigen Geschmackes befriedigt wurden, die Stücke von Iffland und Kotzebue, Zschokke u. s. w., so wie die Opern und Possen, welche an der Tagesordnung waren, ihren Platz fanden.

Schiller und Goethe hatten die Einrichtung getroffen, daß der Eine immer das Einstudiren der Stücke des Andern leitete, so gewannen sie den Aufführungen eine frische und unabhängige Auffassung. Das Studium begann mit Vorlesungen von Seiten der beiden Meister. Beide huldigten dabei — wie fast alle Dichter — einem stark gesangartigen und outrirten pathetischen Tone, der aber bei ihnen etwas Grundlätzliches hatte. Sie wollten die Bühnensprache auf ein bestimmtes Uebereinkunftsmaaß, auf Feierlichkeit, Würde und Vornehmheit ste-en, und traten daher dem herrschenden Naturalismus mit stark ausgesprochenem Extrem gegenüber.

Diesen Ton übereinstimmend herzustellen — woran die Behandlung des Verses wesentlich gebunden war — darauf gingen die sehr cultivirten Leseproben aus, denen nicht selten die Gegenwart des Herzogs ehr-

furchtgebietenden Nachdruck gab. Einzelnen Rollen wurde dann noch besondere Nachhülfe gewidmet und auf den Theaterproben an die Uebereinstimmung des Totals die letzte Hand gelegt.

Daß dies formale System, die Geschmacksconvention, welche hiermit der Schauspielkunst auferlegt wurde, manchen Zusammenstoß mit dem Naturalismus erfuhr, war unausbleiblich und würde in größerem Maße der Fall gewesen sein, wenn die Mehrzahl der Weimar'schen Mitglieder nicht mittelmäßige, also unselbstständige Talente gewesen wären. Obwohl Schiller, durch seine leutselige und mehr hingebende Weise und durch die populären Erfolge seiner Werke bei den Schauspielern beliebter war als Goethe, in seiner vornehmen Kälte und steifen Zurückhaltung, auch Schiller dem lebenswarmen Naturalismus, wo er berechtigt auftrat, williger den Zügel ließ, als Goethe: so gerieth doch auch er in verdrießliche Collisionen.

Indessen war es, in diesen sechs Jahren der populären Glanzperiode des Weimar'schen Theaters, doch gelungen: der Schauspielkunst das ganz bestimmte Gepräge der neuen idealen Schule zu geben, den Grund zu einer Reform der Spielweise zu legen. Ein feinerer Sinn für Reinheit und Schönheit der Sprache war geweckt, die metrische Rede bewegte sich in rythmische gemessenen Schwingungen, Gang, Haltung, Bewegungen waren nach antikem Muster in ein übereinstimmendes Verhältniß getreten, Alles war schwebender, gemessener geworden und hatte damit an Würde gewonnen.

Die Regeln für Schauspieler, welche Goethe 1803 niederschrieb, geben eine sehr genügende Vorstellung ebenso von der Trefflichkeit und praktischen Zweckmäßigkeit seiner Schule, als von den Künstlichkeiten, welche sich daran hingen. Die ausschreitende

Willkür der bisherigen Darstellungsweise war gebändigt, der rohen Gewalt der Leidenschaft der Zügel des Würdigen und künstlerisch Geziemenden angelegt, der unvermittelten Nachahmung der Natur war die seither gültige Berechtigung auf der Bühne abgesprochen. Bewußte Herrschaft über den künstlerischen Stoff, sicheres Maaß in der Behandlungsweise, selbst bis zur Abgemessenheit, das war das System, welches, der unbegrenzten Hingebung und dem Sichgehenlassen der bisherigen Richtung entgegen, sich in der Weimarschen Schule geltend machte.

„Kunst und Anstand" waren die Forderungen, welche Goethe voranstellte. „Die Schauspieler sollen nicht aus mißverstandener Natürlichkeit unter einander spielen, als wenn kein Dritter dabei wäre." Das war sein Grundsatz, während die Meister der Hamburger Schule geradezu gesucht hatten: eine möglichst vollkommene Täuschung zu erzeugen, und das Publikum glauben zu machen, es belausche oft nur Vorgänge, die auf gar keine Zeugen berechnet seien. Goethe's Gebot hieß: „der Schauspieler muß stets bedenken, daß er um des Publikums willen da ist". Die Hamburger Schule hatte dagegen gemeint: der Schauspieler müsse stets bedenken, daß das Publikum seinetwillen da sei.

Dieser Unterschied ist bedeutender als er scheint und charakterisirt die Wandlung, welche mit der Kunst vorgehen sollte, sehr scharf. Es ist wohl zu erwägen: was die neue Schule gab und was sie nahm? was bei dieser abermaligen Entwilderung eingebüßt, was bei diesem unleugbaren großen Fortschritte verloren wurde?

Das Bühnendecorum wurde wieder in seine volle Herrschaft eingesetzt, die alten Conventionen traten wieder vollberechtigt auf. Die Profilstellung oder gar die Rückenwendung des Schauspielers, das Sprechen

nach dem Hintergrunde u. s. w. war für Goethe ein Gräuel. Die Darstellungen bekamen, selbst bis auf das Lustspiel, einen bewußten, absichtlichen Vortrag, eine gewisse künstlerische Ostentation, und das wesentlich dramatische Moment der Unmittelbarkeit wurde geschwächt, das warme, gesund pulsirende Blut der bisherige Spielweise abgekühlt. Es ging dies ganz folgerecht aus den dramatischen Gedichten der Weimarschen Periode beider Meister hervor, in denen der Gedanke, die Schönheit der poetischen Form als vorherrschend auftraten, das wesentliche Lebensmoment dagegen, die charakteristische Natur, zurückstand. Vornehmlich bei Schiller war dies der Fall, der wunderbarer Weise hierdurch einen Einfluß auf die Schauspieler übte, der dem Kotzebue analog genannt werden muß, so unermeßlich auch der Abstand zwischen beiden Männern ist. Denn Schiller verwöhnte die Schauspieler ebenfalls, indem er sie auf interessante Situation und glänzende Rede vortheilhaft stützte, dagegen er an die Charakteristik nur schwache Forderungen zu machen schien. Bei Goethe's Gedichten war es wenig anders, obwohl in ihnen die Charakteristik um so viel stärker ist, als das Interesse der Situation schwächer. Wenn Schiller's Personen alle etwas Reflectirendes haben, so haben Goethe's fast alle etwas Reflectes, und der Ausdruck von Schiller's Menschen ist unmittelbarer, als der von Goethe's. Vom Egmont an — und namentkich in der Haaptrolle dieses Stückes — äußert sich die sprechende Person selten wie unmittelbar gedacht und empfunden, sondern mehr: wie ein Anderer sich über sie äußern würde. In der natürlichen Tochter ist diese Beeinträchtigung des wesentlich dramatischen Ausdrucks am weitesten getrieben.

Für diese Dichter mußte ein erhabener, edler oder anmuthiger Vortrag, rhetorisch wie mimisch, bei der

Darstellung die Hauptsache sein. Auf Ausbildung schöner Rede, würdevoller Repräsentation, auf das vollkommenste Ebenmaaß aller Form und Erscheinung, auf Reinheit der Kunstgattungen ging also die Weimarsche Schule vornehmlich aus; und das mit um so strengerem Eifer, als diese Seiten der Kunst bisher in Verfall gerathen waren.

Die Weimarsche Schule ist hiermit ihrer innersten Bedeutung nach eine Wiederholung des Correctivs, das wir schon mehrere Male in der Kunstgeschichte haben auftreten sehen; in der Schulcomödie, den schlesischen Dichtern und der Gottsched-Neuber'schen Leipziger Schule. Es ist die Reaction der gelehrten und höheren Geschmacksbildung gegen die Ausschweifungen des Naturalismus in der volksthümlichen Schauspielkunst.

Aber noch nie war die veredelnde Poesie in so vollendeter Gestalt in die Entwicklung der deutschen Dramatik eingetreten, noch nie hatte sie eine so volksthümliche Ueberzeugungskraft gewonnen; Goethe und Schiller bezeichnen noch immer den Gipfel unserer literarischen Errungenschaft. — Nur darf man nicht vergessen, daß die Schauspielkunst, so abhängig sie auch von der Dichtkunst ist, doch ihre selbstständige Entwicklung hat, die in ihren Gipfelpunkten nicht immer mit denen der literarischen Entwicklung zusammenfällt.

So unbestritten daher auch die Weimarsche große Periode dem deutschen Geiste, der deutschen Poesie den höchsten Ruhm gebracht hat, so müssen wir doch erst dem Verlaufe der Kunstgeschichte weiter nachgehen, bevor wir entscheiden dürfen, ob die Weimarsche Schule für die deutsche Bühne, ob sie für die Schauspielkunst einen Moment ihres Lebens bezeichnet, wie er in Hans Sachs, und vollkommener in Lessing hervorgetreten war: in welchem die Nation sich voll-

ständig in ihrem Theater versteht und begreift, Dicht- und Schauspielkunst, Gedankenschönheit und sinnliche Kunsterscheinung sich vollkommen vermählte; oder ob die Weimarsche Schule nur als eine veredelnde Durchgangsperiode zu betrachten sei, welche unsere vollendete volksthümliche dramatische Kunst vorzubereiten bestimmt war.

Fast noch volksthümlicher als die Weimarsche Bühne wurden die Leistungen des Berliner Nationaltheaters unter Iffland. Noch jetzt ist die Erinnerung an die Genüsse, welche dem Publikum damals geboten wurden, lebendig im Munde des Volkes. Man spricht von jener Zeit wie von einer unvergeßlichen, nie mehr erreichbaren. Devrient sagt:

In welcher Weise das ideale Drama im Allgemeinen von der Schauspielkunst ergriffen wurde, wird sich zunächst am Berliner Nationaltheater am besten wahrnehmen lassen, da kein Director williger war, darauf einzugehen, als Iffland, wenngleich auch er die ganze Strenge der Weimarschen Schule nicht adoptirte.

Um die tonangebende Bedeutung überhaupt zu erkennen, welche die Berliner Bühne durch Iffland's Leitung erhielt, mögen wir uns der Talente erinnern, welche in der ersten Reihe der dortigen Kunstgenossenschaft standen. Die Art ihres Zusammenwirkens wird dadurch erkennbar werden.

Fleck stand auf dem Gipfel seines Künstlerruhms. Iffland pries sich öffentlich glücklich, in ihm einen Mitarbeiter zu besitzen, „dessen Freundschaft und Biedersinn das alte Märchen widerlegt, daß zwei Künstler mit gleicher Wärme für die Kunst auf Einer Bahn nicht in Frieden wandeln könnten". Es fehlte indessen viel, diesen Ausspruch zur Wahrheit zu machen. Fleck fühlte sich durch Iffland's Directorialstellung gekränkt, geringschätzte dessen Spielweise und machte

es, durch sein durchfahrendes, zu Zeiten brutales Wesen, dem feinen, höfischen Iffland schwer genug, den Anschein guten Vernehmens zu erhalten.

Fleck zur Seite muß die geniale Frau Unzelmann (später Frau Bethmann) genannt werden. Sie hat das Publikum — in Oper und Schauspiel — in Darstellungen der größten Leidenschaft, Würde und Erhabenheit eben so begeistert, als in der Zeichnung rührender Jugend, Anmuth und Lieblichkeit. Unübertrefflich gelang ihr die elegante Weltdame, ja ein seltner Reichthum des künstlerischen Naturells gönnte ihr auch den Ausdruck des Naiven, wenngleich dieser nicht ganz unbefangen und unvermittelt erschien. Gewiß ist, daß sie mit freiem künstlerischen Geiste die ganze Breite des charakterischen Gebietes, von der Lady Macbeth bis zur Gurly, beherrschte. Mit unwiderstehlichem Liebreiz wußte sie zu gewinnen und zu fesseln. Ihre reiche Erfindungskraft verleitete sie wohl hier und da zu schillernder Virtuosität, aber ein feiner Tact, ein sehr gebildeter Geschmack — der auch die Mängel ihrer kleinen Gestalt, später ein entstellendes Halsübel, durch vortheilhafte Toilette vergessen zu machen wußte — lehrte sie überall ein anmuthsvolles Maaß.

In dieser künstlerischen Koketterie war sie Iffland ähnlich, und es ist begreiflich, daß Beide in ihrem Zusammenwirken sich gegenseitig immer mehr darin bestärken mußten; um so mehr, als es schon damals eine Eigenheit des Berliner Publikums war, den geschickten Aufbau blendender Wirkungen, den Reiz geistvoller Aperçus besonders willig anzuerkennen.

Die Frau des Tenoristen Eunicke (später Händel-Schütz) stand in der Blüthe blendender Schönheit und eines warmen, vollkräftigen Talentes, das durch unvermittelte Natur, durch hinreißende Begei-

sterung große Triumphe feierte. Sie entzückte als Cynthio durch ihre reizende Gestalt und ihr zärtliches Feuer, sie wußte als Margarethe in den Hagestolzen förmlich bäurische Plumpheit mit der rührendste Naivetät, als Jungfrau von Orleans die unschuldsvollste Schwärmerei mit begeistertem Heldenfeuer zu verschmelzen. Die Schönheit und Bedeutsamkeit ihres Mienenspiels und ihrer Geberden veranlaßte sie in späteren Jahren auf diese Eigenschaften eine abgesonderte Kunstgattung zu gründen; ihre mimisch-plastischen Darstellungen wurden berühmt.

Fleck's junge, schöne Frau war in unschuldigen und zärtlichen Rollen sehr anziehend, ihr etwas weinerlich hoher Ton in der Tragödie hatte zu jener Zeit, wo die Siegwartsromane noch herrschten, viele Liebhaber.

Die junge Schwachhofer, bald Eunicke's zweite Frau, war in Oper und Lustspiel die drolligste kleine Soubrette, volle Naschheit und Humor. Döbellin's Tochter, zu humorischen Mütterrollen herangewachsen, machte die Erinnerung an die treffliche Brückner, ihr Vorbild, wieder lebendig.

Im männlichen Personale zeichnete sich Beschort aus. Er glänzte in der Oper als Don Juan und Orest, wie in der Tragödie als Hamlet und Posa und im Lustspiele als Chevalier und humoristischer Liebhaber. Schön, gewandt und liebenswürdig, voll Feinheit und Gefühl, vornehm im ganzen Wesen; nur von auffallend eckigen Armbewegungen. Hätte es seiner Stimme nicht an nachhaltiger Kraft gefehlt, so wäre er auch in der Leidenschaft hinreißend gewesen.

Mattausch machte alle Vorzüge eines warmen, kräftigen Naturalismus geltend, edles Maaß dagegen und reine Formen erlangte er nicht; den Vers haßte er mit Erbitterung. Krampfhaft blieb er in der Heftigkeit, in Sprache und Mienenspiel. In

herzlichen, derben und kriegerischen Charakteren aber war er zu Haus, das Ritterstück sein eigentliches Element.

Herdt zeichnete sich vorzüglich in finstern, polternden, auch humoristischen Alten aus. Seine Darstellung des Ritters von Reuß in Babo's „Otto von Wittelsbach" hat Engel für seine Zergliederung dieser Rolle in seiner Mimik zum Muster genommen. Schade, daß sein höchst mangelhaftes Memoriren ihn um alle reinen Erfolge seines Talentes betrog.

Unter den Komikern erhielt der Veteran Reinwald sich noch eine Zeit lang in alter Gunst, wenngleich die Monotomie seiner Komik, welche durch sein nasales, schnarrendes Organ um so mehr auffiel, mit der Zeit ermüdete. Unzelmann dagegen wurde jetzt in Oper und Schauspiel der Liebling des lachlustigen Publikums. Unnachahmlich war er in Darstellung lächerlicher Vornehmheit und Würde, sein Baron Montefiascone in Isouard's Aescherling, sein Bürgermeister in den deutschen Kleinstädtern waren Meisterwerke, selbst den Patriarchen im Nathan spielte er mit vielem Delicatesse. Noch sind Kaselitz, Labes und Rüthling beim Volke in gutem Andenken, Gern, der Vater, Frau Unzelmann, Frau Schick werden ebenfalls noch mit Pietät genannt.

Daß Iffland im Grunde des Herzens dem bürgerlichen Drama mehr zugethan war, als dem höheren Kunstdrama, ist wohl erwiesen. Der König Friedrich Wilhelm III. begünstigte diese Gattung, und die schöne Königin Louise protegirte Iffland insbesondere um der moralischen Richtung seiner Stücke willen.

So geschah es denn, daß Aufführungen, wie die von Elise von Valberg, ein ausgesuchtes Ensemble darboten, daß auch die Oper aus ihrem phantastischen Gebiete sich in das der bürgerlichen Sentimentalität

und modischen Eleganz überzusiedeln suchte und so die Uebersetzung der Fanchon, von dem in Berlin bewunderten Kotzebue, mit Himmel's graziöser Musik, zu einer vollendeten und den Ton des Berliner Theaters frapsiant charakterisirenden Vorstellung wurde.

Besondere Aufmerksamkeit werden daher diejenigen theatralischen Unternehmungen verdienen, mit denen Berlin sich dem idealen Fortschritte anschloß.

Zur Aufführung des Wallenstein drängte Iffland sich mit großer Beeiferung. Er kaufte das Werk, bevor noch der Erfolg in Weimar entschieden war, für den damals erstaunlich hohen Preis von 60 Friedrichsd'or, und führte die Piccolomini am 18. Februar, Wallenstein's Tod am 17. Mai 1799 mit ausgesuchter Sorgfalt auf.

Diese rasche Nachfolge, nur wenig Wochen nach den Aufführungen in Weimar, mußte der Wirkung des Unternehmens großen Nachdruck geben, noch wichtiger aber war es, daß Fleck aus der Hauptrolle eine seiner größten Meisterschöpfungen machte; daß er durch die aus der vollen Kraft und Tiefe seines Genies geschöpften Darstellung dem Gedichte, vor dem das Publikum anfangs stutzte, eine hinreißende populäre Anziehungskraft gab.

Mit dem raschen, unfehlbaren Griffe, der seiner Auffassung eigen war, hatte er sich des ganzen Umfanges der an Gegensätzen so reichen Aufgabe bemächtigt. Der ungestüme dämonische Trieb der Herrschsucht seines Helden und die in sich versinkende Grübelei, die soldatische Härte und die zarte Neigung zu dem jungen Freunde äußerten sich durchaus natürlich als Eigenschaften einer geschlossenen Persönlichkeit, welche aber erst in dem unerschütterlichen Glauben an den geheimnißvollen Schutz der Sterne ihren Schwerpunkt fand. Dies Moment hob er auf so eindringliche Weise hervor, daß die ganze finstre Heroengestalt

wie von unsichtbarer Macht getragen, wie von magisch anziehendem Grauen umgeben schien.

Die Art, mit welcher er den Schluß der Traumerzählung spielte, war vielleicht der Höhepunkt der Poesie seiner Darstellung. Er ließ, nachdem er die Worte:

„Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag"

mit energischem Nachdruck gesprochen, den Rest:

„Und Roß und Reiter sah ich niemals wieder"

fast tonlos fortgleiten. Dies rhetorische Motiv stammte, wie wir wissen, von Reinecke her; Iffland hat Fleck darin nachgeahmt, und Eßlair hat es, bis zur Manier getrieben, auf unsere Tage gebracht. Aber bei Fleck gewann es tiefe Bedeutung, eine gewisse Kühnheit des Ausdrucks. Sein gewaltiges Auge verlor sich dabei mit einer vertraulichen Lust in das Grauen der unsichtbaren Welt, ein unheimliches Lächeln triumphirte mit der Unfehlbarkeit des Zutreffens seiner Träume und Ahnungen, die Worte flossen fast mechanisch, nur wie laut gedacht über die Lippen, als sei es überflüssig noch auszusprechen, daß der Reiter des Schecken verloren sein mußte. Und kaum hatte Illo die Worte gesagt: „Das war ein Zufall", als mit den Worten:

„Es giebt keinen Zufall,
Und was uns blindes Ungefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen"

die ganze gespenstige Riesengröße seines Sternenglaubens sich aufrichtete. Wie aus unmittelbarster Offenbarung sprach er:

„Versiegelt hab' ich's und verbrieft,
Mein guter Engel ist",

und schloß dann, wie verletzt und gestört in höheren Anschauungen:

„und nun kein Wort mehr!"

Aus allen Zeugnissen geht hervor, daß Fleck, ohne großes Gewicht auf die rhetorische Seite des Gedich-

tes zu legen, den Charakter aus der Fülle seiner Natur faßte und so den historischen Wallenstein — hier und da selbst gegen Schiller's Absicht — durchsetzte. Er zeigte sich hierin ganz als ein ächter Jünger der Hamburger Schule: unüberwältigt von der poetischen Schönheit der Sprache, war ihm wesentlich um die Darstellung des Menschen, um die volle Lebendigkeit des Charakters zu thun.

Und hiermit deckt sich uns sogleich die Art und Weise auf, in welcher die Schauspielkunst im Allgemeinen sich der Aufgaben der Weimarschen Dichter bemächtigte. Noch stand das Princip der Natürlichkeit bei allen anderen Bühnen fest. Ueberzeugend lebendige Menschen zu geben, das war den Schauspielern erste und oberste Pflicht; in diesem Sinne hatte Schröder Schiller's Carlos aufgeführt, so ergriffen die Berliner Schauspieler den Wallenstein und alle anderen metrischen Dramen; Iffland's Schule war nur eine Modification der Hamburger. Fleck, Iffland, Frau Unzelmann, Alle erlaubten sie sich Verletzungen des jambischen Rhythmus, setzten Sylben zu und ließen Füße fort, nicht weil ihnen das Gefühl für den Taktschritt des Verses abgegangen wäre, sondern weil sie dafür hielten, daß er sich unterordnen, ja daß er sich verletzen lassen müsse, wo der unmittelbare dramatische Ausdruck eine völlig zwanglose, dem Redner natürliche Wortstellung verlange. Sie hatten noch nicht gelernt, den Ausdruck der Rede gleich bei der ersten Auffassung nach den Bedingungen des Rhythmus zu stimmen, ihnen hatte die dichterische neue Form noch nicht zur zweiten Natur werden können, darum wollten sie lieber diese Form verletzen, welche ihnen willkürlich erschien, als die Wahrheit des Ausdrucks, von der sie eine absolute Ueberzeugung hatten. Ja die feinfühlende Unzelmann ließ sich ihre jambischen Rollen wie Prosa, ohne Absatz der Verse, schreiben,

damit sie durch das Auge nicht verführt werde, die rhythmischen Abtheilungen des natürlichen Redesflusses zu machen. Das Beispiel fand nicht nur in Berlin, sondern an vielen Bühnen Nachahmung, noch heute existiren hier und da solche zu Prosa ausgeschriebene Rollen, ein Gegenstand des Spottes über die Unbehülflichkeit jener Zeit; und doch waren sie aus einem gesunden Gefühle, aus einer gegründeten Sorge hervorgegangen. Die Schauspieler wollten sich damals vor der Versuchung der Scansion, des gesangartigen Vortrages hüten und sich die Wahrheit und Freiheit des Ausdrucks bewahren; sie wollten dem Rhythmus nur die Geltung eines schönen Rededuftes zugestehen, der sich bei einer edlen Natürlichkeit des Vortrages hinlänglich ankündigen werde, ohne daß er dem Hörer merklich vorgerückt werde.

In welchem Verhältniß überhaupt die Berliner Schauspieler zu der Weimarschen Schule standen, tritt aus einer brieflichen Aeußerung Schiller's gegen Körner deutlich hervor. Er schreibt: „Madame Unzelmann spielt Maria Stuart mit Zartheit und großem Verstande, ihre Declamation ist schön und sinnvoll, aber man möchte ihr noch etwas mehr Schwung und einen mehr tragischen Styl wünschen. Das Vorurtheil des beliebten Natürlichen beherrscht sie noch zu sehr, ihr Vortrag nähert sich dem Conversationston und Alles wurde mir zu wirklich in ihrem Munde. Das ist Iffland's Schule, und es mag in Berlin allgemein Ton sein. Da, wo die Natur graciös und edel ist, wie bei Madame Unzelmann, mag man sich's gern gefallen lassen, aber bei gemeinen Naturen muß es unausstehlich sein, wie wir schon in Leipzig bei der Vorstellung der „Jungfrau" gesehen haben."

Die Berliner Schule wollte die Natürlichkeit des Vortrages bewahrt wissen, selbst auf die Gefahr, daß

der Vers von unfähigen Rednern plattgetreten würde, die Weimarsche Schule führte gegen diese Gefahr die Schutzwehr eines gemessenern, rhythmisch markirteren Vortrages ein, wollte lieber zunächst an Lebendigkeit einbüßen, um nur, mit Durchsetzung einer rhetorischen Dressur, die Verbreitung eines idialen Styles anzubahnen. Will man die Unterschiede scharf spalten, so kann man sagen: in Weimar wurde die Tragödie mehr declamirt als gespielt, in Berlin mehr gespielt als declamirt.

Dieser Unterschied stellte sich gleich bei der Aufführung des Wallenstein maßgebend für alle weitere Nachfolge der Weimarschen Vorgänge heraus. Aber wie dies Werk die Grenzsäule einer neuen Periode, so bezeichnet es auch die Grenze eines der größten Talente. Wallenstein war Fleck's letzte bedeutende Schöpfung. Er starb am 20sten December 1801. Schon ein halbes Jahr vorher hatte das Publikum ihn verloren gegeben, als er sich einer lebensgefährlichen Operation unterziehen mußte. Er hatte vor derselben zum letzten Male den Wallenstein gespielt. Die letzten Worte: „Ich denke einen langen Schlaf zu thun", hatten allgemeine Erschütterung hervorgebracht, und mit Jubel begrüßte man den glücklich Hergestellten. Die Genesung sollte nicht von Dauer sein, er wurde in noch nicht vollendetem 45sten Jahre der Kunst entrissen.

Die Mißstimmung in seinen letzten Jahren hatte seine früher gerügten Fehler und die Launenhaftigkeit seines Spieles nur gesteigert. Die willkürliche Spielerei mit Tönen und Geberde hatte immer mehr überhand genommen, weil er immer seltener in ganz gesammelter Stimmung war; wo er aber, wie im Wallenstein, von seinem Gegenstande ganz ergriffen wurde, stand er bis auf den letzten Tag in unerreichter Größe da.

Iffland beeilte sich, sein erster Lobredner zu sein, und sagte in seiner Todesanzeige: „Die innere Kraft, welche ihm beiwohnte, hat es für ihn unnöthig gemacht, sein Talent durch geringe Hülfsmittel, welche sie sein mögen, geltend zu machen. Er war der Vertraute der Natur und wandelte in ihrem Geleite seine Künstlerbahn mit stiller und steter Gewalt. Der Ton der Gutmüthigkeit, womit er so innig rührte, war nicht das Werk der Kunst; er kam aus seiner redlichen Seele! Redlich war sein Herz, sein Sinn mittheilend, und ein hohes, reges Ehrgefühl war die Richtschnur seines Thuns. Seinen Freunden treu bis zur gänzlichen Aufopferung, kann er Undankbare gemacht haben, niemals aber hat er Unglückliche gemacht."

Damit hatte Iffland, in der ihm eigenen Weise, ein Verhältniß abgethan, das manche Dornen für ihn gehabt und wesentlich dazu beigetragen hatte, daß er sich in den ersten Jahren seines Berliner Lebens lebhaft mit Plänen beschäftigte, an den Rhein zurückzukehren. Fleck stand der Entwicklung, die er mit sich im Sinne hatte, im Wege, er klagte selbst gegen Schiller, daß er sich in Berlin als Schauspieler zurückgesetzt fühle. Fleck's Tod, wenn er auch seinen Wünschen Erfüllung brachte, hatte indeß keinen wahren Vortheil für ihn, er übernahm von nun an den Wallenstein und manche andere Heldenrolle, die ihn in die seiner Individualität überaus ungeeignete Richtung brachte und seinen Ruhm so bedeutend schmälerte.

Die weitere Führung des Berliner Repertoires stellt es dem Weimar'schen würdig zur Seite, nur bemerkt man überall, daß die theatralische Ausführbarkeit hier als Prinzip gilt, dort mehr die literarische Geltung. Auf dem Wege, welchen Goethe eingeschlagen: die tragédie classique zur Herstellung eines edleren Styles auf der deutschen Bühne wieder zu Hülfe zu rufen, folgte Iffland natürlich mit Be-

reitwilligkeit. Er gab im Jahre 1799 Voltaire's Zaire in einer Eschenburg'schen Uebersetzung, aber er that den unendlich heilsamen Schritt zuerst: Shakespeare in seiner vollkommenen Gestalt einzuführen, er verdrängte schon am 15. October die Schröder'sche Bearbeitung des Hamlet durch die Schlegel'sche Uebersetzung.

Das Jahr 1800 bringt in der idealen Richtung nur Alzire, in Uebersetzung von Bürde, 1801 dagegen am 8. Januar Schiller's Maria Stuart, am 25. Februar Schiller's Bearbeitung des Egmont mit Reichardt's Musik, am 10. März Goethe's Uebersetzung von Tankred, am 23. November, allen Bühnen voraus, die Jungfrau von Orleans. Schiller war dazu eingeladen und feierte einen wahrhaft volksthümlichen Triumph.

Am 1. Januar des nächsten Jahres wurde das neue Schauspielhaus, dessen Bau Iffland betrieben, mit Kotzebue's Kreuzfahrern eröffnet, am 24. Februar erschien Collin's Regulus, am 10. März Lessing's Nathan, am 5. April Schiller's Bearbeitung der Turandot, am 15. Mai Jon von Schlegel, am 20. Juni Calderon's öffentliches Geheimniß, am 3. August Corneille's Rodogune in Bode's Uebersetzung und am 21. December schloß dies Jahr der größten Nacheiferung Weimar'scher Bestrebungen mit Goethe's Iphigenia.

1803 brachte er am 14. Juni die Braut von Messina, am 12. Juli Goethe's natürliche Tochter, am 3. August Collin's Coriolan, am 28. November Wallenstein's Lager.

1804 am 12. Januar Corneille's Andromache von Bode übersetzt, am 4. Juli Schiller's Tell.

1805 Balboa von Collin, am 4. September Götz von Berlichingen in dessen neuer Einrichtung.

1806 am 24. März Schiller's Bearbeitung der Phädra, am 11. Juni Werner's Weihe der Kraft.

Dieses Stück hatte Iffland förmlich in's Leben gerufen, indem er bei dem viel verhießenden Dichter geradehin ein Gedicht, nach dessen eigener Wahl, bestellt hatte. Ein liberales Verfahren, das bis dahin noch nicht eingeschlagen worden war. Iffland führte damit ein neues Talent in die theatralische Wirksamkeit ein und überwand durch die Würde der Aufführung den Anstoß, welchen Luther's Erscheinung auf der Bühne zu geben drohte.

Von hier ab lähmte der schmähliche Druck der französischen Herrschaft Jahre lang durch ganz Deutschland die Fortentwickelung der Schauspielkunst in einem nationalen Sinne. Berlin hatte empfindlich darunter zu leiden. Das Theater, drei Jahre lang unter Befehl der französischen Commandantur gestellt, mußte sich bemühen, die fremdländischen Sieger durch Oper und Ballet vornehmlich zu unterhalten. Darum finden wir von wichtigen Unternehmungen nur 1807 Werner's Söhne des Thales und 1809 Schiller's Bearbeitung des Macbeth auf dem Repertoire. In Folge der ungeheuren Anstrengung aber, welche Iffland in dieser Periode aufgewandt, war er körperlich und geistig geknickt und folgte fortan den Weimar'schen Unternehmungen nicht mehr mit dem alten Eifer. 1810 erschien nur noch Schlegel's Uebersetzung des Kaufmann von Venedig, um zwei Jahre früher, als in Weimar, dann aber viel später als dort: Don Carlos in jambischer Sprache und Mahomet in Goethe's Uebersetzung. 1811 Shakespeare's Coriolan in einer freien Bearbeitung von Falk und am 25. November Torquato Tasso.

Die letzten acht Jahre seiner Direction bezeichnen ein vorherrschendes Bequemen in die Umstände, den Zeitgeschmack und die Vorliebe des Hofes. Er ent-

zog sich der immer weiter fortschreitenden Reform, ihm schien es gerathen, auf dem von Schiller eroberten Standpunkt stehen zu bleiben und Schauspieler und Publikum dafür auszubilden, so wie er um Alles nicht den ihm eigenthümlichen Boden des bürgerlichen Drama's verlassen wollte. Kotzebue und Zschokke, Dichter, die sich diesem anschlossen, wie Holbein, dann Nachahmer Schiller's, wie Körner, fanden willige Aufnahme. Auf die spanischen Dichter ist er nicht eingegangen, aber den Erstling der modern-romantischen Schicksalstragödie, Müllner's „Schuld," hat er selbst veranlaßt. Ihre Aufführung fiel in sein Todesjahr.

Iffland wußte, wie Schröder über ihn dachte; Meier hat es uns aufbewahrt. Das Urtheil lautet: „Iffland opfert zuweilen die Wahrheit des Charakters und Ausdrucks dem Verlangen zu gefallen und zu überaschen, und ordnet also sein eigenes besseres Urtheil den Ansprüchen derer unter, denen obliegt, von ihm zu lernen. Es fehlt ihm nicht an Fähigkeit, strengen Forderungen zu genügen, sondeen einzig an Festigkeit: ungegründeten zu widerstehen."

Eine solche künstlerische Charakterschwäche muß bei einem Meister wie Iffland, der das Haupt einer einflußreichen Schule war, allerdings bedenklich erscheinen, aber man muß, um billig zu sein, hierbei doch einen Unterschied zwischen seinen Lehren und seinem Beispiel machen. Er hat die Künstelei, zu der seine ungünstig begabte Individualität und seine Eitelkeit ihn hinrissen, niemals zum Prinzip erhoben; in seiner Schule galt der Spruch: haltet euch nach meinen Worten und nicht nach meinen Werken.

Kein Meister hat eine solche Anzahl von Schülern gezogen, er hat das Berliner Theater förmlich damit recrutirt. Die Uebereinstimmung der künstlerischen Zucht ist an dem Rest derselben, der jetzt noch den

Veteranenstamm der Berliner Hofbühne bildet, wahrzunehmen und dennoch haben sie sich alle auf verschiedene und eigenthümliche Weise entwickelt; ein Beweis, wie fest und bestimmt Iffland in seiner Lehrweise bei den musterhaften Grundsätzen hielt, welche in seinen Theater-Almanachen (1807 begonnen) der Beurtheilung vorliegen.

Unter seinen Zöglingen hat Bethmann sich besonders in Naturburschen und in treuherzigen Rollen ausgezeichnet. Rebenstein dagegen, das einnehmendste Liebhabernaturell, voller Weichheit, Innigkeit und gemüthlichem Humor, gewann durch Iffland's vorzugsweis sorgfältige Erziehung die schönste männlich edle Haltung, warmen Ausdruck der Leidenschaft und einen feinen Takt der Empfindung, welcher Geist und eigentliche Bildung ersetzen mußte und ihn wenigstens überall vor dem entschieden Falschen bewahrte. Nur in einem Zuge war ihm sein Meister nachtheilig geworden: dessen künstliches Anstoßen und intercoupirtes Sprechen wurde ihm zu habitueller Manier. Stich, gewandt und voll Verstand, bildete sich schnell für Bonvivantsrollen aus. Hätte die Natur ihm ein wohlthuendes Organ und den Ausdruck des Gefühls verliehen, er würde im ganzen Umfange des heitern, jugendlichen Faches vortrefflich gewesen sein. Lemm, der einen merkwürdigen, fast eigensinnig zu nennenden Bildungsweg einschlug und mit seinen Jugenderinnerungen an Fleck hing, dessen Eigenheiten sich auf ihn fortpflanzten, hatte doch Iffland viel zu danken. Erst bei gänzlichem Hineinwachsen in ältere Rollenfächer erlangte er seine volle Ausbildung, deren wahre Bedeutung erst jenseits der Iffland'schen Periode hervortritt. Außerdem erwuchsen unter Iffland's Einfluß die weiblichen Talente der jungen Eigensatz, Maaß, Fleck und Auguste

Düring, so wie die Männer Bauer, Blume, Rüthling, Gern, Maurer u. A.

Er hielt die jungen Leute entschieden in künstlerischer Zucht, sie lösten sich des Morgens mit ihren Rollen bei ihm ab, die Ordnung der Proben, die Disciplin des Personals erhielt er durch seine imponirende Vornehmheit, die zur rechten Zeit eine schneidende Schärfe gewinnen konnte. Auf diese Weise wußte er eine gewisse Würde in der Haltung des Instituts zu erzwingen, deren Gleichgewicht er selbst bei extremen Entscheidungen nicht aufgab. Die berühmte Sängerin Schick vergaß sich auf einer Probe der Armida so weit, bei der Debatte über ein neues Kleid, das sie wünschte — ein Gegenstand, der gewöhnlich die Leidenschaft der Theaterdamen auf den höchsten Gipfel zu treiben pflegt — dem Director für seine wiederholte höflich bestimmte Weigerung in's Gesicht zu schlagen. Iffland ging, ohne Aufsehen zu machen, über diese äußerste Verletzung hin und beantwortete sie andern Tages nur durch einen Zusatz zu dem Strafartikel der Theatergesetze gegen Insubordination, worin er bei Vergehungen der Damen eine ausnahmsweis schonende Beurtheilung festsetzte; in dem Geschmack des spanischen Sprüchwortes: Weiße Hände beleidigen nicht.

Daß er auch strenge zu sein verstand, zeigt ein Rundschreiben, welches er am 9. März 1807 an die Mitglieder erließ, worin er Mißbräuche und Nachlässigkeiten, welche durch die nothgedrungene Zurücksetzung des Schauspiels gegen Oper und Ballet in jener Franzosenzeit eingerissen waren, schonungslos rügte. Er sagte unter Anderem darin: daß man geglaubt habe, man werde die Schauspieler, indem man ihnen feste, glänzende Stellungen gewährte, zu Dankbarkeit, zu Thätigkeit spornen und auf ihren Ehrgeiz wirken, aber man habe sich getäuscht und es sei nun

nicht mehr Zeit, den Verfall des Theaters zu beschönigen, man müsse dies Uebel bei seinem wahren Namen nennen. Von Darstellung eines Charakters, des Menschen in einer Rolle, sei gar nicht mehr die Rede, nur Wenige erkennten ihre Pflicht, man sei träg und eigenliebig, gehe auf kein Zusammenspiel ein, habe keine Achtung vor dem Publikum, bei den Leseproben verhalte man sich theilnahmlos, zerstreut, gleichgültig, die erste Vorstellung selbst sei nur ein Mittelding zwischen der letzten Probe und den matten Versuchen zur Vorstellung, die zweite Vorstellung — wenn nicht das Publikum selbst, vom Werthe der Dichtung ergriffen, das Stück in die Höhe risse — enthalte kaum mehr Versuche etwas zu erreichen, und die dritte erlösche an innerer Mattigkeit und Leblosigkeit. Die Zeit der Nachsicht sei aber nun vorüber, man müsse mit Strenge einschreiten, diejenigen, welche sich vernachlässigten, in ein geringeres Rollenfach zurückversetzen, oder im schlimmsten Falle verabschieden."

Man ersieht aus diesem Rundschreiben, daß Iffland in seinem Bemühen um die gute Sache mit der alten leidigen Theatermisere ebensosehr wie alle Bühnenlenker vor ihm zu kämpfen hatte. Obenein war das Berliner Personal gerade zu der Zeit jenes Rundschreibens Iffland zu außerordentlichem Dank verschuldet. Er hatte, als mit der Besetzung Berlins durch die Franzosen, der königliche Theaterzuschuß aufhörte, die ungeheure Aufgabe über sich genommen: nicht nur das ihm anvertraute Institut, sondern auch die Kapellisten und Tänzer der italienischen Oper, die er nun völlig zum deutschen Theater heranzog, vor gänzlicher Mittellosigkeit zu bewahren. Dadurch löste er gewissermaßen die Verpflichtungen der Krone gegen mehrere Hunderte von Menschen. Es gehörte eine außerordentliche Umsicht, Rastlosigkeit, Erfindungskraft und Gewandtheit dazu, dies Unternehmen

gegen die Prätensionen der fremden Soldatenherrschaft hindurchzuführen und durch Aufwendung aller erdenklichen Mittel zu verhindern: daß nicht auf Kosten der Stadt eine französische Truppe herbeigezogen wurde, wozu die französische Commandantur mehrmals schon Einleitungen getroffen hatte. Dieser Schritt hätte dem deutschen Theater Untergang gebracht. Natürlich war er aber dadurch genöthigt, der Oper vornehmlich Raum zu geben und den Schauspielvorstellungen durch angefügte Ballets bei dem französischen Publikum Cours zu verschaffen. Denn nur die Sprache der Musik und der Füße war den Fremdlingen verständlich.

In diesen patriotischen Anstrengungen um die Erhaltung der Berliner Bühne opferte Iffland alle Zeit und Kraft, Gesundheit und Lebenslust auf.

Seine Thätigkeit begann Tag für Tag des Morgens um 5 Uhr und endete nach Mitternacht. Er hatte die ganze Correspondenz zu führen, wenn nicht durch Schrift, doch durch Dictat, alle eingehenden Stücke zu prüfen, mit seinen Zöglingen — und das halbe Personal bestand daraus — die Rollen zu studiren, alle Anordnungen der Decorationen und Costüme zu treffen, alle Proben zu leiten, die Vorstellungen zu überwachen, immer auf dem Sprunge zu sein, um Forderungen der Commandantur, die oft die mühsamsten Vorbereitungen über den Haufen stürzten, entgegenzunehmen, oder ihnen mit diplomatischer Gewandtheit auszuweichen. Dazu spielte er selbst fast an jedem Schauspielabende, weil dadurch doch das schwache Interesse des gedrückten deutschen Publikums noch in etwas für die Schauspielkunst erhalten wurde. Um auch die Franzosen dafür zu gewinnen, übersetzte er in den Stunden der Nacht die kleinen Stücke von Picard und andern Autoren, die zur selben Zeit in Paris Glück machten. Seine Rol-

len mußte er größentheils auf dem Wege nach und von seinem Landhause im Thiergarten memoriren, wo er in Abgezogenheit und Stille wenigstens auf Stunden Erholung von seiner aufreibenden Thätigkeit fand.

Sein Widerwille gegen den brutalen Ton des Napoleonischen Regiments, das niederbeugende Gefühl, welches ihm die Knechtschaft des Vaterlandes, das Unglück des preußischen Königshauses, dem er aufs Innigste ergeben war, einflößte, gab ihm wenig guten Muth in all seinen Anstrengungen, aber es trieb ihn auch an: jede Gelegenheit hervorzusuchen, um durch theatralische Anspielungen die Liebe des Volkes zu dem vertriebenen Königspaare zu nähren. Am Geburtstage der Königin, seiner verehrten Beschützerin, erschien er sogar mit einem Blumenstrauße vor der Brust auf der Bühne, erregte den Jubel des Publikums, wurde aber aus dem Theater sofort in Verhaft geführt, der indessen nur wenig Stunden dauerte.

Diese arge Zeit brach seine Kraft. Das Königspaar lohnte allerdings seine Treue, als es nach Berlin zurückkehrte; während einer Theatervorstellung wurde Iffland in die Hofloge gerufen, man sah die Königin ihm die Hand reichen, den König lange, die Hand vuf seine Schulter gelegt, zu ihm sprechen, das Publikum stimmte mit lebhaftem Beifall diesen Gnadenbezeugungen bei; am 19. Januar 1810 erhielt er den rothen Adlerorden, im nächsten Jahre den Titel eines Generaldirectors; das Alles schützte ihn aber nicht vor überhandnehmender Theatermüdigkeit, nicht vor den Wirren im Personale, die auch in Anfeindungen von Seiten des Publikums ausliefen. Man fing an, ihm Verdrießlichkeiten zu häufen, sandte ihm anonyme Briefe voll Vorwürfe, Beurtheilungen u. s. w., wenn er eben im Begriff war, die Bühne zu betreten, um ihm das Spiel zu verder-

ben u. s. w. Außerdem beklagte er sich oft und bitter über den kritischen Hang des Berliner Publikums, dem weniger um den Genuß am Kunstwerke, als an einer zersetzenden Beurtheilung desselbrn zu thun sei. Er fühlte sich unheimlich in Berlin und sann immer noch darauf, sich nach Süddeutschland zurückzuziehen. Theils um sich ein Vermögen für diesen Zweck zu sammeln, theils um vor unparteiischen Zuschauern seinen immer leidenschaftlicheren Beifallsdurst zu stillen, warf er sich mit um so größerer Heftigkeit auf das Gastspiel, muthete sich die anstrengendsten, übereiltesten Reisen, die Reihefolgen der stärksten Rollen binnen wenigen Tagen zu, achtete im Jahre 1811 eines bedeutenden Brustcatharrs dabei nicht und legte damit den Grund zu seiner Todeskrankheit.

Drei Jahre lang kämpfte er gegen das wachsende Brustleiden. Von dem Erfolge des Bades Reinerz getäuscht, fuhr er in seiner Thätigkeit, selbst gegen alle Warnungen, in seinen Gastspielen fort, deren eines in Karlsruhe (1812) ihn dicht an den Entschluß brachte, die dortige ruhigere Anstellung mit seinem Berliner Posten zu vertauschen. „Daß ich gar keinen Sinn für das dortige Geschäft mehr habe," schrieb er, „das thut mir weh. Zur Pflicht wird das Pflichtgefühl mich bewegen — aber das ist auch Alles; dieses Geschäft aber will mehr als Pflichtgefühl. Was das Berliner Theater geworden ist, ward es, weil ich mehr als Pflicht gethan."

Indessen verschlimmerte sich sein Zustand mit jedem Jahre, seine Thätigkeit erlitt immer längere Unterbrechungen. Seine letzte Rolle war die des Luther in der Weihe der Kraft am 5. December 1813; das letzte Mal erschien er auf der Bühne in der Gestalt Friedrichs des Großen, in einem von ihm gedichteten Prolog: „Liebe und Wille," der am 23. Januar die Verbrüderung Rußlands und Preußens feierte. Seine

letzte That war die Einleitung zur Anstellung Ludwig Devrient's. Er starb am 22. September 1814.

Mit Iffland's Tode schließt gewissermaßen diese Periode des Theaterlebens ab. Die Bühne war wieder volksthümlicher geworden. Sie wirkte unmittelbar auf das Leben, weil die dichterische Kunst ihre Stoffe ebenfalls aus der Fülle des geschichtlichen und gesellschaftlichen Lebens entnahm. Vom Volkstheater war indeß doch kaum zu sprechen. Die Schauspielkunst hatte durch Schiller und Goethe in ihrer Entwickelung einen gewaltsamen Stoß empfangen. Es wurde damals oft ausgesprochen: Schiller's Carlos und Wallenstein, d. h. das ideale Drama, sei für Publikum und Schauspieler zu früh gekommen; gewiß war, daß der Weg des Fortschrittes, den Lessing angegeben hatte, ein anderer und allmäligerer gewesen war. Er stützte sich auf bereits erwiesene Fähigkeit der Schauspielkunst, empfahl eine vorsichtige Erziehung, worin kein Glied der Erkenntniß und der Fertigkeit übersprungen, sondern stets von einem zum andern fortgebaut wurde. Eine Reihe von Uebergangsstücken, wie Egmont, eine allmälige Gewöhnung an den Jambus, wie Nathan der Weise sie durch seine gemessene Prosa anbahnte, hätte die bisherige Fortschrittsweise garantirt. In der plötzlichen Gewaltsamkeit ihrer Einführung hatte die Weimarsche Schule ebenfalls eine Aehnlichkeit mit der Gottsched-Neuber'schen.

Wieder war die Schauspielkunst auf den Scheideweg gestellt worden: ob sie durch charakteristische Menschendarstellung oder durch deklamatorisches Pathos wirken wolle? Es gab nicht viele Talente, begabt genug, wie Sophie Schröder und Eßlair, um beide Elemente glücklich zu verschmelzen.

Fern sei die Behauptung, daß Schiller's drama-

tische Gestalten der inneren charakteristischen Lebendigkeit entbehrten, aber der rhetorische Reichthum, der sie umkleidet; trat so blendend und verführerisch hervor, daß die Schauspieler bald anfingen, darauf allein ihre Rechnung zu machen. Mißlich und undankbar erschien es bald, die schwachen charakteristischen Elemente der Rollen auszubilden und in's Licht zu stellen; viel sicherer war es, sich von dem lyrischen Wellenschlage des Jambus wiegen und von der anschwellenden Woge von Schiller's schönen Gedanken zu bequemen Triumphen tragen zu lassen. Es gehörten nur geringe, bald zu gewinnende Schwimmerkünste dazu: um den Beifall, den eigentlich der Dichter erwarb, mit dem Netz des Schauspielers einzufangen.

Bis jetzt hatten die Häupter der alten natürlichen Schule noch das Ueberhandnehmen der Deklamationsmanier verhindert; in Wien, Berlin, Hamburg u. s. w. konnte sie noch nicht aufkommen. Aber Weimars Beispiel, die Verführung der Schiller'schen Verse, war zu groß, die Bildung der Schauspieler zu gering, um dagegen zu waffnen, und das Verderben, das Kotzebue mit seinen hohlen Charakteren gesäet, brachte Schiller jetzt zur Reife. Literarische Gemeinheit und hochpoetischer Adel verbündeten sich seltsamer Weise: die Schauspielkunst von ihrer wesentlichen Aufgabe, der Menschendarstellung, abzulenken.

Schon machten scharfblickende Kenner, wie Ludwig Tieck, in warmer Sympathie für die Schauspielkunst, auf die wachsende Gefahr des aushöhlenden Deklamationswesens aufmerksam, aber das Publikum war zu sehr von dem Gewinn der rythmischen Formen, von der geistigen Gewalt seiner großen Dichter berauscht, als daß es an den Rückschritt geglaubt hätte, der sich in diesem Fortschritte barg; an diese

Gefahr: daß der Gedanke die Charakteristik, das Wort die Handlung verdrängen werde.

Dazu rissen die großen Muster alle nachwachsenden Dichter in ihre Bahn. Alles warf sich in die poetische Form, ohne den Geist zu besitzen, der sie erfüllen muß, und immer dürftiger wurde nun der Schauspielkunst das Element der Charakteristik zugemessen. Das Genie Heinrichs von Kleist wurde verkannt, erst gegen Ende dieser Epoche wurde er auf der Bühne und nur durch die Umarbeitung bekannt, welche Holbein mit seinem Käthchen vorgenommen hatte. Im bürgerlichen Drama, das die Praktiker Iffland, Holbein, Vogel, Schmidt u. A. cultivirten, zeichnete Ludwig Robert durch sein Trauerspiel: die Macht der Verhältnisse, sich glänzend aus. Im Lustspiele stellte er sich zu Müllner, Contessa, Schall, v. Steigentesch, Julius v. Voß u. A., denen die Schauspielkunst viel Schätzenswerthes zu danken hatte. In Uebersetzungen und Bearbeitungen machten Castelli und Theodor Hell vor Andern sich beliebt.

Das Trauerspiel dagegen war fast gänzlich der Nachahmung Schiller's verfallen. Collin, Theodor Körner, Klingemann u. A. nährten wenig mehr als die formelle Technik. Zacharias Werner brachte allerdings neue Kraft und eigenthümliches Leben, das aber bald in's Fantastische ausartete. Müllner, der Werner's modern-romantische Schicksalsidee fortspann, war der erste, der den trügerischen Reiz der modernen, unnatürlichen Spannung in die Theatergestalten brachte; dies Gemisch von überreizten, krankhaften Stimmungen, das, so charakteristisch es schien, doch der Schauspielkunst eigentlich gesunde Naturmotive nicht bot. Das Uebergewicht der Rhetorik vermehrte auch er, machte in Nachahmung der spanischen Formen, durch epigrammische Wendungen

und den Reiz des Trochäus beliebt. Die schöne Sprache war eigentlich das, an dem das Publikum sich mehr als an dem Inhalt des Stückes interessirte. Auch die Formen fremder Nationalitäten fing man an, nachzuahmen. Immer dringender machte sich die Gründung von Theaterschulen geltend, in denen Schauspieler die vorbereitende Fachbildung erlangen sollten, und doch war der allgemeine Bildungszustand der Schauspieler noch derselbe, noch fehlte im Ganzen der eigene Fortbildungstrieb. Nur das Verhältniß des Standes zur bürgerlichen Gesellschaft gestaltete sich günstiger, wozu die größere Sicherstellung ihrer äußeren Lage nicht wenig beitrug. Die Angriffe gegen die Moralität der Schaubühne waren beinahe ganz verschwunden und wie weit die Ansicht vom Wesen des Theaters selbst unter den Geistlichen vorgedrungen war, beweist eine Vorlesung des Predigers Dräsecke in Bremen (1815): über die Darstellung des Heiligen auf der Bühne. Er sagt darin: Die Kunstwelt ruht auf sich selber, ist in sich selbst beschlossen. Man kann als vernünftiger Mensch ebenso wenig fragen: wozu die Kunst diene? als man fragen kann: wozu der Glaube, die Tugend, die Weisheit diene? Und es heißt die Kunst, die freie, erniedrigen, wenn man an ihrer königlichen Hand um Brod, oder, was ebenso schlecht ist, um Beifall bettelt; oder mit ihr beschäftigt, irgend etwas Anderes als sie selbst meint."

Er fragt nun: warum die höchsten, die heiligen Gegenstände der Bühne verwehrt sein sollen, deren Darstellung doch den bildenden Künsten zugelassen wird? „Kann das in ihrem Verhältniß zur Darstellung des Heiligen etwas ändern, daß der scenische Künstler durch seine Mienen, Geberden, Stellungen, Worte das bewirkt, wofür der Maler Farben, der Bildhauer den Marmor hat? Und daß bei dem

Schauspieler Künstler und Kunstwerk in Eins verschmelzen, während bei allen andern beides getrennt erscheint? — Ich sehe hieraus für die Bühne nichts Nachtheiliges folgen. — Auch das Spiel, als Kunst betrachtet, ist hoher Ernst. Es werde nur Alles recht verstanden, recht geschieden!" —

Nun führt er aus, daß der Schauspieler das Heilige nur an sich darstellen wolle und keineswegs die Prätension mache: seine Individualität als dessen Erfüllung gelten zu lassen; wie denn auch die Zuschauer, trotz aller erwünschten Kunsttäuschung, den Schauspieler nicht mit der dargestellten Person verwechseln. „Es kann folglich, „schließt er, „nicht von Heuchelei und dergleichen die Rede sein, weil ja hier Niemand betrogen werden soll, und wer sich gleichwohl betrogen fühlte, sich selbst betrogen haben müßte.

Dräsecke giebt aber zu: daß, wie für die theatralische Kunst nicht Alles ausführbar sei, aus äußeren Gründen, es auch moralisch zu große Gegenstände für sie gäbe. Den übrigen Künsten wäre das Heiligste darzustellen eher vergönnt, weil sie der Phantasie noch freien Spielraum lassen: was ihr angedeutet wird, weiter auszuführen, die Bühne dagegen nur unternehmen dürfe, was sie auch zu vollerem Genügen der Einbildungskraft darzustellen vermöge.

„Moralisch zu groß würde sein eine Gesetzgebung auf dem Sinai, eine Oelbergsscene, eine Kreuzigung, eine Auferstehung, eine Himmelfahrt. Diese Gegenstände erheben sich theils schon als symbolisirte Ideen, die das Höchste umfassen, was in eine Menschenseele kommen kann und die man daher lieber im Gemüthe trägt, still und heilig, als durch ein gar zu körperliches Bild gleichsam äußerlich verwirklicht und dadurch ihrer Herrlichkeit entäußert sieht; theils auch steigen sie, als für sich allein stehende Facta, zu sehr hinweg über alle gewöhnliche Maße in den Erscheinungen des Le-

bens, als daß sie zwischen den Coulissen nicht verkümmern und eben in dieser Verkümmerung alle Würde der Kunst aufheben sollten.

Aber außer diesen großen geheimnißvollen Akten ist die Religion auch ein integrirender Theil des Menschenwesens, ist der Hauptfaden, der sich durch das Gewebe des Menschenlebens, als eines übersinnlichen Daseins, fortspinnt. So gedacht hat die Religion nichts, was sie der Bühne entzöge. Sie gehört sogar auf die Bühne. Noch mehr: die Bühne darf sich, was ihr gehört, nicht streitig machen lassen, auch wenn der Mißverstand damit umginge; oder sie weihete sich einer freiwilligen, aber unverzeihlichen Erniedrigung, und raubte ihrer Krone die schönste Perle. Ein Luther, Bannflüche nicht achtend und vor Kaisern und Fürsten nicht zitternd, ein Paulus zu Athen oder zu Ephesus, oder zu Jerusalem, oder zu Rom, für den neuen Glauben wirkend und zum Märtyrertod sich bereitend; ein Johannes, im Gefängnisse derselbe wie an Herodes Hoflager und an den Ufern des Jordan; diese und ähnliche sind aus keinen statthaften Gründen moralisch zu groß für die Bühne. — Schande für den Dichter, oder für den Schauspieler, oder für das Publikum, wenn irgendwo die Perle solcher Vorwürfe zertreten wird! Die Kunst hat dies nie zu verantworten. Auch am Altare kann Göttliches zu Spott werden unter ungeweihten Händen."

Solche Ansichten schienen der Bühne wieder ihr altes Recht zurückzugeben: sich als Dienerin des göttlichen Wortes im weiteren Sinne zu betrachten. Die Aufführung der Weihe der Kraft, des standhaften Prinzen, der Andacht zum Kreuz, des Saul von Alfieri, des Moses von Klingemann, des Johannes von Krummacher, der Jephtha von L. Robert u. A., gaben in der That dem Repertoire eine fast vergessene Physiognomie wieder. Aber die fromme Miene hielt

nicht lange an, nahm sich auch, bei der alten, bunten Zusammensetzung, neben den ärgsten Fratzen wunderlich genug aus. Denn das burleske Element behauptete sich fortdauernd neben den Erscheinungen des reinsten und ernstesten Geschmacks.

An Theatern, wo jeden Abend gespielt wurde und die zum täglichen Brode gewordene Kunst durch Abwechselung gewürzt werden mußte, mochte das kunterbunte Repertoire allenfalls Entschuldigung finden; aber auch die Hoftheater, welche wie in Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim, Dresden, Weimar, Dessau ꝛc. höchstens vier, wohl auch nur zwei Spieltage in der Woche hatten, — ihr Publikum also sehr wohl durch ein abwechselndes Repertoire innerhalb der Grenzen des besseren Geschmacks hätten fesseln können — auch diese zeigten sich völlig festgefahren im Gleise des alten Herkommens, und spielten auf ein und derselben Bühne, mit ein und demselben Kunstpersonale Alles, von der geistlosesten Hanswurstiade bis zum abstrakt literarischen Experiment. Selbst Goethe's Direction huldigte diesem Mischmasch des Repertoires. Er fügte sich hierin den Forderungen des hohen und niedern Publikums, obgleich er sich des Nachtheils davon deutlich bewußt war.

„Es wird schwer halten," sagt er zu Eckermann, „daß das deutsche Publikum zu einer Art von Urtheil komme, wie man es etwa in Italien und Frankreich findet. Und zwar ist es besonders hinderlich, daß auf unseren Bühnen Alles durcheinander gegeben wird. An derselben Stelle, wo wir gestern den Hamlet sahen, sehen wir heute den Staberl, und wo uns morgen Don Juan entzückt, sollen wir übermorgen an den Späßen des neuen Sonntagskindes Gefallen finden. Dadurch entsteht bei dem Publikum eine Confusion im Urtheil, eine Vermengung der verschiedenen Gattungen, die es nie gehörig schätzen und begreifen

lernt. Und dann hat Jeder seine individuellen Forderungen und seine persönlichen Wünsche, mit denen er sich wieder nach der Stelle wendet, wo er sie realisirt fand. An demselben Baume, wo er heute Feigen gepflückt, will er sie morgen wieder pflücken, und er würde ein sehr verdrießliches Gesicht machen, wenn etwa über Nacht Schlehen gewachsen wären. Ist aber Jemand Freund von Schlehen, der wendet sich an die Dornen.

Schiller hatte den guten Gedanken, ein eigenes Haus für die Tragödie zu bauen, auch jede Woche ein Stück bloß für Männer zu geben; allein dies setzte eine sehr große Residenz voraus und war in unseren kleinen Verhältnissen nicht zu realisiren."

Des Nachtheils, den diese Vermengung auch für die Schauspielkunst haben mußte, erwähnt Goethe hierbei nicht, aber er liegt am Tage. Nicht nur, daß das Publikum zu derselben Verwirrung der Erwartungen von den Künstlern, wie von dem Orte, wo sie spielten, veranlaßt wurde, auch die Darsteller wurden, bei so extremen Aufgaben, in der Spielweise bald hier bald dorthin gezogen. Wie oft schlichen sich Burleskenmanieren in's Trauerspiel ein und umgekehrt wohl das ideale Pathos in die Posse. Ein aus allzu heterogenen Elementen gemischtes Repertoire läßt schlechterdings die Ausbildung eines reinen Styles der Darstellung nicht zu. Ludwig Devrient's Genie mochte der Klippe Hohn sprechen, welche darin lag: heut den König Lear und morgen Schneider Kakadu oder gar Frau Rußkachel zu spielen, den Kunstgenossenschaften aber, wie den Theaterbesuchern im Allgemeinen, mußte das Durcheinander des deutschen Repertoires geschmackverderblich bleiben.

Das am weitesten ausgebildete theatralische Leben in Wien hatte das Aergste dieses Uebelstandes bereits beseitigt und der Burleske besondere Bühnen und be-

sondere Schauspieler angewiesen. Jetzt suchte man dort auch die Absonderung Gattung, die der Oper, anzubahnen. Oper und Schauspiel wurden zwar noch auf beiden kaiserl. Theatern abwechselnd gegeben, aber Schreivogel und Treitschke suchten doch die Kunstpersonale zu sondern und jedes für sich zu consolidiren; dies wurde für die Schauspielkunst mit jedem Tage wichtiger und nothwendiger.

Die Spielweise der Hiller'schen, Dittersdorf'schen, Salieri'schen, so wie der französischen leichten Opern hatte die Schauspielkunst von ihrer natürchen Entwickelung nicht abgelenkt, Gluck und Mozart hatten sogar ihren idealen Fortschritt vorbereiten helfen. Die Talente, welche zugleich der Oper und dem Schauspiele angehörten, hatten in beiden fast gleiche Darstellungsweise inne halten könne; nur geringe Steigerung des Vortrages und der Geberde forderte der musikalische Ausdruck dieser Meister. Auch Mehul, Cherubini und die gleichzeitigen französischen Componisten blieben noch dem natürlichen Ausdrucke treu.

Beethoven, der mit seinem Fidelio bisher ungeahnte Tiefen der Innerlichkeit und des Ausdrucks eröffnete, führte sogar die mimische Darstellung zur größten Einfachheit und individuellen Charakteristik zurück. Es ist eine sehr bemerkenswerthe Eigenheit, daß die Rollen im Fidelio sämmtlich wie die eines Schauspiels auszuführen sind; der musikalische Ausdruck fordert nicht die geringste Uebertreibung des Spieles.

Bisher waren die italienischen Componisten es allein, die in ihrer Virtuosität, neben dem Mangel an Charakteristik, das opernhafte Spiel, die bedeutungslosen Bewegungen, den outrirten Ausdruck herausgefordert hatten.

Gleichzeitig mit Beethoven aber, und sogleich

mit stürmischem Erfolge, war ein Genie auf dem Kampfplatz erschienen, das den Schmelz des italienischen Feuers mit dem dramatischen Verstande der Franzosen zu vereinen wußte und, ganz im Gegensatz zu Beethoven's Innerlichkeit, die Aeußerung des Ausdrucks auf das Gewaltsamste steigerte. Es war Spontini, der mit seiner Vestalin und dem Fernand Cortez den entschiedensten Einfluß auf die Operncomposition gewann. Die Heftigkeit und Gluth der Leidenschaft ging nun in ungestümer Gewalt bis an die Grenze des menschlichen Ausdrucks und der menschlichen Kraft; hier mußte also auch die Darstellungsweise gewaltsam und outrirt werden. Jetzt war es Zeit, die Oper vom Schauspiel zu trennen, damit die übertriebenen Accente, welche Spontini einführte, nicht von der einreißenden Declamationsmanier der Tragödie — der sie so nah lagen — aufgegriffen würden.

Wie verhielt sich nun diesen mannichfachen Bereicherungen, diesem lebhaften Aufschwunge des theatralischen Lebens gegenüber die Theilnahme des Publikums?

Sie war massenhaft gestiegen, sie mehrte sich mit jedem Tage, schon mußte man den Zuschauern mehr Raum in den Theatern schaffen — aber diese Theilnahme fing an ihre Innigkeit zu verlieren. Das kennerhafte und feingestimmte Parterre, das Schröder in Hamburg gesammelt, das im ersten Jahrzehent der Iffland'schen Direction in Berlin, während der Glanzepoche in Weimar existirt und im Wiener Burgtheater sich fort und fort erhalten hatte, das aufmerksam jedes Dichterwort, jede Miene und Bewegung, jede Schwebung in der Declamation des Schauspielers verfolgte, das ein und dasselbe Stück immer wieder sehen konnte und seine Lust daran hatte, zu sehen, ob dieser oder jener Moment dem Künstler wieder ge-

lingen, oder ob er eine neue Nuance in demselben anbringen würde — dies Parterre der wahren Theaterfreunde hatte sich fast überall zerstreut. Der ab- und zuströmenden Menge hatte es Platz gemacht, die, wenn auch mit gespannter Theilnahme, doch mehr aus Neugier, Schaulust, gesellschaftlichem Interesse sich sammelte, keinen fortgesetzten, zusammenhängenden Antheil hegte, den Eindruck des Abends nach seiner Stimmung hinnahm und führerlos heut so und nächstens anders über ein und dieselbe Vorstellung richtete.

Ehedem war die Zahl der Theaterfreunde klein gewesen, verstohlen nur hatte der und jener — besonders unter den jungen Leuten — sich eingefunden, wie warm und nachhaltig aber ihr Antheil, beweisen unter Anderem die vielen werthvollen Portraits von Schauspielern und Schauspielerinnen, welche damals im Stich erschienen, also auch gekauft wurden; während nun, da alle Welt in's Theater ging, da dessen Vorgänge zum Tagesgespräche geworden waren, nicht mehr das Bild des berühmtesten Schauspielers die Herausgabe bezahlt machte.

Die Theilnahme des Publikums war allgemeiner geworden, aber flüchtiger.

So war denn auch der laute Beifall gestiegen; doch haben wir ihn noch weit entfernt von dem Mißbrauch unserer Tage zu denken. Der Hervorruf war noch immer eine seltne Ehre, selbst Iffland, der bis jetzt sich am meisten um äußern Beifall bemühte und ihn erlangt hatte, wurde auch bei Gastspielen nicht nach jeder Vorstellung, sondern meistens nur bei den ersten und letzten, als Willkomm und Abschied, hervorgerufen.

Je ausgedehnter und unruhiger das Theaterleben geworden war, um so mehr förderte und verbarg es künstlerische Immoralität. Hier und da wurden schon Beschuldigungen gegen einzelne Schauspieler laut:

daß sie ihren Beifallsdurst auf unerlaubte Weise zu befriedigen suchten, daß Freibillets ihnen den Applaus garantirten, daß sie mit den Journalisten unter eine Decke spielten, wohl auch, da sie sich auf Andere nicht verlassen mochten, mit eigener Feder für ihre kritische Anerkennung sorgten. Solche Schauspieler waren aber damals noch verrufen; die Kunstgenossenschaften wie die Directionen trugen Scheu, sich mit ihnen einzulassen.

Die Beifallssucht der Künstler, so wie die Neuigkeitsgier des Publikums, wurde durch das immer mehr um sich greifende Gastspiel nicht wenig genährt. Goethe war deshalb ein entschiedener Gegner desselben. Auf den Vorwurf: daß er dem Publikum die Bekanntschaft mit fremden Künstlern vorenthalte, antwortete er: „sind sie schlechter als unsere Schauspieler, so wollt Ihr sie nicht sehen, sind sie besser, so sollt Ihr sie nicht sehen". Nur die bedeutendsten, auf deren Besitz Weimar keinen Anspruch machen konnte, die aber seinem Personal zum Muster und zur Befeuerung, dem Publikum zum Maßstab des Geschmackes dienen mochten, wie Iffland, Frau Unzelmann-Bethmann u. A. berief er angelegentlich. Und in diesem Sinne waren die vielen Kunstreisen der ersten Talente durch ganz Deutschland auch von wohlthätigem Einflusse, denn ihre Ausbildung bezeichnete bis zu diesem Momente hin immer noch Fortschritte der Kunstentwickelung im Allgemeinen, deren Verbreitung dringend wünschenswerth war. Andererseits aber war dies Ueberhandnehmen des Gastspiels ein Zeichen, daß die Virtuosität des Einzelnen in der Schauspielkunst anfing, die Geltung der Gesammtwirkung zu überragen; wie denn das Gastspiel selbst offenbar nachtheilig auf die Harmonie der Darstellung wirken mußte.

Denn der Eintritt eines fremden Schauspielers

bringt jederzeit eine fühlbare Alteration des Ensemble hervor. Ist er ein Meister, so wird er den Nachtheil auszugleichen, vielleicht sogar einen neuen Gesammtgeist, und einen bessern, wecken können, aber man ließ damals schon viele mittlere Talente zum Gastspiele zu, weil die Abwechselung Mode war, und weil man sich dadurch bequemer die Bekanntschaft der in Deutschland vorhandenen Talente verschaffen wollte. Hierdurch mußte die Uebereinstimmung des Zusammenspieles zuletzt gänzlich gesprengt und das Repertoire zu einer bloßen Koppel von Paradepferden für die Gastspieler werden, die keinesweges zur Förderung des guten Geschmackes gleichen Strang zogen.

Organisation war es, deren das Theater bedurfte; consequente Ausbildung dessen, was Joseph II., Dalberg und Schröder versucht und gewollt, um die Kunst in sich selbst ihren Schwerpunkt und die Kraft zu fortdauernder Erneuerung finden zu lassen; um sie fähig zu machen, die erlangte Entwicklung den höheren Culturzwecken der menschlichen Gesellschaft anzuschließen.

Und wirklich geschah in dieser Periode auch ein Schritt, der das deutsche Nationaltheater dem eigentlichen Ziele seiner Idee hätte zuführen, es zu dem hätte machen können, was sein Name versprach; der Staat zeigte den Willen, sich der dramatischen Kunst zu bemächtigen.

Die glorreiche Gesetzgebung aus Preußens Unglücksjahren war es, welche auch hierin weit in Deutschlands Zukunft vorausgriff.

In dem am 16. December 1808 zu Königsberg erlassenen Publicandum, betreffend die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden, wurde das Theater den Anstalten zugezählt, welche Einfluß auf die allgemeine Bildung haben, und deshalb, gleich den Akademien der Wissenschaften und Künste, der

Section des Ministeriums für den öffentlichen Unterricht und Cultus untergeordnet.

Diese Maßregel kann einer oberflächlichen Betrachtung unerheblich erscheinen, in der That aber enthält sie die wesentliche Grundlage vollkommenster Ausbildung des theatralischen Lebens nach allen Seiten hin.

Daß die preußische Regierung diese im Sinne gehabt, daß sie den Cultureinfluß der Künste nach seinem ganzen Werthe zu verwenden beabsichtigte, beweist des Ministers Wilhelm von Humboldt 1809 dem Könige überreichter Vorschlag zur Organisation der Musik im ganzen Lande.

Er nennt diese „ein natürliches Band zwischen den unteren und höheren Klassen der Nation" er sagt: „dies ist es, was ihr vorzüglich beim Gottesdienste, dessen ganzer Zweck es ist: alle Glieder der Nation nur als Menschen und ohne die zufälligen Unterschiede der Gesellschaft zu vereinigen, einen so großen Einfluß verschafft".

Findet dies Alles nicht ebenfalls auf die Schauspielkunst die vollste Anwendung? Ist diese menschheitsverbrüdernde Gewalt der theatralischen Wirkung nicht das Argument, womit Schiller seinen Aufsatz über die Schaubühne als moralische Anstalt schließt?

Wilhelm von Humboldt schlägt die Errichtung einer ordentlichen musikalischen Behörde vor, von welcher die Verbesserung der öffentlichen Musik ausgehen und deren Aufsicht sich bis auf die im Dienste der Gemeinden angestellten Musikanten (Kunstpfeifer) erstrecken solle.

Von welchem segensreichen Einfluß konnte nicht erst eine theatralische Behörde werden, von welcher systematische und durchgreifende Verbesserung der Schaubühnen ausgehen und deren Aufsicht sich bis auf die kleinste Wandertruppe im Lande erstrecken würde!

übereinstimmend hätte eine solche Behörde die von Kaiser Joseph ausgesprochene Bestimmung: daß sie zur Verbreitung des guten Geschmackes und zur Veredlung der Sitten wirken solle — in Erfüllung bringen können!

Humboldt fährt fort: „Unleugbar ist, daß die öffentliche Erziehung der Musik nicht entbehren kann, theils um der so leicht einreißenden Rohheit entgegenzuarbeiten, noch mehr aber, um das Gemüth früh an Wohlklang und Rhythmus zu gewöhnen. Man kann es überhaupt nicht genug wiederholen: Kunstgenuß ist einer Nation unentbehrlich, wenn sie noch irgend für etwas Höheres empfänglich bleiben will; durch welche Kunst aber ließ sich derselbe bis in die untersten Volksklassen verbreiten, als durch Musik?"

Unfehlbar ist diese Frage — was die tiefgreifende Wirkung betrifft — zu Gunsten der Schauspielkunst zu beantworten, und Alles, was Humboldt sich von der Musik für die öffentliche Erziehung verspricht, kann die Schaubühne in höherem Maaße leisten. Sie sammelt alle Künste in den gewaltigen Brennpunkt des unmittelbaren Lebens, und wirkt nicht nur durch den Reiz des Schönen, sondern auch durch bestimmte sittliche Anwendung.

Wenn die Verordnung vom 16. December 1803 in allen ihren Folgerungen zur Ausführung gekommen wäre, wie die Gesinnung des Ministers es verhieß, so wäre damit der dramatischen Kunst ein organisches Gedeihen garantirt gewesen. Das theatralische Leben würde eine systematische Entwickelung genommen haben, wie der Staat sie allen seinen Anstalten bereiten muß, und ganz von selbst würde sich die Befriedigung aller Forderungen ergeben haben, welche schon so lange an die Bühne und an den Schauspielerstand gemacht worden waren.

Aber die Zeit war noch nicht gekommen, die Kunst

in das höhere Stadium ihres Lebens und Wirkens, in das der staatlichen Bedeutung zu heben. Die Ausführung jener Verordnung verstieß in Berlin gegen die genaueren Beziehungen des Hofes zum Theater, welche Iffland eifrig zu erhalten bemüht war. Zunächst mochte ihn dabei seine persönliche Neigung, dann aber auch die Ueberzeugung leiten, daß das Theater noch einige Zeit als ein Schooßkind des Hofes erhalten werden müsse, weil die Zugeständnisse und materiellen Vortheile, welche es zu seinem Flor brauchte, nur durch die Gunst des Hofes zu erlangen seien.

Die Geschichte, die immer durch ihren Verlauf die Nothwendigkeit der Dinge darthut, hat durch ihre nächste Periode dieser Ansicht beigestimmt.

So kam es denn, daß die Oberaufsicht des Cultus-Ministeriums nur dürftigen Einfluß äußern konnte, auch bald formell gestürzt wurde, als Preußen überhaupt die Schwingen seines Staatslebens wieder kürzte.

Die veränderten Bestimmungen über die Verfassung der Behörden vom 27. October 1810 rangirten das Theater unter die öffentlichen Anstalten zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen, und überwiesen es der Polizei, mit Ausnahme der Theater in den Residenzien, welche in Absicht auf ihre Direction vom Hofe ressortiren sollten.

Dem Ministerium für Cultus und Unterricht wurde nur noch überlassen, falls es in Absicht auf das Theater Bemerkungen zu machen habe, solche dem Staatskanzler oder dem Polizeichef mitzutheilen.

Das war das niederschlagende Ende eines erhebenden Anfangs. Zu einer öffentlichen Anstalt zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen — eine Bezeichnung, welche die schimpflichste Deutung herausforder — war das Theater erniedrigt. So tief, wie sie fast

niemals in der Schätzung gestanden hätte, eine Kunst herabgesetzt, welche durch ihre merkwürdige Elasticität ein so erstaunlich rasches Wachsthum gezeigt und endlich eine gerechte Anerkennung der erleuchtetsten Staatsmänner gefunden hatte.

Denn welche Kunst, welche Wissenschaft oder andere menschliche Thätigkeit hat einen so wunderbaren Entwicklungsprozeß aufzuweisen, als die deutsche Schauspielkunst?

Aus den untersten Volksschichten hervorgewachsen sahen wir sie bis in's siebenzehnte Jahrhundert eine trotzige Unabhängigkeit bis zur Verwilderung treiben; daraus mit beispielloser Energie sich aufreißen, nur von fremdländischer Poesie genährt, die erste Achtung der Nation erringen, und dadurch die vaterländische dramatische Literatur erst erwecken und sich nachziehen.

Es ist oft gesagt worden: Deutschland habe eher Schauspieler als Schauspielerinnen gehabt; im Grunde liegt das in der Natur der dramatischen Kunst, nur hat in keinem andern Lande die Dichtkunst so lange auf Förderung der Bühne warten lassen.

Als aber nun unsere modeene Literatur erstand, mit welcher Hingebung hat die Schauspielkunst ihrem Aufschwunge gedient! Mit wie viel Kämpfen und Plagen haben ihre begeisterten Vorkämpfer jeden Fortschritt erkauft! Und dennoch, Trägerin des Köstlichsten, was der Geist unseres Volkes geschaffen, ist sie, wenn auch beliebt, doch geringschätzt geblieben; ihr buntes lustiges Leben, welche eine Menge von Menschenopfern hat es verschlungen! Von einem glänzenden Resultate zum andern fortgewachsen, haben alle ihre Führer doch entmuthigt und am Gelingen ihrer Mühen verzagend die Zügel aus der Hand gelegt.

Keine Kunst hat mehr Heroen und Märtyrer, als

die Schauspielkunst aufzuweisen. Denn die Häupter der Schulen haben mit ihrem Einfluß auf die Kunst zugleich einen sittlichen ausgeübt, sie mußten ihr besseres Wollen gegen den Widerstand der festgesessenen Gewohnheit, des Vorurtheils und der Gemeinheit durchsetzen. Alle großen Führer der Schauspielkunst mußten bedeutende Charaktere sein.

Und nun, da die — mit anderen Völkern verglichen — über hundertjährige Versäumniß der deutschen Schauspielkunst in raschem Fluge rühmlich eingebracht, da der Gipfel des Parnaß erstürmt, der Lorbeer mit der Dichtkunst getheilt war, jetzt muß der Freund der Kunst mit sorgenvollem Blick umhersehen: welch eine Stelle in der Kette des Nationallebens wohl das Theater finden werde?

Dies lebendige Auge des Völkerlebens, das von jeder Regung desselben beseelt wird, das Alles auffaßt, Alles wiederspiegelt, und dem man jede Freude, jedes Leiden des großen Organismus ansehen kann, dieser treue, lebenswarme Seelenspiegel, er war dem deutschen Volke geworden, so weit die Kunst ihn verschaffen konnte. Dem Antheile jedes Standes, jeder Bildungsstufe, jedes Geschmackes war genug gethan, nichts regte sich in der Nation, was nicht auf der Bühne vertreten war. Von der harmlos lustigen Volksposse bis zur hochpoetischen Tragödie, die ganze Stufenleiter der verschiedensten Gattungen, gesunde und krankhafte, alle bewegte sie der Pulsschlag der Zeit. Was wird nun — das ist die bange Frage dieses geschichtlichen Wendepunktes — was wird nun geschen, um die Kunst selbstständig und gesund zu erhalten und stark gegen die Versuchungen, die wir rings um sie gelagert gesehen haben, damit sie dem Volke wirklich sei, was sie ihm sein soll?

In diesem Momente, wo Deutschland das fremde Joch abgeschüttelt hatte, ein neuer Völkerfrühling über

Deutschland hinwehte und ihm eine freie und selbstständige Entfaltung seines Lebens verhieß, jetzt durfte doch auch die Schauspielkunst hoffen, ihren wichtigen Platz in der organischen Bewegung des Nationallebens einzunehmen.

Sie durfte es hoffen, weil sie, ihrer Natur nach, jede Regung der Nation zu theilen hat. Aber sie theilt auch ihre Schicksale. Das ist die einzige Deutung für ihre nächste Zukunft. Nichts bewegt den gewaltigen Körper der Zeit, was nicht auch den Herzschlag der kleinen Kunstwelt bestimmte, und was dem ganzen Volke widerfährt, geschieht auch seiner Bühne.

Zum Schluß nur noch die Bemerkung, daß man in neuerer Zeit unter dem Namen Volkstheater auch die kleinen Bühnen versteht, die in den Vorstädten größerer Städte, in Gärten und Lustorten ihr vorübergehendes Domicil aufschlagen und von Leuten aus den niederen Ständen vorzugsweise besucht werden. Diese Theater gehören, was Spielweise, Ausstattung und überhaupt geistige Belebung betrifft, auf die unterste Stufe. Sie bringen selten mehr als Farcen, Possen, Spektakelstücke oder Zauberstücke.

Volksthum. So wenig eine Mumie ein Mensch ist, und so wenig eine Gemeinde schläft, oder ißt, oder trinkt, wenn gleich dies alle ihre einzelnen Mitglieder thun, eben so wenig ist ein Volk jede Menschenmenge, die Abstammung, Sprache, Sitten u. dergl. gemein hat. Ein Volk wird sie erst dann, wenn sie anderen Menschen gegenüber sich als Einheit und als abgeschlossenes Ganze fühlt und erkennt. Der Inbegriff dessen, worauf dies Gefühl und Bewußtsein der ausschließlichen Einheit beruht, heißt Volksthum und ist von dem Begriffe eines Volkes eben so untrennbar, wie von dem einzelnen Menschen seine Eigenthümlichkeit. Hiernach beantwortet sich sehr leicht und einfach eine Frage, welche so oft von den Vertretern der

öffentlichen Meinung als vermeintliches Meduſenſchild entgegengehalten wird, die Frage: Wer iſt denn das Volk? — Das Volk ſind, je nach der Richtung der Frage: 1) diejenigen, in welchen ſich die in der Geſchichte offenbarte Volkseigenthümlichkeit abſpiegelt, und 2) diejenigen, in welchen das Bewußtſein und das Gefühl der Volkseinheit lebendig geworden iſt. Das Volk ſind alſo die höheren Stände nur in ſo fern, als ſie noch nicht in europäiſcher Weltbildung ihre Volkseigenthümlichkeit verſcherzt haben; als Volk erſcheint der große Haufe nie, wo er bloß dem thieriſchen Triebe der Selbſtſucht folgt. Damit löſt ſich auch die Frage: was Volksdichtung, Volksgeſang ꝛc. ſei. Es löſt jene Begriffsbeſtimmung auch die mehr in den Kreis dieſes Werkes fallenden Fragen: was Volkswille ſei, welche Bedeutung er habe, und wie weit recht und zweckmäßig ſei, auf ihn einzuwirken? Daß des Volkes Wille nicht ſei, was ein aufgeregter wilder Haufe verlangt — iſt eine Wahrheit, die oft genug gemißbraucht worden iſt, um Aeußerungen der öffentlichen Weinung vornehm zurückzuweiſen. Eben ſo gewiß iſt aber auch des Volkes Wille nicht, was ſolche dafür ausgeben, die zwar nach geſchriebenem Rechte es vor der Staatsgewalt vertreten, die aber nicht durch freie und um des Gemeinwohls willen vollzogene Weiſe dazu berufen worden ſind. Volkswille iſt eben ſo wenig, was eine unter den Ketten der Cenſur keuchende Preſſe zu liſpeln und zu betteln wagt, denn nur der ganze Wille iſt ein wahrer. Deswegen muß zugegeben werden, daß überall, wo die Preſſe gefeſſelt, wo die Volksvertretung auf juriſtiſchen Fiktionen gebaut iſt, und wo endlich auch die Aeußerung der öffentlichen Meinung in freien Volksverſammlungen verſchloſſen iſt — der Volkswille ſich nicht in ſeiner wahren Geſtalt äußern kann, und daß er alſo da erlauſcht und errathen werden muß. Ver-

nichtet ist er aber damit keineswegs; er lebt und wirkt, wie der Mensch im Kerker und in Fesseln, immer fort, und bleibt auch erkennbar dem, welcher, mit der Geschichte und Eigenthümlichkeit seines Volkes vertraut, gleichsam am eigenen Pulse fühlt, welchen Eindruck jede äußere Erscheinung auf das Volksthum und somit auf das Volk machen muß. Dies zu wissen ist von höchster Bedeutung für Jeden, die im Volke leben und für und durch es wirken will. Es ist dies Wissen um so wichtiger, je weiter er sich den Kreis seines Wirkens zieht. Denn er muß den Boden kennen, in den er pflanzen, und den Pflug, mit dem er ackern will: sonst wird seine Mühe unendlich und gleichwohl ihr Erfolg eben so dürftig als vergänglich sein. Ein geistreicher Volksvertreter hat irgendwo geäußert: die Volkssouverainetät sei nicht bloß ein Grundsatz, sie sei auch eine Thatsache. Wir möchten sagen, sie sei bloß das Letzte. Denn Alles, was im öffentlichen Leben gelingen und dauern soll, muß auf dem Willen der Gesammtheit beruhen. Auch ein Chosrew-Pascha bemühte sich um die Gunst der Menge, gewiß nicht aus Achtung vor ihr, sondern weil sie es ist, durch deren Kräfte regiert wird. Ja, die bitterste Verhöhnung des Volkswillens, die Beschränkung der Preßfreiheit, ist nicht Anderes, als das Bekenntniß, daß die höchste Gewalt die Billigung des Volkes für sich haben müsse; denn nur deswegen sucht man den Tadel fern zu halten. Ob dies zweckmäßig, ob dies ein Mittel sei, das Volk zu veredeln und zu beglücken? Schwerlich! — Auch der chinesische Schuh und der russische Schnürleib geben dem Körper die Gestalt, welche man ihm gegeben sehen will. Nur gesunder und kräftiger machen sie ihn sicher nicht! Wohl muß das Volk, wie der einzelne Mensch, erzogen werden; wohl muß das Volksthum, wie die Seele des Einzelnen, gebildet und gelenkt werden.

Aber erstlich muß dieses um seiner selbst willen geschehen; denn das Volk ist, wie der einzelne Mensch, sich selbst Zweck, kann nie Mittel für Zwecke Anderer werden — das erheischt das Recht; sodann muß die Erziehung und Ausbildung des Volksthums, wie die des Einzelnen, gelenkt werden, nicht erzwungen — das fordert die Vernunft. Die Vernunft, weil in der menschlichen Natur Gutes und Böses auf's Innigste verschmolzen ist, so daß man kein Laster ausrotten kann, ohne zugleich eine Tugend zu bedrohen. Jean Pauls Lehre: daß man böse Neigungen der Kinder nur unschädlich machen sollte durch Stärkung der ihnen entgegengesetzten Tugenden — ist eben so wahr für die Erziehung der Völker. So wenig die Mäßigkeitsvereine den Branntwein verbannen werden, ehe sie der Armuth ein gleich wohlfeiles Erquickungsmittel reichen, eben so wenig wird es gelingen, von unseren öffentlichen Vergnügungen Völlerei und Unzucht durch Strafpredigten und Polizei zu verbannen; nur Erweckung und Empfänglichkeit für reinere Genüsse, in freier Besprechung öffentlicher Angelegenheiten, in Sängervereinen und Turnübungen wird zu diesem Ziele führen. Eben so giebt es gegen die Scheinheiligkeit der Frömmler, wie gegen hohle Freigeisterei kein sicheres Mittel, als wenn die Kirche sich frei und wahr mitten in's Leben stellt, des Volkes Feste mitfeiert, wie sie seine Lasten mitträgt; nur wo sie ihm vorangeht, wird es gern folgen, aufhalten läßt es sich nicht von ihr. Wie freudig nahm unser Volk das Christenthum auf! Sein Naturglaube fand darin nur Aufklärung, nur Beruhigung, nichts ihm Fremdes! Daß Allvater seinen Sohn vom Himmel geschickt habe, zu verkünden: alle Menschen seien seine Kinder und unter sich Brüder — das mußte der alte Deutsche ganz in der Ordnung finden, und daß zu seiner Welt voll Elfen und Kobolden noch ein Himmel

voll Heiligen kam, war eine Bereicherung, die er sich gern gefallen lassen konnte. Aber er glaubte, weil er überzeugt war, und darum nie unbedingt. Die geistesfrischesten aller deutschen Völker, die Gothen, wurden Arianer, die Inquisition drang nicht über den Rhein vor, und aus dem Herzen Deutschlands verbreitete sich das Licht der Glaubensfreiheit über alle germanischen Völker. Selbst der Katholicismus ist in Deutschland ein anderer, als in den Ländern romanischer Art, die Kirche kann Hermes verleugnen, aber kein Deutscher betet anders, als in seinem Geiste. So gern und innig das deutsche Volk die christliche Religion aufnahm, so heilig es sie in ihrer ursprunglichen Reinheit zu erhalten weiß, so kräftig sträubte es sich gegen die Einführung fremdartiger Gesetze und Rechtsanstalten. Nur Schritt vor Schritt, und nicht ohne vielfache Zugeständnisse, wich das deutsche Recht dem römischen, das öffentliche Verfahren dem geheimen, und kaum erwachte nach Jahrhunderte langem Schlummer des Selbstbewußtsein unseres Volkes wieder, so rief es laut und einmüthig nach Wiederherstellung jener uralten Einrichtungen. Was die Bewohner des linken Rheinufers mit der ihnen nie liebgewordenen Herrschaft des großen Despoten aussöhnte, was sie noch jetzt dankbar gegen sein Andenken und gegen Frankreich macht, was war es Anderes, als die — leider so kümmerliche — Wiederherstellung jener uralten Einrichtungen und eines geordneten einfachen Rechtszustandes während der Franzosenherrschaft? Man folge dem Beispiele diesseits des Rheins, und der letzte Grund zur Angst vor Franzosenliebe wird verschwinden! Weiter: Zugleich mit einem deutscheren Rechtsleben brachten die Franzosen auch eine Gesetzgebung über die Ehe mit, welche so undeutsch als möglich war; sie ist eben so wenig in das Volksleben übergegangen, wie vor Jahrhunderten die römische!

Hauptzüge unseres Volksthums sind Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe. Sie sind aber auch die Wurzeln von Fehlern, die besonders im öffentlichen Leben wirksam und nachtheilig werden. Oder ist es nicht übertriebene Liebe zur Wahrheit, was den Deutschen verführt, sie bloß um ihrer selbst willen zu suchen und darüber ihre Anwendung auf's Leben zu vernachlässigen? Ist es nicht übertriebene Gerechtigkeit, was ihn blind macht gegen eigene Vorzüge, schüchtern in Behauptung eigenen Rechtes, aus Besorgniß, fremdes zu verletzen? Soll man deswegen Wahrheit und Gerechtigkeit verfolgen oder gehässig machen? Gewiß nicht! Man soll aber, um jener Verirrung der Wahrheitsliebe entgegen zu wirken, thätigen Gemeinsinn wecken, der die Denker und Forscher aus überirdischen Sphären herabzieht in's wirkliche Leben und anlockt, ihren Mitbürgern nützlich zu machen; man soll Sinn für Forschung und Achtung vor der Wissenschaft im Volke verbreiten, damit es der Forscher verstehen und würdigen lernt. Der übertriebenen Rechtsachtung gegenüber muß ein edles Selbstgefühl erzogen werden, das freilich nie ein ganzes Volksthum, anderen Völkern gegenüber, beseelen wird, so lange der einzelne Mann es nicht seinen Mitbürgern und der Gesammtheit gegenüber im Busen trägt. Uebertriebene Wahrheits- und Rechtsliebe sind es zumeist, was in Deutschland da und dort Mißbräuche der Preßfreiheit, Mißbräuche der Redefreiheit veranlaßt hat (selbstische Beweggründe hat noch keine noch so scharfe Untersuchung enthüllt!), aber durch Unterdrückung der Rede- und Preßfreiheit hat man das Rechts- und Wahrheitsgefühl Aller beleidigt und den Beistand derer verscherzt, welchen Recht und Wahrheit zu ehrwürdig sind, um ihnen anders als im Herzen zu huldigen, so lange das Wort nicht frei, also nicht würdig ist, dem Höchsten zu dienen. — Ein Werk über deutsches

Volksthum besitzen wir, und kein anderes Volk dürfte ein ähnliches aufzuweisen haben! Den ersten Morgenstrahl der Wiedergeburt unseres deutschen Volkslebens haben Jahn damit begrüßt; er hat damit bewiesen, daß seine Begeisterung nicht bloß gefühlt, daß sie auch verstanden und begriffen war; er hat damit Hunderte sich selbst klar gemacht, im Guten gestärkt und für Volksthum und Vaterland begeistert. Jeder deutsche Jüngling sollte „Jahn's deutsches Volksthum" gelesen, kein deutscher Mann es vergessen haben!

Volkstracht, s. d. Artikel Tracht- und Nationaltracht.

Volksunterricht, s. Volksschule, Bd. 229—230.

Volksversammlung. So heißen in freien Staaten die Zusammenkünfte der Freigebornen oder Bürger zur Berathung über das Wohl des Staates. Solche Volksversammlungen fanden sich in Freistaaten des Alterthums, besonders ist uns die Einrichtung der griechischen bekannt.

In Athen konnten an der Volksversammlung (ἐκκλησια) Theil nehmen alle Bürger, ausgenommen die mit der Atimia belegten, Minderjährige und Weiber (wiewohl Weiber zu Cecrops' Zeiten an den Volksversammlungen Theil genommen haben sollen; denn bei dem Streit zwischen Poseidon und Athene um die Ehre, die Stadt zu benennen, soll Athene durch die Stimmen der Weiber den Vorzug erhalten haben). Die Volksversammlungen waren entweder bestimmte (κυριαι ἐκκλησιαι), welche an festgesetzten Tagen gehalten wurden, und zwar alle 35 Tage (der Periode des Prytanenwechsels) vier, von denen die erste, am elften Tage der Prytanie, bestimmt war zur Bestätigung von Magistratswahlen, zur Anhörung von Klagen, die in das Fach der Eisangelie gehörten, Verhandlungen wegen Staatsgütern vorzunehmen

u. dgl.; die zweite, am zwanzigsten Tage der Prytanie, zum Vortrag von Gesuchen Einzelner für das Privat- oder allgemeine Beste; in der dritten, am dreißigsten Tage der Prytanie, bekamen die fremden Gesandten Audienz; die vierte, am 33sten Tage der Prytanie gehalten, nahm besonders Rücksicht auf die Religion. — Außer den ordinairen Volksversammlungen gab es noch außerordentliche (σύγκλητοι ἐκκλησιαι), wozu das Volk besonders eingeladen wurde, während man bei jenen von selbst zusammenkam. Das Recht der Berufung einer solchen Volksversammlung hatten, je nachdem es eine bürgerliche oder eine Kriegsangelegenheit betraf, die Prytanes oder die Strategen. — Noch werden die Katekklesiai (Katakklesiai) als besondere Volksversammlungen erwähnt, zu welchen nicht allein die in der Stadt, sondern auch auf dem Lande Wohnenden gerufen und worin Sachen von großer Wichtigkeit abgehandelt wurden.

Versammlungsorte zu den gewöhnlichen Volksversammlungen waren der Markt, die Pnyx, das Theater des Bacchus; die außerordentlichen waren an keinen Ort gebunden. Die Aufsicht und den Vorsitz bei den Volksversammlungen hatten die Prytanen, welche auch durch einen öffentlichen Anschlag (Programma) die Verhandlungsgegenstände für die nächste Volksversammlung bekannt machten; dann die Proedroi, welche die Verhandlungsgegenstände vortrugen, von denen einer der Epistates war, der das Volk zum Votiren aufforderte; neben ihnen hatten die Nomophylakes den Sitz, welche verhinderten, daß nicht etwas dem Staat Nachtheiliges und überhaupt gegen die Gesetze Streitendes durchgesetzt würde.

Den Magistraten standen auch Zwangsmittel zu, die Bürger zu nöthigen, die Volksversammlungen zu besuchen. Um die Bürger zum fleißigen Besuch der

Volksversammlungen anzuhalten, wurde denen, die zuerst kamen, eine Vergütigung (anfangs von einem Obolos, dann von einem Triobolos) gegeben, daher kam es, daß immer die ärmeren Bürger zuerst da waren. Ausgesetzt wurden diese Zusammenkünfte, wenn ein übles Vorzeichen, ein Sturm, ein Erdbeben u. dgl. sich ereignete.

Vor dem Beginn der Volksversammlung wurde der Platz lustrirt, wozu junge Schweine geschlachtet wurden, dann betete der Herold zu den Göttern, daß die Berathungen der Versammlung zum Besten des Staates sein möchten, und sprach eine Verwünschung gegen die aus, welche etwas dem Staat Nachtheiliges unternehmen, voeschlagen oder begünstigen würden. Nun hielten die Proedroi den Vortrag, worauf die Erlaubniß ertheilt wurde, daß die Einzekneu sich zum Reden erheben möchten: dabei wurde eine genaue Folge des Alters beobachtet. Nun erst votirte das Volk, die Proedroi zählten die Stimmen und bezeichneten darnach den Vorschlag als angenommen oder verworfen. Ueber dieselbe Sache durfte nicht zweimal votirt werden.

Bei den Lacedämoniern waren ebrnfalls zweierlei Volksversammlungen; bei der einen versammelten sich bloß die spartanischen Bürger, bei der andern kamen noch die Abgeordneten der andern lacedämonischen Städte und Bundesgenossen zusammen; in letzteren verhandelte man über Krieg und Frieden, Bündnisse u. dgl.; in den ersteren hielt man Magistratswahlen, besprach sich über die Stadtangelegenheiten u. s. w. Der Versammlungsort war Anfangs auf einem freien Platz, am Fluß Oenus, an der Brücke Babyke, später wurde die Skias dazu eingerichtet. Die Volksversammlungen waren übrigens auch, wie in Athen, entweder ordinaire oder außerordentliche; gestimmt wurde verschieden, z. B. bei Ma-

gistratswahlen durch lautes Zurufen, bei andern Gelegenheiten theilten sich die wider oder für einen Vorschlag Stimmenden in zwei Haufen.

Auch die freien Deutschen hielten ihre Volksversammlungen an bestimmten Tagen des Jahres, am Neu- oder Vollmond, um über allgemeine Angelegenheit zu berathen; besonders um Gerichtspfleger in den Gauen und Ortschaften zu wählen; auch Anklagen auf Leben und Tod konnten hier angebracht werden; kamen außerdem wichtige Sachen vor, wozu die allgemeine Stimme nöthig war, so wurde die Volksversammiung berufen; die Berufung war Sache der Priester. Ueber dem Zusammenkommen vergingen oft zwei bis drei Tage. Man erschien bewaffnet in der Volksversammlung; nachdem die Priester Stillschweigen geboten hatten, trug der König oder ein Edler, oder ein gewichtiger Mann, seine Meinung vor; die Versammelten gaben ihre Stimme entweder durch Murren, wenn der Rath mißfiel, oder durch Zusammenschlagen der Schilde, wenn der Vorschlag Beifall fand, ab. Die Versammelten waren freie Landbesitzer, die von ihren Gau- und Ortsgenossen als Abgeordnete gewählt waren. Die Versammlungsorte waren heilige Haine oder Opferplätze, weil wahrscheinlich zu Anfang und Ende der Versammlungen geopfert wurde; auch Handelsplätze und bekannte Berge (in Sachsen besonders der Kulmberg bei Oschatz, wo die landständischen Versammlungen noch im 13ten Jahrhundert gehalten wurden). Die Zeit war, wenigstens bei den Franken, im Frühling; bis auf Pipin wurden die Volksversammlungen im März, dann im Mai gehalten; vielleicht dienten auch manche Hauptfeste zu Volksversammlungen.

In der neuesten Zeit erlebte Deutschland seine meisten und größten Volksversammlungen immer nur in Tagen der höchsten Aufregung. Nach der Julirevo-

lution war die Volksversammlung zu Hambach die großartigste; nach den Märzstürmen von 1848 war kein Land, ja fast keine Stadt Deutschlands, die nicht wenigstens einmal eine Volksversammlung gesehen hätte. Es ist viel Thörichtes, aber auch manches Gute an solchen Tagen gethan und gesprochen worden; im Allgemeinen gaben diese Volksversammlungen wenigstens ein Zeugniß, daß der Deutsche in dem massenhaften Auftreten des polizeilichen Zuchtstockes entbehren kann, wenn er sich frei bewegen darf; es ist freilich wenig, aber doch etwas gegen die Verkündiger der politischen Volksunreife. Die letzten Volksversammlungen wurden im Hannöverschen gehalten, zu einer Zeit, wo im gesammten übrigen Deutschland der Gedanke daran bereits erdrückt war. Bewaffnete Volksversammlungen waren schon in der Reichsverfassung untersagt. Jetzt ist Alles todt. — S. auch den Art. Versammlung.

Volksvertretung (Vergl. auch die Art. Verfassung und Volksrechte.) Hier nur einen kurzen Ueberblick. Unter Volksvertretung versteht man die Handlung, aber auch das Institut, wodurch gewisse Staatsbürger, anstatt aller übrigen, an den Berathungen der Staatsangelegenheiten Theil nehmen und das Volk der Regierung gegenüber repräsentiren. Diese sind daher Volksvertreter, Volksrepräsentanten. Nicht bloß in monarchischen, sondern auch in republikanischen Staaten ist diese Einrichtung denkbar und existirt auch wirklich so; das Letztere z. B. in den vereinigten Staaten von Nordamerika. Wo politische und bürgerliche Freiheit in einem Staate gesichert erscheinen sollen, ist diese Einrichtung theoretisch nothwendig, wenn gleich die Erfahrung lehrt, daß auch oft ohne dieselbe, und mehr, als in solchen Staaten, wo sie existirt, von der Regierung, namentlich vom Monarchen, die Rechte des

Volks geachtet und berücksichtigt werden. Auch läßt sich nicht leugnen, daß sehr oft (wie von jeher in Polen) die Kraft eines Staats, besonders zu den größeren und zu den wichtigsten Staatsoperationen, durch diese Einrichtung und durch die dadurch nothwendig werdenden Beschränkungen der Regierung gebrochen wird. Daher die Idee und so auch die wirklich hier und da bestehende Einrichtung, daß die Volksrepräsentanten auf eine bloß berathende Stimme (votum consultativum) beschränkt sind; eine Einrichtung, von der man unrichtig behauptet, daß sie gar nicht mit der Idee von Volksrepräsentanten vereinbar sei. Denn es kommt Alles darauf an, wie weit das Volk der Regierung gegenüber beschränkt ist, daher auch der Wirkungskreis der Volksrepräsentanten nicht ausgedehnter sein kann, als die Rechte des Volkes selbst. Soll aber bürgerliche und politische Freiheit des Volkes neben der Regierung bestehen und gesichert sein, und soll die Volksvertretung diese wahren können, so langt eine bloß berathende Stimme schwerlich aus. Man verlangt gewöhnlich, und namentlich in beschränkten oder constitutionellen Monarchien, also bei synkratischem Bürgerthume, für die Volksvertretung folgende Rechte:

1) Die Steuerverwilligung, ein Recht, das beinahe durch ganz Deutschland von jeher die Stände ausübten.

2) Das Petitionsrecht, d. h. das Recht, Beschwerden und Wünsche, sowohl die ganze Staatsverwaltung und einzelne Einrichtungen derselben, als auch einzelne Staatsbürger betreffend, dem Regenten vorzutragen, daher die Gesuche der Letzteren anzunehmen, darüber zu berathen und Vorträge an den Regenten zu machen.

3) Das Recht der Mitwirkung bei der Gesetzgebung. Irrig und übertrieben ist unstreitig der

für die Volksvertretung, dem Monarchen gegenüber, gemachte Anspruch auf einen Theil an der gesetzgebenden Gewalt. Denn nach richtigen Grundsätzen selbst der constitutionellen Monarchie vereinigt der Monarch in sich alle Rechte der Staatsgewalt; daher hat auch nur er die Gesetze zu geben und zu promulgiren. Die Volksvertretung aber concurrirt bei der Berathung darüber. Hierbei ist auch in der Verfassung jedes Staates ausdrücklich zu bestimmen, wer die Iniative bei der Gesetzgebung haben soll, ob der Regent allein, wie bei den meisten deutschen Verfassungen, oder die Volksvertreter allein, wie nach der spanischen Constitution von 1820 und der portugiesischen von 1822, oder beide zusammen, wie nach der englischen Verfassung. Nach Verschiedenheit der Staatsverfassung wird, welches das Bessere sei, sich nur entscheiden lassen.

4) Das Recht der Einsicht in die, zwischen der Regierung mit andern Staaten abgeschlossenen und auf die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens wesentlich einwirkenden Verträge. So nöthig dies Recht erscheint, wenn durch die Volksvertretung die Rechte der Staatsbürger, der Regierung gegenüber, gewahrt werden sollen; so bedenklich ist es in Bezug auf geheime Staatsverträge, die sehr oft ganz im Interesse des Staates liegen können und die, als geheime Verträge, mindestens ihrer beabsichtigten Wirkung nach, durch Mittheilung an die Volksvertreter vernichtet werden würden, daher die nähern Bestimmungen hierüber sehr schwierig sind.

5) Das Recht der Oeffentlichkeit der Verhandlungen der Volksvertreter. An sich läßt es sich recht gut denken, daß bei nicht öffentlichen Verhandlungen das Wohl des Ganzen eben so gut, ja wegen größerer Offenherzigkeit der einzelnen Personen besser, als bei den öffentlichen Verhandlungen gewahrt werde.

Allein das einmal in ganz Deutschland, ja vielleicht in Europa allgemein gewordene Mißtrauen Aller gegen Alle, mindestens gegen alle Behörden, und der Wunsch, das Volk selbst in den Stand zu setzen, seine Repräsentanten kennen zu lernen, um bei künftigen Wahlen die rechten zu wählen, begründen allerdings den Anspruch auf die erwähnte Oeffentlichkeit. Wie aber diese zu erlangen sei, ob durch mündliche öffentliche Verhandlungen, ob bloß durch den Druck der Protocolle darüber, oder durch beides und wie weit? das ist noch streitig. Bis jetzt ist sie überall zum großen Theil ein, dem Volke von seinen Vertretern hingestelltes Trugbild, da die Hauptsachen und gerade die Angelegenheiten, wo die Bekanntwerdung der einzelnen Aeußerungen und der Aeußerungen der Einzelnen dem Volke am interessantesten sein müssen, selbst da, wo man mit der größten Oeffentlichkeit prahlt, in geheimen Sitzungen, oder in Deputationen (welche überall in nicht öffentlichen Sitzungen verhandeln), verfassungsmäßig hauptsächlich discutirt, und die Beschlüsse darüber präparirt werden. Es muß dies sogar eben wegen der, wie erwähnt, in öffentlichen Sitzungen ermangelnden Offenherzigkeit geschehen, wenn man das Wahre über gewisse Verhältnisse erfahren will. So aber erfährt das Volk immer nur, was es erfahren soll. Man hat nach Möglichkeit für größere Offenherzigket dadurch zu wirken gesucht, daß man für die Volksvertreter

6) das Recht der persönlichen Unverletzlichkeit und Unverantwortlichkeit in Anspruch genommen hat, und mit vollem Rechte. Denn dies hindert nicht, daß derjenige, welcher sich eines Verbrechens schuldig machen sollte, unter Zustimmung der Versammlung der Repräsentanten dem Gesetze überliefert werde.

Während bei der Wirksamkeit der Volksvertretung

eine Hauptfrage die ist, ob die Vertreter in einer oder zwei Kammern sich versammeln sollen, handelt es sich vorzüglich auch um die Art der Ernennung der Volksrepräsentanten. Daß diese ganz frei aus dem Volke hervorgehen muß, wenn die Repräsentanten wahre Volksrepräsentanten sein sollen, versteht sich von selbst. Indeß liegt es in der Natur der Sache, daß solche, die nicht öffentliche Geschäfte verwalten können, also z. B. Weibspersonen, Kinder, Blödsinnige, Arme ꝛc., dann die, welche das Bürgerrecht durch Verbrechen verwirkt haben, nicht gewählt werden können. Bis vor wenigen Jahren herrschte das, aus der Periode des Lehenwesens sich herschreibende ständische System, d. h. dasjenige, wo nach den verschiedenen Berufsarten der Staatsbürger die Zahl der Theilnehmer an den Berathungen bestimmt war und durch Wahl oder gesetzliche Bestimmung aus den verschiedenen Rangklassen hervorging. Ursprünglich waren die Regenten nur von zwei Ständen, den Geistlichen, welche an den frühesten Zeiten durch ganz Europa die Intelligenz repräsentirten, und den Vasallen oder adeligen Rittergutsbesitzern, ganz im Sinne des Lehenwesens berathen. Als die Städte größere Macht erhielten, traten Repräsentanten der Städte hinzu, jedoch in der Regel, nach dem Geiste jener Zeit, in der Person der obersten städtischen Beamten, nicht als Repräsentanten gewählt. In manchen, jedoch nur wenigen Ländern namentlich in Schweden, hatte auch der Bauernstand Abgeordnete dabei. Neuerlich hat der geistliche Stand, als besonderer Stand, aufgehört, Repräsentanten bei den Versammlungen der Volksrepräsentanten zu haben; doch ist häufig, zur Beförderung der immateriellen oder ideellen Interessen, die man hierbei den von den übrigen Ständen vorzüglich befördert erwarteten materiellen Interessen

entgegengestellt, den Inhabern der obersten geistlichen Stellen Theilnahme an der Volksvertretung gegeben werden. An die Stelle der adeligen Rittergutsbesitzer sind die Inhaber der größern Güter getreten, während die eigentlichen Deputirten von den Eigenthümern der kleinern Grundbesitzungen und des beweglichen Vermögens gewählt werden.

Die Art der Wahl ist nach den verschiedenen Verfassungen höchst verschieden. Nur so viel läßt sich nicht leugnen, daß, da beinahe überall zur Wahlfähigkeit die Pflichtigkeit zu Entrichtung einer gewissen Quantität von Steuern, also ein gewisses Vermögen erforderlich ist, auch überall der Geldaristokratismus einen großen Einfluß auf die Volksvertretung übt. Uebrigens bildet diejenige Wahlart, wo aus der Gesammtmasse des Volks nach bloßem Zutrauen in die einzelnen Personen die Vertreter gewählt werden, das eigentliche Repräsentativsystem. Je mehr man sich davon entfernt, desto mehr nähert sich die Verfassung dem alten ständischen Feudalsystem. Soll aber nach Ständen gewählt werden, so ist wohl die richtigste Abtheilung nach großem Grundbesitz, nach städtischen Gewerben, Manufacturen ꝛc., nach geistiger Thätigkeit in Wissenschaften und Künsten, und nach kleinerem Grundbesitz auf dem Lande. Die Zahl der Volksvertreter im Allgemeinen läßt sich nur nach der Lokalität bestimmen, zu viele erschweren die Verhandlungen, zu wenige stellen nicht wirklich den Geist des Volkes dar, das sie repräsentiren sollen, und gewinnen leicht einseitige Ansichten. Man theilt übrigens die Volksvertreter, oder wie sie auch, wiewohl da, wo das eigentliche Repräsentativsystem herrscht, mit Unrecht heißen, Stände, Landstände, in allgemeine Reichsstände und Provinzialstände ein, je nachdem sie entweder auf den allgemeinen Landesversammlungen die Gesammtheit der Staatsbürger

vertreten, indem sie nicht Repräsentanten ihres Orts, ihrer Provinz, ihres Standes, überhaupt der Einzelnen, von denen sie gewählt worden, sondern der Gesammtheit des Volkes nach ihrer Ueberzeugung, unabhängig von der Ueberzeugung ihrer Wähler, sind, oder je nachdem sie auf Provinziallandtagen bloß ihre Provinz repräsentiren. Diese letztern pflegen da, wo sie sind, noch beibehalten zu werden, obgleich weniger in Thätigkeit.

Die Dauer der Function der Volksvertreter, die Dauer der jedesmaligen Versammlung, die Zeit, binnen welcher und wie oft letztere stattfinden, ob ein beständiger Ausschuß bestehen und bei besondern Ereignissen zusammenberufen werden soll (Ausschußtag), alles dies hängt von der besondern Localität ab und ist nach den verschiedenen Staaten sehr verschieden. Eine merkwürdige Befugniß, nämtich die, in gewissen Fällen selbst die Landstände zusammen zu berufen, hatte der Ausschuß im Herzogthum Braunschweig nach der dortigen Landtagsordnung (§. 113 und 125).

Volkswirthschaft s. Volksökonomie.

Voll, das Stammwort von Fülle, füllen, sowohl als Adjectivum als auch als Adverbium gebraucht, gefüllt, so daß in einen Raum nichts weiter hineingeht. Man hängt es auch wohl an ein anderes Eigenschaftswort an, und sagt z. B. würdevoll statt voller Würde u. dgl. Ebenso aber auch vor ein Wort: vollständig, vollkommen, vollwichtig ꝛc.

Vollbauer, s. Bauer.

Vollbinden sagt man von einem Böttticher, der um ein Gefäß so viel Reifen legt, daß kein Zwischenraum zwischen denselben bleibt.

Vollblut, scil. Pferd, s. auch Pferd. Zu den Vollblutpferden zählt man die edlen Racen. Dahin gehören:

a) Asiatische Pferde. 1) Das arabische

Pferd, nach Bekenntniß aller Sachverständigen das wohlgeformteste und edelste, von mittlerer Größe, mäßig genährt, leicht, stark, muthig, von gutem Athem, mit abgestumpften Kopf, großer, platter Stirn, großen, gut angesetzten Ohren, feurigen Augen, gerader und weit geöffneter Nase, breiten Backen, magerem, schön gewölbtem Hals (der gegen das Widerrüst hin den sogenannten Lanzenstich zeigt), breiter Brust, etwas langem Leib, starkem Rücken und Lenden, schön gerundeter, gestreckter Croupe, gut angesetztem und (natürlich) schön getragenem Schweif, feinen, trocknen Schenkeln, wo die Muskeln und starken Sehnen deutlich geschieden sind und lose anliegen), dichten und specifisch schweren Knochen (deren Fortsätze und Ränder zur Befestigung der Muskeln sehr hervorspringen). Der Gang ist leicht, der Trab stechend, ausdauernd. Es kann Hunger, Durst und Anstrengungen am besten ertragen und ist zum Kriegsdienste, Jagd und Reiten am tauglichsten; wird aber bei uns nur zur Veredelung verwendet. Die besten kommen aus dem wüsten Arabien, und die von dem edelsten Stamme sind oft mit 12—14000 Thalern bezahlt worden. Ueber die meisten Stämme werden von dem Eigenthümern Stammbäume geführt und bei der Geburt eines jeden Fohlens sind beeidete Personen zugegen, welche die Vollblutsabkunft bestätigen. Die Stammbäume der Köchlani gehen über 2000 Jahre zurück.

2) Das persische Pferd, steht dem vorigen am nächsten, ist feurig, aber fromm, ausdauernd, etwas größer, hat einen kleinen, leichten Kopf, etwas dünnen Hals, gut gebaute Brust, verhältnißmäßig lange Schenkel und sehr festen und engen Huf (daher zu Zwanghüfen und Hornspalten geneigt). Die schönsten findet man in den Ebenen Mediens und unweit der Residenz Ispahan, wo ein Gestüte mit 4000 Stu-

ten sein soll. Von hier aus werden sie in die Türkei und nach Indien transportirt.

3) Das tartarische Pferd, mehr klein, kräftig, ausdauernd, leicht, muthig, gelehrig, hat einen kleinen, leichten Kopf, langen Hals, starke Schenkel und enge, lange Hüfe. In der kleinen Tartarei sind die Pferde so gut, daß sie selten außer Landes verkauft werden.

4) Das türkische Pferd, stammt von den drei ersteren Racen ab und trägt ein Gemisch von den Eigenschaften jener an sich.

b) Afrikanische Pferde. 1) Das ägyptische Pferd, nicht so schnell und ausdauernd wie das arabische, aber größer, mit feinem, etwas gebogenem Kopfe, längerem Halse, länglicher Croupe, hoch angesetztem Schweife, feinen Schenkeln, gut geschlossenen Lenden und sehr kräftigem Hintertheile, so daß es in vollem Galopp leicht anhalten und auch geschickte Wendungen machen kann. Hengste der ersten Race sind ebenfalls mit 4000 Ducaten oft bezahlt worden.

2) Das nubische Pferd, soll nach Bruce das schönste und vorzüglichste der Welt sein (?). Es ist größer und stärker als das arabische, gelehrig, ausdauernd, leicht in der Bewegung, mit vorzüglich schönem Kopf und Augen. Die meisten sind Rappen und Schimmel.

3) Das maurische Pferd, Barbe, an der Nordküste von Afrika, klein, aber sehr flüchtig, gelehrig, kräftig und ausdauernd, mit kleinem, trocknem Kopf, dünnem Hals, schwacher Mähne, etwas langer Croupe, hoch angesetztem Schweif, trocknen, ziemlich feinen Schenkeln, langen Fesseln und engen Hufen. Aus Fetz und Marocco kommen die besten.

c) Europäische Pferde. 1) Das englische Racepferd, das ausgezeichnetste unter den Europäern,

durch Veredlung mit arabischen Hengsten erzeugt, ist groß, gestreckt, mit etwas langem Kopf, langer Croupe, hoch angesetztem Schweife und verräth im Uebrigen durchgängig seine edle Abkunft. Durch die Schnelligkeit im Laufen zeichnet es sich vor allen andern aus (die berühmte Eclipse legte in einer Secunde 75 Fuß zurück), weßhalb es sich zur Jagd und zum Wettrennen vorzüglich eignet.

2) Das spanische Pferd, muthig, feurig, zahm, gelehrig, mit einer edlen, stolzen Haltung, funkelnden Augen, etwas dickem Kopf, langen, doch gut angesetzten Ohren, gewölbter Nase, starker Mähne, meist dickem Leib, niedrigen Lenden, langer Croupe, schönen Schenkeln, starken, ausgedrückten Sehnen und etwas langen Fesseln und Hüfen. Meist von kastanienbrauner und schwarzer Farbe. Es eignet sich vorzüglich zum Kriegsdienste, für die Reitbahn und als Staatspferd. Die Andalusier sind die geschätztesten. Die vielen Kriege haben aber die spanische Pferdezucht gänzlich herunter gebracht und für das Ausland läßt sich zur Veredelung der Inzucht nichts Ersprießliches erwarten.

3) Das neapolitanische Pferd, stark, muthig, wenig gelehrig, oft unbändig und tückisch, aber von schönem Wuchse, mit schwerem Kopf, gebogener Nase, dicken Ganaschen, Neigung zu Senkrücken, hohem Widerrüste und stolzem Gange. Es eignet sich am besten als Staatspferd vor die Kutsche. In den königlichen Gestüten wurden früher gesuchte Reit- und Zugpferde gezogen, jetzt aber ist die Pferdezucht sehr gesunken und von dem berühmten Stamme Toscanello findet man nur in wenigen Gestüten Abkömmlinge.

Das corsische Pferd ist wegen seiner Kleinheit und Lebhaftigkeit bekannt. — Das ehemals so gesuchte polesinische Pferd ist durch die Kriege verschwunden.

Vollblütigkeit, ein nicht gerade krankhafter, aber doch zur Erzeugung von Krankheiten sich hinneigender Zustand des menschlichen Körpers. Man erkennt die Vollblütigkeit eines Menschen an mehreren äußeren Merkmalen. Die Haut des Gesichts namentlich ist geröthet, die Augen sind lebhaft glänzend. Vollblütige Personen haben einen vollen, harten und kräftigen Puls, zuweilen Herzklopfen mit Brustbeengung und Blutwallungen verbunden, einen drückenden oder klopfenden Schmerz auf dem Scheitel oder im Vorderkopfe, häufig mit gleichzeitigem Brausen vor den Ohren oder Flimmern vor den Augen, welches beim Niederbeugen des Körpers gewöhnlich zunimmt, durch mäßige Bewegung gemindert, noch mehr aber durch freiwilliges, reichliches Nasenbluten erleichtert wird. Oft haben sie ein Gefühl von Stärke und Kraft, klagen aber auch häufig über Vollheit und Schwere im ganzen Körper, über Abgeschlagenheit der Glieder bis zum Einschlafen und Trägheit. Erhitzungen durch zu starke Bewegungen oder den Genuß von geistigen Getränken erregen leicht bei ihnen schnelle Zunahme dieser Beschwerden, Wallungen nach Kopf und Brust, Blutflüsse, Schlagflüsse, Lähmungen, Entzündungen edler Organe, hitzige Fieber und viele andere Krankheiten. Die Vollblütigkeit entsteht, wenn bei gesunden Verdauungskräften und reichlicher nahrhafter Kost durch Muskelbewegung, durch geistige Thätigkeit, durch Absonderung weniger verbraucht wird. Um die Entstehung der Vollblütigkeit und die Entwickelung der angeführten Krankheiten zu verhüten, ist Alles zu meiden, was das Blut aufzuregen vermag, eine nicht zu nährende und nicht zu erhitzende Nahrung zu empfehlen, wenig Fleisch und Eier, keine Gewürze, kein Bier, Wein, Branntwein, dagegen viel Obst, leichte Gemüse und kühlende Getränke, und dabei viele Bewegung und Arbeit im Freien. Dabei ist nicht genug

anzurathen: der tägliche und recht lange fortgesetzte Genuß von vielem und kaltem Wasser, täglich ein bis mehrere Maaß. Eine solche anhaltend fortgesetzte Diät ist in den häufigsten Fällen ausreichend. Sonst sind auch innere vorsichtige Anwendung von kühlenden Abführungen, namentlich von Cremor tartari, von Glauber- und Bittersalz, bei sehr starkem Blutandrange nach dem Kopfe und der Brust Ableitungen des Blutes durch den Gebrauch von lauen Fußbädern mit Asche und Salz kurz vor dem Schlafengehen Mittel von sehr gutem Erfolge. Reichen aber diese Mittel nicht aus, dann werden von Zeit zu Zeit wiederholte Blutentziehungen, Aderlaß oder Schröpfen nothwendig, doch niemals ohne Zuziehung eines Arztes.

Vollbrassen, die Segel so stellen, daß sie vollen Wind erhalten. S. Segel.

Vollbürger, ein Bürger, der zum Unterschiede von einem Schutzverwandten oder Pfalbürgers alle Pflichten, aber auch alle Rechte eines Bürgers hat; s. Bürger und Bürgerrecht.

Vollbürtige Brüder, auch Geschwister, die von einem Elternpaare erzeugten Kinder im Gegensatz zu Halbgeschwistern, die entweder nur einen gemeinsamen Vater oder eine gemeinsame Mutter haben; Stiefgeschwister; s. Vollgeburt.

Volle Bastion, s. Fortification.

Volle Bollwerke nennt man bei den Festungen diejenigen Bollwerke, in denen der ganze innere Raum angefüllt ist.

Volle Mauer ist diejenige Mauer, in der sich keine Thür- und Fensteröffnungen befinden.

Vollente heißt in der Ornithologie die Reiherente, Anas fuligula.

Volle Oerter werden in der Forstwissenschaft diejeni-

gen Schläge in den Laubholzwäldern genannt, die noch umgehauen werden.

Voller Mann, auch voller Schrank. Der Jäger bezeichnet mit diesem Ausdruck die geschränkte Fährte eines angewachsenen Hirsches.

Voller Puls, s. Puls.

Voller Wind, der Wind, der von der Seite des Hintertheils eines Schiffes herkommt und also dieselbe Richtung nimmt, in welcher das Schiff steuert. Ein voller Wind giebt volle Segel, so daß diese vom Mast abstehen.

Vollgarn, die Benennung des westphälischen Leinengarns, das sich durch Feinheit auszeichnet. Man rechnet, daß aus einem Loth Flachs 4 Stück Garn zu 20 Gebinden, das Gebind zu 50, 2½ Ellen langen Faden gesponnen wird, so daß 4 Stück zugleich durch einen Fingerring gezogen werden können.

Vollgebaute Schiffe. Zu dieser gehören die Flüten, Katten, Galioten, Kuffen, Schmacken und Tjalken. Im Allgemeinen unterscheiden sie sich von anderen Schiffen dadurch, daß sie nicht allein einen vollen Bug und ein volles Hintertheil haben, sondern auch im Boden unten mehr flach und rund gebaut sind, wogegen die Fregatten z. B. scharf gebaut sind, um das Wasser rasch durchschneiden zu können und schnell zu segeln. S. Schiffsbaukunst.

Vollgeburt, in der Rechtswissenschaft, das Verhältniß von Geschwistern aus einer Familie, im Gegensatz zu einer Halbgeburt, dem Verhältniß von Geschwistern und deren Nachkommen, die von einem Vater und verschiedenen Müttern oder von einer Mutter und verschiedenen Vätern abstammen. Das römische Recht gab den zwei nächsten Verwandtschaftsgraden der Vollgeburt den Vorzug vor der Halbgeburt. Im lübischen Recht findet ein Vorzug nur in so fern statt, als die Geschwister der Eltern mit

Kindern der Halbgeburt theilen. Außerdem gehen die Halbgeschwister den Großeltern und beim Erbe abgesonderter Geschwister den Kindern ihrer vollbürtigen Geschwister vor. — Nach dem würtembergischen Landrecht theilen Enkel vollbürtiger Geschwister mit halbbürtigen Geschwistern. — Die Nürnberger Statuten ziehen vollbürtige Geschwister der Eltern halbbürtigen Geschwistern derselben vor. — Nach sächsischem Recht tritt die Halbgeburt einen Grad zurück, d. h. wenn zwei Seitenverwandte in gleichem Grade mit dem Verstorbenen verwandt sind, der eine aber vollbürtiger ist und der andere von Halbgeschwistern abstammt, so wird es angesehen, als ob jener einen Grad näher sei als dieser. — Das preußische Landrecht bestimmt den Vorzug der Vollgeburt und ihrer Nachkommen; sind keine vorhanden, so tritt die Gleichheit der Halb- und Vollgeburt ein.

Vollgültig, ein Eigenschaftswort, welches bezeichnet, daß eine Person, eine Sache volle Geltung habe, so daß sie ihrer Bestimmung vollständig entspricht. In der Artilleriewissenschaft nennt man ein Geschütz vollgültig, wenn es an dem Boden über dem Zündloche die gehörige kalibermäßige Stärke hat.

Vollhäring, s. Häringsfischerei, Häringshandel.

Vollhübner, auch Vollhüfner, s. Vollbauer.

Vollhufig heisten die vierfüßigen Thiere, deren Huf nicht gespalten ist.

Vollkantig nennt der Zimmermann einen Balken, dessen 4 Ecken genau im rechten Winkel stehen.

Vollkommen hat außer der gewöhnlichen Bedeutung, daß ein Gegenstand diejenige Eigenschaft, die ihm zukommt, in dem Maße besitzt, daß sie alles das erfüllt, was ihr als solcher nothwendig zukommen muß, noch einige specielle Bedeutung. So nennt man eine vollkommene Quadrat- oder Kubikzahl die-

jenige, deren Wurzel sich genau angeben läßt. Neun und siebenundzwanzig sind solche vollkommene Quadrat- und Kubikzahlen, ihre Wurzel ist genau 3; 28 ist eine unvollkommene Kubikzahl, weil sie ums Eins größer ist als der Kubus von 3. — Vollkommene Blumen, so viel wie Zwitterblumen (s. dies. Art.). — Vollkommene Fliegen sind nach Oken's entomologischen System die Käfer oder Coleoptera. — Vollkommene Phosphorsäure ist so viel wie unverdünnte Phosphorsäure. — Vollkommener Holzbestand nennt der Forstmann den Bestand einer Holzfläche, die mit vollständig ausgewachsenen Bäumen bewachsen ist. In der Regel wird dies 60 Jahre nach der Anpflanzung geschehen sein; früher rechnete man dazu einen Zeitraum von 100 bis 120 Jahren. — Vollkommene Schmetterlinge sind nach Oken die Gattungen Melitäa, Argynis und Vanessa. — Vollkommenes kohlensaures Kali oder Natron, so viel wie neutrales kohlensaures Kali oder Natron. — Vollkommene Zahl nennt der Mathematiker jede Zahl, welche der Summe aller ihrer Theile, d. h. aller der Zahlen, durch welche sie ohne Ueberschuß getheilt werden kann, gleich ist. So ist z. B. $6 = 1 + 2 + 3$; $28 = 1 + 2 + 4 + 7 + 14$. Wir erhalten aus der 2 folgende vollkommene Zahlen:

$(2^2 - 1) \cdot 2 = 6.$
$(2^3 - 1) \cdot 2^2 = 28.$
$(2^5 - 1) \cdot 2^4 = 496.$
$(2^7 - 1) \cdot 2^6 = 8{,}128.$
$(2^{13} - 1) \cdot 2^{12} = 33{,}550{,}336.$
$(2^{17} - 1) \cdot 2^{16} = 8{,}589{,}869{,}056.$
$(2^{19} - 1) \cdot 2^{18} = 137{,}438{,}691{,}328.$
$(2^{31} - 1) \cdot 2^{30} = 2{,}305{,}843{,}008{,}139{,}952{,}128.$

Vollkommene Verwandlung nennt der Entomologe diejenige Verwandlung der Insecten, in welcher die

Larve und Puppe dem vollkommenen Insect sehr unähnlich ist und die Puppe ohne zu fressen ruht. Burmeister braucht dafür den Ausdruck: heteronome Metamorphose.

Vollkommenheit nennt man diejenige Eigenschaft eines Dinges, bei welcher es das ist, in und an sich hat, was es sein, in und an sich haben soll, überhaupt: wenn es zu seiner Fülle gekommen ist. Man unterscheidet aber eine materielle oder quantitative in Bezug auf den Stoff eines Dinges oder sein Mannigfaltiges, und eine formale oder qualitative Vollkommenheit, in Bezug auf dessen Gestalt oder die Verbindung seines Mannigfaltigen. Ferner läßt sich eine natürliche und eine erworbene Vollkommenheit annehmen; diese muß ein Ding erst durch eigene Thätigkeit erlangen, jene hat es von Natur. Einer solchen Thätigkeit und Anwendung eigener Kraft sind aber nur freie Wesen fähig, und da die Freiheit in das Gebiet der Sittlichkeit fällt, so nennt man jene erworbene Vollkommenheit auch die sittliche, moralische oder ethische, und in so fern sich jene Freiheit auf dem Gebiete der Wissenschaft oder Kunst zeigt, heißt sie wissenschaftliche (intellectuelle, logische) oder künstlerische (artistische, technische, ästhetische) Vollkommenheit. Indeß kann auch jede erworbene Vollkommenheit dadurch ein sittliches Gepräge annehmen, daß der Mensch bei seinem Streben nach Vollkommenheit immer aus Achtung gegen seine vernünftige Natur und das in ihm begründete Pflichtgefühl handelt. Alle menschliche Vollkommenheit ist aber nur beschränkt, also comparativ, und der Mensch daher einer fortschreitenden Vervollkommnung fähig (perfektibel). Nur die göttliche Vollkommenheit ist unbeschränkt, und darum soll der Mensch auch nach Aehnlichkeit mit Gott streben, d. h. er soll suchen, immer vollkommener zu werden.

Vollkugeln heißen bei der Artillerie diejenigen Kugeln, welche inwendig nicht hohl sind.

Vollmacht, in der Rechtswissenschaft, lat. Mandatum, 1) die Ermächtigung, etwas für einen Andern in dessen Interesse auszuführen. Vorzüglich den Sachwaltern zur Führung eines Prozesses ertheilt, kann sie entweder mündlich zum Protokoll gegeben, oder schriftlich abgefaßt werden. 2) Die Urkunde, in welcher ein Sachwalter zur Führung eines Rechtsstreites für eine der Parteien legitimirt wird (Machtbrief). Nach den verschiedenen Modificationen des Bevollmächtigungsvertrages kann auch die Vollmacht verschieden sein. Außer den Eigenschaften einer beweisfähigen Urkunde im Allgemeinen muß eine richtige Prozeßvollmacht Namen, Stand und Wohnort aller Hauptpersonen und des bestallten Anwaltes enthalten, außer bei einer allgemeinen, die Benennung des Gerichtes, bei dem der Prozeß geführt werden soll, die Angabe der zu verhandelnden Rechtssache, die Genehmigung des vorher ohne beigebrachte Vollmacht Geschehenen, die Bestimmung der einzelnen von dem Sachwalter vorzunehmenden Handlungen, die Befugniß des Sachwalters, die Vollmacht weiter zu übertragen (clausula substituendi), oder statt dessen die Ernennung eines bestimmten After-Anwaltes (clausula substitutionis) und oft auch die Bestimmung, daß die Bevollmächtigung auf die Erben des Gewaltgebers gehen solle (clausula heredum), nach sehr vielen Prozeßordnungen eine Generalhypothek für den Anwalt (clausula hypotheca bonorum), endlich Ort und Zeit der Ausstellung. Die Abwesenheit eines dieser Erfordernisse erzeugt einen Vollmachtsmangel. Die von dem Curator einer Frau mit unterzeichnete Vollmacht, und die von einer Gemeinde durch bestellte Syndicen oder sogenannte Bevollmächtigte der Gemeinde, deren Vollmachtsurkunde

auch Syndicat heißt, ausgestellte, so wie die von einem Vormunde in Sachen seines Pflegebefohlenen gegebene Vollmacht heißt ein actorium. Eine Vollmacht erlöscht durch eine ausdrückliche oder stillschweigende Zurücknahme, durch Aufgebung desselben von Seiten des Bevollmächtigten, durch Beendigung des aufgetragenen Geschäfts, Verlust des Rechts zur Sache von Seiten des Vollmachtgebers, durch den Tod des Bevollmächtigten. Die Vollmachtsertheilung kann sowohl öffentlich vor Gericht geschehen (Mandatum publicum), als auch privatim (Mandatum privatum), wo der Vollmachtgeber gewöhnlich nur ein Vollmachtsblanquet unterzeichnet und, wo es nöthig ist, untersiegelt. S. auch Vollmachtsvertrag.

Vollmachtsbrief, in der Handlungswissenschaft, ein Brief, durch welchen ein Kaufmann seinem Bevollmächtigten an einem andern Platze Auftrag giebt, in seinem Namen einzukaufen oder zu verkaufen.

Vollmachtsvertrag ist nach gemeinem und sächsischem Rechte derjenige Vertrag, wodurch Jemand einem Andern die Befugniß ertheilt, für ihn zu handeln. Diese Befugniß nennt man, besonders rücksichtlich dritter Personen, mit denen verhandelt wird, Vollmacht, Gewalt, den Ertheiler aber Mandant, Machtgeber, den Uebernehmer Mandatar, Bevollmächtigten, und der Vertrag selbst heißt auch Mandat, Auftrag. Die Besorgungen, zu welchen Jemand sich durch Eingehung des Vollmachtsvertrages verpflichtet, werden ohne Lohn übernommen, und dadurch unterscheidet sich derselbe von der Dienstvermiethung; doch schließt dieser Umstand eine Vergütung nicht aus; letztere muß aber in der Regel besonders bedungen sein, wird nicht vermuthet und heißt, wenn sie vorkommt, Honorar. Ueber die Berechtigung, einen Vollmachtsvertrag abzuschließen, oder ein Mandat zu ertheilen und zu übernehmen, gelten

die allgemeinen Grundsätze von Verträgen, nur ist rücksichtlich der Uebernahme von Besorgung gerichtlicher Geschäfte eines Andern zu bemerken, daß dergleichen nicht Jedermann, sondern, weil dazu gewisse Kenntnisse erfordert werden, nur ein zur juristischen Praxis legitimirter Anwalt übernehmen kann, daß auch bei einem solchen eine Ausnahme der obigen Regel, nach welcher ein Mandat unentgeltlich übernommen wird, eintritt, sofern der Anwalt, auch ohne besonderes Versprechen, ein Honorar nach gewissen vom Staate bestimmten Sätzen für seine Bemühung fordern kann. Man theilt das Mandat mit Rücksicht auf die erforderliche Einwilligung der Contrahenten in ein ausdrückliches, welches bestimmt, entweder mündlich oder schriftlich, vom Ertheiler gegeben wird, und in ein stillschweigendes, bei dem der Ertheiler faktisch seine Zustimmung ausspricht, z. B. indem er sieht, wie ein Anderer seine Geschäfte besorgt und nicht widerspricht; weiß er gar nichts davon, so ist, unter gewissen Voraussetzungen, Negotiorum gestio vorhanden. — Verschieden vom stillschweigenden ist der vermuthete Auftrag, Mandatum praesumtum, den die Gesetze bei gewissen Personen, wegen eines zwischen ihnen und dem, dessen Geschäfte sie besorgen, vorhandenen verwandtschaftlichen Verhältnisses, annehmen, z. B. zwischen Vater und Sohn, zwischen Mann und Frau. Man theilt ferner das Mandat, rücksichtlich der übertragenen Geschäfte, in ein allgemeines und in ein besonderes, je nachdem mehrere Geschäfte derselben Art im Allgemeinen, oder je nachdem eine besondere einzelne Handlung übertragen wird, und nennt hiernach die Vollmacht eine General-Vollmacht oder eine Special-Vollmacht. Letztere muß für gewisse in Prozessen vorkommende Handlungen ertheilt, oder es müssen in einer General-Vollmacht diese Verhandlungen be-

sonders erwähnt sein, wenn der Anwalt zu deren Verrichtung befugt sein soll. Diese Handlungen sind in Sachsen: Abschließung eines Haupt-Vergleichs, Verzicht auf den Anspruch, Erlaß von Eiden oder Erklärung, dergleichen für geleistet anzunehmen, die Erklärung, daß Urkunden für herausgegeben und anerkannt, oder Abschriften für Urschriften angenommen werden sollen, endlich die Erhebung von Geldern und die Ertheilung einer Quittung darüber. Durch den vom Mandatar übernommenen Auftrag erlangt der Mandant das Recht, vom Mandatar zu fordern, daß er das Geschäft vollständig und mit der möglichsten Sorgfalt zu Ende führe, daß er dabei die Grenzen des Auftrags nicht überschreite und, wenn ihm nicht ausdrücklich das Recht gegeben ist, einzelne Geschäfte durch einen Dritten besorgen zu lassen (sich Jemanden zu substituiren), daß er Alles vertrete, was dieser Dritte besorgt hat, daß er endlich Rechnung ablege, und ihm alles das herausgebe, was er von ihm in Händen hat. Der Mandant wird ferner berechtigt, von dritten Personen die Erfüllung aller der Verbindlichkeiten zu fordern, die diese in den mit dem Mandatar abgeschlossenen Geschäften übernommen haben, oder die sonst aus diesen Geschäften hervorgehen. Dagegen ist der Mandant gebunden, den Mandatar schadlos zu halten, wenn er Auslagen gemacht, Verlust an seinem Vermögen erlitten oder Verbindlichkeiten übernommen hat; er ist ferner verbunden, gegen dritte Personen alle die Verpflichtungen zu erfüllen, die der Mandatar bei der Geschäftsführung übernommen hat, sofern nur dieser das Mandat nicht überschritten hat. Der Mandatar selbst haftet dritten Personen, mit denen er in Folge des Auftrages verhandelte, wenn er nicht in eigenem Namen contrahirte, oder sich nebenbei für seine Person verpflichtete, nur so lange, als er noch Gelder des Mandanten in

Händen hat. — Der Vollmachtsvertrag beendigt sich:

1) durch Vollendung des übertragenen Geschäfts;

2) durch den Tod des Mandanten oder des Mandatars, indem auf die Erben weder des Einen noch des Andern ein Recht auf oder eine Verbindlichkeit zur Fortsetzung des Vertrages, wohl aber die rechtlichen Folgen der bisherigen Geschäftsführung übergehen;

3) durch Widerruf des Mandanten, sofern von erlangter Kenntniß des Widerrufs an der Mandatar aufhört, für fernere Besorgung der Geschäfte verbindlich zu sein;

4) durch Aufkündigung von Seiten des Mandatars, der jedoch hierzu nur aus gerechter Ursache, z. B. absolute Unfähigkeit zur ferneren Besorgung, Krankheit, Zahlungsunfähigkeit des Mandanten, berechtigt ist, auch so kündigen muß, daß der Mandant dadurch keinen Schaden erleidet, und noch Zeit hat, das Geschäft selbst zu besorgen, oder durch einen Andern besorgen zu lassen.

Vorstehende Bestimmungen erkennt im Allgemeinen auch die preußische Gesetzgebung an, schreibt jedoch vor, daß ein Dritter, mit welchem der Bevollmächtigte Geschäfte abschließt, gegen den Machtgeber nur dann auf Erfüllung dieser Geschäfte klagen kann, wenn der Bevollmächtigte eine schriftliche Vollmacht gehabt hat; sie verordnet ferner, daß zu Special-Vollmachten die Unterzeichnung von Blanquets nicht hinreichend ist, sondern daß der Machtgeber, wenn er die Special-Vollmacht nicht selbst schreibt, wenigstens diese bereits ausgefertigt unterschreibte; sie erfordert eine Special-Vollmacht, wenn Eide erlassen oder für geschworen angenommen, oder in die Seele des Machtgebers geleistet, die Entscheidung einem schiedsrichterlichen Ausspruche unterworfen, ein

Hauptvergleich abgeschlossen, ein Recht des Machtgebers einem Dritten abgetreten oder Verzicht darauf geleistet, Geld oder Geldeswerth in Empfang genommen und darüber quittirt, ein Grundstück veräußert oder angekauft, die Eintragung oder Löschung von Hypotheken bewilligt, oder eine Schenkung irgend einer Art im Namen des Mandanten ausgesprochen werden soll; sie dehnt den Begriff von vermutheter Vollmacht (Mandatum praesumtum) auch auf Miteigenthümer von gemeinschaftlichen Sachen und Rechten, auf Genossen eines Processes, auf Herrschaften und Obrigkeiten hinsichtlich ihrer Gutsunterthanen, und auf Verwalter, Buchhalter und Hausofficianten hinsichtlich der ihnen von ihren Principalen anvertrauten Geschäfte aus, sie nimmt endlich den Concurs eines Kaufmannes als Erlöschungs-Ursache aller ihm gegebenen Aufträge an.

Das österreichische Recht hat ebenfalls im Allgemeinen die Bestimmungen des gemeinen Rechts beibehalten, es unterscheidet aber ausdrücklich zwischen einer unentgeltlichen und einer entgeltlichen Bevollmächtigung, und nimmt letztere als stillschweigend abgeschlossen in den Fällen an, wenn einer Person aus einem gewissen Stande, von einem bestimmten Gewerbe oder sonst in Verhältnissen, die keine unentgeltliche Uebernahme vermuthen lassen, ein Geschäft übertragen wird; es untersagt ferner die Annahme von Geschenken durch den Machtgeber von Seiten eines dritten bei der Geschäftsführung Betheiligten wider Willen des Machtgebers, und verordnet, daß dieselben zur Armenkasse gezogen werden sollen; es setzt fest, daß, wenn im Namen eines Andern Sachen veräußert, oder entgeltlich übernommen, Anleihen oder Darlehne geschlossen, Geld- oder Geldeswerth erhoben, Prozesse anhängig gemacht, Eide angetragen, angenom-

men oder zurückgegeben, oder Vergleiche getroffen werden sollen, eine besondere, auf diese Gattungen der Geschäfte lautende Vollmacht, daß hingegen, wenn eine Erbschaft unbedingt angenommen oder ausgeschlagen, Gesellschafts-Verträge errichtet, Schenkungen gemacht, das Befugniß, einen Schiedsrichter zu wählen, eingeräumt, oder Rechte unentgeltlich aufgegeben werden sollen, eine besondere auf das einzelne Geschäft lautende Vollmacht erforderlich sei; und es bestimmt, daß der Dritte gegen den Machtgeber selbst aus Geschäften verbindlich werde, die jener mit einem Machtgeber abgeschlossen hat, der sich für seine Person nicht verbindlich machen kann, z. B. in Minderjähriger, woraus folgt, daß ein solcher in Oesterreich Vollmachten übernehmen könne.

Vollmeier, s. Vollbauer.

Vollmond, s. Mondphasen.

Vollspänner, so viel wie Vollbauer.

Vollspiel, ein Gesellschaftsspiel. Es gehören dazu Karten, welche auf der einen Seite der Länge nach in 9 Reihen und der Breite nach in 3 Reihen durch Linien getheilt sind, so daß 27 Fächer entstehen. In diese Fächer werden von den Zahlen 1 bis 90, außer der Reihe 15 Zahlen eingetragen, und zwar so, daß auf dem Blatte 3 Reihen, jede von 5 Zahlen stehen, wovon die einzelnen Zahlen in das erste Fach, die Zehner in das zweite Fach, die Zwanziger in das dritte Fach u. s. w., in das letzte Fach die Achtziger und die Zahl 90 geschrieben werden. Je nachdem man viel Karten hat, werden die Zahlen von 1 bis 90 mehrere Male geschrieben, aber unter sämmtlichen Karten dürfen nicht in zwei Reihen ganz dieselben Zahlen stehen. Ferner gehören dazu 90 kleine Körper, meistens rund und von Holz gedreht, auf Oberfläche eine von den Zahlen 1 bis 90 steht. Bei dem Spielen selbst werden nun die Karten an die Mitspie-

lenden beliebig, aber gegen einen bestimmten Einsatz für jede einzelne Karte, vertheilt. Alsdann werden die sämmtlichen Nummern in einen Beutel gethan und einzeln herausgezogen. Die gezogene Nummer wird von denen (gewöhnlich mit einem kleinen viereckigen Stückchen Glas) bedeckt, auf deren Karten sie sich vorfindet. Hiermit wird fortgefahren, bis einer der Mitspielenden alle 5 Nummern derselben Reihe auf einer seiner Karten besetzt hat, wobei er dann „Voll!" ruft. Als Gewinnst bekommt er dann die sämmtlichen Einlagen, und es beginnt ein neues Spiel. Sollte es sich zufällig treffen, daß mit derselben gezogenen Nummer 2 oder 3 Spieler voll bekommen, so müssen sie den Gewinn unter sich theilen. Um Irrthum oder Betrug zu vermeiden, muß derjenige, welcher gewonnen hat, die besetzten Nummern vorlesen, und es wird nachgesehen, ob diese Nummern auch wirklich gezogen worden sind. Um hierbei die Uebersicht zu erleichtern, hat man ein Brett mit 90 Löchern, in welchen die gezogenen Nummern reihenweise nach Einzelnen, Zehnern, Zwanzigen u. s. w. aufgesetzt werden. Dieses Spiel ist auch unter dem Namen Lotto bekannt.

Vollständig, ein Eigenschaftswort und ein Adverbium, das andeutet, es habe ein dazu gehöriges Haupt-, Eigenschafts- oder Zeitwort alle zu seiner Bestimmung nöthigen Theile und Eigenschaften, auch wenn diese nicht in ihrer gehörigen Güte vorhanden sind.

Vollständige Gleichung heißt man in der Arithmetik diejenige Gleichung, welche nach Potenzen der Hauptgröße geordnet ist und in welcher zwischen der höchsten Potenz und dem bekannten Gliede keine niedrigere Potenz fehlt. S. auch numerische Gleichung und Gleichung.

Vollständigkeit, eine Begriffsbestimmung, welche dem der Vollkommenheit ähnlich ist, doch von demselben

sich insofern unterscheidet, daß sie die Eigenschaft eines aus mehreren Theilen zusammengesetzten Gegenstandes, die auch getrennt und für sich bestehend gedacht werden können, bezeichnet. Diese Theile müssen sowohl quantitativ als qualitativ möglichst vollständig und vollkommen sein.

Vollstimmig nennt der Musiker ein Vokal- oder Instrumentalmusikstück, welches in reinem Quartettsatz geschrieben ist; auch ein Orchester oder ein Chor wird vollstimmig genannt, wenn alle Stimmen dem Verhältniß nach gleich stark und vollständig besetzt sind.

Vollstrecken, etwas durch die That ausführen, wirklich machen, so wie es durch die Anordnung, den Befehl, das Urtheil eines Andern festgestellt und angeordnet ist. So wird das richterliche Urtheil, sobald es rechtskräftig geworden ist, sei es nun eine Strafe oder ein civilgerichtliches Erkenntniß, vollstreckt. S. Execution. Davon abgeleitet sind die Hauptwörter Vollstreckung, Execution und Gerichtsvollstrecker, Executor.

Voll und bei, so lautet im Seewesen der Befehl an den Steuermann: bei dem Winde zu steuern, doch dergestalt, daß das Schiff nicht ganz auf dem Strich dicht beim Winde liegt, sondern einen oder zwei Striche davon ab, so daß die Segel voll bleiben; hierdurch erhält das Schiff mehrere Geschwindigkeit in der Fahrt, und treibt auch so viel nicht ab, auch nähert man sich dem Winde dadurch mehr, als wenn man so nahe als möglich beim Winde steuert.

Vollwerk, ein Haufen ausgestochener Torf von einem gewissen Maaße, welches ein ganzes Tagewerk ausmacht.

Vollwichtig heißt, besonders von Münzen, so viel als das gehörige Gewicht habend.

Vollwort bedeutet eine Vollmacht, eine Einwilligung.

Vollzählig, aus der gehörigen, festgesetzten Zahl einzelner Theile oder Gegenstände bestehend.

Vollziehen, so viel wie vollstrecken.

Vollziehende Gewalt (Vollziehungsgewalt, lat. potestas executiva), bei Denjenigen, die die berühmte Trias politica, d. h. die Theilung der Staatsgewalt in gesetzgebende, richterliche und ausübende annehmen, die Gewalt, welche die Beschlüsse der gesetzgebenden und richterlichen Gewalten ausführt und überdies die Regierung verwaltet; bei Denjenigen aber, welche vier Gewalten, die aufsehende, gesetzgebende, richtende und vollziehende Gewalt annehmen, die Gewalt, welche die Beschlüsse der übrigen drei Gewalten executirt; endlich bei denen, welche nur eine Staatsgewalt, aber zwei Theile derselben, die gesetzgebende und vollziehende Gewalt, annehmen, die Bekanntmachung, Ausführung und Verwirklichung der, in der Staatsverfassung begründeten und durch die gesetzgebende Gewalt im Einzelnen ausgesprochenen rechtlichen Bestimmungen. Andere verwerfen auch dies, erklären, daß die sogenannte richterliche Gewalt keine Gewalt, sondern eine bloße Function sei, und bleiben bei der einzigen Staatsgewalt stehen, von der sie aber sagen, daß dieselbe allen, dem Staatszweck gemäß im Staatsvertrage gegründeten und in den Verfassungsgesetzen ausgesprochenen Beschränkungen unterworfen sei.

Vollziehung, s. Vollstreckung.

Vollziehungsrath wurde in der ersten französischen Revolution, nachdem am 25. Septbr. 1792 Frankreich für eine untheilbare Republik erklärt worden war, die durch die Constitution vom 24. Juni 1793 aufgestellte Behörde für die vollziehende Gewalt genannt. Sie bestand aus 24 Mitgliedern, wozu jedes Departement einen Candidaten aufstellte, aus deren Zahl dann das gesetzgebende Corps jenen Rath

selbst ernannte. Der Vollziehungsrath hatte die Leitung und Oberaufsicht der allgemeinen Administration, indem seine Thätigkeit sich auf die Vollstreckung der Gesetze und Decrete des gesetzgebenden Corps beschränkte. Er ernannte die höchsten Beamten der Republik, deren Zahl und Geschäfte das gesetzgebende Corps bestimmte, doch nicht aus seiner Mitte, eben so die auswärtigen Beamten. Er unterhandelte die Verträge, war verantwortlich für unterlassene Vollstreckung der Gesetze und Decrete und für die Mißbräuche, welche er nicht anzeigte, hatte das Recht, die Beamten willkürlich abzusetzen und zu ergänzen, aber auch die Pflicht, sie wo möglich den Gerichten anzuzeigen. Seine Glieder wurden im Falle der Pflichtverletzung vom gesetzgebenden Corps angeklagt. Er wurde bald vom Wohlfahrtsausschusse sehr beschränkt und durch die dritte Constitution vom 23. September 1795, wo die vollziehende Gewalt an die Directoren kam, ganz aufgehoben.

Vollzirkel, s. Vollkreis.

Volontair, aus dem Französischen, 1) einer, der einen Dienst oder gewisse Dienstleistungen freiwillig übernimmt, ohne die Bezahlung oder Besoldung zu bekommen, welche Andere dafür in Empfang nehmen; — 2) besonders beim Militair derjenige, welcher freiwillig Soldat wird, ohne sich auf eine bestimmte Zeit zu verpflichten; wenn er keinen Sold bekommt, auch nicht verbunden ist, alle die Dienste der übrigen Soldaten zu verrichten; — 3) so viel als freiwilliger Jäger; — 4) Soldaten, die zu einer einzelnen, besondern Muth oder Einsicht erfordernden Unternehmung auf Aufforderung bereit sind; — 5) bei Kaufleuten, Apothekern, Oekonomen, Forstleuten, junge Leute, welche nach Beendigung ihrer Lehrzeit eine Stelle ihres Faches antreten, zunächst zur weitern Ausbildung in ihrem Berufe.

Volsella, auch Vulsella, ein pincettenartiges Instrument, womit man die Haare mit den Wurzeln aus dem Körper zog; griechische Benennung: Akanthabolus.

Voltaische Säule, s. Vis electrica in Theil 221 dieser Encyclopädie.

Voltare nennt der italienische Kaufmann: einen Posten ab- und zuschreiben; daher Voltura.

Volte, aus dem Französischen, bedeutet: 1) Wendung. 2) den Raum in der Reitbahn, den man mit dem auszuarbeitenden oder zuzureitenden Pferde umreitet, um es gehörig auszubilden. Die Volte ist entweder rund (Zirkelvolte, Circle), oder wenn man die Ecken in dieselbe einschließt, viereckig (Quadratvolte, Quarréo). Der vierte Theil der großen Volte heißt kleine Volte oder Viertelvolte, und wenn man eine Viertelvolte rechts, die andere links abreitet, indem man in der Mitte die Hand wechselt, so nennt man dies Schleifvolten (Achten). Man läßt das Pferd in einen Fußtritt abreiten, indem die Hinterfüße in die Vorderfüße treten, oder in zwei Fußtritten abreiten, indem Vorder- und Hinterfüße jede ihre eigene Spur und so zwei Parallellinien beschreiben; bilden die Vorderfüße den größeren Kreis, so heißt dies Traverse, beschreiben die Hinterfüße den größern Kreis, so daß der Kopf nach innen, die Croupe nach außen gestellt ist, so heißt dies Volte renversée (umgestürzte Volte). — 3) So viel als der Lauf des Schiffes. 4) Eine geschickte Wendung mit dem Finger, wodurch das obere Kartenblatt unbemerkt und schnell an die Stelle des darunter liegenden gebracht wird. Sonst gehörte diese Fertigkeit zu den unerläßlichen Künsten eines falschen Hazardspielers, jetzt aber wird von solchem vorgezogen, das untere Blatt statt des oberen hervorzuziehen, welches selbst bei aufgenagelten Karten geschehen kann, ohne wahrgenommen zu

werden. Freilich müssen die Karten dann gezeichnet (sequencirt) sein, damit der falsche Spieler weiß, was für eine Karte jetzt kommt. — 5) Ein alter italienischer Tanz, unter die Gaillarde gehörig, dessen Musik im $\frac{3}{4}$-Takte gesetzt wurde.

Volti, ein in der Musik gebrauchter Ausdruck, zu deutsch: wende um, gewöhnlich mit dem Zusatz subito, schnell.

Voltigeur nennt man 1) eine Person, die voltigiren kann, 2) einen leichten Infanteristen, 3) bedeutet es so viel als Tirailleur.

Voltigiren, nach gewissen Regeln der Kunst springen, besonders auf ein Pferd und von demselben herabspringen. Bei Erlernung der Kunst hat man besondere Voltigirpferde, welche entweder dazu abgerichtete lebendige oder noch öfter von Holz gemachte sind. Das Voltigiren ist eine sehr alte Kunst. Bei den Alten war sie, da sie ursprünglich gar keine Steigbügel kannten, ein Theil der Reitkunst, und besondere Exercirmeister (Campi doctores) gaben in derselben Unterricht. Auch im Mittelalter wurde viel voltigirt, und ein wohlgeübter Ritter mußte verstehen, ohne und mit Rüstung sich ohne Steigbügel in den Sattel zu schwingen. Damals kamen wohl zuerst die hölzernen Voltigirpferde (Bock), die unten mit einer Vorrichtung, um sie in die Höhe zu schrauben, versehen, und oben einen hölzernen, mit Lederpolstern überzogenen Rumpf, welcher das Pferd vorstellt, und vorn eine, den Hals nachahmende Verlängerung haben. In der Mitte derselben sind zwei halbmondförmige Erhabenheiten (Pausch), welche den Sattel andeuten. Auf dieses Pferd wird hinauf- und herabzuspringen sich geübt. Sind auf diesem hölzernen Pferde alle Sprünge geübt, so wird das Voltigiren praktisch in Anwendung gebracht. Von den Franzosen und Deutschen ward das Voltigiren zur Zeit

Heinrichs IV., Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. zur völligen Kunst erhoben, und es gehörte damals zu den ritterlichen Künsten, gut voltigiren zu können. Seit etwa einem Jahrhundert kam das Voltigiren in Verfall und wird jetzt seit etwa 50 Jahren nur noch in Kadettenschulen und hier und da bei Cavallerieregimentern, hauptsächlich aber in Turnanstalten auf dem Voltigirpferde geübt. Es besteht aber der Hauptkunstgriff beim Voltigiren darin, daß man mit steifen Armen, steifen und zusammengeschlossenen Füßen, auch steifem Körper die verschiedenen Voltigirungen macht und das Voltigirpferd so wenig als möglich berührt. Jedes Voltigiren besteht in drei Tempo's, dem Heben, Springen und Schwingen. Die wichtigsten Sprünge sind folgende: der Bocksprung (vor- und rückwärts), Stütz, Spreizen im Stütz, Aufsitzen und Schluß, Gaffel, Wage auf einer Pausche und dem Arm, Wage auf beiden Armen und Pausche, Wage auf einem Arme, Grätsche, Affensprung, Diebssprung, Todtensprung, Ueberschlag, Riesensprung, Gesellschaftssprung ꝛc. Bevor die Turner diese Namen erfanden, hatten diese Sprünge andere, jetzt noch gewöhnliche Namen, wie Balanciren, gewundener Sprung, gewundener Jungfernsprung, Gilet, Renvers, Troit, ganze und halbe Pomade, Schwanz- und Beinsprung, Verwechselung vorn und hinten.

Voltiren, s. Fechtkunst.

Volto santo, eine Silbermünze in Lucca, aus dem 17ten oder 18ten Jahrhundert, gleich $\frac{1}{3}$ Scudo. Sie hatte auf dem Avers das Wappen von Lucca, auf dem Revers: Christus am Kreuz, als Patriarch gekleidet, mit der Umschrift: vultus sanctus.

Voltumna, in der Mythologie eine Göttin Conso oder Beschützerin der Rathsherren; sie war die Gottheit des Bundestempels der zwölf Staaten Etruriens, bei welchem sie zu gemeinsamer Berathung sich versam-

melten, womit Opfer, musikalische und andere Spiele, so wie Jahrmärkte verbunden waren. Diese Versammlungeu beim Tempel der Voltumna waren regelmäßig jährlich im Frühling, doch wurden auch außerordentliche zu andern Zeiten gehalten. Die Lage des Tempels ist ungewiß; wahrscheinlich ist er am vadimonischen See oder am Tiber zwischen Ameria, Volsinii und Falerii zu suchen.

Volubil, aus dem Lateinischen, so viel als leicht beweglich, schnell, geläufig.

Volubilaria, in der Botanik, nach Lamouroux, Algengattung, so viel als **Dictyomenia**.

Volubilis, im Lateinischen, 1) beweglich; 2) windend oder gewunden, was sich in Spiralwindungen um andere Körper dreht und an denselben aufsteigt. Wenn man sich selbst in die Achse gestellt denkt, um welche ein Pflanzentheil sich windet, so kann man dabei zwei entgegengesetzte Richtungen unterscheiden; er ist nämlich entweder rechtswindend, oder rechtsgewunden (dextrorsum volubilis), wenn die Windungen von der Linken zur Rechten aufwärts gehen, wie der Stengel von **Humulus Lupulus**, oder linkswindend, linksgewunden (sinistrorsum volubilis), wenn die Windungen von der Rechten zur Linken aufsteigen, wie der Stengel von Phaseolus- und Convolvulus-Arten. — Es ist jedoch zu bemerken, daß diese beiden Richtungen von vielen Autoren im umgekehrten Sinne genommen werden, indem sie sich außen vor den windenden Stamm gestellt denken, was aber unrichtig ist.

Volucella, nach Latreille und Meigen Federfliege, Hummelfliege, Gattung der **Dyptera Athericera Syrphyda**, der Ordnung der Mucken und der Zunft der Lippenmucken nach Oken, unter **Syrphus** Fabr. Charakter: Fühler niederliegend, an der Wurzel mit langer, gefiederter Rückenborste; Untergesicht unten kegelförmig verlängert, Flügel

halb offen, Hinterleib dicht und lang behaart. Die Larven leben in den Nestern der Hummeln, deren Brut sie fressen. Sie sind dick, weiß, vorn spitz, nach hinten breiter. Von 6 europäischen Arten sind die bekanntesten: 1) Volucella pellucens L. Schwarz: Hinterleib an der Basis weiß, durchscheinend, beim Männchen noch mit einer schwarzen Querlinie; sieben Linien lang, häufig in Wäldern. 2) Volucella inanis Fabr., Hornißmucke; rothgelb, mit gelbem Kopfe und zwei schwarzen Bändern auf dem Leibe, wenig behaart, 8 Linien lang. 3) Volucella zonaria Geoffr. 4) Volucella mystacea Latr., Bartfliege.

Volumen (latein., Mehrzahl: volumina), bedeutet: 1) Was sich im Kreise bewegt oder was sich dreht. 2) So viel als Schrift, Buch, weil die Alten nur auf einer Seite beschrieben und sie dann zusammenrollten, daher Schriftrolle, zusammengerollte Schrift. 3) Die einzelnen Abtheilungen oder Bücher einer Schrift, daher Volumen legum parvum, Volumen parvum. 4) Im Allgemeinen die Größe des Raumes, den eine Materie einnimmt. Der Ausdruck wird also sowohl von festen, als flüssigen und luftförmigen Materien gebraucht, aber besonders findet er bei letzteren die häufigste Anwendung, weil diese öfter gemessen (dem Raume nach bestimmt), als gewogen werden. 5) Der Theil der Stöchiometrie, welcher sich mit der chemischen Verbindung der Gase, oder mit den Beziehungen zwischen den Atomgewichten und dem Volumen der Körper in ihrem gasförmigen Zustande beschäftigt. 6) Die 18köpfige Binde (Volumen chirurgicum).

Volumensgefühl (Qualitätsgefühl). Wir gewahren durch das Gemeingefühl, ohne den Tastsinn zu Hülfe nehmen zu müssen, die Grenzen unseres Körpers und werden dadurch seines Umfanges inne,

so wie wir auch durch dasselbe Körpergefühl eine, wenn auch nur dunkle Wahrnehmung von seiner qualitativen Beschaffenheit erhalten. Wir fühlen uns aus Fleisch und Bein bestehend. Diese Gefühle können auch verkehrt werden, so daß ein Glied oder der ganze Körper ungewöhnlich lang und voluminös, aber auch kurz, zusammengeschrumpft, halb oder doppelt, aus Glas, Butter u. s. w. bestehend, gefühlt wird. Eine eigenthümliche, ihrem Wesen nach aber unbekannte Verstimmung des Gangliensystems liegt solchen Gefühlsalienationen zu Grunde. Bei großer Lebhaftigkeit, so daß sie nicht durch die Sinnesperceptionen berichtigt werden können, führen sie zum fixen Wahnsinn. Wahnsinnige, welche Füße oder einen Hintern von Glas zu besitzen glaubten und deshalb nicht aus dem Bette aufzustehen, sich nicht zu setzen, oder einen Körper von Butter zu haben wähnten und deswegen nicht an die Sonne zu gehen sich getrauten, die ein Gerstenkorn zu sein sich einbildeten und deswegen jedes Huhn ängstlich flohen, oder wegen ihrer großen Nase allenthalben anzustoßen fürchteten, sich für einen Hund, eine Katze u. s. w. hielten, — finden sich nicht selten.

Voluntaria absentia (freiwillige Abwesenheit), die außergewöhnliche Abwesenheit, im Gegensatz von der gewöhnlichen Abwesenheit eines Menschen, die er gewählt hat, ohne dazu genöthigt zu sein, z. B. eine Lustreise. Sie ist einflußreich bei der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand wegen zum Nachtheile des Abwesenden während derselben vorgekommener Ereignisse.

Voluntaria cautio (freiwillige oder conventionelle Caution), die Folge einer freiwilligen Uebereinkunft, nicht eines gerichtlichen Zwanges geleistete Sicherstellung, im Gegensatze von der nothwendigen Sicherstellung (C. necessaria).

Voluntaria compensatio (willkürliche Compensation), die in einer Uebereinkunft, nicht im Gesetze gegründete Tilgung einer Schuld durch Gegenforderung, im Gegensatze von der Compens. necessaria (C. juris, C. legalis, nothwendige oder gesetzliche Compensation).

Voluntaria jurisdictio (freiwillige Gerichtsbarkeit), diejenige, die nicht streitige, sondern bloß solche Geschäfte zum Gegenstande hat, wo es bloß auf öffentliche Beglaubigung oder richterliche Bestätigung ankommt. In der Regel kann man dazu jedes beliebige Gericht wählen, z. B. zur gerichtlichen Niederlegung eines Testaments, wenn man dies selbst in das Gericht bringt, nicht wenn das Gericht zu dem Testirenden in das Haus kommen muß, welches nicht außerhalb des ordentlichen Gerichtssprengels geschehen kann. Häufiger sind auch die Handlungen freiwilliger Gerichtsbarkeit an bestimmte Gericht gebunden, z. B. die Ueberschreibung der Grundstücke in Sachsen, die Verpfändung derselben ꝛc.

Voluntaria prorogatio jurisdictionis (freiwillige Prorogation), die durch Vertrag der streitenden Parteien erfolgte Wahl eines anderen Richters, als des eigentlich competenten.

Voluntaria retentio (freiwilliges Retentionsrecht), im Gegensatze vom gesetzlichen, das, durch den freien Willen desjenigen, dessen Sache zurückgehalten wird, begründete. Sie ist entweder conventionalis (vertragsmäßige), wenn sie in einem Vertrage bedungen ist, oder testamentaria (letztwillige, testamentarische), wenn dies durch Testament geschah.

Voluntaria sequestratio (V. conventionalis sequestratio), Vertrag, wodurch zwei streitende Parteien den streitigen Gegenstand einer dritten Person bis zur Entscheidung zur Verwahrung geben.

Voluntarii musculi, in der Physiologie, die willkürlichen Muskeln.

Voluntas unilateralis, so viel wie einseitiger Wille.

Voluta, Voluta, Mollusken, nach Linné, Walze, Walzenschnecke, Rollenschnecke, Gattung der Gasteropoda Buccinoidea, Cuv., der Ordnung der Doppelschnecken und der Zunft der Rinnenschnekken nach Oken. Charakter: Das Thier eingerollt, mit sehr großem, breitem Fuß; Fühler kurz, dreieckig; Augen festsitzend; ein dicker Rüssel mit Widerhäkchen; zwei Kiemen. Schale eiförmig, bauchig, mit weiter Wündung, die gewöhnlich länger als breit ist; Lippe etwas nach außen gebogen; Spindel mit schiefen, großen Falten. — Viele Arten in wärmeren Meeren. Wir beschreiben die bekanntesten in zwei Untergattungen:

I. Cymbium, Montf., Cymba, Sow. Bauchig, gewölkt, gekörnt.

1) V. nautica, Lam., Kaisermantel. Sehr bauchig, aufgetrieben, rothbraun, das Gewinde ganz kurz, mit kurzen, nach der Axe hin völlig eingekrümmten Dornen besetzt. Die Spindel mit 3 Falten. Die Dornen liegen ganz horizontal. 7″ 9‴. Im asiatischen Ocean. Wird in Indien zu Kunstsachen verarbeitet. Fleisch eßbar.

2) V. Diadema, L. Bauchig, braunorangengelb, jung mitunter weiß marmorirt; das Gewinde mit gewölbten, ziemlich geraden Dornen gekrönt, die Spindel mit 3 Falten. Die Dornen gleichen hohlen Schuppen. 7″. In Asien.

3) V. ducalis, Lam. Cylindrisch, bauchig, weißlich, mit unregelmäßigen kastanienbraunen Flecken in zwei Reihen umgeben, und mit rothbraunen gebogenen Längsadern netzartig bezeichnet, das Gewinde mit ganz kurzen Dornen gekrönt, die Spindel mit vier

Falten. Die Dornen sind fast nur Knötchen und überreichen den Wirbel nicht. 2″ 8‴. Im indischen Ocean.

4) V. aethiopica, L., Mohrenkrone. Umgekehrt eiförmig, bauchig, zimmetroth, ungefleckt, mit zahlreichen kurzen zusammengeschlagenen geraden Dornen gekrönt. Die Spindel hat vier Falten. Sie ist stets ungefleckt. 5″. Um Afrika, im persischen Meerbusen.

5) V. Melo, Soland. Eiförmig, sehr bauchig, gewölbt, nach oben verengt, gelblichweiß, mit einzelnen unregelmäßigen großen braunen Flecken, in drei Reihen, das Gewinde stumpf, fast verborgen, der Wirbel als eine Warze. An der Basis stark runzelig. 6″. In Ostindien.

6) V. Neptuni, Lam. Umgekehrt eiförmig, aufgetrieben bauchig, rothbraun, das Gewinde fast ganz verdeckt, gekielt, die Spindel mit 4 Falten. Bei den Jungen zeigt sich das Gewinde als Warze. Im afrikanischen Meere und im persischen Meerbusen.

7) V. Cymbium, L., Neptunswagen. Eiförmig, weiß oder gelb, rothbraun zerrissen gefleckt, das Gewinde mit einem Rande gekielt, ausgehöhlt, die Wirbelwarze sichtbar, die Zahl der Spindelfalten von 4 bis 6 variirend. Nicht so bauchig als die vorige, aber doch der letzte Umgang weit. 6″. Im Weltmeer.

8) V. Olla, L. Eiförmig bauchig, blaßbraun-gelb, ungefleckt, das Gewinde gekielt und stumpf, eine eichelförmige hervorstehende Wirbelwarze; die Spindel der reifen Exemplare hat zwei Warzen, der Jungen drei. Jeder Umgang ist stumpf und zugerundet. Variirt mit gewaltig ausgedehnter Mündung, außen durch eine Querfurche unterschieden. 4″. In Ostindien.

9) V. porcina, Lam. Ziemlich cylindrisch, abgestutzt, weißlich, längs gefurcht, gestreift, das Gewinde

planconcav, mit gekieltem Rand, die Wirbelwarze zum Theil verdeckt, die Spindel mit 3 bis 4 Falten. Der Saum ist unten ausgedehnt. 5—6″. Im afrikanischen Meere.

II. Voluta, Montf. Eiförmig, dornig oder höckerig.

a) Gedornte:

10) V. imperialis, L. Kreiselförmig, fleischroth, mit rothbraunen eckigen Flecken und Linien gewellt, das Gewinde mit langen, aufrechten, etwas weniges eingebogenen Dornen gekrönt, die Spindel mit vier Falten. 6″. Selten und theuer. In Ostindien.

11) V. Vespertilio, L., Fledermaus. Kreiselförmig, mit starken, spitzigen abstehenden Knoten bewaffnet, weißlich oder graulich braungelb, mit dunkelrothbraunen zackigeckigen hin und her gebogenen Streifen und Flecken gezeichnet. Die Lippe hat oben einen Ausschnitt, die Spindel vier Falten. In Ostindien, auf den Molukken und in Neuholland.

12) V. hebraea, L., Musikschneckige. Eikreiselförmig, dick, blaßgelbbraun, mit braunrothen, welligen, aderigen, in gedrängten Binden stehenden Linien umgeben, der letzte Umgang oben mit großen Höckern gekrönt, das Gewinde kegelförmig, knotighöckerig, die Spindel mit fünf Falten, davon die untern die größten, die obersten die kleinsten. Die größte über 4″. Gemein. Im Ocean.

13) V. musica, L., Notenschnecke, Musikschnecke. Eikreiselförmig, weißlich, mit vier Binden, die einen mit zarten braunen, parallel gehenden Querstreifen oder abgesetzten Streifen, die andern mit zusammengesetzten Punkten, von größern schwarzen Punkten eingeschlossen, auch der Lippenrand regelmäßig schwarz gefleckt, der letzte Umgang sehr höckerig, so wie auch das Gewinde knotig. Sechs Falten an

der Spindel, wovon die unteren die größten, die übrigen ganz klein sind. Gegen 3″. Auf den Antillen.

14) V. chlorosina, Lam. Eikreiselförmig, nach vorn höckerig, gelblichweiß, mit gelblichbraunen unterbrochenen Binden und einzelnen braunrothen Tropfen, die Spindel mit 10 Falten, die untersten die größten. Ihr fehlt der punktirte Gürtel und die Querlinien der vorigen. 2″.

15) V. thiarella, Lam. Eiförmig-länglich, vorn mit stumpfen Höckern, weißlich, mit 4 Querbinden, die einen mit parallelen Querlinien, die andern punktirt, am Rande weiß und braun gegliedert, die Spindel mit 10 bis 12 Falten, die obersten die kleinsten. Sie ist mehr gestreckt als kreiselförmig zu nennen, und die Knoten sind wenig erhaben. 2″ 7‴.

16) V. carneolata, Lam. Eiförmig, unbewehrt, gelblichweiß, fleischroth oder safrangelb, mit Linien, Punkten und Flecken gebändert, stumpfe dicke Längsrippen, eine zehnmal gefaltete Spindel, und an dieser die obersten Falten die kleinsten.

17) V. vexillum, Gm., Oranienflagge. Eiförmig, fast spindelförmig, glatt, glänzend, weißlich, mit zahlreichen orangerothen Bändern umgeben, der letzte Umgang oben mit zusammengedrückten entfernt stehenden Knoten besetzt, die Spindel mit 6 bis 8 Falten, die drei obersten die kleinsten. 3″. Kostbar. In Ostindien.

b) Unbewaffnete:

18) V. brasiliana, Sol., V. Colocynthis, L. Umgekehrt eiförmig, etwas kreiselförmig, aufgeblasen, blaßgelb, ungefleckt, der letzte Umgang oben stumpfkantig, die Spindel mit 3 Falten. 2″. In Brasilien.

19) V. Scapha, L., Bastardgondel. Kreiselförmig, bauchig, oben breit, dick, schwer, weißlich, mit rothbraunen oder braunrothen eckigen blitzzackigen Längslinien, auch wohl einigen bindenähnlichen Flek-

ken, der letzte Umgang vorn stumpfkantig, die Lippe etwas geflügelt, die Spindel vierfaltig. Variirt mit ganz rosenrothem Grunde. Gegen 6″ lang. Am Kap und bei Java.

20) V. fulminata, Lam. Spindelförmig, quer eingedrückt gestreift, schwach über's Kreuz gestreift, nach vorn der Länge herabgerippt, braungelb in's Fleischrothe, mit blaurothen, blitzzackig herablaufenden Längslinien; die Spindel mit 9 Falten, dazwischen einige kleinere. 3″.

Unter den fossilen Arten dieser Gattung, die zuerst in der Kreide auftritt, sind die wichtigsten: V. deperdita, Goldf., aus der Tuffkreide von Maestricht, und V. spinosa, Lamarck, aus dem Pariser Grobkalke.

Volutiten, versteinerte Walzenschnecken, theils aus der Gattung voluta selbst, oder aus den daraus neuerdings gebildeten Untergattungen (volvaria, marginella, oliva, tornatella u. A.); auch sind Versteinerungen aus den Gattungen strombus, buccinum und einigen anderen, doch mit Unrecht, hierher gerechnet worden. Die Volutiten, deren Arten mehr als 50 gezählt werden, finden sich nicht selten in verschiedenem Gestein und vielen Ländern.

Volutus (in der Botanik), gerollt, deutlich ein- oder mehrmals gewunden. Volutae cotyledones, deren blattartige, breite Theile um eine Kugel, einen Cylinder, oder sich selbst auf verschiedene Weise gewickelt sind. Voluta folia, Blätter, die in der Knospe um einander gerollt liegen.

Volva, eine von Montfort aufgestellte Gattung aus der Familie der Röhrenkiemenschnecken, gebildet aus Arten der Gattung Eischnecke, bei denen sich beide Enden der Mündung kanalförmig verlängern und der äußere Rand nicht gefurcht ist. Arten: Knauel (ovula volva), in der Mitte sehr bauchig, der Kanal

ist lang, dünn, walzenförmig, weiß, auch rosenroth; kostbare Schnecke, 3 Zoll lang, aus Brasilien; — volva birostris, volva spelta.

Volva, in der botanischen Nomenclatur, Wulst, die manche Schwämme vor der Entwicklung bedeckende, lockere, offene Hülle, wenn sie den Strunk dicht über der Erde umgiebt. Sie ist bald ganz, bald sternförmig zerrissen, bald byssus- oder gallertartig. **Volvatus**, mit einer solchen Wulst versehen.

Volvaria, nach Lamarck, Kornelkirsche, Gattung der Gasteropoda Buccinoidea Cuv., der Ordnung der Doppelschnecken und der Zunft der Rinnenschnecken, nach Oken, früher unter Voluta L. Charakter: Gehäuse cylindrisch, zusammengerollt; Windungen kaum vorstehend; Mündung eng, so hoch als das Gehäuse; Spindel unten mit Falten. Arten sind nicht zahlreich, klein; wegen ihrer Weiße und ihres Glanzes werden sie an manchen Seeküsten zu Halsbändern verarbeitet; die bekanntesten sind:

1) Volvaria monilis Lam. Eiförmig, fast cylyndrisch, mattglänzend, blendend und milchweiß, das Gewinde kaum sichtbar, die Spindel hat etwa fünf Falten. Sie ist 4 bis 5 Zoll lang. Man findet sie am Senegal.

2) Volvaria intermedia Menke. Eiförmig, elliptisch, ziemlich stark, weiß, etwas durchscheinend, das Gewinde etwas hervorstehend, die Lippe verdickt, in der Mitte etwas eingedrückt, die Spindel mit vier Falten.

3) Volvaria pallida Lam. Eiförmig länglich, cylindrisch, zart, durchsichtig, hornweiß, das Gewinde kaum hervorstehend, stumpf, die Spindel an der Basis einwärts gekrümmt, mit vier Falten. Bisweilen ist sie undeutlich gelbgeändert. Sechs Linien lang; wird am Senegal gefunden.

4) Volvaria triticea Lam. Eiförmig länglich,

fast cylindrisch, weißlich, braungelb gebändert, das Gewinde etwas hervorstehend, die Lippe in der Mitte etwas niedergedrückt, die Spindel gerade, etwa mit vier Falten. 5 Linien lang. Am Senegal.

5) Volvaria Oryza Lam. Klein, umgekehrt eiförmig, bisweilen ganz weiß, bisweilen mit einer breiten braungelben Binde, das Gewinde kaum hervorstehend, die Spindel gerade, mit vier Falten. 3 Linien lang.

6) Volvaria miliacea Lam. Klein, umgekehrt eiförmig, weiß, etwas durchscheinend, das Gewinde kaum sichtbar, die Spindel gerade, mit vier bis fünf Falten. Nicht selten. 2 Linien lang.

7) Volvaria tenera Menke. Eiförmig, durchscheinend, weißlich, mit vier braunen, unterbrochenen Querstreifen und Reihen von Längsstrichen, das Gewinde kaum sichtbar, die Spindel etwas gekrümmt, mit 8 Falten. 2 Linien. Auf Portorico.

Die fossilen Arten, die zuerst in der Kreideepoche erscheinen, sind: 1) Volvaria tenuis, aus dem Plänermergel von Luschitz. 2) Volvaria bulloides, aus dem Pariser Grobkalk. 3) Volvaria acutiuscula, mit Vorigen und im Londonthone Englands.

Volvaria (in der Botanik), nach Fries, Hüllenblätterpilz, Untergattung von Agaricus L.

Volviren, in der Handelswelt so viel wie: mit Protest zurückschicken.

Volvolus, in der Zoologie, Schließschnecke. S. Schnecke.

Volvox, s. Kugelthierchen.

Volvulus, in der Medizin Darmverschlingung, richtiger Darmeinschiebung (Introsusceptio, Indigitatio, Invaginatio, Tormentum, Chordapsus). Es ist im Allgemeinen jener Zustand, bei welchem sich ein Theil eines schlauchartigen Gebildes in den anderen wie in eine Scheide einschiebt, in Folge

dessen das Lumen und die Durchgängigkeit an der Einschiebungsstelle verringert oder gänzlich aufgehoben wird. Intussusceptionen kommen am Uterus, in der Vagina, an der Schleimhaut der Harnröhre vor; aber in specie bezeichnet Volvulus die Einschiebung der Gedärme an verschiedenen Stellen. Den Alten war das fragliche Leiden seinen Erscheinungen nach und unter dem gemeinsamen Namen Passio iliaca, Ileus, Volvulus bekannt, welche letztere Benennung verschiedenartig erklärt wurde; aber erst durch Peyer, Ruysch und einige Andere wurde die Existenz des Volvulus, welche von mehreren Aerzten, besonders von van Helmont bestritten wurde, anatomisch nachgewiesen. Dessenungeachtet wurde die Darmeinschiebung in den Schriften der Aerzte fortwährend durch die allgemeine Benennung Ileus, Miserere, Passio iliaca, Darmgicht u. s. w. bevormundschaftet, bis man endlich durch die Häufigkeit des fraglichen Leidens und durch seine Eigenthümlichkeit in ätiologischer Hinsicht sich bewogen fand, derselben in neuester Zeit eine Art von Selbstständigkeit einzuräumen.

Die Symptome bei dem Volvulus sind folgende: Gewöhnlich haben die Kranken einige Zeit vorher Beschwerden im Unterleibe, leichte kolikartige Schmerzen mit häufiger Entwicklung von Blähungen nach oben, wobei der Stuhlgang träge und nur in seltenen Fällen Durchfall vorhanden ist. Mit einem Male empfinden die Kranken an irgend einer Stelle des Unterleibs einen heftigen, ziehenden, zusammenschnürenden Schmerz, welcher in kurzen Zwischenzeiten wiederkehrt, sich allmählig weiter verbreitet und bei der Manualuntersuchung nicht in bedeutendem Grade und nicht verhältnißmäßig zu den schon bestehenden Empfindungen sich vermehrt. Gleichzeitig ist der Stuhl hartnäckig verstopft und der Kranke wird

bei dem Drange und den Versuchen, etwas auszuleeren, von der heftigsten Angst ergriffen. Blähungen nach oben, mit Kollern im Unterleibe, gehen häufig ab, Spannen in den Präkordien, Neigung zum Aufstoßen, welches bald in ein fruchtloses Würgen übergeht, ist vorhanden; es stellt sich Schluchzen, und bald darauf, bei Abwesenheit einer äußeren Darmeinklemmung, Erbrechen, welches sich öfters und in verschiedenen Zwischenräumen wiederholt. Das Ausgebrochene besteht anfangs aus dem Inhalte des Magens mit Schleim, später aus einer gelben, dicken, übelriechenden, schleimig galligen Flüssigkeit, wie man sie gewöhnlich an den Dünndärmen vorfindet, aber auch Mastdarmkoth, und die in den Mastdarm eingespritzten Klystiere können weggebrochen werden. — Gewöhnliches Erbrechen wird eher bei den Einschiebungen der dünnen Gedärme, ein kothiges bei jenen des Dickdarmes oder der untern Partie des Ileums stattfinden, und in einigen Fällen wurde eine schmierige, chokoladenfarbige Masse, eine schwärzlich blutige Flüssigkeit nach oben und unten entleert. Fieber ist anfangs selten vorhanden. Der Puls ist klein, hart, gespannt, die Zunge rein, trocken, blaß, die Respiration ängstlich, kurz, schnell, das Gesicht verzerrt, entstellt, mit Angstschweiß bedeckt und der Durst gewöhnlich heftig, dessen Befriedigung meistens Würgen, Erbrechen und Verschlimmerung zur Folge hat. Der Urin wird sparsam gelassen, hat ein mehr blasses Ansehen, der After ist häufig krampfhaft zusammengeschnürt, in welchem Falle die Klystiere, wie gegen eine Wand gespritzt, augenblicklich wieder zurückfließen, wobei sie etwas Schleim oder Koth mit sich führen können. Untersucht man den Unterleib genauer, besonders während der Anfälle, so findet man denselben mehr oder weniger tympanitisch aufgetrieben, stellenweise, mehrentheils an der der Einschiebung

entgegengesetzten Seite, zuweilen gänzlich nach Innen gegen die Wirbelsäule zusammengezogen, wobei er platt oder vertieft wird und hart anzufühlen ist. Ebenso entdeckt man bisweilen an jener Stelle, an welcher die Schmerzen begonnen oder am heftigsten gefühlt werden, eine harte, mehr oder weniger längliche, meist verschiebbare Geschwulst, welche besonders beim Beginnen des Schmerzanfalles ganz hart und deutlich, und im Nachlasse welcher und teigig anzufühlen ist. James Wood bemerkte 1836 bei einem Ileus eine ungewöhnliche Völle und Härte an der rechten Regio iliaca, und fühlte deutlich, wie sich während der Schmerzanfälle eine längliche Geschwulst unter seinen Händen in die Höhe hob. Unmittelbar darauf folgte ein Gurgeln, Rumpeln und Rauschen gegen die verschlossene Stelle, und nach mehrmaligem Anprallen gegen die Geschwulst kehrte die Flüssigkeit zurück, wobei, während der Krampf nachließ, der Kranke zu brechen begann. Tritt im späteren Verlaufe Entzündung hinzu, was aber auch bald und kurz nach dem Beginn der Krankheit geschehen kann, so wird an der Einschiebungsstelle der Schmerz permanent, in Zwischenzeiten sich verstärkend, reißend, brennend, und er verbreitet sich von hier aus allmälig über die ganze Bauchhöhle. Immer aber bleibt der Schmerz am deutlichsten und stärksten in der Einschiebungsstelle, welche sich zuerst auftreibt, gespannt, hart und daher schmerzhaft beim Befühlen ist. — Deutliches Fieber, intensive Hitze, besonders am Bauche, ist vorhanden, der Puls beschleunigt, zuweilen kräftig, später gespannt und unterdrückt, der Durst heftig, die Zunge trocken, heiß, zuweilen belegt, der Stuhl fortwährend verstopft, das Erbrechen häufiger und schmerzhafter, der Urin sparsam, flammend, roth gefärbt, die Temperatur anfangs an den Extremitäten erhöht, aber später vermindert. Die Kranken sind

höchst unruhig, ängstlich, der Leib treibt im ganzen Umfange auf, wird gespannt und schmerzhaft. Ueber kurz oder lang hören sodann die Schmerzen des Unterleibes und das Erbrechen auf, der Puls wird klein, gespannt, fadenförmig, undeutlich, die Kräfte sinken, kalter Schweiß bedeckt das kalte Gesicht und die kalten Glieder, die Gesichtszüge entstellen und verändern sich, die Vorstellungen werden verwirrt und der tödtliche Ausgang ist nicht mehr fern.

Aber die Erscheinungen sind nicht immer constant und complet, insbesondere bei Kindern und Säuglingen nur die gewöhnlichen Erscheinungen des Zahnens und der Blähungsbeschwerden vorhanden. Man bemerkt zuweilen nur ein vorübergehendes Verzerren des Mundes, kalte Schweiße, Leibesverstopfung bei nicht empfindlichem, gleichmäßig ausgedehntem Unterleibe, wobei der Athem kurz, beschleunigt ist und sich allmälig Convulsionen, insbesondere Opisthotonus einstellen. Oefters werden weder Getränke noch Arzneien ausgebrochen, Stühle sind vorhanden, und die Darmeinschiebung kann selbst ihr Dasein durch kein einziges Zeichen offenbaren, wie dies Billard so häufig gefunden hat. Nicht immer ist Stuhlverstopfung zugegen, wenn die Contenta des Darmes zwischen der Mastdarmöffnung und der Einschiebungsstelle entleert werden, wenn ein Volvolus bei einem Mastdarmvorfalle gegeben ist, bei einem künstlichen After der Darmvorfall durch Invagination entsteht oder die Einschiebung an der Insertion des Ileums in das Kolon beginnt, in welchem Falle wegen der größeren Weite des Kolons das invaginirte Ileum nicht gänzlich seine Durchgängigkeit für flüssige Stoffe verlieren kann. J. Hunter erzählt einen Fall, bei welchem der Volvulus an der Insertion des Ileums in das Kolon begann und das Cökum mit seinen Anhängen mit gefaßt zu haben schien. Das

Ileum ging in das Kolon hinein, bis das ganze aufsteigende Kolon, der transversale Bogen und das Colon descendens in der Flexura sigmoidea und in das Rectum eingedrängt war. Da die Valvula coli der leidende Theil war, so drang sie zuletzt bis zum After, und wenn die Person zu Stuhle ging, so leerte sie dabei bloß den Inhalt des Ileums aus. Selbst Durchfall wurde in einigen Fällen beobachtet.

Sind auch die bezeichneten Symptome gegeben, so ist dennoch nicht immer evident erwiesen, daß dieselben durch eine Darmeinschiebung veranlaßt werden. Kothanhäufungen, fremde, den Darmkanal retzende und verstopfende Körper, Verwachsungen, Verengerungen, Zusammenschnürungen, Verhärtungen und Skirrhen der Gedärme, innere Darmeinklemmungen durch Verbindungsbrücken und Adhärenzen, welche sich am Epiploon oder zwischen den Darmwindungen in Folge chronischer Bauchfellentzündungen entwickelt haben, steinige Concremente im Darmkanale, Varices und Aneurysmen und andere Geschwülste im Unterleibe, Hydatiden, hysterische Zustände, Wurmreiz u. s. w. haben öfter ähnliche Erscheinungen wie die Darmeinschiebungen im Gefolge, und es bedarf in jedem Falle immer genauer Würdigung aller vorausgegangenen und gegenwärtigen Momente, um die Diagnose zu begründen oder zur Wahrscheinlichkeit zu erheben.

Die Dauer der Krankheit ist verschieden; sie tödtet gewöhnlich, wenn sensible, reizbare Individuen befallen werden, Entzündung hinzutritt, die Einschiebung sich nicht lösen läßt, in einigen Tagen, hält öfters wochenlang, mitunter bei stürmischen und schmerzhaften Erscheinungen, an und kann ihre Dauer noch viel weiter, selbst auf Jahre hinaus erstrecken, wenn die Durchgängigkeit des Darmes nicht gänzlich aufgehoben ist.

Die Darmeinschiebung gehört zu den gefährlichsten Krankheiten, und die Vorhersage, welche im Allgemeinen auf der möglichen Feststellung der Diagnose, den Individualitätsverhältnissen, der Heftigkeit, Hartnäckigkeit und raschen Aufeinanderfolge der Erscheinungen beruht, ist jederzeit ungünstig und um so gefährlicher zu stellen, wenn sich Entzündung, welche leicht in Brand übergeht, hinzugesellt. Je höher im Darmkanal die Einschiebung, oder diese in beträchtlicher Länge oder mehrfach zu vermuthen ist, desto ungünstiger wird die Vorhersage.

Es sind von den Aerzten und Anatomen sehr verschiedene Hypothesen über die Entstehung dieser Krankheit aufgestellt worden. Einige neuere Forscher behaupten, sie beruhe auf einer Umkehrung oder doch Störung der polarischen Verhältnisse des Darmkanals, indem die Muskelhaut durch äußeren Reiz so afficirt wird, daß die peristaltische Bewegung eine entgegengesetzte Richtung als die natürliche erhält. Jedenfalls werden die eingeschobenen Darmtheile von den anfangs erschlafften und erweiterten Darmportionen, sobald diese ihre Energie wiedergewinnen, wie in einer Scheide eingeschnürt und durch die Contractionsfähigkeit der letzteren zurückgehalten. Gewöhnlich gehen dieser Erscheinung Abdominal-Störungen, leichte Kolikschmerzen, wie sie durch Windblähungen erzeugt werden, voraus. Woher diese entstehen, ist bekannt: Erkältung, Hartleibigkeit, die bereits habituell geworden ist, Diätfehler, Genuß unverdaulicher Speisen, Hämorrhoidenleiden, wohl auch ein rasch unterdrückter oder vernachlässigter chronischer Hautausschlag. Aber diese Momente, welche zur Entstehung einer Darmverschlingung mitwirken können, treten oft ein, ohne daß ein Volvulus erfolgt, können eben so wenig als Peyer's Experimente, welcher bei Vivisectionen der Frösche kleine Darmeinschiebungen

entstehen sah, wenn nämlich der Darm verletzt wurde, in ätiologischer Beziehung eine genügende Erklärung geben, und lassen nur die Vermuthung zu, daß auf jede Darmreizung, wenn gewisse, aber noch nicht bekannte individuelle oder krankhafte Bedingungen gegeben sind, Intussusceptionen entstehen können. Darmportionen können nach ab- und aufwärts eingeschoben werden; ob aber im ersteren Falle eine progressive, und im zweiten eine retrograde Uebertätigkeit in der peristaltischen Bewegung der eingeschobenen Darmportion, oder beide Uebertätigkeiten, aber in verkehrter Richtung, an dem eingeschobenen und enthaltenden Darmstücke gleichzeitig nöthig seien, um die Art der Einschiebung, ihre Permanenz und Vergrößerung zu bewirken, sind nicht ungegründete Vermuthungen. Am schwierigsten bleibt jedoch die Erklärungsweise bei Mehrfachheit der Intussusceptionen nach verschiedenen Richtungen. Weniger stathaft und erklärend, so wie auf alle Fälle nicht anwendbar, sind die Meinungen, daß die peristaltischen Bewegungen durch Fortschiebung des Darminhaltes gegen eine zusammengezogene Darmportion, diese in die erschlaffte einschieben müsse; daß die äußere Darmportion die thätige, die eingeschobene die passive sei, und die letztere durch die erstere nach auf- oder abwärts gedrängt werde, daß die äußere Darmschicht auf die eingeschobene, wie auf eine fremde Materie wirke; daß eine angeborne Enge, Krampf, Hypertrophie des Darmes leicht in den unteren weiteren Darmpartien eine Einschiebung veranlassen könne; daß vermöge seiner Schwere das obere, zusammengezogene Darmstück in das untere erweiterte einfallen müsse; daß durch die Erweiterung des Blinddarmes und des Kolons schon eine natürliche Disposition und die Ursache zur Einschiebung gegeben sei; daß eine Intussusception nach aufwärts leichter nach heftigem

Erbrechen, nach abwärts durch heftiges Drängen beim Stuhlgang erzeugt werde u. s. w. Eben so unerklärt bleibt es bis jetzt, wie ein Darmstück, oft von sehr beträchtlicher Länge, sich einschieben kann, da doch die im Verhältniß bedeutende Kürze des Mesenteriums und die noch beträchtlichere des Mesokolons, an welchem die Därme angeheftet sind, ein natürliches Hinderniß abgeben müssen, welches Moment daher auch ältere Aerzte veranlaßte, die Existenz der Intussusception zu leugnen oder nur dann anzunehmen wenn durch Verschwärung oder Brand das Mesenterium oder Mesokolon zerstört wären, in welchem Falle aber eher der Tod als eine Intussusception zu Stande kommen würde. Jedenfalls bedarf das Verhalten dieser Anheftungsgebilde für die Gedärme bei beträchtlichen Einschiebungen noch immer näherer Nachweisung.

Das fragliche Leiden verschont kein Alter, kein Geschlecht; aber am häufigsten kommt es bei Kindern vor. Der größte Theil von 300 Kindern, die in der Salpetrière unter den Erscheinungen des Wurm- und Zahnfiebers gestorben waren und von Louis untersucht wurden, hatten zwei, drei, vier und selbst mehr Intussusceptionen. Nach Baillie und Billard ergaben sich ähnliche Resultate.

Jeder Volvolus besteht aus drei Darmlagen, der äußeren, welche als Scheide dient, der nach einwärts gekehrten, als der zweiten, welche die sich wieder zurückschlagende als die dritte und innerste einschließt. Auf diese Weise ergeben sich auch drei Zwischenräume, von denen der eine durch die äußere und einwärts gekehrte Darmlage, der zweite durch diese und die zurückschlagende Darmportion und der dritte durch das Lumen der letzteren allein gebildet wird. In jedem der Zwischenräume berühren sich homogene Flächen, nämlich in dem äußeren und inneren Schleimhäute,

in dem mittleren die serösen Flächen des Darmes. Darmeinschiebungen können an jeder Stelle, am Zwölffingerdarme, Jejunum, Ileum, Cöcum und Rectum stattfinden, und zwar in der Länge von mehreren Linien bis zu mehreren Schuhen.

Dr. Sundelin beobachtete einen Fall, bei welchem fast der ganze Zwölffingerdarm in das Jejunum eingeschoben war. Dicht oberhalb der Einschiebung war der Zwölffingerdarm in der Breite eines Viertel-Zolles durch eine glatte Verhärtung etwa um zwei Drittel seines Durchmessers verengert.

J. Thomas fand eine Intussusception am Anfange des Ileums in der Länge von 26 Zoll. Mathias Rowe beobachtete einen Fall, bei welchem in dem Obertheile des Mastdarms nicht bloß der Grimmdarm, sondern auch der Krummdarm eingeschoben war, so daß am After der Blinddarm mit dem Ende des Krummdarmes zum Vorschein kam. Dance erzählt zwei Krankheitsfälle, bei welchen das Colon transversum, descendens, Cöcum und ein Theil des Dünndarmes in das Colon descendens und Sromanum eingeschoben waren. Derartige beträchtliche Darmverschiebungen, welche am häufigsten in der Cöcalstelle vorkommen, wurden auch von mehreren Aerzten beobachtet. Die Darmeinschiebungen finden von oben nach unten oder umgekehrt statt, welche erstere Fälle die bei weitem häufigsten sind. Aber auch in beiden Richtungen werden bei demselben Individuum Intussusceptionen vorgefunden und insbesondere beobachtete Langstaff bei einem 3 Monate alten Kinde den Fall, daß neben einer sehr großen Darmeinschiebung auf die gewöhnliche Art nach unten eine kleinere in der entgegengesetzten Richtung sich gebildet hatte. Die einzelnen Darmlagen sind entweder noch beweglich, auseinander ziehbar und durchaus noch normal beschaffen, oder durch adhäsive

Entzündung mit einander verklebt, selbst verwachsen, so daß sie nach dem Tode kaum auseinander gezogen werden können, wie dies vorzüglich Simpson, Hevin, Malcolm, Hunter, Baillie beobachtet haben. Das Mexokolon und Epiploon sind zuweilen stark gegen die Einschiebungsstelle verzogen, der obere Rand der die Invagination enthaltenden Tasche bildet einen dicken, harten und gespannten Wulst, und zuweilen findet man das Gekröse des eingeschobenen Darmstückes abgerissen (Monro).

Die Ausgänge des Volvulus sind folgende:

a) In völlige Genesung, indem sich durch Natur- oder Kunsthülfe die polarischen Mißverhältnisse der Gedärme wieder ausgleichen, und nach Beseitigung der Darmverschiebung die Erscheinungen verschwinden und wieder Stuhlgang erfolgt. Baillie bemerkt, daß man bei Leichenöffnungen, besonders bei Kindern, nicht selten Intussusceptionen antrifft, die keinen Nachtheil gehabt, indem die Theile ganz frei von Entzündung waren und sich wahrscheinlich auch durch die normale peristaltische Bewegung wieder auseinander gezogen hatten.

b) In theilweise Genesung und zwar durch brandiges Abstoßen der eingeschobenen Darmportion. Tritt nämlich Entzündung hinzu, so ist die nächste Wirkung eine Volumensvergrößerung der eingeschobenen Darmportion, wodurch die enthaltende oder umfassende Röhre, welche sich über kurz oder lang gleichfalls entzündet, zur größern Contraction angeregt wird, sich enger um den eingeschobenen Theil anlegt und denselben zusammenschnürt. Dadurch wird an der Stelle des Darmes, wo er sich nach einwärts kehrt und seine seröse Fläche mit der gleichartigen der innersten sich wieder zurückschlagenden Röhre zusammenstößt, eine innige Berührung bewirkt und in Folge der Anschwellung die Circulation in dem eingeschobenen Theile ge-

hindert. Die nothwendige Folge (A. L. Richter's Abhandlung aus dem Gebiete der Medicin und Chirurgie, Berlin 1832, S. 539) hiervon muß sein, daß die Entzündung des eingeklemmten Theiles eine destructive oder gangränöse wird, während sie an dem Punkte, wo die Invagination beginnt, und also über der Demarcationslinie einen adhäsiven Charakter annimmt, wodurch hier die organische Conglutination bedingt wird, zu welcher die äußern, ihrer Organisation nach gleichartigen, serösen Flächen sich mehr neigen, als die innern Schleimhäute. Das durch die Demarcationslinie eingeklemmte Stück trennt sich, wird ausgestoßen, und der Zusammenhang des Darmes ist wieder hergestellt. Unter den merkwürdigsten Fällen von abgegangenen Darmstücken verdienen erwähnt zu werden jene von Sebire (Journal de médecine, Thl. 64; 18 Zoll vom Kolon gingen hier einer Frau ab); Dougall (Medical Comment., Bd. IX.; 18 Zoll Gedärme mit dem Mesenterium gingen einer 67jährigen Frau ab); Renton, Edinburgh med. and surg. Journal, Nr. LII; 19 Zoll vom Ileum); Höflich (Horn's Archiv, 1810, Bd. II.; 18 Zoll vom Ileum und Jejunum); Legoupil (Journal général de médec., 1820, Oct.; einem Knaben ging der ganze Blinddarm ab, an welchem an dem einen Ende 6 Zoll vom Krummdarm, an dem andern 4 Zoll vom Grimmdarm hingen); Tieiller und Cruveilhier (Nouveau Journal de Médec. par Adelon, Béclard etc., Thl. III, April 1818; 18 Zoll Dünndarm nebst Gekröse); Valentine (Edinburgh. med. and surg. Journal, Nr. 87, 1826; 28 Zoll vom Kolon); Wagner (Ueber die Medicinalanstalten und den gegenwärtigen Zustand der Heilkunde in Großbritannien und Irland, Berlin 1825, welcher im pathologischen Museum von C. Bell ein 30 Zoll langes Stück Dünndarm sah, das ohne

tödtlichen Erfolg durch den Stuhl ausgeleert worden war); Lobstein (Traité d'Anatomie patholog., Theil I, Paris 1829; 3 Fuß langes Darmstück mit dem Mesenterium); Guylard (American medical and surg. Journal, Bd. V, Februar 1830; 23 Zoll Darm bei einem 6jährigen Knaben); Frick (Andreä's Sanitätsbericht von der Provinz Sachsen, Magdeburg 1830; 20 Zoll Krummdarm); Beuriel und Ripal (Révue médec. franç. et étrangère, 1823; 30 Zoll vom Dünndarm mit Gekröse), und überdies haben noch derartige Fälle Hevin, Lembeke, Westphal, Baillie, A. L. Richter, Sömmerring, Hagstromer, Schreger, Gautier de Claubry und Hedinger aufgezeichnet. Die abgestoßenen Darmstücke haben gewöhnlich ein schwärzliches, an den Enden zernagtes, franzenartiges, brandiges Ansehen, an welchen man noch deutlich die Textur erkennen konnte. Die Zeit des Darmabganges ist unbestimmt, und Backstrom beobachtete einen solchen ¼ Elle lang erst nach einem Jahre, nachdem der Zustand des Kranken bei Leibesöffnung und Diarrhöe schmerzfrei war, während er bei trägem Stuhle und Verstopfung Schmerzen fühlte. Leider ist aber der Erfolg dieses Vorganges nicht immer günstig, indem die Kranken an Abdominalphthise oder noch häufiger an den Folgen der Darmverengerung zu Grunde gehen, welche sich an der Vereinigungsstelle bildet, woselbst man gewöhnlich einen harten kallösen Ring, Narbenbildung, Verdickung der Substanz und oberhalb der Verengerung eine Erweiterung des Darmes vorfindet. Aber es sind auch viele Beispiele durch Albrecht, Solguer, Sobaux, Bouchet, Westphal, Bower, Hedinger, Legoupil u. s. w. bekannt geworden, welche beweisen, daß auch bei sehr beträchtlichem Darmverluste die Integrität des Lebens erhalten werden kann. Es kann ferner auch geschehen,

daß sich durch Entzündung eine Adhäsion oberhalb des eingeschobenen Darmes mit dem Bauchfalle bildet, welche Stelle alsdann aufbricht und ein künstlicher After sich bildet.

c) In Tod und zwar: 1) durch Gangrän, in welchem Falle man die eingeschobene Darmstelle oder den Darm oberhalb derselben brandig, durchbrochen, Spuren einer weit verbreiteten Entzündung auf den Gedärmen und Bauchfelle, Auflockerung, Erweichung, Verschwärung der Darmschleimhäute, Erguß einer eiterigen, serösen Flüssigkeit oder der Contenta des durchbrochenen Darmes in der Bauchhöhle u. s. w. vorfindet; 2) durch Abdominallähmung, welche in Folge der heftigen und häufigen Brechanfälle, der heftigen Schmerzen erzeugt, sich auf das Gehirn- und Rückenmark fortpflanzt, in welchen Fällen man, was insbesondere bei Kindern sich ereignet, außer der einfachen Darmeinschiebung, keine anderen Veränderungen im Unterleibe und nur zuweilen Blutanhäufungen in der Kopfhöhle vorfindet.

Alle gegen den Volvulus angewandten Mittel, deren Wirkungsweise mitunter bei günstigen Fällen unerklärbar ist, tragen das Gepräge der Empirie und geben bei der Masse erfolgloser Resultate im Verhältnisse zu ihren günstigen Wirkungen keine Zuverlässigkeit, wobei der Zweifel nicht unbegründet erscheint, ob denn in allen Fällen günstiger Verhältnisse wirklich ein Volvulus vorhanden war. Die Unsicherheit der Diagnose rechtfertigt diesen Zweifel, und daher mag es auch kommen, daß bei dem Volvulus Mittel angerathen und mit glücklichem Erfolge gegeben wurden, deren allgemeine Wirkungsweise mit der Natur des fraglichen Leidens in Bezug auf ein günstiges Resultat nicht wohl übereinstimmt. Unter den Mitteln, welche man angerühmt und vorgeschlagen hat, müssen angeführt werden:

a) Abführungsmittel, zu deren Anwendung man ursprünglich durch die bei dem Volvulus bestehende Verstopfung aufgefordert wurde. Ein altes berühmtes Mittel beim Ileus ist das englische Salz, besonders in Verbindung mit Leinöl und Opium. Eben so wurden als eröffnende Mittel empfohlen: fette Oele, das Leinöl, zerlassenes Fett, Butter, Ricinusöl, in reichlichen Gaben die Manna, Tamarindenmark und die Kassia, entweder allein oder in Verbindung mit reizenden Abführmitteln, ölige Emulsionen mit stark purgirenden Neutralsalzen, das Electuarium lenitivum, mit Pulvis foliorum sennae oder Kali und Natrum sulphuricum versetzt. Krotonöl und das Belladonnaextrakt werden vorzüglich von Dandy, Kinglake, Elliotson, Dorfmüller und Rosati angerühmt. Eben so will man Schwefelmilch zu einer Unze mehrmals des Tages, von starken Gaben Calomel, von Pulvern aus China, 1 Drachme, und Weinsteinrahm ½ Drachme nutzen gesehen haben, und nicht weniger werden selbst drastische Purgirmittel, besonders Pillen aus gleichen Theilen Extract. colocynth. und Calomel, von beiden Gr. X auf einmal und hernach alle Stunden Gr. jj, bis Leibesöffnung erfolgt, angerathen. Nach Sims, Deplace, Stoll, Hosack, Sumeise, J. Hunter soll man bei Darmverschiebungen nach unten ein Brechmittel geben, um der peristaltischen Bewegung des eingeschobenen Theiles eine andere Richtung zu geben, und sollte dieses Verfahren nicht gelingen, so dürfte man berechtigt sein, einen Volvulus nach oben anzunehmen, welchen man mit Abführungsmitteln zu bekämpfen habe. Aber der Erfolg der Abführmittel kann durchaus bei wirklichem Volvulus nicht günstig sein, indem nicht abzusehen ist, wie durch dieselben die Einschiebung und das normale Polarverhältniß des Darmes gehoben werden könnte, dagegen begreiflich wird,

daß die zu beseitigende Anomalie an In- und Extension gewinnen muß. Ist die Gefahr, wie fast immer anzunehmen ist, einer sich entwickelnden Entzündung gegeben, oder diese schon eingetreten, so würde ein hartnäckiges Bestehen, das Leiden durch Abführmittel zu heben, sicher den tödtlichen Ausgang herbeiführen. Ueberdies werden Purgirmittel fast jederzeit sogleich wieder weggebrochen, der Brechreiz und das Erbrechen vermehrt, und ihre Anwendung ist unter allen Bedingungen zu verwerfen, selbst in jenen aber im Voraus nicht zu vermittelnden Fällen einer Einschiebung von unten nach oben, bei welchen man annehmen könnte, daß durch heftige Darmconcretionen und Fortschieben der Darmcontenta gegen das eingeschobene Darmstück dieses nach unten aus seiner Scheide ausgetrieben werden müsse, indem eine glückliche Behandlung auf diese Weise noch nicht konstatirt und die Darreichung der Purgirmittel auf's Geradewohl für zu gefährlich zu erachten ist.

b) Die Kälte. Sie wurde äußerlich und innerlich mit Nutzen angewendet. Man ließ den Kranken viel kaltes Wasser trinken und Klystiere mit kaltem Wasser gebrauchen. Nach Whytt soll man die untern Extremitäten wiederholt mit kaltem Wasser begießen, nach Fr. Hoffmann und Kite eiskalte Fomentationen, selbst von Schnee und Eis, auf die Extremitäten und den Unterleib machen. Brandis heilte die Darmgicht durch ununterbrochenes Auflegen von zerstoßenem Eise und dem gleichzeitigen innern Gebrauche desselben mit China und Opium. Auch eiskalte Bäder wurden nützlich befunden (Stevenson im Edinburger Versuch, Bd. V, Thl. 2). Ueberdies sprechen für die Anwendung der Kälte: de Haen, Stoll, van Swieten, Richter, Abercrombie, Moll, Hahn (Von der Kraft und den Wirkungen

des frischen Wassers, Breslau 1845), Howitz, Jagielski und Bülke.

c) Krampfstillende und ableitende Mittel. Unter diesen wurde das Opium sehr gerühmt. Man kann es stündlich zu Gr. 1 und am zweckmäßigsten in Verbindung mit Oelen und nach Umständen mit Purgirmitteln geben, wobei entzündliche Erscheinungen, selbst ausgebildete Darmentzündung, von dessen Gebrauche nicht abhalten dürfen. Auch die Ipecacuanha in kleinen Gaben war öfters, mitunter in verzweifelten Fällen, mit Nutzen angewendet worden, und Richter sah auf ihren Gebrauch nach einer 6 Tage andauernden Verstopfung Oeffnung eintreten. Aeußerlich mache man erweichende, warme Umschläge, krampfstillende, gelinde reizende Einreibungen, besonders mit Opium auf den Leib, setze trockene Schröpfköpfe und ein spanisches Fliegenpflaster auf denselben, welches letztere namentlich von Pringle (Feldkrankheiten) und Willmer mit Erfolg auf den Nabel applicirt wurde. Günstige Resultate von der äußerlichen Anwendung des Belladonnaextraktes erhielten Pages, Magliari, Specieri, P. Portal, Doupon-get, Albers, Marino, Meola und Fränkel. Lauwarme Bäder haben sich öfter nützlich erwiesen; man sah nach vorausgegangenen Abführungs- und krampfstillenden Mitteln Oeffnung erfolgen, sobald der Kranke einige Zeit im Bade sich befand. Nach Schönlein soll man den Kranken ein warmes Bad gebrauchen lassen, und Reize auf der Haut und im Mastdarme, insbesondere mittelst Klystieren aus Ipecacuanha und Brechweinstein in Anwendung bringen, während man den obern Theil des Darmkanals durch Cicuta, Belladonna, Zinkblüthen in Verbindung mit Magnesia abzustumpfen trachten soll.

d) Klystiere. Sie wurden sehr empfohlen, und ihre Anwendung ist um so weniger zu vernachlässigen, als

man sich in vielen Fällen fast auf sie allein beschränken muß, wenn die innerlich gegebenen Mittel wieder ausgebrochen werden. Verschiedene Mittel wurden zu Klystieren und diese in verschiedener Absicht gebraucht, und zwar um die krampfhafte Spannung im ganzen Darmkanale, besonders in den invaginirten Stellen, zu heben, durch Reizungen des Mastdarmes, starke peristaltische Bewegungen unterhalb der Invaginationsstelle zu erzwingen, und auf diese Weise durch Herstellung des normalen Polarverhältnisses die Lösung des eingeschobenen Darmes zu bewirken; durch mechanische Ausdehnung des unterhalb der Einschiebung sich befindenden Darmtheiles mittelst des Andranges der Klystierflüssigkeit, die eingeschobene Portion aus ihrer Scheide auszutreiben oder diese so auszudehnen, daß den invaginirten oder eingepreßten Stücken die Möglichkeit gegeben wird, sich wieder loszumachen. Klystiere aus einem Decoctum Ipecacuanhae 3 Unzen auf 6 Unzen Kolatur werden durch Michel; von Tabaksrauch oder einer Abkochung des Tabakskrautes durch Dr. de Haen, Fowler, Heberden, Stark, Howship, Camper, Heister und Abercrombie, von acht Gran Brechweinstein in drei Drachmen Essig aufgelöst, von gleichen Theilen Essig und Wasser, von Belladonna, von Asa foetida besonders 2 Unzen in einem concentrirten Kamillenaufguß, von Conium maculatum, von einer Abkochung von 30 Gr. der Herb. gratiolae empfohlen. Dr. Moll in Münster theilte einen Ileus durch eine Mischung, bestehend aus 3 Tropfen Krotonöl, arabischem Gummi in 5 Drachmen eines Tabaksdecoctes aufgelöst. Schon Hippokrates empfiehlt vieles Einspritzen von lauwarmem Wasser, um den Darmkanal auszudehnen, so wie auch wiederholte Klystiere von kaltem Wasser vorzügliche Dienste geleistet haben. Um den Darmkanal auszudehnen und

durch Einspritzen von warmem Wasser den Volvulus auf mechanische Weise zu heben, wurde eine eigene Maschine erfunden, welche Palita (Kühn's und Weigel's ital. med. und chir. Bibliothek, Bd. II, St. 2) anpries. Dr. Kottmann gebrauchte und beschrieb einen mit günstigem Erfolge angewendeten transportablen Apparat (Verhandl. der vereinigten ärztlichen Gesellschaft der Schweiz, 1830, Heft 1), welcher aus einem 10 bis 30 Maaß ziemlich warmen Wassers haltenden Fäßchen besteht, welches in einer Höhe von 5—10 Fuß angebracht ist. Im Fußbodenloche befindet sich eine blecherne Röhre, und an dieser ein Hahn von Messing und an diesem ein Schlauch von Leder, des an seinem Ende mit einem hölzernen oder beinernen Klystierspritzenröhrchen versehen ist und in den After applicirt wird. Bei Oeffnung des Hahns strömt das Wasser durch den Schlauch in den Darmkanal und steigt mit gleichmäßigem Druck so hoch als möglich. Dieser Apparat wirkt durch Masse und Gewicht des Wassers als ausdehnendes, nach unten ziehendes und durch die Wärme als erwärmendes und auflösendes Mittel zugleich, und kann durch passende Zusätze von anderen Arzneistoffen in seinen Wirkungen erhöht werden. John Howship heilte einen Volvulus bei einem vierjährigen Mädchen, indem er mit einer Weißschen Spritze warmen Hafergrützenschleim gegen 2—3 Pinten in zeitweisen Pausen einspritzte, wodurch die Seiten des Sphinkters durch Druck verschlossen wurden. Auch das Einblasen der Luft mittelst eines Blasebalgs in den Mastdarm hat sich nützlich erwiesen, wie dieses aus einem Falle, welchen James Wood in Boston beschreibt, hervorgeht. Gegen die Einschiebung nach unten empfiehlt M. Hayer Tabaksrauch einzublasen, nach oben Tabaksrauch zu verschlucken oder einen Tabaksaufguß innerlich oder in Klystieren zu nehmen, und

darauf das Lufteinblasen durch den After zu versuchen, aber es ist nur schade, daß uns für die fraglichen Fälle die Diagnose gänzlich verläßt. Sonderbar klingt Gedike's Vorschlag, Luft durch den Mund mittelst eines Blasebalgs, dessen Seitenfläche mit einem Ventile versehen ist, einzublasen, indem er seinen Vorschlag auf einen glücklichen Fall stützte, bei welchem er einem elfjährigen Knaben, der an allen Erscheinungen des Ileus litt, von dessen Vater Luft in den Mund blasen ließ, worauf sich nach viertelstündiger Anwendung Kothbrechen und Stuhlverstopfung hob.

e) Das metallische Quecksilber. Dessen Anwendung ist schon sehr alt, es wurde aber von vielen Schriftstellern fast unbedingt als ein heroisches, unsicheres und höchst nachtheiliges Mittel verworfen. Es soll nämlich als ein fremder schwerer Körper belästigen, den beginnenden oder vorhandenen Entzündungszustand steigern, durch den Darmkanal gehen können, ohne den Ileus zu beseitigen, bei seinem Aufenthalte im Magen und in den Gedärmen leicht oxydirt werden und auf diese Weise Speichelfluß, Lähmungen und andere üble Zufälle erzeugen, sich bei Darmeinschiebungen nach oben zwischen den enthaltenden und umgekehrten Därmen im Reflexionswinkel ansammeln und durch Vorwärtsdrängen die Krankheit, die es heben sollte, selbst vermehren, und auch den Darm perforiren können. Aber dieses in alter Zeit hoch geachtete Mittel hat sich dessen ungeachtet in mehreren Fällen von Volvulus und Miserere nützlich erwiesen (Friebe, Sylvius, Zacutus, Lusitanus, Muralto, Paré, Rhodius, Woensel, Zwinger, Merklin, Jägerschmidt, Schröck, Fontanus, Gokelius, a Moinichen, Plater, Rau, Brooke, Schenk, Blanchini, Vetschius, Sydenham, Khon, Morgagni, Mead, Ghisi, Lazoni, v. Haak, Rivière, Bellost, Kaltschmidt, Burserius, R. Willan, R. Millow, de Haen, Panzoni, Wahren-

dorf, Fordyce, Fr. Hoffmann, Mogen, Perry, Leverd, Bouchet, Moskati, Darwin, Weikard, Brera, Krusch, Hufeland, Landeberg, Rolland, Nicolaissen, Lundholm, O'Neile, Ebers, Oberstädt, Oettel, Backström, Seering, Dr. Luzato) und Vertheidiger gefunden, ohne daß man jedoch über dessen Wirkungsweise bis jetzt klar geworden ist oder eine sichere Indication dafür auffinden konnte. Die älteren Aerzte gründeten die Wirkung des metallischen Queckſilbers auf dessen mechanische Gewalt, welcher aber die große Theilbarkeit einigermaßen widerspricht, und es nicht wohl einzusehen ist, wie bei einem Volvulus nach unten die mechanische Gewalt sich wirksam erweisen könne. Ebenso bleibt die chemische Wirkung unerwiesen, indem es in vielen Fällen zu rasch durch den Darmkanal geht, um oxydirt zu werden, und wenn es auch längere Zeit in demselben verweilt und einem Oxydationsproceſſe unterliegen sollte, so zeigten sich doch nach den vielen Beobachtungen keine Einwirkungen auf die Drüsen und Speichelorgane, so wie sich auch überhaupt Oxyde und Oxydule des Queckſilbers gegen convulsivische Zustände der Gedärme nicht nützlich erweisen. Befriedigender und mit mehr Wahrscheinlichkeit lassen sich nach J. J. H. Ebers die Wirkungen des metallischen Queckſilbers erklären. Sobald dasselbe nämlich in den Magen gelangt, hören die convulsivischen Zusammenziehungen des Darmkanals auf, wobei das Metall nicht lange im Magen verweilt, sondern vermöge seiner Schwere und Theilbarkeit bald in den Darmkanal und bis zu dem Punkte gelangt, von dem aus der Widerstand beginnt und die antiperistaltische Bewegung anhebt. Dort sammelt es sich zusammen, füllt den Darmkanal gleichmäßig an und bildet eine Art metallischen Propfens, durch dessen Anspannung die Darmhäute alsdann verhindert werden, die antiperistaltische Bewegung fortzu-

setzen, wodurch für den Augenblick ein Hemmniß dieser Bewegung entsteht. Gewöhnlich tritt mit dem Aufhören der convulsivischen Bewegungen Ruhe ein. Sobald aber wieder die natürliche Bewegung des Darmkanales anhebt, hört die Ruhe auf, und dieser Moment ist gewöhnlich von einem großen Eindruck auf den Organismus begleitet. War Einschiebung eines unteren Darmstückes vorhanden, so wird sich diese mit dem Beginn der natürlichen Thätigkeit des Darmes lösen, oder in gewissen Fällen allenfalls durch den Druck der auf ihr ruhenden Queckſilbersäule fortschieben, oder der angehäufte Koth wird durch Anregung des Darmkanals weiter bewegt werden, wobei die krampfhafte Bewegung durch den ganzen Zug der Gedärme aufhört. Hierdurch läßt sich auch, nach des Verfassers Meinung, welcher nicht alle durch das laufende Queckſilber geheilten Intussusceptionen für Darmeinschiebungen nach oben hält, auch die Lösung jener nach unten erklären, indem nach Beseitigung der convulsivischen Darmbewegungen das polarische Verhältniß des Darmkanals wieder hergestellt wird und der Natur wieder Zeit und Gelegenheit gegeben ist, das bestehende Mißverhältniß nach dem Eintritt der normalen Peristaltik wieder auszugleichen. Das metallische Queckſilber hat man bisher auf Geradewohl gegeben, indem sich noch keine eigentlichen Indicationen ergeben haben, doch dürfte es contraindicirt sein, wenn eine sehr beträchtliche Länge, Verklebung und Verwachsung des Volvulus zu vermuthen ist, oder die Erscheinungen der Gangrän gegeben sind, wiewohl auch die Erfahrung für die günstigen Resultate in letzterem Falle spricht. In der Gabe von 1 bis 2 Unzen kann es als unnütz betrachtet werden; es muß sogleich ein halbes Pfund oder in kurzen Intervallen Dosen von 2 bis 4 Drachmen entweder für sich oder in Verbindung mit fetten Oelen oder fetten

Fleischsuppen und zwar bis zum Aufhören der convulsischen Darmbewegungen gegeben werden, wobei man die Vorsicht beobachten kann, den Kranken auf die rechte Seite und horizontal zu legen (Fr. Hoffmann). In den älteren Zeiten hatte man statt des laufenden Queckſilbers Kugeln von Blei Regulus antimonii verschlucken lassen, und van Helmont (de flatibus) behauptet kühn, daß kein Kranker auf diese Weise zu Grunde gehen könne. Aber aus leicht einzusehenden Gründen sind die bleiernen Kugeln bei Volvulus gänzlich zu verwerfen, und selbst Naudeau, welcher von lebendigem Queckſilber nur eine größere Verschlimmerung aller Zufälle sah, und mit günstigem Erfolge 14 bleierne Kugeln, zusammen $1\frac{1}{4}$ Pfund wiegend, verschlucken ließ, verdient keinen Glauben und keine Nachahmung.

f) Die Laparotomie. Barbette war der Erste, welcher diesen Vorschlag machte, wiewohl wir bei Cälius Aurelianus lesen, daß schon Praxagoras ein Aehnliches angerathen habe. Gegen diese Operation haben sich Hevin, Simpson, J. Hunter, Baillie, Monro, Wathely, Bernstein, J. Cloquel, Béclard, C. Bell, Montfalcon, Richerand, S. Cooper, Boyer, Mural, Ebers, Langstaff, Saviard, Malcolm vernehmen lassen, indem sie behaupteten, daß die Symptome des Volvulus zweideutig und unsicher seien; daß Kothbrechen von verschiedenen anderen Ursachen herrühren könne, daß die Stellen der Einschiebung sich schwer finden lassen, indem oft der ganze Bauch schmerzhaft sei und man sich der Gefahr aussetzen müsse, den ganzen Darmkanal zu entwickeln; daß mehrere Einschiebungen vorhanden sein können, und daß die verschieden Schichten der Darmeinschiebung so sehr mit einander verklebt und verbunden sein können, daß sie öfters nach dem Tode nicht auseinander gezogen werden können. Obgleich diese Einwen-

dungen Einiges für sich haben und Ohle, Dupuytren und Mellago die Laparotomie mit ungünstigem Erfolge verrichteten, so kann dieselbe dennoch nicht unbedingt verworfen oder Cälius Aurelianus Behauptung: Magnificam mortem Praxagoram magis, quam curationem voluisse scribere in Anwendung gebracht werden. Barbette, Conett, Nuk, Hoegg, Schacht, Spangenberg, Odiér und Fuchsius haben die Operation mit Erfolg gemacht, und dieselbe dürfte, wenn man vom Vorhandensein einer Intussusception und ihrem Sitz überzeugt, Brand oder Gangräne der Gedärme noch nicht vorhanden und der Kranke noch nicht so erschöpft ist, daß ein tödtlicher Ausgang als gewiß angenommen werden kann, indicirt sein, wobei man selbst nach Umständen sich nicht abhalten lassen darf, einen künstlichen After zu bilden. Die Anwendung einer langen Bougie oder eines Stückes Fischbein, um hiermit den Darm zurückzudrängen, ist nur bei einer Mastdarmeinschiebung möglich.

Treten die Erscheinungen der Entzündung auf oder ist diese sogleich Anfangs zugegen, wobei bemerkt werden muß, daß diese anscheinend durch die eigenthümliche Darmreizung verschwinden und in den Hintergrund treten kann, aber alsbald wieder zum Vorschein kommt, wenn die convulsivischen Darmreizungen nachlassen, so können die meisten der angeführten Mittel nur schädlich werden. Man muß alsdann wie bei der Darmentzündung antiphlogistisch verfahren, insbesondere örtlich und allgemein Blut entziehen, was jedoch in zu starkem und erschöpfendem Grade vermieden werden muß. Ebenso ist ein Aderlaß indicirt, wenn der Schmerz, die antiperistaltische Bewegung, die Angst und Beklemmung einen hohen Grad erreicht. Große Gaben von Calomel und Opium

haben sich bei entzündlicher Complication nützlich erwiesen.

Rückfälle sind leicht möglich. Der Kranke muß daher ein höchst sorgfältiges Leben führen, schwer verdauliche Nahrungsmittel, Erkältung, Erhitzung, Gemüthsbewegungen vermeiden; der Arzt rufe vernachlässigte unterdrückte Hautausschläge, insbesondere den Hämorrhoidalfluß, wenn auch nicht direct sein Ausbleiben den Volvulus veranlaßte, wieder hervor, und dulde keine Verstopfung, welche durch gelinde Abführmittel, denen man Narcotica, besonders Kirschlorbeerwasser beisetzt, beseitigt werden müssen.

Volze, auch Holzpilze, Faserschimmel, Byssi, Hyphomycetes aspori, 6. Zunft der 1. Klasse des Oken'schen Pflanzensystems. Allgemeiner Charakter: Bestehen aus derben und ausdauernden Fäden ohne deutliche Samen. Entsprechen den Palmen. Man kann diese Pilze betrachten als verlängerte Zellen oder Samen, welche bald verholzen und daher keine besondere Samen hervorbringen, oder nur in ihre Glieder zerfallen, welche sodann die Stelle der Samen vertreten. Sie entstehen häufig auf kränklichen Pflanzen, und manche davon scheinen nur Auswüchse des Zellengewebes zu sein. Eintheilung: A. Aus freien, einfachen Fäden bestehend. — Hauptgattungen: Helicomyces, Torula, Byssus, Trentepohlia, Monilia, Antennaria, Acladium, Helmonthosporium, Racodium, Dematium, Xylostroma, Myxotrichum. — B. Aus verbundenen Fasern bestehend. — Hauptgattungen: Ozonium, Periconia, Phycomyces, Rhizomorpha.

Vomer, Pflugscharbein, ein platter, rautenförmiger Knochen, liegt senkrecht in der Mittellinie der Nasenhöhle, jedoch meistens nach einer Seite hin etwas ausgebogen, und bildet den unteren hintern Theil der Nasescheidewand. Sein oberer kürzester und breite-

ster Rand spaltet sich in zwei Blätter, Alae vomeris, welche an die Processus ad vomerem der Processus pterygoidei und die Processus sphenoidales der Ossa palatina sich schließen, und eine längliche Vertiefung, Incisura vomeris, zwischen sich lassen, in welche das Rostrum sphenoidale sich legt. Der hintere Rand ist kurz, dünn und glatt, und steht frei; der vordere längste ist rauh und zu einer Rinne ausgehöhlt, und verbindet sich hinterwärts mit dem untern Rande der Lamina perpendicularis des Siebbeins, vorn mit dem Knorpel der Nasenscheidewand. Der untere gezackte scharfe Rand ruht auf der Crista nasalis der Oberkiefer- und Gaumenbeine.

Vomer, nach Cuvier, Spiegelfisch, Pflugscharfisch, Gattung der Acanthopterygii Scomberoidei Cuv., der Ordnung der Brustflosser und der Zunft der Thune nach Oken, unter Zeus L. Charakter: ohne Schuppen, seidenglänzend, vor der Rückenflosse einige kleine Stacheln, Rücken- und Afterflosse oft mit fadenförmig verlängerten Strahlen. Arten ausländisch, bekannteste V. setapinnis Cuv., Zeus setapinnis Mitchill.

Vomica, franz. Vomique, engl. Vomica, in der Medizin, Eiterbrechen, in der Regel alle die eitrigen Ansammlungen, die in dem Innern und zuweilen selbst an der Außenfläche der Brust gebildet, sich in die Bronchien Bahn machen und plötzlich in reichlichem Maaße und durch eine Art Erbrechen ausgeworfen werden. Das plötzliche Auswerfen einer großen Menge Eiters war eine zu merkwürdige Erscheinung, als daß sie nicht die Aufmerksamkeit der alten Aerzte hätte auf sich ziehen sollen; daher ist auch oft in ihren Schriften Rede davon. Die meisten derselben haben sich der Ruptur eines in einer der Lungen in Folge der in ihrem Gewebe entwickelten Entzündung gebildeten Abscesses zugeschrieben. Nachdem

die anatomisch-pathologischen Untersuchungen aber dargethan hatten, daß die Lungenentzündung selten zu einem Abscesse dieser Art und vorzüglich zu einem Abscesse von einer großen Ausdehnung Veranlassung giebt, so wurde diese Ansicht beinahe ganz aufgegeben, und man nahm allgemein an, daß die Vomicae meistens von der gleichzeitigen Schmelzung einer oder mehrerer Tuberkelmassen herrührten. Berücksichtigt man aber, daß die Tuberkeln sich allmälig erweichen, und daß der Eiter, den sie liefern, nach und nach und fast fortwährend in die Bronchien übergeht, so wird man zu dem Schlusse geführt, daß diese Gattung von Störung wohl zu einer sehr reichlichen Expectoration Veranlassung geben kann, aber sehr selten jene Massen von Eiter, die plötzlich durch den Mund ausgeworfen werden, und zuweilen Spucknäpfe füllen, liefern kann. Auch weist die pathologische Anatomie bei den Phthisikern nur kleine Eitersammlungen nach; die beträchtlichen Höhlen, die man häufig bei ihnen antrifft, sind beinahe immer leer, weil sie durch die Vereinigung mehrerer Tuberkelmassen, die sich nach und nach erweicht und in die Bronchien geöffnet haben, gebildet worden sind. Man kann also nicht in dem in Eiterung stehenden Lungengewebe oder in den erweichtern Tuberkeln den gewöhnlichen Sitz der Vomicae finden. Es ist weit natürlicher, ihn da zu suchen, wo die Leichenöffnung täglich große Eiteransammlung nachweist. Man trifft sie nämlich beinahe ausschließlich in der Höhle des Brustfells an; und was noch beweisender ist, man hat in bereits zahlreichen Fällen nach dem Tode sowohl reichliche Eiteransammlungen in einem der Brustfelle, als eine fistulöse Oeffnung, die zwischen diesem Brustfelle und den Bronchien eine Kommunikation herstellte, bei Subjekten erkannt, die während des Lebens Eitermassen durch den Mund ausgeworfen hatten. Thatsachen

dieser Art sind oft vorgekommen, und es ist so selten, daß dem Erbrechen von Eiter eine andere Quelle zu Grunde liegt, daß dieses einzige Symptom beinahe hinreicht, um zu dem Urtheile zu führen, daß bei dem Subjekte, wo es sich vorfindet, eine Brustfellentzündung mit Perforation des Lungenparenchyms vorhanden ist, wenn jemals ein einziges Symptom für die Diagnose hinreichend sein dürfte. Beobachtungen, deren Genauigkeit freilich Manches zu wünschen übrig läßt, dürften zu der Annahme führen, daß auch außerhalb des Brustfells entweder zwischen dieser Membran und den Zwischenrippenmuskeln, oder selbst in der Convexität der Leber, oder vielmehr in dem Blättergewebe, das dieses Organ mit dem Zwerchfell verbindet, gebildete Abscesse sich durch das Paremchym der Lungen bis in die Bronchien Bahn gebrochen und zu einer Art Vomica Veranlassung gegeben haben. Allein Thatsachen dieser Art sind so selten, daß sie beinahe außer dem Gebiete der Kunst liegen. Es giebt noch eine andere Störung der Lungen, die zu einer reichlichen Expectoration einer zuweilen sogar sehr übelriechenden eitergen Flüssigkeit Veranlassung geben kann, nämlich die Erweiterung der Bronchien. Es ist sogar zu bemerken, daß bei manchen Subjekten diese Expectoration plötzlich eingetreten ist, und daß sie folglich viele Aehnlichkeit mit den Vomicae dargeboten hat. Allein hier wie bei den Phthisikern wird die eiterige Materie nicht in Masse und durch einen einzigen Akt, sondern theilweise und durch eine nahe auf einander folgende Expectoration ausgeworfen; es ist eine oft wiederholte Expectoration, aber kein Erbrechen. In semiotischer Hinsicht ist die Art und Weise, wie die Flüssigkeit ausgeworfen wird, von hoher Wichtigkeit; die Expectoration von eiterigen Auswurfsstoffen kann in fast allen Krankheiten der Lun-

gen und ihrer Hüllen bei der Brustfellentzündung eben so gut wie bei den andern stattfinden; allein das Eitererbrechen scheint beinahe ausschließlich dieser letzteren anzugehören.

Vomilium nannten die Alchymisten das Queckſilber.

Vomiren, sich erbrechen, übergeben.

Vomitiv, im Deutschen Brechmittel, das heißt, eine vom Arzte in gewissen Krankheitsfällen zu verordnende Medizin, welche Erbrechen zur Folge hat. Man unterscheidet zunächst Brechmittel für Menschen, deren medizinische Wirkung auf einer Entleerung des Magens nach oben beruht, oder auf einer eigenthümlichen Umstimmung des ganzen Organismus, welche von einer Ergriffenheit des Nervensystems auszugehen scheint. Der Laie kann die Anwendung der Brechmittel nur auf den ersten Punkt begründen, wobei Folgendes zu bemerken. Da das Brechen den Magensaft entfernt, also auch den Magen und in Folge dessen den ganzen Körper schwächt, so muß man mit dem Gebrauch der Brechmittel sehr vorsichtig sein. Man muß sie nämlich nur da gebrauchen, wo sie dringend nöthig sind, und muß, wenn man Brechen erregt hat, durch nachmaliges längeres Fasten und dann durch Genuß leichter Speisen dem geschwächten Magen zu Hülfe kommen. Empfehlenswerth ist der Gebrauch von Brechmitteln: 1) wenn schädliche Körper verschluckt worden, deren Entfernung man noch für möglich hält. Je früher man hier Brechen eeregt, um so besser, namentlich bei Giften; später als 5 bis 6 Stunden nach dem Verschlucken würde schwerlich je das Brechen nützen, da dann der Magen sich bereits in den Darm entleert hat, auf welchen die Brechmittel nicht einwirken. 2) Bei Ueberfüllung des Magens mit Speise, in einem Maaße, daß die Kraft der Verdauung nicht ausreicht, das Genossene zu bewäl-

tigen. Das Gefühl von Völle, Druck in der Magengegend, Ekel oder gar Neigung zum Brechen entscheidet hierüber 3) Bei sogenannten gastrischen Unreinigkeiten, d. h. wenn schlecht verdaut wird, im Magen das Gefühl von Völle oder Druck besteht, bei schmutziger, gelber oder weiß schleimiger Zunge, falschem Mundgeschmack, Aufstoßen, namentlich wenn Neigung zum Brechen stattfindet, oder wenn sich der Kranke schon gebrochen, aber wenig. — Umstände, welche den Gebrauch der Brechmittel verbieten, sind: Schwangerschaft, Monatsfluß, Auszehrung der Brustkranken, starke Vollblütigkeit, Neigung zu Magenkrämpfen, Brüche .c. — Am besten werden Brechmittel bei nüchternem Magen genommen, wer indeß beim Brechen sehr zu leiden hat, kann einen Teller dünne Wassersuppe voraus genießen. — Sollte das genommene Mittel zu heftig wirken, so trinke man in reichlicher Menge warme Milch nach. — Ein für alle gewöhnlichen Fälle dienliches Brechmittel ist folgendes:

℞. Tartari emetici Gr. iv.
Aquae font. Unc. ij.

D. S. Von einem Erwachsenen die Hälfte auf einmal, und wenn noch nicht Brechen erfolgt, alle zehn Minuten einen Eßlöffel voll nachzunehmen. — Kinder von 6 bis 12 Jahren läßt man das Mittel gleich von Anfang an eßlöffelweise nehmen, Kinder von 3 bis 6 Jahren theelöffelweise (wo man jedoch mit 2 Theelöffel voll beginnen kann). — Kinder unter 3 Jahren erhalten andere Brechmittel.

Ein anderes nicht minder sicheres Mittel ist folgende Verbindung von Brechweinstein mit Ipecacuanha:

℞. Pulv. rad. Ipecac. Gr. x.
Tart. stibiat. Gr. j.
Sacch. alb. Scrup. j.
M. D. S. Von einer erwachsenen Person auf einmal in einem Löffel voll Wasser zu nehmen, und wenn es binnen ½ Stunde nicht gehörig wirkt, noch von Viertel- zu Viertelstunde Hälften eines eben solchen Pulvers zu nehmen. — Für Kinder die Gabe wie vorhin zu verkleinern.

Kindern unter 3 Jahren gebe man überhaupt kein Mittel mit Brechweinstein, der bei ihrer großen Geneigtheit zu Krämpfen selbst tödtlich werden kann, sondern 1 bis 3 Eßlöffel voll Meerzwiebelhonig (Oxymel. scilliticum der Apotheken); oder man reiche Chamillenthee mit einem Theelöffel voll ungesalzener Butter und suche das Erbrechen durch Einstecken des Fingers in den Hals zu befördern. — In Vergiftungsfällen, besonders durch Pflanzengifte, wo sehr schnelles und starkes Erbrechen verlangt wird, ist den vorgenannten Brechmitteln ein solches aus gepulvertem weißen Vitriol, wovon man nach Verhältniß des Alters 8 bis 15 Gran in Wasser eingiebt, vorzuziehen. — Wo (z. B. bei einem im Halse stecken gebliebenen Knochen) ein Brechmittel nicht verschluckt werden kann, gebe man ein Klystier aus 2 Loth Rauchtabak mit nicht zu viel Wasser abgekocht; oder aus 1 Pfd. Wasser und 1 Scrupel Brechweinstein bereitet. Noch mögen folgende Brechmittel Erwähnung finden, die unter Umständen von nützlicher Anwendung sein können: a) Kitzeln des Schlundes mit einer Feder. b) 1 Theelöffel voll Senfmehl unter 1 Glas Wasser gemischt und auf einmal ausgetrunken, soll kräftig und schnell wirken, und ist namentlich von England aus bei Vergiftungszufällen gerühmt worden, könnte indeß doch für deutsche Magen min-

der zuträglich sein. c) Das Pulver der Melonenwurzel (im Herbste gegraben) alle zehn Minuten zu 5 Gran bis zu gehörig erfolgter Wirkung gereicht, scheint nach neueren Beobachtungen ein sehr nützliches Mittel zu sein, welches Brechen ohne Nebenzufälle erregt. Eben so kann der verdampfte alkoholische Auszug der Wurzel (Melonenemetin), zu 2 Gran in 4 Loth destillirten Wassers aufgelöst und eßlöffelweise von zehn zu zehn Minuten gegeben, angewandt werden. d) Brechwein.

Brechmittel in der Thierheilkunde. Nur beim Hunde, der Katze und dem Schweine unter den Hausthieren wird durch Brechmittel Erbrechen bewirkt, sehr selten bei Kühen, gar nicht bei Pferd, Esel und Maulthier. Als Brechmittel bei Erstgenannten eignen sich weißer Vitriol, Brechweinstein, Ipecacuanha, Haselwurz, verschiedene Spießglanzzubereitungen, vor Allem aber die Nießwurz, die zu $\frac{1}{2}$ bis 2 Gran bei Hunden, zu $\frac{1}{2}$ bis 1 Gran bei Katzen, zu 4 bis 10 Gran bei Schweinen hinlänglich Brechen erregt. Von Brechweinstein sind 5 bis 10 Gran für den Hund, 2 bis 5 Gran für die Katze, $\frac{1}{2}$ bis 2 Drachmen für das Schwein hinlänglich, von weißem Vitriol 2 bis 4 Gran für den Hund, 6 bis 12 Gran für das Schwein. Roher Spießglanz bewirkt bei großen Schweinen erst zu mehreren Unzen Erbrechen, bei den mit saurer Milch genährten jedoch schon zu $\frac{1}{2}$ bis 1 Unze; Spießglanzleber bei kleinen Ferkeln zu 1 Drachme, bei großen Schweinen, welche vegetabilische Nahrung genießen, zu 3 bis 4 Drachmen, was aber bei solchen mit Fleischnahrung noch nicht hinreicht.

Aus obigen Recepten ist demnach ersichtlich, daß die am öftersten angewandten Brechmittel: Brechweinstein (Tartarus emeticus), die Brechwurzel (Ipecacuanha), weißer Vitriol, Spießglanzpräparate, Haselwurz (Asarum europaeum), die

schwarze Nießwurz (Helleborus niger) und Brechnuß sind. Ueber den weißen Vitriol s. unter Vitriol. Der Brechweinstein, weinsteinsaures Antimonoxyd-Kali, zusammengesetzt aus 43,582 Antimonoxyd, 13,440 Kali, 37,853 Weinsteinsäure, 5,125 Wasser, ist in 14 Theilen kalten oder 1,88 Theilen siedenden Wassers löslich. Der Brechweinstein wirkt schon in Gaben von $\frac{1}{8}$—$\frac{1}{4}$ Gran merkbar auf den menschlichen Organismus, in Gaben von 2—4 Gran erregt er Erbrechen, in noch stärkern Gaben kann er Vergiftungszufälle, namentlich Magen- und Darmentzündung, Lähmung und Tod herbeiführen. Zwar haben italienische Aerzte bei der enormen Gabe von 15 bis 20 Gran heilsame Wirkungen beobachtet, indeß hat dieses ganze verwerfliche Verfahren höchst wahrscheinlich nur deßhalb nicht geschadet, weil Entleerungen nach oben oder unten glücklich genug den schädlichen Stoff wegschafften und ganz zufällig nur so viel Brechweinstein im Körper ließen, als heilsam wirken konnte. Wenigstens kann man einen starken Hund durch 4 Gran Brechweinstein tödten, wenn man das Brechen hindert. Der Brechweinstein wird vorzüglich als Brechmittel angewendet, außerdem in sehr kleinen Gaben (oft nur 1 Gran in 6 Unzen Wasser aufgelöst, 4 bis 6 Mal täglich einen Eßlöffel) in vielen andern Fällen, davon nur sehr wenige von Laien beurtheilt werden können. Wir bemerken daher nur den von uns vielfältig beobachteten Nutzen desselben im Keuchhusten, in der angegebenen kleinen Gabe. Zwar hebt er den Husten vielleicht nie vollständig, allein immer mildert er ihn und beseitigt das den Keuchhusten so lästig machende Erbrechen.

Tartarus emeticus als homöopathisches Arzneimittel. Die beste Bereitungsart dieses Arzneistoffs zu homöopathischem Behufe ist die Verreibung

nach den bekannten Grundsätzen. Gabe: in den meisten Krankheiten die 6te Verreibung; für einige chronische die 3te. Die Wirkungsdauer erstreckt sich, wenn keine arzeneiwidrigen Genüsse störend einwirken und die Gabe nicht so groß gereicht wurde, daß die Wirkung durch Erbrechen und Diarrhöe verloren ging, auf mehrere Wochen. Als Gegenmittel wendet man Brechwurzel, Küchenschelle und Stinkasant an. — Folgende Krankheiten werden durch dieses Mittel beseitigt: Convulsivische Zuckungen und Krämpfe, gastrische und biliöse Beschwerden, Entzündungen innerer Organe, Ohnmachts-Anfälle, Frieseł-Ausschläge, Wechselfieber mit Durstlosigkeit und großer Schlafsucht, rheumatische Fieber, Schwindel-Anfälle mit Verdunkelung aller Sinne, halbseitige drückende, zusammenspannende, oft auch stechende Kopfschmerzen, langwieriges Zittern des Kopfes, angehende Amaurose, convulsivisches Zucken der Gesichtsmuskeln; brecherliche Uebelkeit mit Angst, Druck in der Herzgrube und Kopfweh, mit darauf folgendem heftigen Erbrechen; Magenweh, wie von Ueberladung mit Speisen, schneidendes Bauchweh mit großer Unruhe des Körpers und Geistes, blutige Stühle, Stickhusten-Anfälle, Husten mit Erbrechen der Speisen, Lungenlähmung, Lungen-Entzündung, rheumatische Rücken- und Halsschmerzen, reißende Arm-, Hüft- und Beinschmerzen. — Folgende Zeichen deuten auf die Anwendung dieses Mittels: Erhöhung der Beschwerden beim Niedersetzen, so wie im Sitzen oder beim Aufstehen vom Sitze; allgemeine Schwere in allen Gliedern und große Trägheit; das Kind will stets getragen sein, es läßt sich nicht angreifen, ohne heftig zu schreien; Jücken um die alten Geschwüre; unüberwindliche Schlafsucht mit tiefem, betäubtem Schlafe; Aufschreien im Schlafe, mit starren Augen und Zittern der Glieder; vorherrschender Frost und

Kälte; Schweiß der leidenden Theile; Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung.

Ipecacuanha, die Brechwurzel, aus Brasilien bezogen, erregt, wenn sie genossen wird, Ekel, Erbrechen, Colik, Schwindel, krampfhafte Beklemmung der Brust, Husten, Asthma, Blutspucken. Der wirksame Stoff der Ipecacuanha ist Emetin, welches die besagten Wirkungen schon in kleinster Gabe hervorruft. Man benutzt die Ipecacuanha in der Heilkunde gegen Durchfälle und Ruhren, wenn keine entzündlichen Symptome vorhanden sind, gegen krampfhafte Leiden und Blutflüsse, besonders aber als Brechmittel. In letzterer Hinsicht empfiehlt es sich durch mildere Wirkung, und paßt daher für Kinder und schwächere Personen. Dagegen muß das Mittel bei Entzündungen, bei Neigung zu nachtheiligen Blutflüssen und während des Monatsflusses vermieden werden. Man reicht die Ipecacuanha, um Brechen zu erregen, am besten im Pulver, Kindern zu 2 bis 6 Gran, Erwachsenen zu 8 bis 20 Gran, indem man diese Quantität mit Zucker zu 4 Pulvern reiben läßt, von denen jede Viertelstunde eins genommen wird, bis die Wirkung eintritt. — Außerdem giebt man die Ipecacuanha in kleinen Gaben, im Pulver, zu $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{2}$ Gran, alle 3 bis 4 Stunden; oder im Aufguß, 2 bis 4 Skrupel mit 4 Unzen kochendem Wasser aufgegossen und eßlöffelweise verabreicht. In Verbindung mit Opium giebt sie das Dover'sche Pulver. Nur als Brechmittel kann die Ipecacuanha vom verständigen Laien benutzt werden.

Als homöopathisches Heilmittel. Gabe: in sehr vielen Fällen ist die 6te Verdünnung ausreichend, in einigen wird man zur dritten Verdünnung, ja auch zur unverdünnten Tinktur herabsteigen müssen, womit zwei, drei, vier Zuckerstreukügelchen befeuchtet werden. Zuweilen bedarf der homöopa-

thische Arzt auch eines ganzen Tropfens. Wirkungsdauer: ein paar Tage; kleinere Gaben: ein paar Stunden. Gegenmittel sind Camphora, Arnica, Arsenic., China. — Die Homöopathie bedient sich ihrer in folgenden Krankheitsbeschwerden: Blutungen aus den Lungen, aus der Gebärmutter mit Starrkrämpfen verbunden; gegen einige Beschwerden von Arsenik-Vergiftung und China-Mißbrauch; gegen Starr-, Brust- und Krampfanfälle verschiedener Art, vorzüglich bei Kindern und Hysterischen; gegen Brechruhr, Schlagfluß, Krampfhusten, Erstickungshusten, Wechselfieber, Kopfgicht-Anfälle mit Uebelkeit und Erbrechen, durchfällige, gegohrne Stühle, hysterische Unterleibskrämpfe. — Immer wird die Ipecacuanha in solchen Krankheitsbeschwerden Beachtung verdienen, die plötzlich mit Unwohlsein, Ekel vor allem Essen und großer Schwäche beginnen; ferner da, wo in Krankheiten unruhiger Schlaf mit Wimmern und Stöhnen stattfindet; nicht minder bei vorherrschender Kälte der Hände und Füße bei ärgerlicher Reizbarkeit, mürrischem Wesen mit Verachtung aller Dinge.

Die Haselwurz, Haselwurzel (Asarum europaeum), ist eine bei uns in schattigen Wäldern wild wachsende Pflanze, von sehr stark gewürzhaftem, pfeffer- und baldrianähnlichem Geruch, sehr scharf gewürzhaftem und widerlich bitterem Geschmack. Sowohl Wurzel als Blätter besitzen eine Schärfe, vermöge deren sie Brechen, Diarrhöe und, gepulvert in die Nase gezogen, Niesen erregen, daher auch die Haselwurzel unter den Schneeberger Schnupftabak gemischt wird. Zum Arzeneigebrauch, der indeß jetzt kaum mehr stattfindet, hat man die Wurzel gleich nach Abgang des Frostes oder gegen den Herbst zu sammeln und vorsichtig zu trocknen. Doch verliert sie durch Trocknen, so wie auch durch Einmachen in Essig, an Wirksamkeit. Vor der Anwendung sondert man

den oft daran befindlichen Theil des unter der Erde fortkriechenden, etwas dickern, gegliederten Stiels ab.

Die schwarze Nießwurz, Christwurz. Eine Pflanze ohne eigentlichen Stengel. Die Blätter kommen aus der Wurzel, sind langgestielt, bestehen aus sieben lanzettenförmigen, von der Mitte an bis zur Spitze gesägten, lederartigen, glatten Blättchen. Die Blumenstiele kommen unmittelbar aus der Wurzel und jeder trägt an der Spitze eine bis zwei weiße Blumen. Die später etwas röthlich werden. Der Kelch fehlt, Blumenblätter fünf oder mehrere. Die Kapseln vielsamig, einfächerig. Findet sich namentlich auf Bergen in der Schweiz und Oestreich. Die in der Arzeneikunde wichtige Wurzel bildet schwarze Knollen, aus welchen Aeste mit Fasern ausgehen. Die letzten enthalten die wirksame Substanz vorzugsweise. Man muß die Wurzel, welche schwer zu erkennen ist, im Spätherbst sammeln und gepulvert und wohl verschlossen aufbewahren. Frisch auf die Haut gelegt erregt die Wurzel Entzündung und Blasen, innerlich genommen: Schneiden in den Därmen, anhaltendes Erbrechen, heftiges Purgiren, Angst, Schwäche, Kopfschmerz, Krämpfe, Ohnmachten, Blutflüsse und selbst lebensgefährliche Zufälle. — Die Nießwurz wird in verschiedenen chronischen Krankheiten gebraucht, namentlich wenn sie vervösen Ursprungs sind, in Hysterie, Hypochondrie, Epilepsie, Melancholie, Raserei ꝛc. Indeß kann das sehr heftig wirkende Mittel nur von sachkundigen Aerzten benutzt werden. Gewöhnlich reicht man das Mittel in Pulverform zu 5 bis 10 Gran, doch auch im Aufguß. Starker Kaffee wird als Gegenmittel gerühmt.

Als homöopathisches Heilmittel. In den bei weitem häufigsten Fällen ist der kleinste Theil eines Tropfens der 9ten oder 12ten Verdünnung ausreichend; in nur wenigen Fällen wird man zu einer nie-

drigeren Potenz herabzusteigen sich genöthigt sehen. Die Wirkungsdauer ist in großen Gaben etliche Wochen lang; in kleinern und den kleinsten nur Stunden und Tage. Die von ihm erzeugten zu heftigen Erstwirkungen hebt Campher am schnellsten, wie er denn überhaupt das beste Gegenmittel fast von allen vegetabilischen Substanzen ist; dagegen werden die übeln, oft lange anhaltenden Nachwirkungen am besten und sichersten durch China beseitigt. — Homöopathisch wird diesee Arzeneistoff in folgenden Krankheiten angewendet: hitziger Wasserkopf bei Kindern, Wasserschlag (Apoplexia serosa) bei alten Leuten, Mundfäule, schnell entstandene Hautwassersucht. In diesen hier genannten Krankheiten ist die schwarze Nießwurz, den Erfahrungen vieler homöopathischen Aerzte zufolge, fast specifisch zu nennen. Andere Krankheiten, in denen er sich uoch hülfreich erweist, sind: ziehendes Gliederreißen, stechend-bohrende Gelenkschmerzen, schleichende Nervenfieber, Hypochondrie, Gedächtnißschwäche, Abstumpfung des Gemeingefühls, Gehirnentzündungen, äußere Schmerzhaftigkeit des Kopfes, Lichtscheu, Magenbeschwerden, Durchfall, Zusammenschnürung der Brust. — Charakteristisch ist besonders die Verschlimmerung der krankhaften Zustände durch kühle Luft, Körperanstrengung und Essen und Trinken, Schlaflosigkeit, Frösteln mit stechenden Gliederschmerzen wechselnd, bei deren Gegenwart die Nießwurz besonders angezeigt ist.

Die Spießglanzverbindungen, die hier in Anwendung kommen, sind: Das Schwefelantimon, auch Schwefelspießglanz, bestehend aus 72,772 Antimon und 27,228 Schwefel; Goldschwefel 61,592 Antimon und 38,408 Schwefel. Das weinsaure Antimonoxid-Kali oder Brechweinstein s. o.

Die Brechnuß (nux vomica), auch Krähen-

auge genannt. Sie ist der Saame eines auf Ceylon und Malabar einheimischen Baums (Strychnos nux vomica L.). Sie sind kreisförmig, platt, nabelig, weißlich, gelblich oder aschgrau, mit feinen Haaren besetzt, von höchst bitterem Geschmack. Die gelblichen und schwersten sind die besten. Sie lassen sich nur dann fein pulvern, wenn sie zuvor geraspelt, mit Traganthschleim angestoßen und wieder getrocknet waren. Häufig kommen sie geraspelt im Handel vor. Sie sind ein heftiges Gift, nicht nur für Thiere, ganz besonders Hunde und alle anderen blindgebornen Thiere, sondern auch für Menschen; doch wendet man sie in sehr kleinen Gaben, zu $\frac{1}{4}$ bis 1 Gran und steigend, zuweilen in der Medicin, besonders in Lähmungen, convulsivischen Krankheiten, Durchfällen und Ruhren an. In kleinen Gaben erregen die Brechnüsse Trunkenheit, Schwindel, Kopfweh, Lichtscheu, Verengung der Pupille, Uebelkeit, Durchfall oder Verstopfung ꝛc., in größern Tod unter Convulsionen. Bestimmte Gegengifte sind nicht bekannt. Die giftige Wirkung beruht auf der Gegenwart zweier sogenannten Alkaloide, des Strychnins und Brunins, die sich durch chemische Prozesse rein daraus darstellen lassen, und von welchen namentlich das erste schon in kleinster Dosis außerordentlich giftig wirkt. Kaltes Wasser zieht aus den Brechnüssen wenig Giftiges aus, heißes mehr, am meisten Weingeist.

Der Brechwein, Spießglanzwein (Vinum stibiatum oder Vinum Antimonii Huxhami endlich ist eine (nicht auf die Dauer sich haltende) Auflösung von Brechweinstein in Malagawein, enthält in sächsischen und bairischen Apotheken 1 Gran, in preußischen, hessischen und hannöverschen Apotheken 2 Gran des ersteren auf 1 Unze des letzten. Wird als Brechmittel besondern bei Kindern und schwächlichen Personen, alle 10 Minuten etwa zu einem Theelöffel bis

zu erfolgter Wirkung, angewandt; noch häufiger als schweißtreibendes oder auflösendes Mittel zu 2 bis 20 Tropfen in Flieder- oder anderem Thee.

Vomitorium, nannten die Römer den Ein- und Ausgang ihrer Amphitheater.

Vomiturition (Vomituritio, französisch und englisch Vomiturition, auch Retching), die vergeblichen Anstrengungen zum Erbrechen; manchmal bezeichnet man auch damit das Erbrechen, wenn es wenig Materien herausbefördert und wenn es ohne Anstrengung vor sich geht; mit einem Worte das, was man gewöhnlich das Aufstoßen (Regurgitation) nennt.

Vomitus (Emetus), das Erbrechen. Wir führen hier die verschiedenen Arten des Erbrechens an, ohne uns auf die weiteren medicinischen Erörterungen einzulassen: Vomitus acidus, das saure Erbrechen. Vomitus atrabilaris, braunes, chokoladenförmiges Erbrechen; deutet auf schwarzgalligen Zustand. Vomitus bezoardicus, Erbrechen vom Bezoar. Vomitus biliosus, das gallige Erbrechen. Vomitus callosus, Erbrechen von Verhärtung in dem Speisegange, z. B. Verengerung des Schlundes, Magenverhärtung. Vomitus crapulosus (heluonum potatorum), das Erbrechen von Diätfehlern, besonders beim Katzenjammer. Vomitus cruentus (Haematemesis), das Blutbrechen. Vomitus curru vehentium (rheda vectorum), das Erbrechen beim Fahren; der Seekrankheit ähnlich. Vomitus faeculentus (Miserere), das Kotherbrechen. Vomitus gravidarum, das Erbrechen bei Schwangern. Vomitus lacteus, Milcherbrechen der Säuglinge. Vomitus marinus (Morbus nauticus), die Seekrankheit. Vomitus matutinus, Erbrechen der Schlemmer und Säufer; stellt sich alle Morgen ein. Vomitus oesophageus, eine Art Wiederkäuen bei Leiden der Speiseröhre. Vomitus pituitosus, Schleim-

erbrechen. Vomitus profusus (Hyperemesis), das übermäßige Erbrechen. Vomitus purulentus, so viel als Eitererbrechen. Vomitus salivalis, Bauchspeichelfluß. Vomitus stercoris, Kothbrechen. Vomitus urinosus, Harnerbrechen, in Folge von unterdrücktem Harnabgange. Vomitus verminosus, Erbrechen in Folge von Wurmreiz.

Von, eine Präposition, die den Dativ regiert; bezeichnet: 1) eigentlich den Ort, von welchem etwas herkommt, oder von welchem sich etwas entfernt; 2) die Zeit, seit welcher etwas geschehen ist; 3) bildlich die Entfernung, Trennung zweier Gegenstände oder Personen; — daher die Doppelbedeutung des Adels-Von, nach welcher dasselbe sowohl den Abstammungsort, als auch das ehemalige Eigenthum anzeigen kann, von dem die Namensträger besitzlich getrennt sind.

Voneinanderweichen der Knochen, in der Chirurgie, so viel als Diastasis.

Vongalam (Concham), Metallmischung, bestehend aus 4 Theilen Kupfer und einem Theil Zinn.

Vongola, in der ital. Mollusk., so viel als Chama gallina.

Vopiscus (lat.), römische Cognomen, von Zwillingen derjenige, welcher, wenn der andere durch Fehlgeburt bereits geboren wurde, bis zum gehörigen Ende der Schwangerschaft im Mutterleibe bleibt.

Vor, eine Präposition, regiert auf die Frage wo? den Dativ, auf die Frage wohin? den Accusativ; bezeichnet dem Ort und der Zeit nach, daß etwas vorher, als ein Anderes, bei uns ist. Wurde ehedem auch als Adverbium, so viel als zuvor, vorher, gebraucht.

Vorachtbar, so viel als hochachtbar.

Voracität, aus dem Lateinischen, so viel als Gefräßigkeit.

Voracker, bedeutet in der Landwirthschaft so viel wie

Anwand, oder der äußere, vorn am Wege oder an der Grenze liegende Theil eines Ackers.

Vorältern, diejenigen Personen, von welchen die Aeltern einer Person abstammen, besonders die Großältern.

Voralpenpflanzen nennt der Botaniker die Plantae subalpinae.

Vorarche, der obere Theil eines Mahlgerinnes vor den Wasserrädern.

Vorarlberg (Land vor dem Arlberg), östreichischer Kreis, zur Grafschaft Tyrol gehörig und mit dieser unter einem Gubernium vereinigt, sonst aber eine ganz selbstständige Landschaft, liegt westlich von Tyrol, von welchem Lande es durch den Arlberg getrennt ist, und grenzt südlich an die Schweiz, westlich an die Schweiz und Liechtenstein und nördlich an Baiern. Der Flächenraum desselben beträgt 46½ Quadratmeilen. Das Land unterscheidet sich in zwei, nach Klima, Bodenbeschaffenheit und Lebensart der Bewohner sehr verschiedene Theile. Am Gestade des Bodensees, am Rheinufer herauf und gegen den Arlberg hinein bis Bludenz ist fruchtbare, dem Wein- und Getreidebau günstige, von milden Lüften überwehte Ebene, mit den Städten Feldkirch, Bregenz und Bludenz und manchem volkreichen Flecken, z. B. Dornbirn. Hier herrscht großer Gewerbefleiß in vielen sehr bedeutenden Fabriken, reicher Handel, in Bregenz auch Schifffahrt. Die Einwohner zeigen die Physiognomie einer städtisch gebildeten, aufgeweckten Bevölkerung. Das Uebrige ist Hochland, von den räthischen Alpen durchzogen (Spitze: der Arl- oder Adlersberg), an der Grenze und dem Thamberge zu 8000 bis 10,000 Fuß sich erhebend. Die Vorarlbergischen Alpen nennt man überhaupt den Gebirgsabschnitt der Mittelalpen, in Verbindung mit den bairischen Alpen, welcher die nördliche Gebirgsreihe

derselben bildet. Als Grenze dieses Gebirgsabschnitts, der mit einem geringen Theil Würtemberg, dagegen Baiern und Tyrol je etwa zur Hälfte angehört, nehmen wir an im Westen das Rheinufer und den Bodensee; im Süden das Ill-, Kloster-, Stanzer- und seiner Länge nach das Innthal von Landeck bis nach Wörgl; gegen Osten den Durchbruch des Inn von Wörgl bis Neubaiern und gegen Norden das hochgelegene Hügelland von Oberschwaben und die Hochebene von Baiern in der später genauer zu bestimmenden Grenzlinie. Die Länge dieses Alpenzuges, etwa von Feldkirch im Rheinthal bis unterhalb Kufstein am Inn, beträgt in gerader Linie etwas über 28 Meilen. Die Breite ist im Westen größer, als im Osten, weil dort das Bergland gegen Oberschwaben sich etwas breiter aufträgt. Vom Arlberger Joch oder aus der Tiefe des Kloster- und Stanzerthales bis Kempten an der Iller, wo zwar kein Alpenland, aber doch noch Bergland sich zeigt, sind 9 Meilen. Nimmt man freilich nur die Grenze des Alpenlandes, so geht dies nur bis Immenstadt, und dann beträgt die Breite nur 6 Meilen. Von Imst im Innthal bis Füßen am Lech, von Innsbruck bis zum Kochelsee, von Schwatz bis Tölz an der Isar sind immer nur 6 Meilen direkte Entfernung. Von Wörgel bis Neubaiern am Inn sind noch 15 Meilen. In Rücksicht der Höhe gehört dieser Zug nicht zu den bedeutendsten. Der ewige Schnee beschränkt sich nur auf einige Punkte oder auf wenig ausgedehnte Grate. Der höchste Punkt, die Zugspitz, südwestlich von Partenkirch an der Loisach, ist nur 10,000 bairische Fuß hoch. Wenige andere nur übersteigen 9000 Fuß; die meisten der höheren Spitzen ragen wenig über 8000 Fuß empor, und bei weitem der größere Theil der bedeutenderen Höhen ragt nur über die Waldregion empor. Die ganze Gebirgskette besteht aus Al-

penkalk, nur gegen die bairische Hochebene im Norden mit vorgelagertem Sandstein, welcher Felsart die niedrigereu, waldbewachsenen Voralpen angehören. — Aus dem veränderten Bestandtheil des Gesteins geht auch eine von dem mittleren Zuge (welcher aus Urgestein construirt ist) ganz verschiedene äußere Gestaltung hervor. Schon die italienischen Kalkalpen zeigen einen schnelleren Wechsel der Form, tiefere, schroffere Sattel, kahle Wände, eckigere Kanten und schmalere Grate; auch zeigt sich bei ihnen schon hier und da der Parallelismus von kleinen Zügen oder oder einzelnen Berggliedern in der ganzen Kette. In dem jetzt zur Beschreibung vorliegenden Alpenabschnitt zeigen sich diese Merkmale in viel höherem Grade. Das vorarlbergische Alpenland bildet mehr eine compacte Masse, welche nur durch tiefere Einrisse, schnellen Wechsel der Form bei vielfach veränderter Richtung der Grate ausgezeichnet ist. Bei den bairischen Alpen aber ringen sich deutlich mehrere Parallelzüge hervor, denen allen das Streichen nach Ost oder Ost-Nord-Ost gemeinsam ist. Man kann an einigen Orten drei, vier, selbst fünf solcher Parallelzüge nachweisen. Schon daraus kann man entnehmen, daß sie sehr unregelmäßig sind. Keiner derselben ist continuirlich fortlaufend, sondern die Kettenglieder von etwa drei Zügen hören plötzlich auf, um sich von Neuem jenseits einer bedeutenden Senkung in vier Zügen fortzusetzen, welche, wieder von Querjochen durchsetzt, in fünf oder drei Strahlen weiter ziehen. Allen Zügen aber, selbst den einzelnen Berggliedern, ist das Streben nach Ost gemeinsam. Die höchsten dieser Züge sind die südlichen, zunächst dem Kloster-, Stanzer- und Innthal. Alle nördlich gelegenen werden stufenweise niedriger, die südlichen tragen noch zum Theil ewigen Schnee, doch keine eigentlichen Gletscher mehr, oder diese sind nur unbedeu-

tend. Die mittleren ragen nackt über die Waldregion hinaus, die nördlichen sind schon bis zum Gipfel bewaldet. Der ganze Gebirgsabschnitt entbehrt der herrlichen, bezaubernden Frische, welche der mittlere Urgebirgszug darbietet. Wenn man aus Tyrol in die Alpen Baierns tritt, so springt einem dieser Unterschied lebhaft in die Augen. Diese hohen, schmalen, scharf ausgezackten, gelbgrauen, kahlen Züge, hier und da mit Schneelehnen in den Felswölbungen, haben etwas sehr Starres und Unerfreuliches. Selbst die Farbe der Nadelholzwaldungen erscheint weniger saftig. Alle noch über die Baumgrenze sich in die Alpenregion erhebenden Bergglieder tragen diesen Charakter. Größere Frische haben erst die nordwärts vorliegenden, niedern Züge, mit abgerundeten Kuppen, wovon nur wenige hier und da einmal den Gipfel entblößt haben, sonst alle mit Wald bedeckt sind. Aus dieser eigenthümlichen Gestaltung des Gebirges ergiebt sich im Allgemeinen auch die Richtung und die Form der Thäler. Die Wasserscheide liegt so nahe gegen Süden, da hier die höchsten Grate sich befinden, daß zum Kloster-, Stanzer- und Junthal nur kurze Schlünde sich ausmünden, welche kaum der Anführung bedürfen. Nur das Walserthal, welches zur Ill ausmündet, das Thal von Naßereit und Imst, 2 Meilen lang, und das des brandenberger Achen, $3\frac{1}{2}$ Meilen lang, welches Rattenberg gegenüber in den Inn mündet, wären höchstens zu nennen. Hier sind die nördlichen Thäler allein von Bedeutung. Diese letztern sind zum großen Theil abwechselnd Längen- und Querthal, so das des Lech, der Ammer, der Loisach, der Jachenau, der Isar, der Weißach (die durch den Tegernsee geht) ꝛc. So lange sie Längenthäler bilden, sind sie meist gegen Ost gerichtet; es giebt aber auch mehrere (jedoch nur Nebenthäler der genannten), welche die umge-

kehrte Richtung von Ost nach West haben. Obgleich es an furchtbaren Engen (häufig beim Ausgange aus dem Gebirge) nicht gerade mangelt, so sind die Thäler im Ganzen doch schon sanfter, als im mittleren Tyrol, sie breiten sich mehr aus, und die Abfälle hängen nicht so drohend darüber her. Man findet hier, wie in allen Kalkalpen, die Eigenthümlichkeit der fließenden Gewässer, daß, wenn sie schon ansehnliche Bäche sind, sie zuweilen im Steingerölle des Bettes verschwinden und nach einem unterirdischen Lauf bis zu mehr als einer Stunde verstärkt wieder zum Vorschein kommen. Die Thäler im obern Theil bieten nicht eben große Reize dar. Das Thal des Lech ist nur zwischen Hohenschwangau und Füßen schön, das ganze Isarthal hat etwas Dürre, und mehrere andere entbehren der überaus saftigen Frische Tyrols. Dagegen zeichnen sich einige kleinere nördliche durch idyllische Anmuth aus, als das Graswangthal, auch Ober-Amme-Gau (oberes Ammerthal), das Loisachthal bei Garmisch und Partenkirch, vorzüglich die Jachenau, ein linkes Nebenthal der Isar, welches der Abfluß des Walchensees durchfließt u. A. Durch den vielfachen Parallelismus der Züge, durch die verschiedenen Unterbrechungen desselben, durch Senkungen und Querjoche sind in diesem Alpenabschnitt mehr Anstauungen der Flüsse zu Bergseen entstanden, als in irgend einem andern Theile; aber diese Seen sind freilich viel kleiner, als ihre Verwandten in der Schweiz oder im Königreich Lombardien. Es sind: der Hinterwang- und Plansee, beide südöstlich von Reuti am Lech, der Eibsee im obern Loisachgebiet, fast am nördlichen Fuß der Zugspitz, der Walchensee im Gebiet der Isar, gleich nördlich von ihm der Kochelsee, durch welchen die Loisach fließt; östlich der Isar: der Tegernsee, der Schliersee, und etwas südlicher der Achensee. Der längste von diesen, der Achensee,

ist nur $\frac{5}{4}$ Meilen lang bei kaum $\frac{1}{4}$ Meile Breite; der nächstgrößte, der Walchensee, ist nur 1 Meile lang und kaum $\frac{3}{4}$ Meilen breit, der Tegernsee ist wenig über $\frac{1}{4}$ Meilen lang und nur $\frac{1}{4}$ Meile breit. Die übrigen sind noch unbedeutender. Obgleich sie nur klein sind, so setzen sie der Schönheit des Gebirges doch bedeutend zu, der Tegernsee aber mit seinen Umgebungen ist ein idyllisches Gebirgs-Paradies. Sie liegen übrigens in runder Summe 1000 und mehr Fuß höher über der Meeresfläche, als die schweizerischen Hochseen. Es ward bereits bemerkt, daß die höchsten Theile dieses Gebirgsganzen im Süden liegen, und daß dasselbe sich gegen Norden stufenweise senkt. Betrachtet man zuerst das vorarlbergische Alpenland, welches von Osten durch eine vom arlberger Joch gerade nach Norden gezogene Linie von den bairischen Alpen als (nur politisch) geschieden zu betrachten ist, so liegen hier ebenfalls die höchsten Punkte im Süden, aber es ringt sich hier noch kein Parallelismus der Züge hervor, und es muß wie eine zusammenhängenge Gesammterhebung betrachtet werden, welche von allen Seiten von schmalen Thälern durchfurcht wird, wovon die südlichen außer dem Walserthal, welches auch nur ein fortwährender Schlund ist, nichts bedeuten wollen, und deren Gewässer bloß weiß herabschäumende Wildbäche sind. Fängt man bei Feldkirch im Reinthal an und geht längs dem Ill- und Klosterthal bis zum Arlberg fort, so lassen sich hier im Süden folgende Repräsentanten der Höhe nennen: der Hochgerrach, 9194 Fuß, $1\frac{3}{4}$ Meilen östlich von Feldkirch und $\frac{5}{4}$ Meilen nordwestlich von Bludenz; der hohe Frassen, $\frac{3}{4}$ Meilen nördlich von Bludenz an der Ill, 7000 Fuß (?); Saladinaspitz, $\frac{1}{2}$ Meile nördlich von Dalaas im Klosterthal, schon mit Schneestreifen, 8000 Fuß; die rothe Wand, 1 Meile nördlich von Dalaas, am Ursprunge des

Lech, mit beschneitem Gipfel, 8531 Fuß; der Schafberg, ¾ Meilen nördlich von Klösterle im Klosterthal, 8466 Fuß, ganz beschneite Gipfel. Mehrere Gipfel mit immerwährendem Schneestreifen ½ Meile nördlich vom Arlberger Joch, worunter Schindlerspitz. Gewaltig, nackt, schauerlich ist der Absturz dieser Massen südlich gegen das Klosterthal. Die nördlich vorliegenden Gipfel sind schon merklich niedriger. Mörzelspitz, 1¾ Meilen östlich von Götzis im Rheinthal, 5744 Fuß; Mittagsspitz, 1 Meile südöstlich von der Mörzelspitz, oder 1 Meile von Au an der Bregenzer Ach, 6612 Fuß; die nahegelegenen Spitzen sind von wenig geringerer Höhe; Winterstauden, 1⅛ Meile nördlich von Au, an der obern Bregenzer Ach, 5918 Fuß. Es ragen hier nur ein Paar hundert Fuß der Gipfelhöhe kahl über die Waldregion hinaus. Weiter nordwärts sinkt die Höhe bis auf die Hälfte der bisherigen, ja noch tiefer hinab, und wenn man von Dornbirn im Rheinthale eine Linie östlich zieht, so ist alles nordwärts liegende, zu Vorarlberg gehörige Bergland, der sogenannte Bregenzer Wald, bis zu den abgeplatteten Gipfeln mit Dörfern und Häusergruppen besäet, und nur die Bachthäler sind tief eingeschnitten und eng. Schon etwas hervorragend aus diesem Berglande sind: der Pfändlerberg, östlich dicht über der Stadt Bregenz, 3355 Fuß. Am Ursprung des Middelberger Thals (westliches Ursprungsthal der Iller), südlich vom Dorfe Brad in demselben und nördlich des obern Lech, 8002 (Wiener) Fuß, daher beschneit; mehrere andere Spitzen in der Nähe weniger niedriger. Das Bergland zwischen der Bregenzer Ach und der obern Iller ist theilweise noch über die Waldregion emporsteigend: der hohe Ifer oder Eifer, ¾ Meilen nördlich von Brad, 6678 bairische Fuß; das Rieder-Alphorn, südwestlich von Immenstadt, schon gegen den

nördlichen Fuß hin, 6212 bair. Fuß. Folgt man den Gipfeln, welche dem Stanzer- und Innthal zunächst liegen, so ragen die höhern Spitzen noch meist in die Schneeregion hinein, d. h. die höchsten sind ganz beschneit, einige enthalten Schneelehnen, noch einige andere bloß Schneeflecke, wieder einige enthalten bloß in den obern Ritzen Schnee, viele andere sind auch schneefrei: der Stanzkopf, zwischen dem obern Stanzer- und Lechthal, $\frac{1}{2}$ Meile nordwestlich von dem großen Dorf Petneu im Stanzerthal, 8698 Wiener Fuß; Eisenspitz-, Tawin- und Parseyerspitz, $\frac{5}{4}$ Meilen nördlich von der Vereinigung des Stanzer- mit dem Patznaunthal, ganz beschneit, gewiß 9000 Wiener Fuß hoch. Mehrere beschneite Spitzen nördlich und nordöstlich von Landeck: der Mutterkopf, ein merkwürdiger Felsen, 1 Meile nordwestlich von Imst, 8756 Wiener Fuß. Von Imst an hören zunächst dem Inn die beschneiten Gipfel auf. Zwischen Lech und Iller finden sich aber noch einige: der Hochvogel, $\frac{5}{4}$ Meilen von Stanzach im Lechthal oder östlich von Obersdorf im Treibachthal (östliches Ursprungsthal der Iller) 8167 Wiener Fuß; das Gaishorn, höchster Punkt eines Felsenrückens, $2\frac{1}{2}$ Meilen gerade westlich von Reuti, oder $\frac{1}{2}$ Meile südlich von Thannheim, 7091 Wiener Fuß; der Gimpelberg oder Metzenars, 1 Meile westlich von Reuti, 7062 Wiener Fuß. Von der Linie von Imst bis Reuti am Lech östlich stellt sich der Parallelismus der Züge deutlicher heraus, und von nun an gilt besonders, was davon im Eingange gesagt worden ist. Zunächst dem Inn giebt es von Imst bis Zirl keine Felsenspitze, welche ewigen Schnee trüge, sondern nur einige über die Waldregion hervorstrebende Kalkgipfel, wovon der hohe Mundiberg nördlich über Telfs der höchste ist. Nördlich von Zirl bis nördlich über Hall ist dann die linke Einfassung des Inn-

thals am höchsten: die Kalkspitzen über Zirl, gewiß 7500 Fuß; der große Sollstein, eine Meile nordöstlich von Zirl, 9106 Wiener Fuß; der kleine Sollstein, nordwestlich von Innsbruck, 8018 Wiener Fuß, beide beschneit. Der Fuß des ersteren gegen den Inn bildet die bekannte Martinswand, auf welcher die wunderbare Rettung Kaiser Maximilians I. erfolgte. Das Brandjoch, nordnordwestlich von Innsbruck, ist 7425 Wiener Fuß hoch; Frauhütte, gerade über Innsbruck, 6492 Wiener Fuß; Kaiserpyramide, nordöstlich von Innsbruck, 7000 Fuß; der Zunderkopf, nördlich von Hall, 6200 Fuß; Speck-Kohr-Spitz, eine Meile nordnordöstlich von Hall, 7000 Fuß. Weiterhin sind die das Innthal links bis auf eine Meile Entfernung einschließenden Grate nicht von großer Höhe mehr. Nimmt man eine zweite nördlichere Kalkkette, etwa bei Reuti und dem Heiterwang- und Plansee beginnend und am Achensee endigend, so ist diese eben so hoch und in ein Paar Punkten noch höher, als die südliche. Die Bergspitzen zwischen Lech und Loisach gehen höchstens bis zu 8000 Fuß hinauf. Von der Loisach bei Ehrwald und Biberweier an beginnt bis zur Isar bei Mittenwald ein zusammenhängender Kalkzug, das Wettersteingebirge genannt, der höchste des ganzen Abschnitts. In ihm liegen: die Zugspitz südlich vom Eibsee und östlich von dem großen Dorfe Ehrwald unweit der Loisach die höchste des ganzen Abschnitts. In ihm liegen: die Zugspitz südlich vom Eibsee und östlich von dem großen Dorfe Ehrwald unweit der Loisach, die höchste Felspyramide in Baiern, 10,127 bairische Fuß hoch. Sie erhebt sich aus einigen wenig ausgedehnten Fernern, welche der Plattacher- und Wetterschrofenferner heißen. Kathbachspitz, 8126 Wiener Fuß, der Wetterstein, 8480 bair. Fuß, beide beschneit. Der Kalkzug fällt plötzlich herab an der Isar bei Mittenwald,

aber nur, um sich östlich derselben (jedoch nicht mehr so hoch) wieder zu erheben. Es ist das Kahrwandelgebirg, welches bis zum Achensee reicht. Es ist nicht so regelmäßig, als das Wettersteingebirge, weil es in sich theilweise zwei, selbst drei kahle vielgezackte Kalkzüge bildet. Darin: Groß-Kohr- (Kahr-) Spitz, gleich östlich von Mittenwald, gewiß 8500 bair. Fuß hoch; Kahrwandelspitz, etwas östlicher, 8131 bair. Fuß; hintere Grubenkahrspitz, am Ursprung der Isar, gerade 1½ Meilen nordwärts von Hall, 8638 bair. Fuß; vordere Grubenkahrspitz, 2 Meilen östlich von Mittenwald, 7672 bair. Fuß; Sonnenjoch, am Ursprunge des Rißthals, 1 Meile westlich vom Achensee, 7758 Wiener Fuß u. s. w. Die dieser Kette nördlich vorliegenden Bergzüge und Glieder haben diese Höhe nicht mehr und ragen nur, wie schon angeführt, mit ihren höchsten Spitzen über die Waldregion hinaus. Der Säuling, nordnordöstlich über Reuti am Lech, 6960 bairische Fuß; der Hochplatt, 1 Meile nördlich vom Plansee, 6401 bair. Fuß; die Kreuzspitz, 1 Meile nordöstlich vom Plansee, 7473 bair. Fuß; der Krötenkopf, nordöstlich von Partenkirch, 7181 bair. Fuß; der Scharfreuterberg 2¼ Meilen nordwestlich vom nördlichen Ende des Achensees, 7154 bair. Fuß u. s. w. Noch niedriger sind die letzten Vorberge: die Klamspitz, östlich von Füssen am Lech, 5925 bair. Fuß; der Hörnleberg, nordöstlich von Ober-Ammergau an der Ammer, 4535 bair. Fuß; der Haingarten, zwischen Loisach, Walchen- und Kochelsee, höchste Spitze 6098 bair. Fuß; die Benediktenwand, gerade östlich vom Kochelsee bis zur Isar unweit Länggries, höchste Spitze des langen Grates, 6104 bair. Fuß; der Roßstein, zwischen Isar und Weissach unweit des Bades Kreuth, unzugängliche Felsenspitze 5881 bair. Fuß u. s. w. Da der nördliche Fuß der Alpen hier an 2500 Fuß über der Mee-

resfläche liegt, so steigen diese Berge nur etwa 3000 Fuß relativ über die bairische Hochebene empor. Oestlich des Achensees und Thals, des Weissachthals und Tegernsees ist zwar ein gewisser Parallelismus der Züge immer noch zu verfolgen, aber er ist nicht so deutlich mehr und springt nicht auf den ersten Blick so in die Augen, als vorher. Die höchsten Punkte liegen hier mehr in der Mitte und an der Ostseite des Achenthals und Sees. Alle erreichen nicht mehr die Höhe der frühern hohen Kalkzüge. Zunächst östlich des Achenthals und Sees das Achenthaler Gebirge, mit vielen kahlen Kalkspitzen, davon die höchste der Unnützberg, gerade östlich der Kirche des sehr langen Dorfs Achenthal, 7254 bair. Fuß; der Planberg, nordöstlich von Ober-Achenthal, 6133 bair. Fuß, mit kahlem, abgeplattetem Gipfel; der Schinderberg, eine Meile östlich vom Wildbade Kreuth, 6124 bair. Fuß; der Wallberg, an der Südostseite des Tegernsees, der höchste in der Umgebung desselben, 5952 bair. Fuß; der Miesing, südöstlich vom Schliersee, 6502 bair. Fuß; der Wendelstein, $1\frac{5}{8}$ Meilen südwestlich von Neubaiern am Inn, 6389 bair. Fuß u. s. w.

Diese Uebersicht der Höhen wird genügen, um daraus die Bedeutung dieses Gebirgsabschnittes zu entnehmen. Er hat noch vollkommen alpinischen Charakter, dieselben Thiere (selbst noch viel Gemsen) und Gewächse, wie die mittlere Kette, doch wird der Ackerbau wegen der Breite der Thäler häufiger, wiewohl Alpenwirthschaft die Hauptbeschäftigung bleibt. Das Klima ist verhältnißmäßig rauher, weil das Hochland, am meisten gegen Norden vorstehend, den Ostwinden offen steht, und da diese die Ausdünstungen der Nordsee mit sich führen, ist es auch feuchter, als in der mittleren Kette. Hiernach und gemäß der veränderten Beschaffenheit des Gesteins modificirt sich auch in etwas die Flora und zeigt eine Annäherung

an die von Schwaben und der Hochfläche von Baiern. Ungeachtet der größeren Regenmenge sind die (mit wenigen Ausnahmen) smaragdgrünen Flüsse nicht so wasserreich, als die in der mittlern Hochkette, weil nur ein geringer Theil ewigen Schnee trägt und der Alpenkalk die Einsaugung des Gewässers zuläßt.

Die Einwohner des kurzen südlichen tyrolischen Abfalls sind denen Tyrols völlig gleich, die des längern nördlichen Abfalls nehmen allmälig den Charakter der Altbaiern an; Tracht, Sitten, Gebräuche desgleichen. Auch die Bauart der Wohnungen nähert sich hier absteigend der schwäbischen und bairischen Art, sich allmälig von der alpinischen entfernend. Besondere Industriezweige sind nicht vorhanden. Außer Ackerbau, Viehzucht und Jagd beschäftigen sich die Einwohner nur noch mit Holzhandel, Theer- und Kohlenschwälerei, Glasbereitung, Leinwandweberei, Gerberei und künstlichen hölzernen Schnitz- und Spielwaaren.

Thäler. Gegen Süden: Es sind nach dem Vorigen nur drei Thäler anführungswerth, nämlich: das vorarlbergische Walserthal, ein Nebenthal der Ill. Sein Wildwasser heißt der Lutzbach. Es ist bis zum Eintritt der Thalebene der Ill nur 3 Meilen lang und streicht fast westlich. Es bildet einen fortwährenden Schlund, in welchem der Bach tost, gestattet aber Anbau auf Alpenterrassen, auf welchen acht Dörfer liegen. Das Gurgelthal ist nicht viel mehr, als ein südwärts gegen das Innthal sich öffnender, $2\frac{1}{4}$ Meilen langer und über 2000 Schritt breiter Gebirgsspalt, der wegen der Ebene des Grundes zum Anbau eingeladen hat. Außerdem hat er Eisen-, Blei- und Galmeiwerke, die jedoch von wenig Umfang sind. Der Ursprung liegt nur eine halbe Meile über Nassereit, der Loisach gegenüber. Der Thalgrund leidet von Nassereit bis eine Meile abwärts

sehr an Ueberschwemmungen. Die letzte halbe Meile behält zwar das Thal seine bisherige Breite, aber es schieben sich von dem westlichen Felsrand her mehrere beackerte Bühel in dasselbe hinein, welche den Bach an die östliche Seite drängen. Auf diesen Bühels liegt der große Marktflecken Imst, Hauptort des Kreises Ober-Innthal. Sehr bekannt sind die Einwohner von Imst, durch den ausgebreiteten Handel mit Kanarienvögeln, mit welchen sie die Märkte von ganz Mitteleuropa versorgen und oft ein ansehnliches Vermögen in ihre Heimath zurückbringen. Das brandenberger Thal wird von einem Wildbache, den brandenberger Achen, durchrauscht, und hat eine Länge von $3\frac{1}{2}$ Meilen. Richtung gerade südlich. Es hat seinen Ursprung nur eine Meile südlich von Schliersee, und seine Mündung geht in den Inn, Rattenberg gegenüber. Es hat drei Nebenthäler von Westen her, und außer einigen Schlünden noch ein Nebenthal von Osten her. Alle aber enthalten wegen furchtbarer Engen nur Sennhütten und einige Weiler. Selbst der Hauptort Brandenberg, ein mäßiges Dorf, liegt nicht im Thal, sondern auf einer östlichen Alpenterrasse. Nur in der Mündungsgegend, schon im Innthal, befinden sich, Rattenberg gegenüber, dicht zusammen drei Dörfer (Mariathal, Kranzach und Voldöp).

Nördliche Thäler. Von den nördlichen Thälern gehört nur eines dem Rheine an, nämlich das der bregenzer Ach, welches in den Bodensee ausmündet. Die nächstfolgenden gehören zu den größeren Thälern der Iller, des Lech und der Isar; doch vereinigen sich die Nebenthäler größtentheils erst in Oberschwaben oder in der baierischen Hochebene außerhalb des Alpengebirges mit ihnen. Die östlicher gelegenen Thäler, als das Weissachthal mit dem Tegernsee, der Abfluß des Schliersees und das Leit-

zachthal, sind linke Nebenthäler des Inn, und die Mangfall führt ihre Gewässer bei Rosenheim diesem Strome zu. Es gehören also mit Ausnahme der bregenzer Ach alle Thäler zum Donaugebiet. Die bregenzer Ach gehört ganz dem vorarlbergischen Hochland an. Ihr Thal hat seinen Ursprung nur in alpenhohen Bergen ganz nahe im Norden des Lechthals, und fast eben so nahe dem Walser- und Illerthale, nur zwei Meilen nordwestlich des arlberger Jochs selbst. Ihre Gewässer durchfurchen daher in nordwestlicher Richtung das ganze Hochland, und das Thal ist bis zum Eintritt in die Rheinebene wenigstens 7 Meilen lang. Kaum irgend ein anderes der Alpen wechselt so oft in seiner Direktion, und mit allen einzelnen Krümmungen ist es noch beträchtlich länger als 7 Meilen. Es ist, nur mit zwei Ausnahmen, unaufhörlich beschränkt und fürchterlich eingeengt. Die erste dieser Ausnahmen ist nach anderthalb Meilen Lauf eine Erweiterung von 2000 Schritt Breite, welche $\frac{3}{4}$ Meilen anhält. Diese ist sehr gut angebaut, eine Art Gebirgsnase, in welcher drei größere Dörfer, Schoperau, Remen und Au, und fünf kleinere liegen. Eine zweite Erweiterung liegt eine Stunde unter dieser. Sie ist wohl $\frac{5}{4}$ Meilen längs der Ach lang, aber nicht so breit; in ihr liegen fünf Dörfer und mehrere Weiler. Dann aber flüchtet der Anbau, da der enge Schlund ihm nicht gestattet, auf die niedriger werdenden und abgeplatteten Höhen (der sogenannte bregenzer Wald), die von zahlreichen Dörfern und Weilern wie besäet sind. Die sehr ansehnliche Bevölkerung nimmt hier noch Antheil an der Industrie der Schweiz (Leinwand, Wollen-, Baumwollen-, selbst Seidenspinnerei). Alle Nebenthäler der bregenzer Ach bilden hier eben so tiefe und unbewohnte Schlünde, als das Hauptthal selbst, daher ist auch die Communication durch dieselben bei al-

ler Bewohntheit der Höhen schwierig. Der Fluß, im hohen Sommer nur klein, tritt grün wie Glas eine halbe Stunde südlich von Bregenz in die Rheinebene und lenkt in einem sehr breiten Steingerölle dem Bodensee zu.

Straßen und Pässe. Da die vorarlbergischen und allgauer oder baierischen Alpen nicht so gar hoch und dabei sehr zerklüftet und in mehrere oft unterbrochene Züge aufgelöst sind, so kann es an zahlreichen Verbindungen zu Fuß von einem Thal in's andere nicht fehlen. Es würde viel zu weit führen, hier auch nur die vornehmsten Fußwege anzugeben, daher beschränken wir uns bloß auf die fahrbaren Verbindungen. Diese gehen alle vom Innthale aus und sind nordwärts nach Oberschwaben und nach der Hochebene von Baiern gerichtet. Ulm, Augsburg und München kann man als die Richtungspunkte derselben annehmen. Wir beginnen wieder im Westen. Aus der Chaussee im Innthale geht eine Chaussee nordwärts im Gurgelthale aufwärts über den Kreisort von Oberinnthal, Imst, Nassereit, stärker aufwärts zwischen den Ruinen der Schlösser Fernstein und Siegmundsburg, welches letztere auf der Insel eines kleinen Sees liegt, hindurch, um das Joch des Fernberges steil in die Höhe (das Joch ist gewiß nicht über 4000 Fuß hoch) hinab in das obere Gebiet der Loisach bei drei kleinen Seen vorbei in die Thalebene von Bieberweyer nnd Lermoos. Von hier wendet sich die Chaussee nordwestlich, übersteigt ein zweites Joch, um in das Gebiet des Lech zu kommen bei Lähn, welches aber keine Schwierigkeiten darbietet, und gelangt in das kleine Thal Hinterwang. Da sie dem Ausgang desselben in den See gleiches Namens (der mit dem Plansee in Verbindung steht, und dessen Abfluß nur durch fürchterliche Schlünde und einen hohen Wasserfall zum Lech gelangt) nicht folgen kann,

so muß sie ein drittes Joch überschreiten, welches der Paß Ehrenberg oder die ehrenberger Klause genannt wird. Der Paß war früher mit Befestigungswerken versehen, die schon lange zerstört sind. Hierauf senkt sich die Chaussee hinab in das Lechthal selbst, setzt bei Reuti auf's linke Ufer des Stromes, passirt die vernachlässigte Schanze beim Kniepaß eine Stunde unterhalb Reuti, gelangt bei Niederpinzwang wieder auf das rechte Lechufer und erreicht durch die Lechenge Füssen, von wo aus eine beliebige Richtung eingeschlagen werden kann. Die Tour von Imst bis Füssen beträgt mit den Krümmungen 9 österreichische Postmeilen. Diese durchaus bequeme Chaussee, zu allen Zeiten fahrbar, ist die Hauptader mehrerer anderer Verbindungen. Westwärts gehen von ihr zwei aus: a) von Weissenbach am Lech eine Meile oberhalb Reuti, steil und mühevoll aufwärts zum Passe Gacht über Nesselwang durch das Thennheimerthal über Hindelang in's Illerthal nach Sonthofen und Immenstadt, von wo eine beliebige Richtung nach Oberschwaben genommen werden kann (die Straße scheint jedoch keine Chaussee ersten Ranges zu sein); — b) von Niederpinzwang durch Vilsthal über Vils, Nesselwang nach Kempten an der Iller ꝛc. — Oestlich und nördlich: a) von Nassereit im Gurgelthale geht eine Chaussee ersten Ranges ostwärts, vielfach gekrümmt, über Obsteig und Barwies nach Telfs am Inn, um die Verbindung mit Innsbruck aufzunehmen; — b) von Bieberweyer im obern Loisachthal geht ein fahrbarer Weg dieses Thal abwärts und fällt bei Partenkirch in die zweite große Straßenverbindung beginnt von Zirl am Inn, anderthalb Meilen oberhalb Innsbrucks. Es gilt hier, den nördlichen Rand des Innthals zu erklimmen and in das Seefelderthal zu gelangen, welches zur Isar gehört. Das Joch wird ohne Zweifel 4000 Fuß

hoch liegen, demnach müssen 2200 Fuß erstiegen werden. Die Chaussee schlängelt sich daher vielmals, ehe sie die erste Terrasse bis zum Weiler Leiten erstiegen hat. Dann nicht viel minder bis zum Dorf Reith, wo der zweite Absatz zurückgelegt ist. Endlich gelangt sie auf's Joch und hinab nach Seefeld. Dieses ist in directem Abstande nur eine Meile von Zirl entfernt, wird aber zwei Meilen gerechnet. Von Seefeld geht es ohne sonderliche Beschwerde hinab nach Scharnitz zur Isar selbst, durch den Paß gleichen Namens (die Porta Claudia), von welchem man gewöhnlich die ganze Straße benennt, nach Mittenwald in Baiern. Nachdem die Chaussee hinter dem Marktflecken die Isar auf hölzernen Brücken zweimal übersetzt, gelangt sie über die Dörfer Krin und Wallsee an die Westsee des Walchensees, wo sie einen beschwerlichen Riegel bis zu 7° Steigung überschreitet, und nach der Poststation Walchensee oder Wallensee kommt. Durch die kesselberger Senkung lenkt die Chaussee hinaus in die Hochebene übel Kochel am See gleiches Namens, Benediktbeuern ꝛc. nach München. Von Zirl bis Benediktbeuern sind 10 österreichische Postmeilen. Es sind auf der Tour drei Bergjoche zu überschreiten, wovon aber nur das erste beschwerlich ist. Die Chaussee ist gut und wird vielfach befahren. Aus dieser geht links heraus von Mittelwald eine Chaussee nach Partenkirch an der Loisach, und in deren Thal abwärts über Oberau, Eschenlohe, Weilheim und so entweder nach Augsburg oder München, oder: von Oberau an der Loisach über den Paß von Ettal durch den Ammergau nach Schongau und Augsburg. — Eine dritte Verbindung, die aber viel seltener gewählt wird, weil sie nicht überall bequeme Chaussee und theilweise beschwerlich, wiewohl die kürzeste Verbindung zwischen dem Junthale und München ist, geht zwischen Schwatz und Rattenberg bei

Jenbach aus dem Innthale heraus und steigt den hohen Rand empor über Buchau an das Ostufer des Achensees. Die direkte Entfernung von Jenbach bis an den See beträgt nur ½ Meile, auf welcher die Straße gegen 1250 Fuß steigen muß. Die Beschwerlichkeit ist hieraus leicht zu entnehmen, da die Straße noch obenein nicht in Zickzack geht, sondern nur der ursprüngliche Weg chaussirt ist. Am Ostufer des Achensees können auch nur kleine Wagen fahren, weil nicht für die Sicherheit hinlänglich gesorgt ist. Kutschen und größere Wagen müssen über den See geschafft werden. Durch Achenthal ist die Straße gut. Das Aufsteigen zum Paß Achen und auf das Joch ist eng, beschwerlich, und die Straße könnte viel bequemer sein. Unweit der tyroler Grenze, noch diesseits des Jochs, kommt man bei dem Mauthhause vorbei, und eine Viertelstunde weiter zu einem Gehöfte, durch dessen Thor man durchgeht. Dies ist die Kaiserwache oder der sogenannte Past Achen. Von hier bis zum Joch, welches etwa 4000 Fuß hoch liegen mag, ist noch ½ Stunde. Dann geht es im Weissachthal bequem abwärts über Glashütte, Kreuth, Tegernsee nach München. Von Jenbach bis zur Nordspitze des Tegernsees sind 7 Meilen. — Die vierte Verbindung geht den Inn selbst abwärts.

Vorarlberg gehört größtentheils dem Flußgebiete des Rheines an, der die westliche Grenze bildet und die aus dem Lande kommenden Gewässer Ill und Frutzbach und durch den Bodensee die Dornbirger und Bregenzer Aache, so wie die Leiblach aufnimmt. Dem Gebiete der Donau gehören die Breitach, Iller und der Lech an. Eintheilung. Das Land zerfällt in 6 Landgerichte: Bregenz, Bregenzerwald, Dornbirn, Feldkirch, Sonnenberg und Montafon. — Bevölkerung. Die Gesammtzahl der Einwohner beläuft sich auf

107,000 Seelen, welche in 103 Gemeinden wohnen. Nach der Lage ist aber die Vertheilung der Bevölkerung sehr verschieden. Im Landgerichte Montafon (von germanischen Romanen bewohnt) kommen kaum 900 Seelen auf die Quadratmeile, während in der Gegend von Dornbirn fast 5000 auf denselben Flächenraum kommen. Der Charakter des Vorarlbergers ist durchschnittlich ein liebenswürdiger. Insgesammt zeichnet ihn aus ein scharfer Verstand, der Alles wägen, würdigen und entscheiden will, daher auch die Streitsucht, welche den Vorarlsbergern zum Vorwurf gemacht wird, daher aber auch die Anstelligkeit und das große Geschick für ein ordentliches Fortkommen in der Welt. In Allem der Gegenpart der Tyroler, stellen sich die Vorarlberger auch anders zu Beamten und Geistlichkeit. Statt ruhig gläubiger Ergebung zeigen sie scharfprüfenden Blick, aber, wenn ihr Vertrauen gewonnen ist, auch volle Bereitwilligkeit zur Erreichung des gebilligten Zweckes. Die Vorarlberger sind gut katholisch, aber die mystisch-ascetische Richtung des tyrolischen Clerus hat hier wenig Anklang gefunden. Der Schulunterricht wird sehr hoch gehalten; selbst die Hirten des Waldes lesen Bücher und Zeitungen. Die Reinlichkeit der Häuser ist überraschend, zumal für den, der aus den Ländern am Inn kommt. So wird es begreiflich, daß sich der Vorarlberger dem Tyroler weit überlegen glaubt, wogegen dieser der Meinung ist, vor dem Arlberge sei weniger Aufrichtigkeit, als bei ihm zu Hause. Auch in literarischer Beziehung will man mit Tyrol nichts zu thun haben, wie denn überhaupt das Augenmerk der Vorarlberger immer mehr gegen den Bodensee nach Schwaben, nach Deutschland hinaus, gerichtet ist, als rückwärts über den Arlberg. Mit den Schweizern steht man in freundnachbarlichem Verkehr. Ueberhaupt ist in Vorarlberg immer die Ansicht vertreten

gewesen, das ganze Ländchen sei nach Sprache und Sitte, nach Bedürfnissen und Richtungen, überhaupt viel schicklicher ein Canton der Schweiz, als ein Kreis von Tyrol. Und setzt man Vorarlberg in Vergleich mit Tyrol, so läßt sich auch nicht leugnen, daß der Abgang alter adeliger Familien, der Mangel an religiösem Fanatismus, der gleichmäßigere Stand der Volksbildung und die geringere Unterschiedenheit der Stände, die hohe Blüthe der Industrie, die allgemeinere Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten und noch manches Andere dem Lande Vorarlberg eine Physiognomie verliehen, die um ein gutes Theil moderner als jene des benachbarten Tyrols sind. — Hauptstadt und Sitz des Kreishauptmanns: Bregenz, daher der Kreis auch bregenzer Kreis genannt wird.

Vorarlberg war im Alterthum, zur Römerzeit, dem größten Theile nach von Rhätiern bewohnt, welche mit ihren anderen Landsleuten zugleich von den Römern unterworfen wurden. Letztere zogen eine Straße dem Rhein entlang, an welcher Brigantium (Bregenz) und Clunia (bei Göfis) genannt wurden. Auch in diesen Gegenden lernten die Bauern in jenen Zeiten Lateinisch, und so war das Romanische, welches zwar jetzt auf das Hohenrhätische beschränkt ist, noch vor wenigen Jahrhunderten auch die Landessprache des südlichen Vorarlberges. Als das römische Reich erlag, nahmen die Alemannen diese Thäler ein, und dies ist die Hauptursache ihres von dem österreichischen Nachbarlande Tyrol so verschiedenen Charakters. Im Mittelalter erscheint fast das ganze Ländchen als eine Besitzung der Grafen v. Montfort, die, ein ausgebreitetes, mächtiges Geschlecht, auch aue der helvetischen Seite des Rhein, wie in Kurrhätien, so in Schwaben begütert waren. Vom 14ten Jahrhundert an, als der Glanz der Montfort zu erblei-

chen begann, waren die habsburgischen Grafen von Tyrol sehr ernstlich bedacht, diese Besitzungen zu erwerben, um so eine Länderverbindung herzustellen zwischen den vordern Herrschaften in Schwaben, Tyrol und Oesterreich. Alle diese Montfortschen Güter und Besitzthümer, die bis dahin keinen Gesammtnamen geführt, nannte man von dieser Zeit an beim herzoglichen Hofe in Meran und Innsbruck die Länder vor dem Arlberge, weil dieser Berg sie von Tyrol abscheidet, daher der Name Vorarlberg. Die Grafen von Montfort fingen an, ihre Besitzungen nach und nach an Oesterreich zu verkaufen, so im Jare 1359 Ems, 1375 Feldkirch, 1394 Bludenz, 1474 Sonnenberg, 1453 Thamberg, und im Jahre 1523 überließ Graf Hugo auch die eine ihm zuletzt noch gebliebene Hälfte der Stadt Bregenz an den Erzherzog Ferdinand. Damit hatten die Montfort, die voriges Jahrhundert in Schwaben ausstarben, ihre letzte Hufe Landes in Vorarlberg verloren. Außerdem erwarb Oesterreich von Sigwina von Weiler das Gericht Altenburg (1570), im folgenden Jahre von dem Abte von St. Gallen das Gericht Kehlhof, und sehr spät (1804) auch noch Blumenegg und St. Gerold. Indessen wurde Vorarlberg von den österreichischen Fürsten immer als ein Theil von Schwaben betrachtet; es hatte seine Regierung zu Freiburg im Breisgau und stand mit Tyrol in keiner weitern Verbindung, bis auf Kaiser Joseph II., der das Gebiet, aber unbeschadet seiner ständischen Verfassung, mit Tyrol vereinigte (1782). Im Jahre 1805 kam es an Baiern und bildete einen Bestandtheil des Illerkreises, dessen Hauptstadt Kempten war; 1809 war es unter Schneider fast noch mehr im Aufstand gegen Oesterreich, als Baiern selbst und ward erst nach hartem Kampfe wieder beruhigt. Seit dem Jahre 1814 ist das Land in der Verbindung

wieder mit Tyrol verbunden und bildet einen Kreis desselben.

Die Geschichte der vorarlbergischen Stände kennt man seit dem Jahre 1518, wo sie Kaiser Maximilian einmal zur Berathung nach Augsburg berief. Die wenigen adeligen Geschlechter, welche damals noch im Lande waren, wie z. B. die Grafen von Hohenems, genossen der Reichsfreiheit und hatten daher bei den Ständen der österreichischen Herrschaften nichts zu thun; die Priesterschaft aber erfreute sich keiner politischen Geltung. So kam es, daß bei den Landtagen von Vorarlberg seltsamerweise nur Bürger und Bauern auftraten: für jene die Bürgermeister der drei Städte Feldkirch, Bregenz und Bludenz, für diese die Vertreter der 21 bäuerlichen Standesbezirke, in welche das Ländchen getheilt war, im Ganzen also 24 Abgeordnete. Zunächst ging die Stände das Steuerwesen an: das landesfürstliche Postulat betrug 34,400 Gulden; dann die Vertheidigung des Landes, zu welcher im Nothfalle die ganze Landesmiliz, 6000 Mann, verpflichtet war. Was die Behauptung ständischer Freiheiten und Abweisung lästig fallender Anforderungen betrifft, so gehörten die vorarlbergischen Stände zu den hartnäckigsten ihrer Art; gleichwohl litten sie unter Maria Theresia, wie unter Joseph manche Einbuße. Unter der baierischen Regierung war auch von der vorarlbergischen Verfassung keine Rede. Als das Land wieder an Oesterreich gefallen (das einzige Ueberbleibsel von all dem, was es einst in Schwaben besessen), sollte auch, natürlich mit einigen Verbesserungen, die alte Verfassung wieder auferstehen, und in der That ordnete man sogar im Jahre 1816 die Wahlen nach den alten Bezirken an. Weiter aber wurde die Sache nie getrieben; statt die gewählten Abgeordneten zusammenzurufen, ließ man sie allmälig wieder ruhig ab-

sterben. Der Verdruß darüber war nicht groß; denn wenn auch die Vorarlberger gern von ihren alten Freiheiten sprachen, so dünkte ihnen doch das ständische Treiben in Tyrol ein viel zu theures Spiel. Ein größeres Maaß von Rechten aber durften sie von Franz I. nicht zu hoffen wagen. Auf den tyrolischen Landtagen waren die Vorarlberger zu keiner Zeit vertreten. — Die Zeit seit den französischen Kriegen bis zum März des Jahres 1848 verlebten die Vorarlberger in stillem Fleiße, zunächst mit sich selbst, mit ihrem Handel, mit ihrer Industrie beschäftigt. Aber in den Märztagen feierte das Ländchen seine politische Auferstehung mit einem Enthusiasmus, der bei Weitem einträchtiger war, als im benachbarten Tyrol. Man wußte, was Constitution und Preßfreiheit bedeuten, und es fand sich Niemand, der sie fürchtete, Niemand, der Verderben prophezeihen wollte, wenn die „infernalische Intelligenz" im Lande leichtern Zugang finden würde. Die Einheit Deutschlands, der Anschluß an das große Vaterland, die Theilnahme am deutschen Leben, alle diese Hoffnungen wurden froh begrüßt. Dr. Schmidt von Dornbirn, der seitdem der Stimmführer des Landes geworden war, ließ einen Trostbrief ergehen, worin er den Segen der Errungenschaften, vor Allem die Herrlichkeiten der Verbrüderung mit Deutschland begeistert auseinander setzte. Seine Worte fanden freudigen Widerhall, und der Trostbrief wurde so eifrig gelesen, daß er binnen zwei Monaten viermal aufgelegt werden mußte. Die ausgeschriebenen Wahlen zum Parlamente von Frankfurt und zum Reichstage nach Wien führten eine weitere Entfaltung der öffentlichen Meinung herbei. Der Kreishauptmann von Ebner, sonst ein beliebter und hochgeachteter Mann, rief nämlich nach der alten ständischen Landeseintheilung 19 Vertreter nach Feldkirch, welche dort die Wahl für das Parlament vor-

nehmen sollten. Kaum aber waren diese öffentlich versammelt, als die Gallerie lärmenden Einspruch that, die 19 Herren seien nicht die Vertreter des vorarlbergischen Volkes und könnten einen gültigen Beschluß nicht fassen. Man verlange eine Volkswahl: nur diese aus ihr hervorgehenden Volksvertreter werde man als solche anerkennen. Man wolle nicht, daß der innere Bregenzerwald so viel gesetzgebende Kraft habe, als das verrottete Nest Damils, Dornbirn mit 8000 Einwohnern so viel als Neuburg am Rhein mit 200 Einwohnern. Die versammelte Menge blieb so standhaft, daß der Kreishauptmann die Sitzung auch aufheben und die Wahl in der gewünschten Weise zugestehen mußte. Gegen Ende April wurden dann die Wahlen zu dem neuerrichteten Landtage von Vorarlberg vorgenommen; Bürger und Bauern übten nach einem halben Jahrhunderte zum ersten Male wieder ihr Wahlrecht aus. Da indessen eine allgemeine Norm hierfür nicht gegeben war, so ging jeder Bezirk nach eigenem Gutdünken zu Werke: hier wählte man durch Urwähler, dort durch Wahlmänner. An den meisten Orten wurden nach altvorarlbergischem Staatsrecht Geistliche und Beamte vom Wahlrechte ausgeschlossen, worüber sich Beide nicht mit Unrecht bitter beschwerten. Die Vorarlberger erwarteten viel Gutes von diesem constituirenden Landtage und zeigten in der Freude über ihr eigenes Parlament wenig Entgegenkommen für ihre Nachbaren, welche sie einluden, in verhältnißmäßiger Vertretung dem landständischen Körper von Tyrol sich anzuschließen. Vorarlberg, so meinten seine Bewohner, werde sich eine Constitution geben, daß es mit Stolz in die Reihe der deutschen Staaten eintreten könne. Sei seine Verfassung auch nicht so alt, als die von Tyrol, so sei sie doch um so viel besser gewesen. Tyrol könne sich von dem abgestorbenen Kastenwesen nicht losmachen; Vor-

arlberg aber wisse von diesem Zustande bereits seit zwei Jahrhunderten nichts mehr. Schon seine Natur deute nach Deutschland hin, und der innigste Anschluß an dasselbe sei sein Bestreben. Mit Sehnsucht sehe man dem Falle der baierischen Zollschranken entgegen; denn wenn nicht der Weg nach Deutschland offen werde, so würden die Fabriken ihren Arbeitern nicht lange mehr Brod geben können. Nach diesem sei Vorarlberg eher in der Lage, den Tyrolern einen Anschluß an seine reifere Verfassung zumuthen zu dürfen, als umgekehrt. — Die neugewählten Stände aber versammelten sich, „um über die durch die Zeitverhältnisse nothwendig gewordenen Maßregeln zur Vertheidigung des Landes, zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung, wie zur Organisirung einer entsprechenden Landesvertretung zu berathen", am 22. Mai zu Bregenz unter dem Vorsitze des Kreishauptmanns von Ebner. Die Eröffnung geschah unter dem Eindrucke der erschütternden Nachrichten aus Wien. Die Stände erhoben sich einstimmig, um dem Kaiser in einer Adresse, welche eine eigene Deputation nach Innsbruck brachte, ihre Ergebenheit zu bezeigen. Daß übrigens mit dieser Anhänglichkeit an das Kaiserhaus eine warme Sehnsucht nach volksthümlicher freisinniger Gestaltung der Verfassung vereint war, zeigten die Vorarlberger bald darauf am 3. Juli, wo in einer Versammlung der Wahlmänner zu Dornbirn die „Wünsche der Vorarlberger an ihren Reichstagsabgeordneten" zur Berathung kamen. Man gab den Vertretern in Wien vor Allem zu bedenken, daß Vorarlberg nach Abstimmung, nach Gesittung und Bildung ein rein deutsches Ländchen, und sowohl durch seine Lage, als durch seine Bedürfnisse und Erzeugnisse größtentheils an das benachbarte Deutschland gewiesen sei. In demselben gebe es keine bevorrechteten Stände, sondern vollkommene Gleichberechtigung

aller Volksklassen. Man wolle daher vollständige Vereinigung mit Deutschland, man wolle die ganze Reichsverfassung, wie sie in Frankfurt begründet werde, ohne allen Vorbehalt. Man wolle nicht allein die Errungenschaft der Märztage, sondern auch die des Mai, da nur eine Verfassung auf den freisinnigsten Grundlagen Aussicht auf Dauer habe. Daher wolle man, daß der Herrscher die Vollziehungsgewalt nur in so weit ausübe, als sie nicht durch die deutsche Reichsverfassung beschränkt werde. Außerdem wurden noch verschiedene Wünsche über die Einzelnheiten der festzustellenden Verfassung beigefügt, wie Aufhebung der Standesunterschiede, der Fideicommisse, der Verzehrungssteuer, Einführung der Vermögens- und Einkommensteuer, Verbesserung des Volksschulwesens, vollkommene Gleichberechtigung aller Glaubensbekenntnisse, insbesondere Verwerfung der tyrolischen Riesenpetition der Unduldsamkeit, vollständige Abhängigkeit von Tyrol in politischer und kirchlicher Beziehung, wofern Tyrol seine ständische Verfassung und seine intolerante Richtung nicht aufgeben sollte, verbesserte Gemeindeordnung, allgemeine Volksbewaffnung, öffentliches Verfahren und Schwurgerichte, endlich alsbaldige Ausweisung der Jesuiten aus dem österreichischen Staate. — Anfangs Juli wurden die Grundzüge der neuen Verfassung von Vorarlberg ausgegeben. Darnach sollte jeder selbstständige 19jährige Vorarlberger wahlfähig, jeder mit 24 Jahren wählbar sein. Auf 250 Seelen sollte ein Wahlmann, auf 3000 Seelen ein Deputirter kommen; ferner je ein Abgeordneter auf die drei Städte, so daß sich die Zahl der Repräsentanten auf 35 beliefe. Der Präsident, nach dem Entwurfe aus den Deputirten gewählt, beruft die Stände, die unmittelbar mit dem Ministerium zu Wien, nicht mit dem Gubernium zu Innsbruck verkehren. Ein permanenter Ausschuß

bleibt am Sitz der Stände, welche abwechselnd zu Feldkirch und zu Bregenz tagen. Auffallend war es, daß ein eigener Paragraph abermals nur die Bürger und Bauern für wählbar erklärte, so daß Geistliche, Beamte, Adelige, Gelehrte, Aerzte ꝛc. zwar Wahlmänner, aber nicht Abgeordnete werden durften. Die Ausschließung der Geistlichen gründe sich, so meinte der Verfasser des Entwurfs, auf uraltem Landesbrauch, und eine solche alte Observanz trage die Bürgschaft der Zweckmäßigkeit in sich. Dies hinderte aber die Ausgeschlossenen keineswegs, nachdrücklich gegen die ihnen angethane „Schmach" zu protestiren. Der im September nach Vorarlberg gekommene Ministerialkommissär Dr. Fischer war freudig angesprochen durch das öffentliche Leben und das Verständniß der Zeit, welches ihm da entgegenkam. Nicht minder angenehm wirkte des Kommissars Erscheinung und die Art, wie er sich von ihren Wünschen und Bedürfnissen zu unterrichten suchte, auf die Vorarlberger. Am angenehmsten schien ihnen zu klingen, was er von einer neuen Gemeindeordnung sprach, oder von der Einführung einer Vermögens- und Einkommensteuer. Damit aber der Herr Ministerialkommissär Alles wohl behalte, was er am Ufer des Rhein gehört, gab man ihm eine Denkschrift mit, in welcher wiederholt auf die frühern Wünsche Bezug genommen ward. Diese Schrift läßt jedoch deutlich erkennen, wie sehr die Hoffnungen auf baldige Gründung einer einheitlichen Verfassung für das gesammte Volk deutscher Zunge dazumal auch in Vorarlberg gesunken waren. Die Wiedereroberung der Lombardei hatte die Aussicht auf den alten Markt bei einigen der größeren Fabrikanten neuerdings eröffnet, und dadurch schien ihre deutsche Gesinnung etwas wankend geworden. Dennoch war es nicht schwer, sie von der Trüglichkeit dieser Erwartungen und dem unermeßlichen Vortheil des

Anschlusses an Deutschland zu überzeugen. Abgesehen von allem Andern, meinte man, habe Land- und Alpenwirthschaft von diesem Anschluß Alles zu hoffen. Die einzigen Ausfuhrartikel in dieser Beziehung seien Hornvieh und Käse. Der Handel, der früher mit diesen Gegenständen nach Italien getrieben worden, sei seit längeren Jahren im Abnehmen, und dafür kein Ersatz, als wenn der Vereinszoll (ein Stier 5 Gulden, ein Centner Käse 5 Gulden) wegfalle; denn dann würde man mit diesen Waaren den Schweizern weit den Rang ablaufen. Die Ablösung der Unterthänigkeitsverhältnisse erleichtere den Vorarlbergern nur sehr wenig, weil diese Dinge bei ihnen zum größten Theil schon verschwunden, während zur Zeit noch alle alten Steuern in Uebung und sogar der Tabaksbau nicht einmal freigegeben sei. Nachdrücklich wurde auch für die Hebung der Universität Innsbruck nach deutschen Mustern gesprochen: sie sei ein dringendes Bedürfniß, weil auf diesem Wege allein die tiefen Geistesanlagen des kräftigen und trotzigen Alpenvolks einer segensreichen Entwickelung zugeführt werden könnten. Eine solche Anstalt werde auch Vorarlberg enger mit Tyrol verbinden, und wenn erst das Nachbarvolk seine Provinzialverfassung auf Volksvertretung allein gegründet habe, dann dürfte die Hauptschwierigkeit der Vereinigung beider Nachbarländer gehoben sein. — Zu dem Landtage Tyrols, welcher am 26. October zu Innsbruck eröffnet wurde, sandte Vorarlberg zwei Vertrauensmänner, deren Mission jedoch nur dahin ging, eine beobachtende Stellung einzunehmen, ohne sich bei den Berathungen des Landtages zu betheiligen. Der eine derselben, Dr. Schmidt, verließ aber diese Stadt noch vor dem Schluß des Landtages, die Unterhandlungen, welche man mit ihnen wegen des Beitritts der Vorarlberger pflog, abbrechend, und gab zu seiner Recht-

fertigung eine Erklärung ab, worin er sagte, daß an eine ständische Vereinigung bei der Verschiedenheit der beiden Landestheile nun und nimmermehr zu denken, eine Annäherung aber nur so weit möglich sei, als Tyrol von seiner Sonderstellung zurückkomme, zufolge deren es nicht nur allen übrigen Provinzen und dem verfassunggebenden Reichstage Oesterreichs selbstgewaltig gegenüber trete, sondern sogar in sich selbst entzweit dastehe. Auch habe er einige Anträge zur Aufrechthaltung des Ansehens und der Stärke des Reichstages gestellt. Nachdem aber diese Anträge keine Berücksichtigung gefunden, da man wegen der Anträge der §§. 2 und 3 der deutschen Reichsverfassung das Parlament zu Frankfurt für beseitigt halte, da der Landtag der vier nordtyrolischen Kreise sich zum Richter über den Reichstag erhebe und dessen Wirksamkeit als ungesetzlich erkläre: so halte er es für unvereinbar mit Pflicht und Ueberzeugung, sich bei dem tyrolischen Landtage, wenn auch nur als Gast, weiter zu betheiligen. Diese Erklärung fand in Vorarlberg selbst verschiedene Aufnahme; die Einen traten ihr bei, die Andern — die Minderzahl — fanden sie nicht entsprechend, weil sie den noch wohl zu heilenden Riß unbillig erweitert habe.

So viel von den Vorgängen und Zuständen Vorarlbergs in dem Jahre 1848. Was später geschah, läßt sich sehr kurz zusammenfassen. In Folge des kaiserlichen Patents vom 4. März 1849, welches die österreichische Reichsverfassung brachte, wurde vom Ministerium auch eine Landesverfassung für die gefürstete Grafschaft Tyrol und Vorarlberg entworfen. Nach diesem Entwurf wurde den beiden Städten Bregenz und Feldkirch gestattet, eigene Wahlbezirke zu bilden und je einen Abgeordneten in die Versammlung zu schicken, die übrigen Städte und Landgemeinden wurden in 6 Wahlbezirke getheilt, aus denen eben

so viel Abgeordnete hervorgehen sollten. Um aber für die Nachtheile der allgemeinen Wahlberechtigung, welche Geltung haben sollte, ein Gegengewicht zu finden, stellte man noch eine eigene Klasse von Wählern, die Klasse der Höchstbesteuerten, auf. Vorarlberg sollte zu diesem Behufe 3 Wahlbezirke bilden, und in denselben die Zahl der Höchstbesteuerten dadurch ermittelt werden, daß der Betrag der von ihnen zusammen entrichteten direkten Steuer den dritten Theil der ganzen direkten Steuer des Wahlbezirks erreichen sollte. Daneben sollte, wie in den übrigen tyrolischen Kreisen, so auch in Vorarlberg, eine besondere Versammlung, der Kreistag, die Interessen des Kreisgebiets vertreten und jährlich zweimal zusammenkommen. Die Mitglieder des Kreistags bestanden aus den Landtagsabgeordneten des Kreises und eigenen Kreisvertretern. Die Kreistage der übrigen Kreise Tyrols sollten so viele Kreisvertreter als Landtagsabgeordnete zählen, Vorarlberg aber außer den betreffenden 11 Landtagsabgeordneten noch 6 aus der Klasse der Höchstbesteuerten, 12 aus den Landgemeinden und einen aus der Stadt Bludenz, zusammen also weitere 19 Vertreter senden. Unter den der Wirksamkeit dieser Kreistage zugewiesenen Angelegenheiten befand sich insbesondere die Ausführung der Grundlastenentschädigung. So der Entwurf von 1849, der eben Entwurf geblieben ist. Und jetzt? Mit der durch kaiserliches Handbillet bewirkten Aufhebung der österreichischen Reichsverfassung ist auch der Entwurf einer Landesverfassung für Tyrol und Vorarlberg beseitigt und der Status quo ante 1848 hergestellt. In Bezug aber auf den Anschluß an das Gesammtvaterland mag sich Vorarlberg mit den übrigen deutschen Stämmen trösten: es hat den schönen Traum eines einigen, freien Deutschlands auch mitgeträumt.

Vorarm, bedeutet 1) so viel wie Vorderarm, 2) (in der Pferdekunde) so viel als Schenkel.

Vorarten, s. Vierarten und Ruhren.

Voraus, Umstandswort, bedeutet 1) der Zeit und dem Orte nach voran, doch häufig mit dem Nebenbegriffe einer größeren Entfernung; 2) vor der bestimmten, gehörigen oder gewöhnlichen Zeit; 3) ehe eine Sache wirklich geschieht; 4) ein Vorzug vor etwas Anderm; 5) so viel wie besonders, vornehmlich. Im Rechtswesen heißt es 6) so viel wie praecipuum.

Vorausbestimmung, so viel als Prädestination.

Vorausklagung, im Rechtswesen, die frühere Ausklagung des Hauptschuldners als des Bürgen. Die dem Hauptschuldner das Recht, hierauf zu dringen, gebende Rechtswohlthat ist das beneficium ordinis (beneficium excussionis).

Vorausnahme (anticipatio), im Rechtswesen, so viel wie Anticipation. Sie kommt vorzüglich vor: a) bei dem Beweis, als Anticipation des Beweises, d. i. die Führung des Beweises, ehe sie im Prozesse dem Beweisführer aufgelegt ist. Der Anticipirende tritt dadurch in die Stelle des Beweisführers und verzichtet auf das Recht, den Beweis des Gegentheils, oder das Zwischenerkenntniß, welches diesen dem Gegentheil auflegt zu erwarten. Nur eine Anticipation nach geendigtem ersten Verfahren erzeugt keine Verwirrung, es sei denn, daß die Prozeßart selbst erfordere, daß sogleich mit der Klage der Beweis geführt werde, wie dies im Executionsprozesse der Fall ist. Da beim anticipirten Beweise kein peremtorischer Beweistermin gestellt ist, so kann ersterer bis zur Production geändert, auch nach dem Productionstermine können noch Beweise vorgebracht werden, nur nicht Zeugen nach eröffnetem Zeugenrotul. Wenn der Anticipant gar nichts bewiesen hat, wird mit

Setzung eines peremtorischen Beweistermins auf bessern Beweis erkannt; b) bei Vorauszahlung.

Vorausnahme (Anticipation), in der Musik, das Verfahren, wenn man im zwei- oder mehrstimmigen Satze in der Melodie führenden Stimme auf einem Basse eine Note nachschlagen läßt, die mit der unmittelbar darauf folgenden Harmonie schon in Bezug steht und dahin gehörig ist. Auch versteht man unter Vorausnahme zuweilen das Verfahren, wenn bei harmonischen Fortschritten eine Dissonanz in eine andere aufgelöst wird.

Vorauszahlung (praenumeratio), die Zahlung, welche vor dem festgesetzten Zahlungstermine geschieht. Sie ist an sich nicht unerlaubt. Nur kann, wenn die Zinsen vorausbezahlt sind, der Gläubiger das Capital vor dem Tage nicht zurückfordern, bis zu welchem die Zinszahlung geschah. Da unter Ehegatten diejenigen Schenkungen erlaubt sind, wodurch der Schenkende nicht ärmer, der Schenknehmer nicht reicher wird, und da zu diesen die Vorauszahlung einer Schuld des einen Ehegatten an den andern gerechnet wird, wenn gleich der Erstere das Geld noch längere Zeit hätte nutzen können; so gehört auch dies nicht unter die verbotenen Schenkungen. Manche Vorauszahlung wird sogar, als in den Gesetzen begründet, anerkannt, z. B. die Geschwächte, welche noch vor ihrer Niederkunft gegen den Schwängerer klagt, kann die Entbindungs- und Kindbettkosten nebst wenigstens einmonatlichen Alimenten für das Kind vorausverlangen.

Vorback, so viel wie Brotkuchen, in so fern er gewöhnlich von dem Brote gebacken wird.

Vorband heißt 1) im Wasserbau so viel wie Riemen und Schwankruthe; 2) wird ein breites Band so genannt, welches von Frauenspersonen über das Nest

um den Kopf gebunden und vorn mit einer großen Schleife zugemacht wird.

Vorbank (Blattsetzer), der Werktisch, auf welchem die Nietblätter verfertigt werden.

Vorbauen, 1) ein Gebäude weiter vorwärts rücken, als es früher gestanden hat, oder als es geschehen sollte; 2) ein Gebäude vor etwas aufführen, besonders um dadurch etwas davon abzuhalten; 3) Veranstaltungen treffen, daß etwas nicht geschehe.

Vorbauschen, bei dem Sattler so viel wie Vorderpauschen.

Vorbedacht, die einer Handlung vorhergehende sorgfältige Ueberlegung dessen, was man thun will, und wie man es am besten thun will. Die Fertigkeit hierin heißt Vorbedächtigkeit.

Vorbedeutung nennt man 1) die Anzeichen, woraus man auf die Zukunft schließt, 2) in der Medicin so viel als Prognose.

Vorbehalt, in der Kirchengeschichte der sogenannte geistliche Vorbehalt, Reservatum ecclesiasticum. Man bezeichnete damit die in dem Religionsfrieden von 1555 enthaltene Clausel, nach welchem jedem katholischen Reichsstande der Uebertritt zur protestantischen Confession unverwehrt bleibt, er aber dann der geistlichen Ehrenstellen und Würden verlustig geht. Die Lehre der Jesuiten über den Vorbehalt in Gedanken, die reservatio mentalis, ist hinlänglich bekannt. Sie wurde namentlich bei Ableistung eines Eides in Anwendung gebracht, indem der Schwörende außer den laut gesprochenen Worten sich noch etwas dachte, das für ihn kirchlicher Seits den Eid aufhob und ihn unverbindlich machte.

Vorbeingewächs, so viel wie Ueberbein.

Vorbereitung, in der Musik, das Verfahren, wenn man eine Dissonanz erst dann eintreten läßt, bis sie unmittelbar vorher als Consonanz gehört worden ist.

Im sogenannten strengen Style wird gefordert, daß die vorbereitende Note eben so lang sein muß, als die Dissonanz selbst, und daß Dissonanz und Vorbereitung gebunden erscheinen müssen. Die Vorbereitung ist zum Verständniß der Harmoniefolgen sehr nöthig und bringt Fluß und Zusammenhang in ein Tonstück.

Vorbereitung der Erze, im Hüttenwesen, die Arbeit, bei welcher die Erze durch Rösten, Pochen, Waschen und durch Vermischung mit einem wohlgewählten Zuschlag zum Schmelzen geschickt gemacht werden.

Vorberge, die letzten Berge, die noch diesen Namen verdienen, und in die ein höheres Gebirge ausläuft. Ihre Gipfel heißen Vorköpfe.

Vorbescheid, 1) (Vorbeschied, Vorbescheidung) der Befehl eines Richters oder irgend eines Vorgesetzten, vor demselben zu erscheinen; in Sachsen vorzüglich die Berufung der streitenden Parteien vor den Richter zur Pflegung der Güte, daher Vorbescheidstermin; — 2) so viel als vorbereitender Bescheid, Interlocut.

Vorbeten, 1) in Gegenwart Anderer ein Gebet laut sprechen, damit sie es nachsprechen, oder damit sie dadurch lernen, wie man beten solle; 2) so viel wie irgend etwas vorsagen. Daher auch der Titel eines Vorbeters.

Vorbeugungsmittel, in der Medicin, so viel als prophylaktische Mittel.

Vorbiegig, die Eigenschaft des Pferdes, nach welcher es im Stehen die Knie nach vorne biegt; ob natürlich (bocksbeinig) oder künstlich (beides kann der Fall sein), ist sie stets ein Fehler und ein Merkmal schwacher Schenkel.

Vorbieten (Vorgebieten), Jemand auffordern, daß er vor einem Gerichte erscheine, vorfordern, citiren.

Vorbild, 1) ein Bild, welches von Andern nachgezeichnet oder nachgemalt werden soll; — 2) ein Ge-

genstand, der Andern zur Nachahmung dient; — 3) ein Gegenstand, eine Begebenheit, wodurch die Beschaffenheit eines Gegenstandes oder einer Begebenheit in späterer Zeit angedeutet werden soll, oder womit diese letzteren übereinstimmen; — 4) Einrichtungen und Begebenheiten der vorchristlichen Zeit, durch welche die Schicksale und Thaten des Messias angedeutet worden sein sollen. In dieser letzten Bedeutung auch: vorbildlich.

Vorbinden nennt 1) der Buchbinder: etwas am Anfange eines Buches einbinden; 2) der Jäger: die Leinen der Tücher an Heftel oder Bäume binden.

Vorbinder, Streifen weißen Leinenzeugs, welcher an manchen Orten um Kinn und Mund der Leichen gebunden wird.

Vorbitte, so viel als Fürbitte.

Vorbogen, die vordere Ansicht eines Bogens, wenn sie als Einfassung über die Mauer tritt.

Vorbohren, 1) ein Loch erst mit einem kleineren Bohrer, um es hernach mit einem stärkeren Bohrer zu erweitern; — 2) mit einem Bohrer oder spitzigen Werkzeuge ein Loch machen, in welches ein Nagel, Stift oder dergleichen eingeschlagen wird.

Vorbohrer, 1) Bohrer zum Vorbohren; — 2) der erste Bohrer (Zwickbohrer), womit eine Rakete angebohrt wird, und dessen Löffel so lang wie der ganze Bohrer ist.

Vorbot, eine Citation vor Gericht.

Vorbote, 1) ein Bote, welcher vorläufig etwas verkündigt und welchem später ein Bote mit bestimmter Nachricht folgt; — 2) (Prodromus) der Beginn einer Krankheit, kündet sich meistentheils durch ein allgemeines, unbestimmtes Krankheitsgefühl, bei welchem die Zeichen der sich bildenden Krankheit noch nicht in ihren Eigenschaften hervortreten, an.

Vorbrache nennt man in Mecklenburg Land, welches

mehrere Jahre als Weide benutzt worden ist, wieder umgerissen und ohne Dünger im Herbste mit Roggen oder Weizen besäet wird.

Vorbramleesegel, s. Segel.

Vorbramsegel, s. Segel.

Vorbruch, in der Technologie, 1) die Scheiben und Becken einer Ziehmaschine, zwischen welchen das gegossene Fensterblei zum ersten Male hindurchgezogen wird; — 2) dieser erste Zug selbst; 3) das so weit bearbeitete Fensterblei.

Vorbrust heißt der vordere Theil der Brust an einem ausgeschlachteten Rinde.

Vorbühne, s. Theater.

Vorbündel, in der Wasserbaukunst, ein Stück Holz, womit eine Verpfählung nur einstweilen befestigt wird, bis eine stärkere Befestigung angebracht werden kann.

Vordach, das Dach über dem Theile eines Gebäudes, welches vorspringt, oder weiter als gewöhnlich hervorragt.

Vordamm, eine Abbämmung, durch welche das Wasser von einem Orte abgehalten wird, um daselbst eine Arbeit im Trocknen vornehmen zu können.

Vor das Siegel bringen nennt der Tuchmacher: ein fertiges Stück Waare stempeln lassen.

Vordecken, an einem Deiche frisch aufgeworfene Erde gleich ausbreiten und festschlagen, damit sie die Fluth nicht wegspült.

Vor dem Ort arbeiten heißt bei den Bergleuten: vor einem Stollen oder Querschlag so arbeiten, daß Ganze vor ihnen ist.

Vor dem Winde abhalten, das Schiff in eine Lage bringen, in welcher der Wind es mehr von hinten fassen kann, als es in der früheren Lage möglich war. Dadurch bekommt aber der Gang des Schiffes bisweilen eine andere Richtung als man eigentlich beab-

sichtigt. — Vor dem Winde segeln, den Wind gerade von hinten zu in die Segel bekommen. Obgleich dieser Wind der günstigste zur Fahrt ist, so ist doch das Schiff vor dem Winde schwer zu regieren, weil es alsdann stark giert. Der vortheilhafteste von allen ist der Backstagswind, bei welchem man auch mehrere Segel führen kann. Vor dem Winde hingegen stehlen die Hintersegel den Vordersegeln den Wind.

Vorderarm (Antibracchium s. Cubitus), der Theil des Armes von dem Ellbogen bis zur Hand. Er hat zu seiner Grundlage zwei Knochen, das Ellenbogenbein (Ulna) und die Speiche (Radius), welche mit dem Oberarmbeiu das Ellenbogen-, und mit den Handwurzelknochen das Handgelenk bilden.

Vorderaxe, s. Wagen.

Vorderarmbein (Vorderröhre) so viel als die Speiche- oder Ellenbogenröhre.

Vorderarmbruch, s. Armbruch.

Vorderarmknochen, s. Armknochen.

Vorderarmschlagadern, s. Armarterien.

Vorderarmslänge, so viel als Cubitus. — Vorderarmslang, so viel als cubitalis.

Vorderasien nennt man 1) den vorderen Theil von Asien, vom Indus an und südlich des Kaukasus und Himalaya, also Kleinasien, Armenien, Syrien, Palästina, die syrische Wüste, Persien und Arabien; — 2) besonders Kleinasien, Syrien und Palästina.

Vorderbaum, s. Sattel.

Vorderbauschen, s. Sattel.

Vorderblatt, | 1) der vordere Theil eines gewirkten Strumpfes, an welchen die Zwickel angewirkt werden; — 2) der Theil eines Schuhes oder Stiefels, welcher den Fußrücken bedeckt; — 3) bei Frauenkleidern das Stück Zeug, welches den vordern Theil

desselben unter dem Leibchen bildet; — 4) das Schulterblatt eines vierfüßigen Thieres.

Vorderblech, 1) ein Blech an dem vorderen Theile eines Dinges; 2) s. Eisenblech.

Vorderbock, ein Theil des Schiffes, vorn am Bock, besteht aus dem Balken der Vorpflicht, aus den Stützen auf diesem Balken und aus den Verdeckbalken unter der Back.

Vorderbrust, in der Entomologie, so viel als Prothorax.

Vorderbündchen, der obere Beschlag an den Schalen der Messern und Gabeln.

Vordereisen, s. Pflug.

Vorderer, in der botanischen Terminologie, so viel als Anterior, Anticus. — Vorderfläche, so viel als Facies Antica. — Vorderständig, so viel als Anterior, Anticus.

Vorderfleck, ein Stück neue Sohle, womit der vordere Theil eines Schuhes oder Stiefels ausgebessert wird.

Vorderflügel, in der Entomologie, auch Oberflügel.

Vorderfuß, so viel als Vordertheil des Fußes.

Vordergebäude, das Gebäude, welches die Hauptfronte eines Hauses bildet.

Vordergebirge, der niedere Theil eines Gebirges, oder auch der Theil, wo man die bergmännische Arbeit angefangen hat.

Vordergeschirr nennt der Riemer 1) den Theil eines Pferdesgeschirres, welcher an Hals und Brust befindlich ist; 2) das Geschirr der Vorderpferde; ist fast ganz wie das Geschirr der Hinterpferde, doch fehlen die Aufhalter, die Zugstränge sind bedeutend länger und bei einem Zuge von 6 Pferden gehört der Vorreitsattel dazu.

Vordergestell, s. Pflug.

Vorderglied, 1) in der Logik, so viel als Vordersatz; 2) in der Mathematik, s. Proportion.

Vorderglieder, in der Zoologie, auch Brustglieder, vordere Extremitäten ꝛc., s. Zoologie.

Vordergrund, s. Hintergrund.

Vorderhand, 1) s. Pferd; 2) in der Anatomie, so viel als Handwurzel.

Vorderherd, so viel als Vortiegel.

Vorderhuf, s. Huf.

Vorderkniegallen (Thierarzneikunde) Gallen auswendig am Vordergallen, bestehen aus Ansammlungen schleimiger Feuchtigkeiten in den Sehnenbändern. Sie bewirken selten Lähmung, stören aber sehr das gute Aussehen.

Vorderkopf, s. Kopf.

Vorderlappen, s. Anatomie und Gehirn.

Vorderlauf, im Jagdwesen, so viel als Vorderfuß.

Vorderleder, das Leder eines Stiefels, welches den vordern Theil des Fußes bedeckt unten den Vorderschuh bildet.

Vorderpauschen (Vorderbauschen), s. Sattel.

Vorderpferde, s. Bespannung.

Vorderrad, s. Seiler.

Vorderrand, in der Zoologie, 1) so viel als der vordere Rand am Vorderflügel der Schmetterlinge; — 2) so viel als das stumpfere, meist kürzere Ende der Muschelschalen, welches die Mundgegend umschließt.

Vordersattelholz, an einer Kutsche die beiden Stücken Holz, welche den Fußtritt des Kutschers unterstützen.

Vordersatz, so viel als Obersatz.

Vorderschenkel, 1) bei Menschen so viel als Unterschenkel; — 2) der ganze vordere Pferdefuß vom Huf bis zur Schulter.

Vorderschuh, s. Vorderleder.

Vordersegel, die Segel am Bugspriet und Fockmast.

Vordersitz, der Sitz in dem vordern Theile einer

Kutsche, auf welchen der darin Fahrende sich rücklings setzen muß.

Vorderständer (Vorderstauden) s. Papier.

Vordertheil ist 1) der vordere Theil eines Dinges; 2) an der Drehbank u. dgl. die Seite an der der Arbeiter sitzt; 3) Vordertheil eines Schiffes, der Theil, welcher beim Segeln vorangeht.

Vordertreffen, im Kriegswesen, so viel als erstes Treffen.

Vorderviertel, Viertel eines geschlachteten Thieres, zu welchem die halbe Brust und ein Vorderfuß gehören.

Vorderwage, nennt man an Fuhrwerken, welche mit mehr als zwei Pferden bespannt sind, die Sprengwage, an welche die Vorderpferde gespannt sind. Bei vier Pferden hängt sie mit einem eisernen Ringe an dem vorderen Ende der Deichsel; bei mehr als vier Pferden wird sie an eine eiserne Kette oder an ein starkes Seil gehängt, welches an der Deichsel befestigt ist.

Vorderwand heißt 1) bei Gebäuden die Wand, welche die Hauptseite und Fronte bildet; 2) bei verschiedenen Handwerkern die Wand des Herdes, vor welcher gewöhnlich der Arbeiter steht.

Vorderzähne, s. Zähne.

Vorderzange, 1) so viel als Backenhaken; 2) s. Hobelbank.

Vordruck, so viel als Jungfernmost, s. Wein.

Voreilig, botanische Terminologie, so viel als Praeproperus.

Voreisen, 1) im Hüttenwesen, so viel als Gichtplatte; — 2) ein am Boden des Berghundes befestigtes eisernes Blech, das unten einen Haken hat, um ein Seil daran zu hängen, an welchem der Hund gezogen wird; — 3) s. Pflug.

Vorenthaltung nennt man 1) die Zurückbehaltung

einer Sache, die man einem Andern zu geben schuldig ist; — 2) die unrechtmäßige und vorsätzliche Zurückbehaltung einer zufällig in Besitz bekommenen Sache. Sie wird nach den Grundsätzen der Unterschlagung und Veruntreuung beurtheilt.

Vorentwurf, so viel als Skizze.

Vorerbe, 1) das Jemand zum Voraus bestimmte Erbtheil; 2) der, welcher ein solches Erbe bekommt.

Vorerinnerung wird eine Art Vorrede genannt, in welcher der Verfasser eines Buches oder einer Abhandlung dem Leser eine kurze Nachricht giebt.

Vorernte ist 1) der Anfang der Ernte, die ersten Tage derselben; — 2) das, was in dieser Zeit geerntet wird; — 3) was vor der eigentlichen oder Getreideernte geerntet wird, z. B. Winterraps, Winterrübsamen und Heu.

Voreselshaupt, das Eselshaupt am Fockmast.

Voressen, ein Essen oder Gericht, welches vor dem Hauptgerichte, oder unmittelbar nach der Suppe und den pikanten Sachen aufgetragen wird. Es dient dazu meist gekochtes oder gedämpftes Fleisch mit Gemüse oder einer gewürzhaften Sauce.

Vorfahren, s. Nachkommen.

Vorfall nennt man 1) eine unvermuthete Begebenheit; — 2) an Taschen- und Stutzuhren einen stählernen Theil, welcher in die Schneckenschnauze greift und dadurch bewirkt, daß die Schnecke beim Aufziehen nicht etwa zu weit herumgedreht und die Kette oder die Feder zersprengt wird. Wird die über den Vorfall weggehende Kette auf den obersten Gang der Schnecke gewunden, so drückt sie dieselbe gegen die Schneckenschnauze. Wenn beim Gehen der Uhr die Kette sich von der Schnecke abwindet, so wird der Vorfall frei, da er beweglich in dem Vorfallklöbchen steckt und von der Vorfallfeder etwas gehoben wird. 3) Ein sichtbarer Austritt irgend eines

Eingeweides aus seiner Höhle und normalen Lage, so daß es aber von den äußern Hautdecken nicht mehr bedeckt ist, wodurch er sich von dem Bruch (hernia) unterscheidet, indem dieser nicht nur von den Hautbecken, sondern auch gewöhnlich von einem besondern Sacke (Bruchsacke) umgeben ist. Die Ursachen des Vorfalls sind verschieden; z. B. Trennung oder Nachgeben der Befestigungsmittel, z. B. der Muskeln, Häute des vorgefallenen Theils, in Folge äußerer oder innerer Veranlassungen. Die Folgen sind nach Verschiedenheit des vorgefallenen Theils verschieden.

Vorfall der Gebärmutter (prolapsus uteri) diejenige Lageveränderung der Gebärmutter, wobei diese mehr oder weniger tief in die Scheide herunter steigt oder außerhalb der Mündung derselben sich befindet. Die Gebärmutter ist dabei entweder zugleich auch umgestülpt oder nicht umgestülpt. a) Gebärmutter-Vorfall ohne Umstülpung. Bei diesem hat sich die Gebärmutter einfach nach unten gesenkt. Man nennt ihn auch einen unvollkommenen Gebärmutter-Vorfall, wenn die Gebärmutter noch innerhalb der Scheide befindlich oder nur bis zwischen die äußern Geschlechtstheile getreten ist; einen vollkommenen aber, wenn die Gebärmutter ganz vor den äußern Geschlechtstheilen liegt. Dabei wird die Scheide nachgezogen, umgestülpt und überzieht bei dem vollkommenen Vorfall die ganze Gebärmutter. Diese ist Anfangs unempfindlich, und wird dies in den meisten Fällen später noch mehr, in andern wird sie durch den Zutritt der Luft, durch Reibung beim Gehen in einen gereizten Zustande, auch wohl in Entzündung versetzt, die unter Hinzutritt begünstigender Umstände in Vereiterung und Brand übergehen kann. Die Zufälle, von welchen der Gebärmutter-Vorfall im Allgemeinen und namentlich auch bei seinem Entstehen begleitet ist, sind: anhaltende Schmerzen im

Kreuze, in den Weichen, die sich nach dem Schoße und bis in die Schenkel ziehen, Pressen, Gefühl von Vollheit in der Scheide, öfterer fruchtloser Drang zum Stuhle und zum Harnlassen, das oft beschwerlich ist. Bei Vorfall der Gebärmutter bis zwischen die äußeren Geschlechtstheile ist jede Bewegung gehindert und jede Anstrengung unmöglich. Diese Zufälle treten immer des Morgens einige Zeit nach dem Aufstehen ein, vermehren sich im Stehen und bei Anstrengungen, und verringern sich, wenn die Kranke sich legt. Gewöhnlich ist dabei der Stuhlgang träge, die Menstruation verstärkt, außer derselben reichlicher weißer Abgang zugegen, und nicht selten treten auch Mutterblutflüsse ein. Bei den vollkommenen Vorfällen sind diese krankhaften Beschwerden in erhöhtem Grade, oft auch Erbrechen, Ohnmachten, Fieber zugegen.

b) Beim Gebärmutter-Vorfall mit Umstülpung ist der Grund der Gebärmutter in ihre Höhle herabgesunken (Muttereinschiebung) und bis an oder durch den Muttermund getreten. Er heißt unvollkommen, wenn die Umstülpung nicht vollständig ist und die Gebärmutter sich noch innerhalb der Mutterscheide befindet; vollkommen, wenn die umgestülpte Gebärmutter durch den Muttermund getreten ist und vor den äußern Geschlechtstheilen liegt. Die dabei erscheinenden krampfhaften Zufälle sind dieselben, wie bei dem einfachen Gebärmutter-Vorfall. An der Gebärmutter bilden sich Auswüchse und Geschwüre, und nicht selten wird dieselbe vom Brand ergriffen. Von der bloß vorgefallenen Gebärmutter unterscheidet sich die umgestülpte durch ihre rundliche Form und den Mangel einer Oeffnung, während erstere eine birnförmige Gestalt und an ihrem schmalen, nach unten gerichteten Ende eine längliche Oeffnung, den Muttermund, hat. Von der Existenz eines vollkommenen Vorfalls kann man sich durch das Gesicht

überzeugen, von der eines unvollkommenen durch den in die Scheide eingebrachten Finger. Die Anlage zum Vorfall der Gebärmnttter wird durch ein zu weites oder zu sehr geneigtes Becken und durch Schlaffheit ihrer natürlichen Befestigungsmittel erzeugt, die die Folge häufiger Wochenbetten, übereilter Geburten, anhaltend weißen Flusses, Mutterblutflüssen, anderer schwächender Krankheiten ꝛc. sein kann. Gelegenheitsursachen sind: schnelle, übereilte, auf schlechten Geburtsstühlen in aufrechter Stellung abgewartete Geburten, zu heftiges Pressen der Kreisenden, zumal bei dem Austritte der Frucht, zu frühes Verlassen des Wochenbettes, starke Anstrengungen, Heben, Tragen von Lasten, besonders bald nach dem Wochenbette, heftige Erschütterungen des Körpers, ein senkrechter Fall oder Sprung auf die Füße, heftiger Schreck und andere Gemüthsbewegungen, Beischlaf während des Wochenflusses, starkes Pressen bei dem Stuhle ꝛc. Der Vorfall mit Umstülpung entsteht entweder allmälig, unter Einwirkung der bereits genannten Ursachen, durch polypöse Bildungen am Grunde der Gebärmutter, durch geringe, bei einer Geburt entstandene und sich nachher vergrößernde Einbiegung der Gebärmutter, oder plötzlich bei stürmisch verlaufenden Geburten, durch übereiltes, gewaltsames Wegnehmen des Mutterkuchens, durch einen zu kurzen Nabelstrang, durch Zerren an demselben ꝛc. Man sieht also, daß verheirathete und arme Frauen den Vorfällen der Gebärmutter am meisten ausgesetzt sind. Die plötzlich entstehende vollkommene Umstülpung der Gebärmutter kann sehr heftige Zufälle und einen baldigen Tod zur Folge haben. — Unvollkommene Muttervorfälle werden leicht zurückgebracht und ziehen sich oft in der Rückenlage von selbst zurück, die, wenn sie einige Zeit fortgesetzt wird, in leichten Fällen nicht selten zur Heilung hin-

reicht. Dagegen ist bei dem vollkommenen Vorfall die Zurückbringung manchmal sehr schwer, besonders bei fetten Frauenzimmern und wenn die Gebärmutter angeschwollen und entzündet ist, und macht die vorherige Anwendung von Blutentziehungen, warmer Bäder, Dampfbäder, erweichender Umschläge, kühlender Mittel nothwendig. Sie geschieht in der Rückenlage, nach vorheriger Entleerung des Mastdarms und der Blase. Nach derselben beobachtet die Kranke noch mehrere Wochen die Rückenlage, unterläßt alles Drängen und Pressen bei der Stuhlentleerung, und gebraucht örtliche und allgemein stärkende Mittel, Einreibungen von flüchtiger Campherfalbe (Linimentum volatile camphoratum), Opodeldoc ꝛc. in den Unterleib, kalte Einspritzungen (ausgenommen während des Wochen- und Menstrualflusses) von Eichenrinde-, Galläpfel-Abkochung ꝛc., Zusatz von Rothwein oder etwas Alaun, stärkende Bäder, namentlich Lohbäder, Salzbäder, später Stahlbäder, kalte Fluß- und Seebäder. Innerlich können dabei nach Umständen bittere und Eisenmittel genommen werden. Hat die Kranke das Bett verlassen, so muß sie in jedem Falle einige Zeit, und wenn sie sich, vermöge ihrer Lebensweise körperlicher Anstrengungen nicht entziehen kann, oder der Vorfall ein vollkommener war oder schon lange bestanden hatte, längere Zeit, vielleicht auch immer, einen mit bittern, zusammenziehenden Kräuteraufgüssen, Abkochungen von Buchen- oder Eichenrinde getränkten, länglich geschnittenen Schwamm in der Scheide tragen, der in derselben durch eine zwischen den Schenkeln durchlaufende Binde festgehalten wird, welche an einer zweiten, um die Hüften laufenden Binde befestigt wird, die sogenannte T-Binde. Zweckmäßiger noch als die Schwämme sind in bedeutenden Fällen leinene, den Flinten-Patronen ähnliche, mit Eichenrindenpul-

ver gefüllte und mit Rothwein getränkte, nach der Länge und Weite der Scheide verschieden dicke und große Cylinder, die man, so wie das Uebel sich bessert, immer etwas dünner macht. Weiber, welche schwere Arbeiten verrichten, müssen meistentheils einen Mutterkranz tragen. Die besten Mutterkränze sind die eiförmigen aus elastischem Gummi, aus Holz oder Kork, mit einer Oeffnung in der Mitte und mit Wachs überzogen. (Der aus Holz oder Kork geschnitzte Mutterkranz wird in Wachs gekocht und dann mittelst einer durch einen Faden an ihm befestigten bleiernen Kugel wiederholt in einer, aus 9 Theilen Wachs und einem Theile gestoßenen Gips bestehenden, zusammengeschmolzenen und gut gemengten Masse mehrmals untergetaucht, nach dem Erkalten von dem auswendig und in der Oeffnung sitzenden Wachse befreit, und mit einem Stahle geglättet. Ein guter Mutterkranz darf keine scharfen Ecken oder Kanten haben, und weder den Mastdarm noch die Harnblase drücken.) — Weiber, welche an einem Vorfall leiden, müssen jede etwas stärkere Erschütterung oder Anstrengung des Körpers vermeiden, anstrengende Fußpromenaden, Tanzen, Reiten, aber auch manche anscheinend unbedeutende, jedoch ruckartige Erschütterungen, z. B. Aufziehen eines etwas schweren oder verklemmten Schubfaches, heftiges Herabsteigen der Treppen, aus dem Wagen ꝛc. Sie dürfen nur leicht verdauliche, nicht blähende oder stopfende Speisen genießen, den Stuhlgang nicht verhalten, bei demselben nicht pressen, und müssen, wenn Stuhlverstopfung eintritt, bald durch ein Klystier (am besten von kaltem Wasser) nachhelfen. Bei eintretender Schwangerschaft wird der Mutterkranz im dritten oder vierten Monat weggenommen, so viel als möglich Ruhe beobachtet und der Unterleib durch eine zweckmäßige Bauchbinde unterstützt. Bei der Geburt darf die Kreisende nicht pressen und

die Nachgeburt nicht eher, als bis sie vollkommen in der Mutterscheide liegt, weggenommen werden.

Vorfall des Gehirns (Prolapsus cerebri), in der Chirurgie, ereignet sich nicht selten nach Verletzungen des Schädels, wenn die zertrümmerten Knochen mit einer weitern Lücke auseinander klaffen, und die Hirnhäute zerrissen oder von scharfen Waffen getrennt sind. Wo diese noch das hervorsinkende Gehirn bedecken, ist der Zustand kein eigentlicher Vorfall desselben. Auch aus engen Spalten und nach vollbrachter Trepanation aus der kreisrunden und nicht geräumigen Oeffnung drängt sich bisweilen des Gehirn heraus und bildet, über die Ränder hingelagert, einen mehr oder weniger erhabenen Hügel, der sich in den meisten Fällen mit den Athemzügen hebt und senkt und die Bewegungen des Pulsschlages erkennen läßt. Selbst aus Stichwunden kann eine geringe Menge von Hirnsubstanz austreten, und Troschel hat bei dem Versuche, eine Gehirnhöhlenwassersucht anzuzapfen, zunächst aus der Röhre des Troikarts die Rindensubstanz so groß wie eine Haselnuß ohne Schaden hervorkommen sehen. Im Allgemeinen sind die Kopfverletzungen, bei denen ein Vorfall des Hirns vorkommt, immer sehr gefährlich, und die Entzündung, welche in dem edlen Organe durch die Wunde geweckt wird, steigert sich unter dem Einflusse, den die Berührung der Luft ausübt. Man überzeugt sich zuerst, ob nicht an dem vorliegenden Theile des Gehirns Knochensplitter oder freemde Körper haften, entfernt diese sorgfältig und sucht dann den Vorfall sanft zurückzuführen. Für diesen Zweck ist es öfters nöthig, die Knochenspalte mit Hülfe des Bohrers oder der Säge zu erweitern. Kleine Vorfälle ziehen sich meist von selbst zurück, wenn das Leben fortdauert, und die Entzündung gemäßigt wird. Immer muß der Wundarzt den Zutritt der Luft von dem nackten

Gehirne durch einen milden und nicht schweren Verband, Charpie, mit Rosensalbe bestrichen, ein in Oel getränktes Läppchen u. dgl. abwehren. Hat der Vorfall schon mehrere Tage bestanden, und ist zumal das vorliegende Stück gequetscht, so wird es, im Falle der Kranke leben bleibt, manchmal brandig und löst sich los. Solche Verluste werden von manchen Kranken ertragen, und der Arzt sieht mit Erstaunen ansehnliche Stücke des Hirns bei Kopfverletzungen ohne bleibenden Nachtheil verloren gehen. Die Ablösung eines brandigen Hirntheiles kann man begünstigen, indem man ihn mit balsamischen Mitteln bedeckt, auch wohl von Zeit zu Zeit vorsichtige Bewegungen damit vor nimmt.

Vorfall des Glaskörpers (Prolapsus corporis vitrei), in der Ophthalmologie. Nach bedeutenden Verwundungen der Sklerotika oder der Hornhaut fällt zuweilen ein Theil des Glaskörpers vor; dies geschieht um so leichter, je mehr das Ange gereizt und entzündet ist. Man bemerkt in der Wunde eine Galle, durchsichtige, gallertartige Masse, welche nach und nach trübe, dem geronnenen Eiweiß ähnlich wird und sich in einzelnen Flocken absondert. — Die Prognose dieser Krankheitsform ist nicht günstig, wenn der Verlust des Glaskörpers weniger als ein Drittheil der Gesammtmasse beträgt; in diesem Falle kann das Sehvermögen noch erhalten werden. Geht aber mehr verloren, so erblindet der Kranke und das Auge wird atrophisch. — Die Behandlung muß streng antiphlogistisch sein. Man gebe dem Kranken eine horizontale Rückenlage, verklebe das gesunde Auge und suche durch Blutentziehungen, kühlende Arzneien, kalte Umschläge u. s. w. einer drohenden Entzündung vorzubeugen oder eine bereits vorhandene zu beseitigen. Alle Repositionsversuche sind verwerflich. Der vorgefallene Theil des Glaskörpers stirbt in der Wunde

ab und wird, wenn die Entzündung gehoben ist, abgesondert; hierauf erfolgt gewöhnlich die Schließung der Wunde von selbst. Verzögert sich die Abstoßung des vorliegenden Theiles zu sehr, so kann man sie, sobald jede Spur von Entzündung geschwunden ist, durch tägliche Bepinselung des vorgefallenen Glaskörpers mit Opiumtinktur befördern. Ist eine bedeutende Quantität vom Glaskörper verloren gegangen, so wird die Wölbung des Auges etwas gemindert und der Kranke weitsichtig, weil die Lichtstrahlen nicht mehr so stark gebrochen werden, als früher. Er muß sich daher, um in der Nähe deutlich zu sehen, einer Convexbrille bedienen.

Vorfall der Harnblase (prolapsus vesicae), 1) so viel wie Umstülpung der Harnblase; 2) der erworbene Vorfall der Harnblase (prolapsus vesicae acquisitus), kommt selten und nur bei Frauenzimmern vor. Er zeigt sich entweder als eine weiche, runde, membranöse, die Harnröhre verstopfende und Harnverhaltung veranlassende Geschwulst, und zwar als Folge des Vorfalls der Blasenhäute durch die weite weibliche Harnröhre, besonders in Folge von Entbindungen, und außerdem in jedem Lebensalter bei großer Schlaffheit dieser Theile; oder der Vorfall zeigt sich als ein dünnes, durchsichtiges, mit Harn angefülltes, ebenfalls Harnverhaltung veranlassendes Bläschen, entstanden durch Anhäufung des Harns zwischen den Blasenhäuten an derjenigen Stelle, wo der Harnleiter in die Blase sich senkt, so wie deshalb durch Hervordrängen der innern Blasenhäute durch die Harnröhre. Manchmal ist eine durch Umkehrung der innern Membran des Blasenhalses und der Harnröhre veranlaßte, längliche, runzliche Geschwulst, mit großen Beschwerden beim Harnlassen, da. Alle diese Geschwülste treten mehr oder weniger fühlbar, oft aber auch so stark hervor, daß sie äußerlich zwi-

schen den Schamlefzen erscheinen. Die Zufälle des Drucks, der Schmerzen sind nicht so stark wie beim Vorfall der Gebärmutter, nehmen indessen bei voller Blase zu, bei leerer ab; dabei ist stets Blennorrhöe der Harnröhre vorhanden. Eigenthümlich ist diesem Vorfall Schmerz am Nabel mit zusammenschnürendem Gefühle. Die Behandlung besteht in Reposition wie beim Scheidenvorfall und Verhütung eines neuen Vorfalls durch ein in die Harnröhre gebrachtes Bougie. Auch hat man besonders geformte Mutterkränze dagegen empfohlen und angewendet. Oertliche und allgemeine Stärkungsmittel haben sich auch hier nützlich bewährt.

Vorfall der harten Hirnhaut (prolapsus durae matris), bei Kopfwassersucht das Hervortreten der durch Wasser ausgedehnten harten Hirnhaut durch die erweiterten und von einander gewichenen Fontanelle und Nähte.

Vorfall des Herzens, s. Herzbruch.

Vorfall der Krystalllinse (prolapsus lentis crystallinae). Die Krystallinse ist durch die zerrissene Kapsel und durch die Pupille in die vordere Augenkammer getreten. Symptome sind: ziemlich bedeutender Schmerz im Auge, Lichtscheu; der Pupillenrand der Iris ist durch den Rand der Linse nach außen gedrängt, nach und nach wird die Linse verdunkelt; das Gesicht ist Anfangs getrübt, später ganz aufgehoben. Ursachen sind: heftige Erschütterungen des Kopfes, auch Schläge, Fallen, Niesen, Erbrechen, Husten; zuweilen sind die Ursachen ganz unbekannt, so daß man einen freiwilligen Vorfall annehmen muß. Die Behandlung besteht in Extraction der Krystalllinse, ganz wie bei der Staaroperation.

Vorfall der Luftröhre, so viel wie Bronchokele.

Vorfall der Lungen (prolapsus pulmonum), bei

penetrirenden Brustwunden, wenn die Lungen durch die Wunden sich vordrängen.

Vorfall des Mastdarms (Vorfall des Afters, prolapsus ani, prolapsus intestini recti). Man unterscheidet a) den Vorfall des Mastdarms mit seinen Häuten; die Zeichen dieses höchst beschwerlichen und unangenehmen Leidens sind nach Dauer und Grad des Uebels verschieden; ist der Vorfall neu, so sieht das Vorgefallene blutroth aus, doch ist der Mastdarm nicht sehr schmerzhaft, auch nicht sehr empfindlich gegen die Luft. Ist der Vorfall aber schon alt und groß, so ist der Schmerz oft bedeutend, es können selbst Blutungen und Mastdarmentzündung durch Zusammenschnüren des Schließmuskels erfolgen. Das Uebel wird dann leicht habituell und zieht Desorganisation, Collositäten, Verdickung und Verschwärung, selbst Brand nach sich. Das Sitzen, Gehen und die Leibesöffnung macht viele Schmerzen, es kommen leicht Verdauungsleiden, Abzehrung dazu. Von Hämorrhoidalknoten ist das Uebel leicht zu unterscheiden, eben so auch von Intussusception eines Theils des Kolon durch die mindere Länge, denn Einschiebungen dieses Darmtheils sind oft 1 Fuß lang, der Vorfall des Mastdarms kaum 3 Zoll, auch hängt letzterer genau mit dem Sphincter zusammen. Das Kindes- und Greisenalter prädisponirt wegen Zartheit, Schwäche und Schlaffheit der Muskelfasern am meisten zu dem Uebel. Gelegenheitsursachen sind: harter, seltener, mit Drängen verbundener Stuhlgang, Mißbrauch auflösender, erschlaffender Klystiere, Mißbrauch drastischer Purganzen, der Stuhlzäpfchen, lang anhaltende Diarrhöen, zumal bei Kindern zur Zeit des Zahnens, Ruhren, Tenesmus des Afters, Desorganisation des Mastdarms, Scheidenvorfall, Blasensteine, starkes Schreien, Husten, Blasen von Instrumenten, Aufheben schwerer Lasten, schwere Ge-

burtsarbeit, Schreck, wodurch Lähmung des Sphincter entstehen kann. Die nächste Ursache des Vorfalls des Mastdarms ist eine durch Erschlaffung des Mastdarms und seiner Muskeln herbeigeführte Umstülpung (Inversion) der Mastdarmhäute und Hervortreten derselben durch den Sphincter. Bei frisch entstandenem kleinen Vorfalle, wo das Darmstück frisch und gesund, weder geschwollen noch entzündet ist, bringt man vorsichtig den Vorfall zurück, sucht durch größte Ruhe, durch leichte Leibesöffnung, durch Anwendung von zusammenziehenden Mitteln, der Wiederkehr des Zufalls vorzubeugen. Für die Art der Zurückbringung giebt es mehrere Methoden, so wie auch eine nicht geringe Zahl von Mitteln empfohlen sind, um einen neuen Vorfall zu verhüten. Bei einem entzündeten, sehr angeschwollenen, durch den Sphincter krampfhaft eingeklemmten Vorfall ist zuerst oft ein Aderlaß nothwendig, um die Theile zu erschlaffen, und dann wendet man noch andere, hier passende Mittel an. Bei habituellem Vorfall, wo das Uebel chronisch ist und oft wiederkehrt, bringt der Kranke den Vorfall in der Regel selbst zurück. Zur Radicalkur dienen Entfernung aller etwaigen Gelegenheitsursachen, Stärkung des schlaffen Mastdarms durch geeignete Mittel; mißlingt die Kur auf diese Weise, so bringe man den Vorfall zurück und suche den Mastdarm mittelst einem an einer T-Binde befestigten Stück Waschschwamm, oder durch einen Tampon, oder durch besondere Vorrichtungen zurückzuhalten. Dies wirkt jedoch nur palliativ, und es haben andere Wundärzte zur radikalen Beseitigung des Vorfalls empfohlen, das vorgefallene Mastdarmstück an seiner Grundfläche abzuschneiden. Die beste Methode, den Vorfall des Mastdarms radical zu heilen, ist die von Dupuytren, nach welcher man, wenn der Vorfall zurückgebracht ist, mit einer Pincette eine

größere oder geringere Zahl der strahligen Falten des Sphincter ani in die Höhe hebt und diese mit einer Scheere abschneidet, und die etwa eintretenden Zufälle, heftige Schmerzen, Blutung, gehörig beseitigt. Die Wiederkehr des Vorfalls wird durch die sich bildende Narbe und dadurch bedingte Verengerung der Aftermündung und Zusammenziehung des Schließmuskels verhütet. Diese Methode ist in jedem Alter und in allen Fällen, wo die Oeffnung des Afters nicht durch Verhärtung krankhaft verändert ist, anwendbar. Ist der Vorfall sehr veraltet und degenirt, so ist das vorgefallene Stück nach den Regeln der Chirurgie wegzunehmen und die Wunde zu behandeln.

b) Vorfall der Schleimhaut des Mastdarms allein (prolapsus membranae mucosae recti). Anfangs zeigt sich nur eine kleine Hautfalte, die meist nur beim Stuhlgang sichtbar ist, wenig Beschwerden und Schmerz macht, gewöhnlich von selbst wieder zurückgeht, doch bei Vernachlässigung sich dergestalt vergrößert, daß sie bedeutend aus dem After tritt und als Geschwulst erscheint, die durch ihre Dicke und ihr Gewicht die nahe gelegenen Theile drückt und reizt, beim Stuhlgang große Beschwerden macht, durch Reposition jedoch für den Augenblick sich beseitigen läßt. Mit der Zeit wird die weiche zarte Schleimhaut durch den Reiz der Luft und die Reibung der Kleidungsstücke in Entzündung und Verschwärung versetzt, schwammig, verhärtet, so daß sie die Gestalt eines Ringes erhält, Blut und stinkende Gauche absondert, die Reposition unmöglich macht, die Gesundheit zerrüttet, die Verdauung stört und endlich durch Zehrfieber den Tod herbeiführen kann. Als Ursache dieses Vorfalls wird jede anhaltende dauernde Reizung und Blutcongestion nach dem Mastdarme betrachtet. Das Uebel ist dasselbe, was Hämorrhoi-

dalgeschwulst ist, nur mit dem Unterschiede, daß das Uebel mehr chronisch ist. Bei frischem Vorfall wird durch Anwendung zusammenziehender Mittel und durch gehörige Regelung der Hämorrhoiden oft baldige Heilung herbeigeführt. Ist jedoch das Uebel veraltet, habituell, die Schleimhaut degenerirt, so muß eine adhäsive Entzündung herbeigeführt werden, früher wendete man in dieser Absicht das Glüheisen, später die Ligatur des vorgefallenen Stücks an, doch ist auch hier das Dupuytren'sche Verfahren diesen beiden vorzuziehen.

c) Vorfall eines eingeschobenen oberen Darmstücks durch die Aftermündung (prolapsus vel invaginatio intestinorum), ist ein seltener, plötzlich entstehender Fall; der untere Theil des Grimm-, Blind- und selbst des Leerdarms ragt hier auf mehrere Zoll, ja ½—1 Elle lang aus dem After hervor. Kolik, Erbrechen, Stuhlzwang, Stuhlverstopfung und alle Zufälle eines eingeklemmten Bruches sind die gewöhnlichen Zufälle. Als Ursachen dieses Vorfalls werden genannt: Darmkrämpfe in Folge partieller Entzündung, große Anhäufung von Darmkoth, verschluckte fremde Körper, Verengerung der Gedärme, drastische Purganzen; doch setzt das Eintreten dieses Vorfalls eine große Schlaffheit der Aftermündung voraus. Die Behandlung besteht in schleuniger Reposition des vorgefallenen Darmstücks, Verhütung eines neuen Vorfalls durch die oben erwähnten Mittel und passender Beseitigung der etwaigen Ursachen.

Vorfall der Mutterscheide (prolapsus vaginae). Anfangs ist er eine ringförmige, zwischen den kleinen Schamlefzen liegende, sich im Liegen etwas zurückziehende, rothe, faltige Geschwulst, oft von der Größe eines Hühnereies, herrührend bald von der erschlafften, verlängerten, in Falten gelegten Scheidenschleim-

haut, bald von demselben Zustande aller Häute der Scheide. Die Geschwulst hat an ihrem unteren Ende keine Oeffnung, man kann neben ihr mit dem Finger in den Scheidenkanal dringen, und am häufigsten liegt sie nur in der Scheide (unvollkommener Vorfall der Mutterscheide), seltener sieht man sie zwischen und außerhalb der Geschlechtstheile (vollkommener Vorfall der Mutterscheide). Sind alle Häute der Scheide vorgefallen, so ist gleichzeitig Vorfall der Gebärmutter da. Zufälle dabei sind: Beschwerden bei dem Gehen, Stehen, beim Coitus, Schmerz im Kreuz, Druck in der Schamgegend, Gefühl von Vollheit und Herausdrängen in der Scheide, Stuhlzwang, Harnbeschwerden, Leukorrhöe. Bei veralteten Vorfällen wird die Haut desselben dick, verhärtet, entzündet sich; doch sind alle Zufälle gelinder, als beim Vorfall der Gebärmutter. Ursachen: Prädisposition giebt Schlaffheit der Schleimhaut oder aller Häute der Scheide und des dieselbe umgebenden Zellgewebes, in Folge von Leukorrhöe, häufigen Wochenbetten, Coitus, Onanie, Einrissen des Dammes. Gelegenheitsursachen sind: Aufheben und Tragen schwerer Lasten, unvorsichtiges Springen, Tanzen mit ausgespreizten Schenkeln, habituelle Stuhlverstopfung. Mißbrauch warmer Bäder, schwere Entbindungen auf schlechten Geburtsstühlen oder im Stehen, Druck durch große Blasensteine, Bauchwassersucht u. s. w. Die Behandlung besteht in Beseitigung der noch einwirkenden Ursachen, in Reposition des Vorfalls und nach dieser in Einbringung eines mit abstringirenden Substanzen getränkten Schwammes, dabei einige Tage ruhige Rückenlage, ganz wie beim Vorfall der Gebärmutter. Ist der Vorfall degenerirt und nicht mehr zurückzubringen, so muß er entweder mit dem Messer oder durch Aetzmittel entfernt werden.

Vorfall des Nabels (Exomphalus, Omphalo-

phyma, Exumbilicatio), in der Chirurgie, jede widernatürliche Hervorragung des Nabels, welche keine Hernie ist, d. h. welche kein durch die Nabelöffnung hervorgetretenes Eingeweide einschließt. Es bleibt immer eine unpassende Benennung, da kein Vorfall im eigentlichen Sinne vorhanden ist; sie ist in dieser Beziehung mit der Hernia sacci lacrymalis und mit den falschen Skrotalbrüchen (Varicocele, Hydrocele) in eine Kategorie zu stellen. Die hierher gehörenden Geschwülste des Nabels möchten sich unter folgende Arten bringen lassen:

1) Omphalophyma s. Liporomphalus, Fettnabel. Es lassen sich hier zwei Verhältnisse nachweisen; entweder ist die Hautfalte, welche die Nabelgrube umschließt, und das Zellgewebe des Nabels durch wahre Hypertrophie vergrößert, oder es hat sich in ihr ein einfaches, nicht eingebalgtes Lipom ausgebildet. Der hypertrophische Nabel ist meist angeboren, bildet sich aber auch nicht selten erst im Kindesalter, besonders bei scrophulösen Individuen, unter öfters wiederkehrender intertrigo, oder nach einem chronischen Eczema aus. Man hat diesen Zustand auch Poromphalus, Nabelverhärtung, genannt. Wahre Balggeschwülste (Cystosteatome) kommen höchst selten am Nabel vor. — Die Behandlung besteht bei der hypertrophischen Nabelgeschwulst, wenn sie mit Induration, Prurigo, Intertrigo oder einem Eczema verbunden ist, in strenger Reinlichkeit, Vermeidung grober Leibwäsche und der Anwendung von austrocknenden und umstimmenden Mitteln. Lipome und Balggeschwülste müssen, wenn sie lästig sind, mit dem Messer fortgenommen werden.

2) Sarcomphalus, sarkomatöser Nabelvorfall. Er wird besonders bei Säuglingen beobachtet, bei denen sich das Abfallen des Nabelschnurrestes verzögert hat, oder bei denen die Nabelschnur

während der Geburt abriß. Es entsteht bei Vernachlässigung und Unreinlichkeit ein fungöses, leicht blutendes und unreines Geschwür, und trifft vorzugsweise atrophische und kachektische Kinder, bei denen es durch Brand oder Verblutung zuweilen tödtlich wird. Dieser Zustand erfordert Styptika und Aetzmittel.

3) Cirsomphalus. Er wird zuweilen bei sehr vollblütigen Frauenzimmern, die oft geboren haben, beobachtet, und besteht in Varikosität der hier liegenden Hautvenen.

4) Haematomphalus, Blutnabel. Das Zellgewebe des Nabels ist mit Blut infiltrirt. Aeußere Gewaltthätigkeiten, Verletzungen und anomale Menstruation sollen ihn mitunter hervorrufen.

5) Pneumatomphalus, Emphysem des Nabels. Es kommt mit dem universellen Emphysem zugleich vor, zumal wenn dies von einer Verletzung des Darmkanals oder einer idiopathischen, widernatürlichen Gasentwickelung in dem peripherischen Zellgewebe herrührt. Man hat zuweilen bei atrophischen, dickbäuchigen Kindern den Nabel als eine pralle, elastische, offenbar Gas enthaltende, konische Geschwulst hervorgetrieben gefunden.

6) Hydromphalus, Wassersucht des Nabels. Sie ist gemeiniglich Begleiterin der Anasarka und des Ascites; auch complicirt sie sich bei sehr fetten und pastösen Individuen häufig mit einem Nabelbruche. Die Geschwulst ist durchscheinend, weich, ödematös. In seltenen Fällen obliterirt der Urachus nicht, und es findet sich nach langer Zurückhaltung des Urins eine fluktuirende, pralle Geschwulst im Nabel; dieselbe kann bei zunehmender Anfüllung bersten und auf diese Weise den Kranken von einem gewissen Tode durch Berstung oder Brand der Blase retten (Uromphalus). Bisweilen nimmt das Wasser beim Ascites durch den Nabel seinen Ausweg, und bildet vorher eine schwap-

pende Geschwulst. Dasselbe gilt vom Eiter bei Abdominalabscessen in der Nähe des Nabels (Empyomphalus).

Vorfall des Schlundes, in der Chirurgie, s. den Art. Schlund.

Vorfall des Schwertknorpels (Prolapsus cartilaginis ensiformis s. processus xiphoidei), in der Chirurgie, im Allgemeinen jede Dislocation dieses Theils, vorzugsweise das abnorme Hervorstehen desselben. Es ist dieser Zustand selten und meist angeboren. Man findet ihn vorzugsweise bei kleinen, dickbäuchigen, gedrungenen Individuen mit sogenannter Hühnerbrust, und ist in der Regel mit Verkrümmungen der Wirbelsäule und den davon bedingten Mißbildungen des Brustkastens verbunden. Eine besondere Behandlung dagegen möchte wohl kaum angezeigt sein; sie würde in einem andrückenden elastischen Verbande bestehen müssen. — Diesem Uebel entgegengesetzt ist die Einwärtsbiegung des Schwertfortsatzes. An der Stelle des letzteren findet man eine Grube, die bisweilen so groß ist, das man eine Faust hineinlegen kann. Diese Mißbildung ist gemeiniglich angeboren, kann aber auch durch äußere, plötzlich oder allmälig wirkende Gewaltsamkeiten erst in späteren Lebensjahren erworben werden. Häufig soll man sie bei den Schuhmachern, welche den Leisten gegen die Brust zu stemmen pflegen, und bei Stellmachern und Zimmerleuten finden, die beim Bohren sich mit der Last ihres Körpers auf den Bohrer lehnen. Im hohen Grade kann sie Beklemmung, Kurzathmigkeit, Uebelkeit, fortwährender Druck in der Magengegend, Erbrechung, Neigung zu Ohnmachten, hartnäckigen Kartialgien u. s. w. veranlassen — Alles Erscheinungen, die von einem Druck auf den Herzbeutel, das Sonnengeflecht und den Magen selbst herrühren. Noch dringender sind die Erscheinungen, wenn die

Einbiegung durch plötzliche Gewaltthätigkeit, durch Stoß, Schlag, Fall u. s. w. entstanden ist; man findet dann Blutspeien, Blutbrechen, Ohnmachten, große Beklemmung und sehr bald die Zufälle einer entzündlichen Reaction der betheiligten Eingeweide. So lange keine gefahrdrohenden Symptome vorhanden sind, verlangt diese Dislocation keine Behandlung, am wenigsten aber die angeborene Mißbildung. Im anderen Falle müssen wir die einzelnen Erscheinungen und vorzugsweise die zündliche Reaction bekämpfen, und die schädlichen Veranlassungen und jede heftige Anstrengung vermeiden. Man hat den Rath gegeben, durch Unterschiebung der Finger bei erschlafften Bauchdecken oder durch Erfassen des Knorpels an seinen beiden Rändern die Reposition zu bewirken, allein der ist in der Regel unausführbar, und bei schon lange bestehender Dislocation ganz nutzlos. Nur bei plötzlicher und gewaltsamer Luxation kann man auf diese Weise die Reposition versuchen, wenn nicht schon die Thätigkeit der Brust- und Bauchmuskeln in horizontaler Lage unter den Inspirationen jenen Zweck erfüllt. Den von Einigen (Richter u. A.) ausgesprochenen Vorschlag, nöthigenfalls mit zwei seitlichen Einschnitten durch die Muskeln mit den Fingern oder einer stumpfen Sonde bis hinter den Knorpel zu dringen und ihn so wieder hervorzuheben, mögen wir als viel zu gefährlich nicht empfehlen, da in den meisten Fällen eine angemessene Bewegung und hinreichende Antiplogose ausreichen wird.

Vorfall der Zunge (Prolapsus linguae), in der Chirurgie, eine Volumenszunahme derselben in so hohem Grade, daß sie zwischen den Zähnen hervortritt. Größtentheils ist der Zustand angeboren, und dann besonders den entwickelten Formen der Skrophulose und dem Critinismus eigenthümlich. Im ersten Entstehen unbedeutend und wenig beachtet, wird

das Uebel durch Vernachlässigung zu einem der entstellendsten, das wir kennen, und hat in seinem Gefolge höchst lästige, den thierischen Haushalt sehr gefährdende Beschwerden. Einmal nämlich zwischen die Lippen hervorgetreten, sinkt die Zunge, indem sie durch die gestörte Circulation an Umfang zunimmt, durch ihre eigene Schwere allmälig immer weiter hinab, oft bis zum Kinn, ja über dasselbe hinaus. Gleichzeitig stülpt sich die Unterlippe nach außen um und verlängert sich, den Alveolarrand aber des Unterkiefers drückt die Zunge abwärts um, da das schwerste Gewicht auf seinen mittleren Theil fällt, schweift sich dieser aus, durch welche Vorgänge dann die untere Wand des Mundes zu einer schief nach abwärts gerichteten, ausgehöhlten Fläche wird, die dem weitern Herabsinken der Zunge noch mehr förderlich ist. Der normale Durchbruch der unteren Schneide- und Hundszähne wird dadurch gehindert. Statt in senkrechter Richtung nach oben, brechen sie nach vorn hervor, werden aber meistens bald abgenutzt und fallen aus; die Backenzähne stellen sich normal, und verrichten das Kauen. Durch das immer weitere Herabsinken und Anschwellen gewinnt die Zunge auf die beschriebene Weise manchmal die Größe einer guten Mannesfaust. Indem sie natürlich das Zungenbein und mit ihm die Luftröhre nach sich zieht, dadurch aber die normale Lage des Pharynx und Gaumensegels verändert wird, treten Störungen in der Artikulation der Töne und bedeutende Beschwerden beim Schlingen ein, welche letztere noch dadurch vermehrt werden, daß wegen des beständigen Ausflusses des Speichels aus dem Munde die gedachten Theile in einem ganz trockenen Zustande sich befinden. Durch die andauernden Reibungen, denen die Zunge ausgesetzt ist, so wie durch den Reiz der Luft entstehen Einkerbungen, Exkoriationen, Risse und

Sprünge in ihr, die allmälig zu größeren Geschwüren mit graulich jauchigem Secret sich umgestalten, und zwischen denen man bisweilen kleine Hervorragungen, als hypertrophische Papillen, wahrnimmt. — In selteneren Fällen bildet sich das Uebel erst später, selbst nach dem zweiten Zähnen, aus, und ist dann in der Regel Folge von Convulsionen und dadurch bedingter Lähmung der Zungenmuskeln. Von den angeborenen unterscheiden sich diese Fälle durch die normale Stellung der unteren Schneide- und Hundszähne, die aber auch hier bald ausfallen. — Aus dem oben entworfenen Bilde des Zungenvorfalls ergiebt sich, daß seine Diagnose nicht schwer sein kann. Nur mit einem Paar ganz nahe verwandten Zuständen ist eine Verwechselung möglich, wird aber auch leicht vermieden; wir meinen die entzündliche Vergrößerung der Zunge und ihre symptomatische Anschwellung in Folge skirröser und anderer Geschwülste in ihr oder in ihrer Nachbarschaft, z. B. Ranula. Bei jener geben das rasche Entstehen, die Schmerzen, die Anwesenheit eines heftigen Fiebers genug Anhaltspunkte für Sicherung der Diagnose, bei dieser aber wird eine genaue Untersuchung die vorhandenen organischen Veränderungen bald finden lassen.

So gefahrlos der Vorfall der Zunge in seinen ersten Anfängen ist, so gefährlich kann er, gewinnt er größern Umfang, werden durch die Störung der Nutrition, die dann unvermeidlich sind. Der anhaltende Verlust eines so edlen Saftes, wie der Speichel, die im höchsten Grade unvollkommene Mastication der Ingesta, das erschwerte Hinabschlingen derselben, sind Momente, die bei langer Andauer gänzliche Abmagerung und Entkräftung, dadurch aber den Tod leicht erklären lassen, während das unartikulirte Sprechen

auf die Psyche und ihre Entwickelung nicht ohne großen nachtheiligen Einfluß ist.

Die Behandlung richtet sich darnach, ob das Uebel angeboren oder erworben ist, und in jenem Falle wieder nach der Dauer und dem Grade. Ist es bei Säuglingen noch im Entstehen begriffen, so reicht es in der Regel aus, die Zungenspitze, sobald sie zwischen den Lippen erscheint, mit scharfen, zusammenziehenden Pulvern, wie Pfeffer, Alaun u. s. w., zu bestreuen, um dadurch ihr Zurückziehen zu veranlassen; ist dies aber erfolgt, mittelst einer Schleuder den Unterkiefer fest an den Oberkiefer anzudrücken. Außerdem muß man darauf Rücksicht nehmen, daß die Kinder nicht genöthigt werden, beim Saugen die Zunge stark hervorzustecken, um dadurch zur Verschlimmerung des Uebels beizutragen. Zu dem Ende muß man Ammen mit recht entwickelten Warzen für sie aussuchen, oder wo dies nicht geht, ihnen mittelst Schnabeltassen schnell die Milch eingießen. Ist die Zunge bereits in höherem Maße prolabirt und angeschwollen, gelingt deshalb ihre Reposition mit einem Male nicht, so muß man erst ihren Umfang durch Ansetzen von Blutegeln, durch Skarificiren oder lauwarme Fomente zu verringern suchen, und dann wiederholt und anhaltender zusammenziehende Mittel auf sie wirken lassen. Helfen auch diese nicht, so wendet man bei der Rückenlage des Kranken einen gelind drückenden Verband auf die Zunge an, mittelst einer einfachen Binde oder eines leinenen Säckchens. Der Druck wird allmälig verstärkt, und die Verbandstücke täglich mehrere Male mit adstringirenden Mitteln angefeuchtet oder bestreut. Ist die Zunge sehr steif, trocken und borkig, wie man dies zuweilen findet, so muß man sie vor Anlegung des Druckverbandes durch lauwarme erweichende Bähungen geschmeidig machen. Daß nach gelungener Reposition durch beständiges Andrücken

der untern Kinnlade an die obere ein Rückfall verhindert werden muß, versteht sich von selbst. Mit allen diesem reicht man bei den stärksten Graden des Zungenvorfalls nicht aus, namentlich nicht da, wo die Zunge bereits von tiefen Geschwüren ergriffen oder ihr Gewebe schwammig oder varikös geworden ist. Hier ist Hülfe einzig und allein von Abtragung eines Stückes mittelst des Messers zu erwarten.

Was wir bisher über die Behandlung des Uebels sagten, galt nur von der angeborenen Art. Bei der erworbenen muß sie sich, nachdem die Zunge reponirt ist, und nur durch eine Schleuder zurückgehalten wird, nach der Grundkrankheit richten. Dies ist eine Lähmung der Zungenmuskeln, und sie muß man dann zu bekämpfen suchen durch äußere Reizmittel, wie Blasenpflaster hinter den Ohren oder im Nacken, kleine Moxen ebendaselbst, ferner durch Anwendung der Electricität, des Magnetismus, so wie passender innerer Reizmittel oder die Operation des Stotterns.

Vorfallfeder der Vorfallklöbchen, beim Uhrmacher, s. Vorfall.

Vorfeilen, s. Feile.

Vorfest, 1) der Tag oder Abend vor dem Feste; 2) ein festlicher Tag, welcher einem Hauptfeste vorangeht und mit demselben in Zusammenhange steht; 3) die Vorfeier eines Geburtstages, einer Vermählung u. dgl., indem der Tag selbst mit zu viel Festlichkeiten ausgefüllt oder Abhaltungen für denselben vorhanden sind.

Vorfloß, so viel wie Vorspitz.

Vorfluth, 1) der Anfang der Fluth, das zuerst mit der Fluth kommende Wasser; 2) die Ableitung des tiefer stehenden Wassers, damit das weiter oben herkommende Wasser leichter abfließen kann.

Vorfluther, so viel wie Obergerinne.

Vorfrage, eine Frage, welche beantwortet werden muß,

ehe man an die Beantwortung der Hauptfrage oder an die Untersuchung einer Sache gehen kann.

Vorfröhner, der vornehmste Gläubiger, der bei einer Schuldklage die gerichtliche Hülfe im Namen der übrigen Gläubiger nachsucht.

Vorgang, außer der gewöhnlichen Bedeutung 1) Waldgrenze; 2) in der Branntweinbrennerei so viel wie Vorlauf.

Vorgebäude, 1) so viel wie Vordergebäude; 2) ein Einbau zum Schutz der Flußufer.

Vorgeben, 1) vorausgeben, in manchen Spielen, z. B. beim Billardspiele, dem Mitspielenden eine gewisse Anzahl Points sogleich beim Beginne zählen lassen, während man selbst mit Eins anfängt; 2) Etwas, was nicht wirklich stattfindet, als Entschuldigung angeben. Daher das Vorgeben, das auf eine solche Art Angeführte oder Behauptete.

Vorgebieten, vor Gericht fordern.

Vorgebirg, 1) letzter Grad der Gebirge nach dem Mittel- und Hochgebirge, so viel wie Vorberge; s. Gebirge. 2) Hoch in das Meer hinauslaufender Gebirgsarm, s. daselbst. 3) In der Anatomie und Geburtshülfskunde, s. Becken.

Vorgefühl, das Gefühl davon, daß nach einiger Zeit irgend eine Veränderung eintreten werde. Dieses Gefühl kann durch einen physischen Eindruck angeregt werden. So haben viele Thiere ein Vorgefühl von der Witterung, von bevorstehender Kälte, Sturm, Regen, Gewitter und auch von Erdbeben. Dies ist aber dann nicht eigentliches Vorgefühl, sondern das Gefühl von einer schon vorhandenen Veränderung in der Atmosphäre. Bei dem Vorgefühl, welches sich bei den Menschen zeigt, kann ebenfalls das Gefühl einem physischen Eindruck angeregt werden, dessen wir uns aber nicht deutlich bewußt werden, und den wir nicht von anderen Eindrücken unterscheiden können.

Wo kein physischer Eindruck stattfindet, gründet sich das Vorgefühl auf dunkele Vorstellungen, die das Gefühl aber lebhaft ergreifen, und weshalb wir annehmen, daß etwas geschehen werde, ohne daß wir die Nothwendigkeit, daß es geschehen müsse, nachweisen können. Endlich liegt bei dem, was man Vorgefühl nennt, auch bloß eine ungewöhnliche Gemüthsstimmung zu Grunde, wegen welcher wir erwarten, daß etwas dieser Gemüthsstimmung Entsprechendes geschehen werde, und dann ist es bloß Täuschung, wenn auch je zuweilen das Erwartete wirklich geschieht.

Vorgegebene Krankheiten (morbi simulati), in der gerichtlichen Medizin, solche Krankheiten, welche theils um der Lebensstrafe, theils körperlichen Züchtigungen (vormals der Tortur) zu entgehen, oder um aus dem Verhaft entlassen zu werden, dem Kriegsdienst auszuweichen, sich manchen anderen bürgerlichen Pflichten zu entziehen, das öffentliche Mitleid zu erregen u. s. w. vorgeschützt werden, ohne daß eine wirkliche Krankheit, oder auch ein innerer Grund dazu vorhanden ist. Die Entscheidung über zweifelhafte Krankheiten ist oft sehr schwierig, da einerseits alle Künste oft schlauer Betrüger, so wie andererseits die große Aehnlichkeit mancher Krankheitszustände, die Ausmittelung der Wahrheit erschweren. Deshalb und weil der Ausspruch des Arztes wichtige rechtliche Folgen hat, muß die größte Vorsicht und Sorgfalt angewendet werden, um Täuschung und Irrthum zu vermeiden. Bei Untersuchung dieser Art sind gewisse allgemeine Regeln zu befolgen. Er muß im Voraus nach dem Charakter und den äußeren Verhältnissen, nach dem früheren Gesundheitszustande und der Lebensweise, nach den Krankheitsursachen, die in der körperlichen Anlage sowohl, als in äußeren Einflüssen begründet waren, sich erkundigen, und diese mit

der Angabe des zu Untersuchenden, wie die Krankheit entstanden sein soll, vergleichen. Den vorhandenen Gesundheitszustand muß er mit Sorgfalt und wiederholt, und zwar zu solchen Zeiten, wo der zweifelhafte Kranke es nicht vermuthen konnte, untersuchen und darauf achten, ob die zu verschiedenen Zeiten gemachten Aussagen desselben keinen Widerspruch enthalten. Ist der Verdacht vorhanden, daß die Angehörigen des Kranken den Betrug unterstützen, so muß er von diesen getrennt werden. Ist die Krankheit von der Art, daß sie schwer oder doch nicht auf die Länge nachgezuahmen ist, so wird eine anhaltend genaue Bewachung den Betrug entdecken. Auch ist darauf zu achten, ob der zu Untersuchende nicht vielleicht aus Unkunde sich widersprechende Symptome angiebt. Zeichen der Krankheit, die leicht eine Täuschung zulassen, namentlich die Beschaffenheit des Pulses, des Urins u. s. w., machen Vorsicht und genaue Untersuchung nöthig. In allen schwierigen Fällen muß man die Kranken zu verschiedenen Zeiten und unbemerkt beobachten. Das Verhalten des Kranken gegen verordnete Arzneien, die Wirkungen, die darauf wirklich oder angeblich erfolgen, können ebenfalls Aufschluß geben. Schmerzhafte Mittel, zur Entdekkung eines Betrugs, sind nur dann anzuwenden, wenn sie auch als Heilmittel zweckmäßig sind, oder der Betrug schon auf anderem Wege hinlänglich ermittelt ist. Die Zahl der vorgegebenen Krankheiten ist sehr groß. Im Allgemeinen werden am häufigsten solche Krankheiten erdichtet, deren Symptome leicht anzugeben sind, und deren Nichtdasein nicht sogleich zu entdecken ist; außerdem nach den besonderen Zwecken, solche vorzüglich, die viel Aufsehen und Mitleid erregen. Die Entdeckung des Betrugs in solchen Fällen wird theils dadurch möglich, daß der Betrüger keine hinlängliche gründliche Kenntniß von der Krankheit hat,

und also wesentliche Kennzeichen der Krankheit nicht angiebt, oder unvereinbare Symptome verbindet, theils dadurch, daß manche Wirkungen der Krankheit nicht willkürlich hervorgebracht werden können. Vorzugsweise gehören zu den am häufigsten vorgegebenen Krankheiten folgende: die Epilepsie, andere Nervenkrankheiten, als: Hysterie, Starrsucht, St. Veitstanz, Ohnmacht und Scheintod, Blutflüsse, als Blutspeien, Blutbrechen, Ausleerungen widernatürlicher Art, z. B. Ausleerungen von Fröschen, Schlangen, Eidechsen, Krebse u. s. w.; gänzliche (vorgegebene) Enthaltung von Nahrungsmitteln, schmerzhafte Krankheiten, zumal die innern, wie Kolik, Steinschmerz, Kopfschmerz, angebliche Fehler der Sinnesorgane, besonders Blindheit, Taubheit, Stummheit, äußere Schäden und Leibesgebrechen aller Art, z. B. Brüche, Vorfälle, Geschwülste, Geschwüre, Ausschläge u. s. w. Fieberhafte Krankheiten werden selten erdichtet, auch das Heimweh wird zuweilen vorgeschützt; ferner gehören hierher Wahnsinn, Melancholie, Blödsinn, Somnambulismus, Krankheiten der Geschlechtstheile, Unvermögen zur Zeugung, vorgegebene Schwangerschaft. Die charakteristischen Kennzeichen der genannten Krankheiten lassen bei fortgesetzter Beobachtung endlich den Betrug entdecken. Hiermit verbunden ist die Erdichtung und fälschliche Vorschützung von Krankheitsursachen. Anlaß zu Untersuchungen darüber geben hauptsächlich die Forderungen wegen Schadenersatz, welche auf die vorgeschützten, von Andern zugefügten oder veranlaßten Ursachen wirklich vorhandener oder auch erdichteter Krankheiten gegründet werden. Fälschlich vorgeschützte Krankheitsursachen dieser Art sind hauptsächlich äußere Körperbeschädigung und Verletzung jeder Art, Erregung von Furcht, Schreck, Zorn und andere Gemüthsbewegungen, Zwang zu übermäßiger Körperarbeit, Entziehung von Nahrungs-

mitteln, Beibringung schädlicher Arzneien, Gifte u. s. w. In wie fern die vorgegebenen Krankheitsursachen durch Schuld des Beklagten auf den Kläger einwirkten, muß theils durch das Gericht, theils durch den Gerichtsarzt ausgemittelt werden. Dem letztern kommt die Entscheidung zu, ob die vorgegebenen Ursachen die in Rede stehende Krankheit überhaupt hervorbringen können und im gegebenen Falle hervorgebracht haben.

Vorgeld, so viel wie Näherecht.

Vorgelege, vorgelegtes Zeuch, 1) ein Kammrad und ein Trilling an einer besondern Welle, welche von dem ersten bewegenden Theile der Maschine, z. B. von dem Trillinge des Wasserrades in Bewegung gesetzt werden und die Bewegung auf einen andern Theil fortpflanzen; 2) so viel als Kamin (im Bauwesen); 3) so viel als Vorlage.

Vorgemach, ein Zimmer vor oder neben dem Wohnzimmer, oder vor dem Audienzzimmer eines Fürsten oder Vornehmen, welches besonders dazu dient, daß diejenigen einige Zeit darin verweilen, welche denselben sprechen wollen und nicht sogleich vorgelassen werden können, oder welche man nicht in die inneren Zimmer einlassen will.

Vorgericht, 1) so viel als Voressen; 2) im Maschinenwesen, so viel als Vorgelege.

Vorgesperr, an den deutschen Kassenschlössern ein Deckel, welcher das Schlüsselloch bedeckt und gewöhnlich nur auf eine geheime Art geöffnet werden kann.

Vorgespinnst, Vorspunst, 1) so viel als Wattseide; 2) so viel als Vorgarn.

Vorgesprengter Bogen, der innere kleine gewölbte Bogen über den Fenstern und Thüren.

Vorgestell, Vordergestell, s. Pflug.

Vorgestreckt (bot. Term.), so viel als Porrectus, Protensus.

Vorgestreckte Zunge, in der Heraldik, von einem

Wappenthiere, das die Zunge außerhalb des Rachens vorgestreckt hat.

Vorgewinn, Vorheuer, Vorgeld, Praeludinum), eine Art von Laudemium, eine Abgabe an den Gutsherrn für die neue Bewilligung oder Ertheilung des nutzbaren Eigenthums oder der Nutznießung der Immobilien.

Vorgezogen (bot. Term.), so viel als Productus, Protractus, Protensus.

Vorgraben, in der Kriegswissenschaft, eines der Annäherungshindernisse, welches sowohl bei Feldbefestigungen, als auch bei provisorischen und beständigen Befestigungen seine Anwendung findet. Es läuft dieser Graben gewöhnlich parallel mit der äußeren Begrenzung der Befestigung, entweder unmittelbar am Fuße des Glacis, oder auch in einer Entfernung von 30 bis 50 Schritten vor dem Hauptgraben um diese herum. Sein Profil hat entweder die gewöhnliche Gestalt, nämlich die des Trapezes, oder es ist ein sogenannter Spitzgraben, d. h. er hat die Gestalt eines Dreiecks mit ganz flacher Eskarpen- und steiler Contreeskarpenböschung. Seine geringsten Dimensionen, wenn er als ein genügliches Annäherungshinderniß gelten soll, sind 6 Fuß Tiefe und 10 Fuß Breite. Ein Vorgraben mit gewöhnlichem Profil muß der Länge nach bestrichen werden können, damit ihn der Feind nicht zum Ruhepunkt und Sammelort benutzen kann. Um auch den todten Winkel vor den eingehenden Winkeln in diesen Gräben zu beseitigen, läßt man ihn an diesen Stellen nach den rückwärts liegenden Befestigungen ganz flach auslaufen. Wo er nicht flankirt werden kann, muß man ihm das Profil des Spitzgrabens geben, damit der ganze Graben über die flache Eskarpenböschung hinweg, durch Frontalfeuer vertheidigt werden kann. Die Eskarpenböschung wird darin gewöhnlich durch die Verlängerung

der Glacisabdachung unter dem Horizont bis zu der erforderlichen Tiefe gebildet, und um dem Feinde das Vordringen auf einem so unbedeutend steilen Abhange noch mehr als durch das bloße Frontalfeuer zu erschweren, kann man auf diesem noch andere Hindernisse, als Wolfsgruben, Verhaue, Spickpfählchen ꝛc., anbringen, oder, wenn die Lokalverhältnisse es möglich machen, füllt man ihn auch 5 bis 6 Fuß tief mit Wasser an.

Bei Feldbefestigungen wird man nur selten, wegen des meist vorhandenen Zeitmangels, von diesem Hindernisse Gebrauch machen können, sobald es eine nur einigermaßen beträchtliche Ausdehnung erhalten muß, dagegen kann bisweilen ein günstiges Entgegenkommen des Terrains, z. B. durch entsprechend gelegene Hohlwege und Feldgräben es möglich machen, solche Terrainbelegenheiten mit geringen Nachhülfen zu einem dergleichen Hinderniß umzuschaffen und zu benutzen. Bei provisorischen Befestigungen und vor Festungen erhält ein Vorgraben meist etwas größere Dimensionen, als bei Feldwerken, wodurch auch sein Werth als Annäherungshinderniß steigt. Er läuft bei diesen Befestigungen immer unmittelbar am Fuße des Glacis herum. Die gewöhnliche Grabenform ist hier nur als Wassergraben vortheilhaft, besser aber bleibt immer ein Spitzgraben. Jedenfalls behindert aber ein Vorgraben die Offensive sehr, am wenigsten als trockener Spitzgraben, am meisten als Wassergraben. Der Hauptvortheil desselben besteht dann darin, daß für den Feind die Unterstützung der Angriffsarbeiten auf das Glacis erschwert werden.

Vorgreifen, 1) vom Hirsche so viel als sich übereilen; 2) ein Gehölz mit oder ohne den Leithund vorläufig untersuchen; 3) in der Forstwissenschaft so viel als **Ueberhauen**.

Vorgriff, in der Forstwissenschaft, so viel als Ueberhauen.

Vorgrund, 1) das Land vor einem Deiche, welches bei der Ebbe vom Wasser unbedeckt ist; 2) so viel als Vordergrund.

Vorguß, die zur haben Dicke gegossenen Wachslichter.

Vorhäse, so viel als Vordergehäse.

Vorhängeblech, eine geschmiedete Platte oder ein starkes Eisenblech, von den Feuerarbeitern vorn an der Esse befestigt, um sich gegen die Gluth zu schützen.

Vorhalle, so viel als Halle.

Vorhalt (Retardation, Aufhalt), im Gegensatze zur Antipication oder Vorausnahme eines Tones, eine Verzierung der Melodie, welche darin besteht, daß der Ton länger aufgehalten wird, als es der Akkordfolge oder dem Takte nach geschehen sollte.

Vorhalten, außer der gewöhnlichen Bedeutung 1) beim Schießen eines Wildes im Laufe oder Fluge, je nach der Bewegung des Thieres, vor dasselbe zielen, damit es während des Abdrückens in die Richtung des Schusses kommt; 2) beim Fechten auf den Stoß den Degen so halten, daß der Gegner bei seinem Stoß in Gefahr ist, sich aufzurennen.

Vorhand, 1) so viel als Vorderhand; 2) die rechte Hand als Merkmal des Vorzugs, des Ranges; Jemand die Vorhand lassen; 3) beim Kartenspiel, das Recht, zuerst oder früher als ein Anderer auszuspielen oder ein Spiel zu machen.

Vorhang, ein Stück Zeug, oder ein ähnlicher dünner, weicher Stoff, welcher als Decke vor etwas gehängt wird. Dazu gehören vorzüglich die Bettbehänge und die Fenstervorhänge. Die letzteren sind Stücke leinenen, baumwollenen, wollenen oder seidenen Zeuges, welche so vor dem Fenster aufgehängt sind, daß man dasselbe damit bedecken und dadurch die Sonnenstrahlen von dem Zimmer abhalten kann.

Zu dem Zwecke sind sie mit Ringen an einem Stabe befestigt und können durch Fensterquaste vor- und zurückgezogen werden, oder gehen gleich oben zusammen und werden an den Seiten durch besondere Ringe oder Schnüre befestigt. Die Vorhänge werden entweder an einem Vorhangsbrett aufgesteckt, oder um einen Vorhangsstab gewunden und an der Wand über dem Fenster angebracht. Ist oben bloß ein kurzes Stück Zeug, das nicht mehr als $\frac{1}{4}$ der Fensterlänge hält, angebracht, so nennt man dies Wolken. Der Theater-Vorhang (Gardine, Vordergardine) scheidet die Bühne vom Orchester und Zuschauerraum; s. Theater.

Vorhang (bot. Term.), so viel als Velum, Cortina.

Vorhangsbett, in der Hauswirthschaft, so viel als Himmelbett.

Vorhatze, das Recht, auf einem gewissen Jagdreviere nach eröffneter Jagd 8 bis 14 Tage eher als der eigentliche Revierbesitzer die Jagd auszuüben; das Recht des mit der Jagd Belehnten, später zu jagen, bezeichnet man als Nachjagd.

Vorhauen, 1) beim Abhauen des Getreides zuvorderst stehen, also vor den Andern abhauen; 2) zu einem Loche, das gebohrt werden soll, vorläufig eine Oeffnung mit dem Meißel machen; die Oeffnung selbst heißt der Vorhieb; — 3) s. Fechtkunst.

Vorhaupt, 1) so viel als Vorderhaupt; 2) in Dörfern ein vor den Häusern liegender gemeinschaftlicher freier Platz; 3) das an beiden Seiten einer Brücke bekleidete Ufer; 4) in der Landwirthschaft, so viel als Anwand.

Vorhaus, in der Baukunde, 1) in einem Wohngebäude der Theil zur Erde zunächst der Hausthüre, von wo aus man zu allen Gemächern des Erdgeschosses und gewöhnlich auch zur Treppe gelangt; 2)

Gebäude, welches bei einem Göpel über einen Treibschacht gesetzt ist.

Vorhemde, Vorhemdchen (Chemisette), Kleidungsstück für Mannspersonen, von weißem, feinem Leinen- oder Baumwollenzeug, bedeckt nur die Brust und den Oberleib, und wird nur zur Zierde über dem eigentlichen Hemde getragen. Es ist häufig mit Stickerei, eingenähten Spitzen, einem Busenstreifen (einem doppelten faltigen Streifen von Battist oder anderem feinen, weißen Zeuge, welcher eigentlich die Oeffnung des Vorhemdes längs der Brust bedecken soll), einigen Knöpfchen (Vorhemdeknöpfchen) von zierlicher Arbeit u. dgl., auch mit einem niedrigen oder hohen Halskragen versehen. Jetzt ist es nicht mehr so sehr gewöhnlich, Vorhemdchen zu tragen, indem man den die Brust bedeckenden Theil des Hemdes, wenn es von feiner Leinwand ist, in breite oder schmale Falten legen läßt und als Vorhemde benutzt.

Vorherbestimmte Harmonie, so viel als prästabilirte Harmonie.

Vorherbestimmung, so viel als Prädestination.

Vorherd, eine vor einem Hochofen angelegte Grube, in welche das geschmolzene Eisen läuft, mit brennendem Gestübe und Schlacken warm gehalten und so lange gesammelt wird, bis es abgestochen werden kann.

Vorherdplatte, so viel als Schlackenplatte.

Vorherrschende Krystallform, in der Mineralogie, heißt diejenige Form, deren Flächen in einer Combination die größte Ausdehnung haben. S. Krystallographie.

Vorhersagung, 1) die Ankündigung eines künftigen Ereignisses, besonders wenn sie auf Erkenntniß der Ursachen und des Zusammenhanges der Dinge beruht; 2) in der Medizin, so viel als Prognose.

Vorherwissen Gottes (Praescientia dei), das Ver-

mögen Gottes, zufolge seiner Allwissenheit auch die Zukunft mit Bestimmtheit vorher zu kennen, während Menschen nur ahnen, vermuthen oder mit mehr oder weniger Gewißheit auf das Zukünftige schließen können.

Vorhetze, im Jagdwesen, so viel als Vorhatze.

Vorheuer, in der Rechtswissenschaft; s. Vorgewinn.

Vorhieb, 1) ein gewisses Stück Fleisch eines geschlachteten Rindes; 2) Vorrichtung, daß die Flößscheite bei großem Wasser nicht über das Ufer getrieben werden; 3) beim Schlosser, s. Vorhauen.

Vorhimmel und **Vorhölle**, Zwischenzustände zu dem Leben jenseits, von verschiedenen Nationen auch verschieden betrachtet.

Vorhöfe des Herzens, in der Anatomie; s. Herz.

Vorhöft, im Bauwesen, so viel als Vorhaupt.

Vorhof, 1) der erste oder vorderste Hof bei einem Gebäude; 2) ein eingefaßter, aber unbedeckter Platz vor einem Gebäude.

Vorhof des Babyrinthes, in der Anatomie; s. Ohr.

Vorhof der Scheide, in der Anatomie; s. Geschlechtstheile, weibliche.

Vorhoffenster, in der Anatomie; s. Ohr.

Vorhofstreppe, in der Anatomie; s. daselbst.

Vorhut, 1) so viel als Avantgarde; 2) das Recht, ein Grundstück früher als andere Berechtigte mit seinem Viehe zu behüten.

Vorig, 1) was vor dem Gegenwärtigen war, ohne nähere Bestimmung der Zeit; 2) das nächst Vorhergegangene seiner Art.

Vorjagd, so viel als Vorhatze.

Vorjagen, 1) einem Andern durch große Schnelligkeit zuvorkommen; 2) etwas aus einem verborgenen Orte oder hinterem Theile hervortreiben; 3) im Jagdwesen, bei einem Hauptjagen das Wild durch den Lauf vor dem Schießschirm vorbei treiben.

Vorjahr, der Frühling oder der erste Theil des Jahres.

Vorkammern, in der Anatomie; s. Herz.

Vorkastell, im Seewesen, so viel als Back.

Vorkasten, ein Kasten am Beutelzeuge, worein die Kleie und die noch gröberen Theile des zermalmten Getreides fallen, die nicht durch den Beutel laufen.

Vorkauf, 1) die Handlung, da man eine Waare eher kauft als Andere; 2) das Recht, daß gewisse Personen öffentlich feil gebotene Waaren kaufen können, ehe andere kaufen dürfen; so haben z. B. auf den Märkten mancher Orte die Einheimischen einige Stunden das Recht, besonders Victualien allein zu kaufen, ehe die Auswärtigen aufkaufen dürfen; 3) das Aufkaufen einer Waare in Menge, um sie hernach im Einzelnen mit großem Gewinn wieder zu verkaufen; 4) s. Näherecht.

Vorkaufsrecht (jus protimiseos), in der Rechtswissenschaft, ist das Recht, von dem Besitzer einer Sache zu verlangen, daß er dieselbe, wenn er sie verkaufen will, einer gewissen Person zuerst anbiete und ihr vor andern Käufern den Vorzug gebe. Je nachdem es auf einem Vertrage, einer letztwilligen Verfügung oder einem Gesetze beruht, theilt man es in das conventionale, testamentarische und gesetzliche Vorkaufsrecht. Auch theilt man es in das bloße Vorkaufsrecht (Einstandsrecht) und das Retractrecht (Abtrieb, Losung). Der Unterschied zwischen dem bloßen Verkaufsrecht und dem Retractrechte besteht darin, daß jenes nur so lange ausgeübt werden kann, als die Sache dem neuen Käufer noch nicht übergeben oder in Lehn gereicht ist; der Retract dagegen das Recht giebt, die Sache von dem neuen Käufer gegen Erlegung dessen, was er dafür gegeben und darauf verwendet hat, abzufordern.

Das sächsische Recht über das Vorkaufsrecht ist

folgendes. Das conventionelle und testamentarische Vorkaufsrecht geht auf die Erben dessen über, welchem es verwilligt worden ist, und kann auch an Andere abgetreten werden. So lange die Sache an den Käufer noch nicht übergeben ist, ist es einer Verjährung nicht unterworfen. Nach der Uebergabe hat der zum Vorkauf Brrechtigte bloß eine Schadenklage gegen den, welcher das Vorkaufsrecht bewilligt und dennoch ohne Rücksicht auf dasselbe die Sache veräußert hat. Diese Schadenklage verjährt binnen 31 Jahren, 6 Wochen und 3 Tagen, welche von Zeit der an den neuen Käufer erfolgten Uebergabe zu laufen beginnen. Nur dann hat der zum Vorkauf Berechtigte auch wider den Käufer eine Klage auf Rückforderung der Sache, welche in derselben Frist verjährt, wenn ihm wegen des Vorkaufsrecht eine Hypothek an der verkauften Sache bestellt gewesen ist oder der Käufer um das Vorkaufsrecht gewußt hat.

Das bei Dismembrationen bestimmte Vorkaufsrecht ist bloß als ein rein conventionelles anzusehen. Das gesetzliche Vorkaufsrecht findet statt: 1) Bei Erbzinsgütern. Der Erbzinsherr muß, wenn er das Vorkaufsrecht ausüben will, innerhalb zweier Monate von der Zeit an, zu welcher der Erbzinsmann ihm die beabsichtigte Veräußerung angezeigt hat, sich erklären Später kann er die Ausübung des Vorkaufsrecht nicht verlangen. Auf schlechte Zinsgüter leidet dies Vorkaufsrecht keine Anwendung. 2) Der Staatsfiscus hat das Vorkaufsrecht an den silberhaltigen und seigerwürdigen Erzen, an den im Lande aufgefundenen Perlen und Edelsteinen. 3) Die älteren Gewerken, die ihre Zubuße entrichtet haben, haben es an den in das Retardat verfallenen Kuxen. 4) Die Descendenten haben ein Vorkaufsrecht an den Stammgütern ihrer Adscendenten. Dieses Vorkaufsrecht wird Erblosung genannt und kann auch

nur so lange ausgeübt werden, als das Gut dem Käufer nicht übergeben oder in Lehen gereicht ist. Später findet nicht einmal eine Schadenklage gegen den Verkäufer statt. Uebrigens findet dieses Vorkaufsrecht bei Allodial- und Lehngütern statt. Die Descendenten können es selbst dann ausüben, wenn sie Erben des Verkäufers geworden sind. Dabei haben die nähern Descendenten vor den entferntern den Verzug, und es findet kein Repräsentationsrecht statt. Dies Recht kann weder an Andere cedirt, noch zum Besten Fremder ausgeübt werden. Seitenverwandte haben es gar nicht. Wenn jedoch mehrere Brüder ein Gut gemeinschaftlich besitzen, so kann der Sohn des einen das Vorkaufsrecht wegen sämmtlicher Antheile ausüben. 5) Den Mitbelehnten und dem Lehnsherrn kommt das Vorkaufsrecht an den Lehnsgütern zu, im Falle dieselben an einen Fremden veräußert werden. Die Mitbelehnten gehen dem Lehnsherrn in der Ausübung vor, und unter den Mitbelehnten selbst wird dieselbe Ordnung beobachtet, in welcher sie zur Lehnsfolge gelangen. Die nähern Mitbelehnten können dies Vorkaufsrecht auch dann ausüben, wenn das Lehn an einen entfernten Mitbelehnten veräußert wird. Der Lehnsherr kann es ausüben selbst in Bezug auf veräußerliche Lehne, sobald er nicht in einen gewissen Fall besonders eingewilligt oder den Veräußerungsvertrag bestätigt hat. Die Mitbelehnten dagegen können es nicht weiter ausüben, sobald sie in den Lehnsreversen ihre Einwilligung zur Veräußerung des Lehns für jeden Fall gegeben haben. Die Mitbelehnten können das Vorkaufsrecht Niemandem cediren, der Lehnsherr dagegen kann sein Vorkaufsrecht einem Andern verleihen, jedoch mit der Einschränkung, daß dieser es nicht weiter cedirt. Das Vorkaufsrecht der Mitbelehnten und Lehnsherren kann nach der Uebergabe oder Beleh-

nung nicht weiter ausgeübt werden. Dagegen steht noch den Mitbelehnten ein wirklicher, und zwar in Sachsen der einzige gesetzlich anerkannte Retract zu, obwohl durch Statuten und Lokalgewohnheiten noch andere Retractarten, z. B. das Gespilderecht, die Markloſung, das Nachbarrecht, eingeführt sein können, die jedoch bewiesen werden müssen. Die Mitbelehnten können nämlich, wenn das Lehn ohne ihre Einwilligung an einen entferntern Mitbelehnten oder an einen Fremden verkauft ist, noch bei Lebzeiten des Verkäufers und ehe die Succession an sie gelangt ist, gegen Erstattung des für das Lehn bezahlten Kaufgeldes, das Vorkaufsrecht ausüben. Verschieden davon ist das noch weiter sich erstreckende Revocationsrecht des Lehnsherrn und das Vindicationsrecht der Mitbelehnten. Der Lehnsretract, ingleichen jeder andere, auf Statuten und Gewohnheitsrecht beruhende Retract, muß binnen Jahresfrist ausgeübt werden. Diese Frist enthält kein sächsisches, sondern ein gewöhnliches Jahr von 365 Tagen, und läuft, wenn dem Retractberechtigten die bevorstehende Veräußerung angezeigt worden ist, vom Abschlusse des Kaufs an; außerdem aber erst von der Zeit an, zu welcher der Retractberechtigte den geschehenen Verkauf erfahren hat. Das Retractrecht kann nicht bloß gegen den ersten Käufer, sondern auch gegen jeden spätern Käufer geltend gemacht werden, wenn mehrmalige Veräußerungen vorgekommen sind. Dem Besitzer, welchem die Sache abgefordert wird, müssen von dem Retrahenten sein Kaufgeld, die bei dem Kaufe gehabten Unkosten und der auf die Besserung der Sache gemachte Aufwand erstattet werden; er kann dagegen keinen Evictionsanspruch gegen den Verkäufer machen. Die erhobenen Früchte erstattet er dem Retrahenten bloß von der Zeit an, zu welcher dieser das Geld ihm angeboten oder gerichtlich deponirt hat. Wenn der-

jenige, welchem die Sache abgefordert wird, der dritte Besitzer ist, so wird ihm nicht das, was er für die Sache gegeben hat, sondern das, was der erste Verkäufer dafür erhalten hat, von dem Retrahenten bezahlt. Verliert er dabei, so kann er von seinem Vormanne Entschädigung fordern.

Das bloße Vorkaufsrecht und der Retract haben Folgendes mit einander gemein. Sie können nur bei dem wirklichen Verkaufe ausgeübt werden. Daher fallen sie weg: bei dem Tausche, bei Vererbungen, bei Veräußerungen an die Kinder oder Enkel, welche man als anticipirte Vererbungen ansieht, und selbst bei dem Verkaufe an den Schwiegersohn, vorausgesetzt, daß die Ehe mit des Verkäufers Tochter noch besteht oder Kinder daraus vorhanden sind, bei Schenkungen, bei Erbtheilungen, bei Verkäufen mit Vorbehalt einer Leibzucht, bei Vergleichen, und wenn die Contrahenten, ehe der Kauf zur Vollziehung kommt, wieder davon abgehen. Dagegen kann der Retract ausgeübt werden bei wiederkäuflichen Veräußerungen und bei sogenannten Mengekäufen oder Klumpenkäufen, d. i., wenn die Sache, an welcher Jemandem das Retractrecht zusteht, mit mehreren andern um Einen Preis verkauft wird. Will in diesem Falle der Käufer die übrigen Sachen allein nicht behalten, so muß der den Retract Ausübende sie auch mit annehmen. Bei nothwendigen Subhastationen und in Concursen darf das Vorkaufsrecht und der Retract, selbst wenn er mit einer Hypothek versehen ist, in der Regel nicht ausgeübt werden. Eine Ausnahme findet dann statt, wenn Jemandem das Vorkaufs- oder Retractrecht um einen im Voraus bestimmten Preis zusteht, und solches mit der Bestätigung des Richters versehen ist, dessen Gerichtsbarkeit das Grundstück unterworfen ist. Der zum Vorkaufsrecht oder Retract Berechtigte muß in diesem Falle

binnen sächsischer Frist, von der ihm deswegen geschehener Auflage an, über Ausübung seines Rechts sich erklären und solches darauf binnen einer halben Jahresfrist durch baare Bezahlung des Kaufpreises, wenn schon die ihm ursprünglich zu Ausübung seines Rechts vergönnte Frist noch nicht abgelaufen ist, ausüben. Später wird er damit nicht gehört. Bei freiwilligen Subhastationen findet das Vorkaufs- und Retractrecht bis zur Adjudication ohne Einschränkung statt. — Wer das Vorkaufs- oder Retractrecht ausüben will, muß eben so viel geben und dieselben Kaufsbedingungen, namentlich alle Nebenleistungen, erfüllen, die der Käufer geboten hat, dafern nicht im Voraus eine bestimmte Summe festgesetzt worden ist, um welche das Vorkaufsrecht ausgeübt werden soll. Ist Verdacht vorhanden, daß betrüglicher Weise eine höhere Kaufsumme angegeben werde, um den zum Vorkaufsrecht oder Retracte Berechtigten abzuschrecken, so kann dieser verlangen, daß beide Contrahenten die Richtigkeit ihrer Anzeige beschwören.

Das conventionelle und letztwillige Vorkaufsrecht an unbeweglichen Sachen im preußischen Recht erlangt die Eigenschaft eines dinglichen Vorkaufsrechts durch die Eintragung in das Hypothekenbuch, die auch ohne Einwilligung des Eigenthümers erfolgen kann. An beweglichen Sachen kann kein dingliches Vorkaufsrecht stattfinden. Das gesetzliche Vorkaufsrecht kann auch ohne Eintragung in das Hypothekenbuch gegen jeden Besitzer ausgeübt werden. Beruht jedoch der Grund des gesetzlichen Vorkaufsrechts darauf, daß der Sache die Lehens-, Erbzins- oder eine andere dergleichen Eigenschaft beiwohnt, so muß diese Eigenschaft in das Hypothekenbuch eingetragen werden. Das Vorkaufsrecht kann in der Regel nur bei wirklichen Verkäufen ausgeübt werden; doch werden diesen gleichgeachtet: die Angabe an Zah-

lungsstatt und jede Veräußerung des zum Eigenthume gehörenden Nutzungsrechts, welche gegen baares Entgelt geschieht. Ist Zweifel darüber vorhanden, ob eine Veräußerung für einen Kauf oder ein anderes Geschäft zu erachten sei, so ist die Vermuthung wider den Kauf. Ist der Kauf unter einer solchen Hauptbedingung geschlossen worden, die kein Anderer als der gegenwärtige Käufer erfüllen kann, so bleibt das Vorkaufsrecht außer Anwendung. Die Bedingung, den Verkäufer zu verpflegen, wird für eine solche erachtet, die die Ausübung des Vorkaufsrechts ausschließt, dafern nicht die Verpflegung auf gewisse Summen oder Quantitäten von Naturalien bestimmt ist, ohne Rücksicht auf persönliche Verbindlichkeiten oder Verhältnisse des Verpflegenden. Auch jede andere unbestimmt versprochene Verpflegung schließt das Vorkaufsrecht dann nicht aus, wenn der Verkäufer erkläct, die Verpflegung auch von dem zum Vorkauf Berechtigten annehmen zu wollen. Das Vorkaufsrecht findet nicht statt, wenn der Besitzer die Sache an seinen nächsten gesetzlichen Erben verkauft. Das Vorgeben des Verkäufers, daß er eine besondere Zuneigung zu dem Käufer habe, hindert die Ausübung des Vorkaufs nicht. Sind Mehrere zum Vorkauf berechtigt und erbötig, so hat derjenige den Vorzug, dem ein gesetzliches Vorkaufsrecht zusteht. Ist das Vorkaufsrecht Aller ein gesetzliches, so geht der Miteigenthümer dem Verwandten, dieser dem Obereigenthümer und der Obereigenthümer allen übrigen gesetzlich Berechtibten vor. Ist das Vorkaufsrecht Aller ein conventionelles oder letztwilliges, so geht derjenige vor, welcher das seinige hat eintragen lassen. Haben Alle dies gethan, so entscheidet über den Vorzug die Erstigkeit des Eintragungsgesuchs. Die Ordnung bei Ausübung des Vorkaufsrechts, welches ein Familienrecht ist, ist dieselbe, wie die Successions-

ordnung bei Familien-Fideicommissen. Kann der Vorzug unter mehreren zum Vorkauf Berechtigten nach den eben gedachten Regeln nicht entschieden werden, so wählt der Verkäufer unter den mehrern Berechtigten, oder es entscheidet, wenn er dies nicht will oder kann, das Loos. Das Vorkaufsrecht kann Andern, die nicht selbst dazu berechtigt sind, nicht abgetreten werden. Das aus Willenserklärungen entstehende Vorkaufsrecht geht nur unter denjenigen Umständen auf die Erben über, unter welchen dieses bei dem Wiederkaufsrecht stattfindet. Sind die Bedingungen des Kaufs einmal bekannt gemacht, so kann der Käufer sie nicht zum Nachtheile des zum Vorkaufsrecht Berechtigten ändern, insbesondere nicht das Kaufgeld erhöhen. Ist im Voraus der Preis bestimmt, um welchen der Vorkauf ausgeübt werden soll, und es fragt sich über Vergütung gemachter Verbesserungen, so gelten dieselben Grundsätze, wie bei dem Wiederkaufsrecht. Räthlich ist es, in einem solchen Falle an einen Rechtsverständigen sich zu wenden. In Betreff der Mengekäufe gilt dasselbe, wie in Sachsen. Der Verkäufer der mit dem Vorkaufsrecht belasteten Sache ist schuldig, dem Berechtigten von dem Abschlusse des Kaufs Nachricht zu geben, und der Berechtigte muß seine Erklärung über Ausübung seines Rechts, bei dessen Verluste, in Ansehung beweglicher Sachen binnen derjenigen Frist abgeben, welche die Gesetze bei Verträgen zur Annahme eines geschehenen Antrags bestimmen; bei Grundstücken und Gerechtigkeiten muß diese Erklärung binnen zwei Monaten von dem Tage der dem Berechtigten geschehenen Bekanntmachung der Kaufsbedingungen abgegeben werden. In allen Fällen, wo das Vorkaufsrecht den Charakter eines dinglichen hat, muß die Bekanntmachung gerichtlich oder durch einen Notar geschehen. Bei gerichtlichen Verkäufen muß dem Berechtigten der Bie-

tungstermin bekannt gemacht werden, und der Berechtigte hat seine Erklärung bei Verlust des Vorkaufsrechts im Bietungstermine selbst abzugeben. Wer ein bloß persönliches Vorkaufsrecht hat, kann nur dann die Vorladung zum Bietungstermine erwarten, wenn er sein Recht bei Gericht angezeigt hat. So lange der Berechtigte sich nicht erklärt hat, später jedoch nicht, können die Kaufintereſſenten den Kauf wieder aufheben, müſſen aber jenen wegen der von ihm getroffenen Vorbereitungen zu Ausübung seines Rechts schadlos halten. Das gesetzliche und dingliche Vorkaufsrecht kann auch nach der Uebergabe der Sache an den Käufer gegen diesen ausgeübt werden; in wie weit dies auch mit dem persönlichen Vorkaufsrecht der Fall ist, ist ganz, wie nach dem in Sachsen bestehenden Recht, zu beurtheilen. Darüber, was derjenige, welcher das Vorkaufsrecht ausübt, zu gewähren habe, und was er neben der Hauptsache fordern könne, enthält zwar das Allgemeine Landrecht einzelne Bestimmungen, allein sie werden hier absichtlich nicht aufgezählt, da sie nicht für alle Fälle passen, und in jedem einzelnen Falle es denn doch räthlich ist, einen Rechtsverständigen zu Rathe zu ziehen. Der Käufer kann den Berechtigten jederzeit auffordern, sein Vorkaufsrecht auszuüben, und dieser muß sodann bei Verlust seines Rechts binnen obgedachter Fristen sich erklären. Ist keine Aufforderung erfolgt, so erlischt das Vorkaufsrecht binnen der gewöhnlichen Verjährungsfrist durch Nichtgebrauch. Diese Verjährung nimmt bei Grundstücken und Gerechtigkeiten, die in das Hypothekenbuch eingetragen sind, in allen Fällen ihren Anfang mit dem Tage, da der erste Kauf in das Hypothekenbuch eingeschrieben ist. Ist das Vorkaufs- und Rückforderungsrecht selbst in das Hypothekenbuch eingetragen worden, so kann dasselbe durch den bloßen Nichtgebrauch nicht erlöschen.

Das Vorkaufs- oder Näherrecht bei Familiengütern ist jetzt bloß dann noch zulässig, wenn es in dem Hypothekenbuche eingetragen ist. Wenn nicht besondere Gesetze oder Verträge ein Anderes bestimmen, so gilt darüber Folgendes. Es erstreckt sich bloß auf solche Güter, welche schon von zwei Mitgliedern der Familie, ungerechnet den gegenwärtigen Veräußerer, besessen worden sind. Es findet nur statt, wenn die Veräußerung an ein nicht zur Familie gehöriges Mitglied erfolgt, und kann von weiblichen Mitgliedern nicht ausgeübt werden. Unter den männlichen Mitgliedern richtet sich das Befugniß zur Ausübung nach der Ordnung der gesetzlichen Erbfolge. Unter mehreren gleich nahen Verwandten hat derjenige den Vorzug, welcher sich bei dem Richter zuerst meldet. Melden sich mehrere zugleich, so entscheidet das Loos. Wenn ein näherer Verwandter das Recht nicht ausüben will oder kann, so übt es der entferntere aus, und es haben sich daher auch die entfernteren binnen der gesetzlichen Verjährungsfrist bei Verlust ihres Rechtes zu melden. Nur wenn bei der nothwendigen Subhastation eines Familiengutes Jemand aus der Familie bietet, so geht durch den an ihn erfolgten Zuschlag das Näherrecht, wenn es nicht ein anderes Familenglied ausübt, verloren. Ist ein Gut einmal aus der Familie herausgegangen und das Näherrecht erloschen, so lebt dieses nachmals nicht wieder auf, wenn auch das Gut wieder an ein Familienglied käme, es müßte denn Letzteres geschehen, noch ehe der fremde Erwerber seinen Besitztitel in das Hypothekenbuch hat eintragen lassen.

Auf Güter, die ehemals zusammengehört haben, ingleichen wegen der bloßen Nachbarschaft und Lage, findet nach dem Allgemeinen Landrecht kein Vorkaufs- oder Näherrecht statt. Wenn jedoch ein zu einem ganzen Gute gehörendes einzelnes Grundstück von

den Grundstücken eines anderen Gutes dergestalt eingeschlossen oder mit ihnen vermischt liegt, daß aus dieser Lage zwischen den beiderseitigen Besitzern leicht Uneinigkeit und Prozesse entstehen könnten, so steht dem Besitzer des andern Gutes, wenn ein solches Grundstück verkauft wird, ein Vorkaufsrecht daran zu, und es muß der Besitzer eines solchen Grundstückes dieses dem Besitzer des andern Gutes zum Kaufe antragen. Dieser kann auch, wenn den Gesetzen zuwider das Grundstück an einen Dritten verkauft worden ist, dieses binnen 6 Monaten nach der Uebergabe gegen Erstattung des dafür gezahlten Preises zurückfordern.

An allem von den beliehenen Bergwerkseigenthümern gewonnenen Golde und Silber hat der Staat ein Vorkaufsrecht.

Will von mehreren Schiffsrhedern einer seine Schiffspart verkaufen, so steht den übrigen ein gesetzliches Vorkaufsrecht zu, sie müssen sich aber bei Verlust ihres Rechts binnen drei Tagen, nachdem ihnen die gehörige Bekanntmachung geschehen ist, erklären, ob sie den Vorkauf wollen oder nicht.

Dem Zehntpflichtigen gebührt weder bei dem Verkauf der Zehntfrüchte noch bei der Verpachtung des Zehntrechts ein Vorkaufsrecht oder Näherrecht. Eben das gilt, wenn das Zehntrecht mit dem Gute oder Grundfrüchte, worauf es haftet verkauft wird. Wenn dagegen das Zehntrecht über eine ganze Feldflur oder auch über einzelne in derselben gelegene Grundstücke für sich allein verkauft werden soll, so kommt im ersteren Falle der Gemeinde, so wie im letztern Falle dem Besitzer des pflichtigen Grundstücks das Vorkaufs- oder Näherrecht zu.

Im österreichischen Recht ist das Vorkaufsrecht in der Regel persönlich, in Rücksicht auf unbewegliche Güter kann es aber durch Eintragung in die öffentli-

chen Bücher in ein dingliches verwandelt werden. Ein gesetzliches Vorkaufsrecht giebt es in Oesterreich nicht, insbesondere hat der Obereigenthümer auf das Vorkaufsrecht ohne ausdrückliche Bedingung keinen Anspruch. Das Vorkaufsrecht kann weder einem Dritten abgetreten, noch auf die Erben des Berechtigten übertragen werden. Es muß bei beweglichen Sachen binnen 24 Stunden, bei unbeweglichen binnen 30 Tagen nach der geschehenen Anbietung ausgeübt werden. Im Falle einer gerichtlichen Feilbietung der mit dem Vorkaufsrecht belasteten Sachen hat dieses keine andere Wirkung, als daß der Berechtigte, dessen Vorkaufsrecht den öffentlichen Büchern einverleibt ist, besonders zur Feilbietung vorgeladen werden muß.

Vorkeim, in der botanischen Terminologie, so viel als Proëmbryon.

Vorkind, ein Kind erster Ehe.

Vorkirche, so viel als Vorhalle.

Vorkistung, die Verstärkung der Dossirung eines Deiches, welcher schon beschädigt oder doch der Beschädigung sehr ausgesetzt ist. Man macht die Verstärkung aus Lagen von Buschholz und füttert sie mit Erde, Mist, Heide oder Stroh aus.

Vorklage, in der Rechtswissenschaft, 1) eine vorläufige Klage über eine Sache, ehe man wegen derselben gefragt oder zur Rede gesetzt wird; 2) eine Klage, wenn von dem Beklagten eine Gegenklage angestellt wird.

Vorkopf, 1) (caput succedaneum, in der Geburtshülfskunde), die Anschwellung, welche sich bei der Geburt an dem vorliegenden Kindestheile, meistens daher am Kopfe, bildet, beim lebenden Kinde bei jeder Wehe immer wächst und härter wird; ist bedingt durch Anhäufung von Blut in dem vorliegenden Theile. Der Vorkopf ist oft beträchtlich groß und läßt sich durch Druck nicht vermindern; man fühlt

durch ihn keinen Rand eines Knochens; er verliert sich von selbst nach der Geburt oder durch Anwendung zweckmäßiger Mittel. 2) Beim Zimmermann, der Theil eines Stück Bauholzes, welcher vom Ende desselben bis zum ersten Zapfenloche geht 3) In der Forstwissenschaft, so viel als Vorholz.

Vorkost, so viel als Voressen: Hülsenfrüchte, Grauppen, Grütze, alle Sorten Mehl u. s. w. Daher Vorkosthandlung.

Vorladung, s. Prozeß.

Vorläufer, 1) beim Vogelfang, so viel als Läufer; 2) eine Sache oder Begebenheit, welche vor einer andern gewöhnlich vorhergeht und also die Annäherung der letztern vermuthen läßt; 3) im Hüttenwesen, so viel als Fürläufer; 4) bei dem ehemaligen Selbstschmelzen der Gewerke der Steiger, welcher die Beschickung der Erze besorgt; 5) ein eiserner Krug, welcher beim Läutern des Schwefels gebraucht wird; er hat oben ein Loch, in welches der Schnabel der Vorlage geleitet wird, und unten ebenfalls ein Loch, welches mit einem hölzernen Zapfen verschlossen werden kann; 6) so viel als Vorboten.

Vorläufig, 1) überhaupt was einer Sache vorhergeht; 2) was vor der Hauptsache und in Bezug auf dieselbe, aber im Allgemeinen oder in geringerem Grade geschieht.

Vorlage, 1) beim Branntweinbrenner ein kleines Faß, in welches der zuerst tropfenweise abfließende Lutter gesammelt wird. 2) In der Chemie, ein Gefäß, welches vor der Retorte, dem Kolben, der Destillirblase angebracht wird und dazu dient, die übergetriebene Flüssigkeit aufzufangen. In dieser Absicht ist es häufig nöthig, die Vorlage mit nassen Tüchern kühl zu erhalten. 3) So viel als Relaispferde. 4) Im Maschinenwesen, so viel als Vorgelege. 5) Im Bauwesen, der an der äußern Seite eines Gebäudes

befindliche Theil, welcher etwas weiter herausgebaut ist, als die übrigen Theile. Die Vorlage bekommt die ganze Höhe des Hauses und geht bis unter das Dach; sie kann viereckig oder rund sein, im erstern Falle wird sie gewöhnlich mit einem Fronton verziert. Gebäude mit einer langen Façade erhalten mehrere Vorlagen. Eine einzige Vorlage wird in die Mitte des Hauses gestellt, zwei Vorlagen nahe an beide Enden desselben; bei drei Vorlagen kommt eine in die Mitte und zwei an die Enden. Man giebt den Vorlagen gewöhnlich mehr Verzierungen, als den zurückliegenden Theilen. 6) Beim Drechsler, an der Drehbank ein bewegliches Stück zwischen der Decke und dem Richtstock, welches in einem Einschnitte verschoben, aber an jeder beliebigen Stelle festgeschraubt werden kann; auf demselben ruht das Dreheisen bei der Arbeit. 7) Im Deichwesen, so viel als Vorkistung.

Vorlagerung, in der Chirurgie, so viel als Bruch.

Vorlandsbuhnen, so viel als Fangbuhnen.

Vorlastiges Schiff, ein Schiff, welches am Vordertheil zu schwer gebaut ist.

Vorlaß, 1) so viel als Federspiel; 2) so viel als Vorkauf; 3) s. Wein.

Vorlauf, 1) (Vorsprung, Sprit), der starke Branntwein, welcher beim Weinen des Lutters zuerst übergeht; 2) so viel als Vorlaß 3).

Vorlaufen, im Hüttenwesen, das nöthige Erz, Zuschläge ꝛc. in Laufkarren zu den Schmelzöfen fahren; daher Vorläufer, die Hüttenleute, welche dies verrichten.

Vorlaut, 1) von einem Menschen, der voreilig, zu früh oder auch da spricht, wo er Andern das Wort lassen sollte; 2) in der Jägersprache, so viel als Freilaut.

Vorlegelöffel, s. Löffel.

Vorlegemesser, ein großes Messer, womit das aufgetragene Fleisch tranchirt wird. Wird es bloß gebraucht, um das Fleisch in dünne Scheiben zu schneiden, so muß es dünn und breit sein; will man aber Geflügel, Hasen u. dgl. damit zerlegen, so muß es einen starken Rücken haben. Man hat dazu meist noch eine große Gabel (Vorlegegabel), mit welcher das Fleisch beim Zerschneiden festgehalten wird.

Vorlegewage, eine Wage zum Vorlegen an den Wagen oder an ein Geschütz, um Vorspann daran anzubringen.

Vorlegewerk, so viel als Vorgelege.

Vorlese, 1) der Anfang der Weinlese; 2) das Recht, seinen Wein früher zu lesen als Andere, da in dieser Hinsicht in den meisten weinbauenden Ländern eine bestimmte Zeit festgesetzt ist.

Vorlesen, in Gegenwart eines Andern etwas laut und für diesen verständlich lesen. Fürstliche Personen haben häufig Vorleser oder Vorleserinnen, deren Geschäft hauptsächlich darin besteht, aus Büchern zur Unterhaltung vorzulesen.

Vorleser, s. Vorlesen.

Vorlesung, 1) Mittheilung eines Schriftwerkes von Einem (Vorleser, Lector) an eine Gesellschaft; 2) (Praelectio) auf Universitäten der Unterricht, welchen die akademischen Lehrer den Studenten ertheilen; 3) Unterricht, der über eine einzelne Wissenschaft auf diese Art und in einem gewissen Zeitraume gegeben wird.

Vorliegen, 1) im Jagdwesen, s. Dachshund; 2) von Bienen, wenn sie in dichten Haufen vor dem Flugloche sitzen; es geschieht besonders beim Anfall von Raubbienen, zur Zeit des Schwärmens und an sehr heißen Tagen, vorzüglich wenn es in den Bienenstöcken an Raum mangelt.

Vorliegende Gänge, bis zu welchen die Arbeiter noch nicht gelangt sind.

Vorliegende Werke, in der Kriegswissenschaft, die vor dem gedeckten Wege der Festungen, meist am Fuße des Glacis liegenden Werke, die mit jenem in Verbindung stehen und hauptsächlich von den dahinter liegenden Außenwerken, so wie vom Hauptwalle bestreichende und meist auch innere Vertheidigung erhalten. Es sind entweder einzeln liegende oder auch selbst ganze Befestigungsfronten zusammenhängend umschließende Werke. Sie werden häufig da angewendet, wo die Beschaffenheit des Terrains eine weitere Ausdehnung der Hauptbefestigung nicht zuläßt, und es doch nützlich werden kann, einen Terrainpunkt mit in die Befestigung zu ziehen, der sonst dem Feind für seinen Angriff Vorschub leisten würde. Auch gebraucht man sie noch hauptsächlich, um durch sie schwache Theile der Festung zu verstärken. Sie sollen dann den Feind zwingen, entweder sich ihrer erst zu bemeistern, ehe die dahinter liegenden Werke angegriffen werden können, oder ihn nöthigen, seinen Angriff gegen eine andere Seite der Festung zu richten, wo sie ihm dann aber auch noch in seinen Belagerungsarbeiten sehr hinderlich werden können. — Aus diesen verschiedenen Bestimmungen können nun auch die Grundsätze abstrahirt wrrden, welche bei ihren Anlagen leiten müssen. Einen offensiv-defensiven Charakter müssen alle die vorliegenden Werke erhalten, welche auf einer Angriffsfronte vorgeschoben werden, um diese unmittelbar zu verstärken. Sie haben dann alle die Bedingungen eines Reduits zu erfüllen, so wie bei ihnen auch noch eine sichere Verbindung mit den rückwärts liegenden Werken unerläßlich ist. Die auf eine strenge Defensive berechneten befinden sich nicht unmittelbar vor der Angriffsfront, welcher sie zur Unterstützung dienen sollen. Bei ihnen ist die

Armirung mit bedeutenden Geschützbatterien, die Unterbringung der Mannschaft und Munition in bombensichern Räumen, und absolute Sturmfreiheit das Haupterforderniß, die Verbindung mit den rückwärts liegenden Festungstheilen dagegen mehr Nebensache. Gestalt und Defilement bestimmt sich übrigens bei beiden Arten der vorliegenden Werke, theils durch das Terrain, theils wird es von den obwaltenden Umständen vorgeschrieben, vorzüglich wo es darauf ankommt, eine tüchtige Bestreichung zu erlangen. Zu diesem Zwecke muß man namentlich darauf sehen, daß sich ihr Feuer mit dem der hinterliegenden Werke auf dem Vorterrain kreuzt. Je weiter es außerdem die Umstände gebieten, sie vorzulegen, je unabhängiger werden sie, je dringender wird es aber auch, ihnen Selbstständigkeit und namentlich Sturmfreiheit zu geben. Da beides aus dem zusammengesetzten Verhältniß der Höhe der Wälle und ihrer Bestreichung erwächst, so folgt daraus, daß ihre Wälle mit der Entfernung an Höhe zunehmen müssen, und daß man die sich vermindernde Wirksamkeit ihrer Bestreichung von rückliegenden Werken dadurch zu ersetzen suchen muß, daß man ihnen theils durch ihre Umrißform — mittelst Flanken — theils durch Verstärkungsmittel — Kaponieren und Reduits — Selbstbestreichung und innere Vertheidigung zu verschaffen. Wo sie ihre Bestreichung aber lediglich von den hinterliegenden Werken beziehen, ist es einleuchtend, daß sie diese nie maskiren dürfen und daß bei ihrer Lage und Formanordnung auf die Bestreichung ihrer äußeren Linien, insbesondere aber auch auf die ihres Innern Rücksicht zu nehmen ist, um dem in dieser Nähe sehr gefährlichen Feinde jede Deckung nach ihrer Eroberung zu nehmen.

Die Grundgestalt, oder die am häufigsten gebrauchte, der einzeln vor einer Angriffsfront zu ihrer Verstärkung angebrachten Werke, ist die der Flasche

oder die der Lunette; doch hat in neueren Zeiten eine der Polygonalbefestigung sich anschließende auch Anwendung gefunden. Man hat sie mit oder ohne gedeckten Weg eingerichtet, welcher immer da von Nutzen sein wird, wo man hoffen darf, den Feind zu einem regelmäßigen Angriff auf sie zwingen zu können. Ihre Lage findet man vor den ausspringenden oder eingehenden Winkeln des Glacis, und ihre nach dem gedeckten Wege zugekehrte Kehle muß, um eine gänzliche Sturmsicherheit zu erlangen und dabei doch nicht die Vertheidigung des Innern von dem Geschütze des Hauptwalles zu verlieren, durch eine krenellirte Maner, oder in ihrer Ermangelung, durch eine Palliſadirung geschlossen sein. Um von diesen Werken aus die Offensive gegen die feindlichen Angriffsarbeiten besonders zu begünstigen, ist es auch schon vorgeschlagen worden, den hinter der Kehle herumgeführten Graben in ein Glacis en contrepente auslaufen zu lassen. Die Verbindnng mit den Werken rückwärts anlangend, so kann sie ober- oder unterirdisch stattfinden; am besten auf beide Arten zugleich. Die oberirdische Verbindung erhält man gewöhnlich durch doppelte Koffers, die vom gedeckten Wege ausgehend in der Kehle münden, wobei auf ihre Bestreichung, zugleich aber auch auf eine Deckung ihrer Oeffnung nach dem gedeckten Wege gegen feindliche Geschosse Rücksicht zu nehmen ist. Unterirdische Communicationen findet man meist, wenn Minengallerien vorhanden sind, wozu denn eine Communicationsgallerie dient, die im Innern des Werkes oder in dessen Minengallerien ausmündet. Außer diesen jetzt beschriebenen, einzeln liegenden Werken gehört in diese Kategorie auch der zweite gedeckte Weg. Gewöhnlich wird er in Verbindung mit einem Vorgraben angewendet, und entsteht dann, wenn dieser von einem abgerückten Glacis umgeben wird. Dieses vorliegende

Werk hat die Bestimmung, den Zweck des ersten gedeckten Weges zu verdoppeln, indem er zuerst dessen Stelle in der Vertheidigung übernimmt. Seine Beschaffenheit muß mithin auch ganz analog mit jenem sein, und es gehört sonach dieses Werk zwar zu den offensiv-devensiven, jedoch ist es für die Offensive, wegen seines Zusammenhanges, beschränkender, als die vorher beschriebenen isolirt liegenden Werke angebracht, um theils die feindlichen Belagerungsarbeiten in der Flanke, ja selbst im Rücken zu bedrohen, und den Feind ebenfalls zu nöthigen, diese Werke erst zu erobern, ehe er mit seinen Angriffsarbeiten zwischen ihnen durchgehen kann. Sturmsicherheit und möglichst erhöhte Widerstandsfähigkeit sind Hauptbedingungen für sie. Man erfüllt diese Bedingungen theils durch ihre Lage auf unzugänglichen Terrainstellen, wie z. B. durch eine Lage in Moraſt, in einer Ueberschwemmung, an einem Felshange u. dgl., theils durch eine bedeutende und wohlbedeckte Geschützarmirung. Da die Räume für die Anlage solcher Befestigungen oft sehr beschränkt, und sie selbst nur für eine strenge Devensive bestimmt sind, so erscheinen Kasemattirungen hierzu am geeignetsten.

Vorling, Ackermaß im Hannöverschen, hält 60 Quadratruthen à 16 Quadratfuß.

Vorlippen, s. Mund.

Vorluke, im Seewesen, s. Luke.

Vormäher, auch Vormähder, derjenige, welcher beim Mähen des Getreides den übrigen Mähern vorangeht.

Vormagen, 1) s. Magen. 2) In der Ornithologie, so viel als proventiculus.

Vormann, 1) der vor uns in denselben Verhältnissen gewesen ist; — 2) der in ein einer Reihe oder dem Range nach unmittelbar vor einem Andern ist; — 3) ein Schiff, das vor einem andern segelt, besonders das erste der sogenannten Beistänber, die einem Flag-

gesnchiffe beigegeben sind; — 4) Vormann in einem Boot, der vorderste Rojen an jeder Seite, nach dessen Schlage mit dem Rieme sich die übrigen richten, um zu reisen; 5) in Halle die Träger der Soole, welche die Schicht oder die Arbeit beginnen; — 6) die einen Wechsel indossirt haben, ehe er in des Inhabers Hände kam.

Vormars, der Mastkorb am Fockmast.

Vormarsrahe, s. Rahe.

Vormarsch, deutet eigentlich nur die Marschrichtung an, wie Rückmarsch, Seiten- und Flankenmarsch. Der Vormarsch kann in jeder beliebigen Ordnung geschehen, ist aber als Angriffsbewegung von besonderer Wichtigkeit, namentlich bei der Kavallerie, welche mehr in der Bewegung, als im Waffengebrauche stehenden Fußes ihre Stärke zu suchen hat. Die Bedingungen der Ausführung eines guten Vormarsches in Linie und Colonne sind in jedem Exercierreglement zu lesen. Anders verhält es sich mit dem schlagfertigen Vormarsche großer Truppenkorps oder ganzer Armeen. Zur Zeit der Linientaktik geschah die Treffenweise in zusammenhängender Linie, doch fing man schon im siebenjährigen Kriege an, die Treffen in kleinen Colonnen zu formiren, um den örtlichen Hindernissen leichter ausweichen zu können. Gegenwärtig rücken fast alle Regimenter in geschlossenen Colonnen vor, und entwickeln sich nur, wenn das feindliche Geschützfeuer zu mörderisch ist, oder ein stärkerer Waffengebrauch beim Angriff nöthig erachtet wird, als ihn die Colonnenform gestattet.

Vormarssegel, s. Segel.

Vormaß, 1) s. Aichen; — 2) das Maß, nach welchem die Bleche beschnitten werden.

Vormast, so viel als Fockmast.

Vormauer, 1) eine Mauer, oder überhaupt ein Gegenstand, welcher zum Schutz, zur Sicherheit, zur Ab-

haltung dient; — 2) so viel als Futtermauer; — 3) die Mauer, welche die Vorderseite bildet.

Vormeister, so viel als Obermeister.

Vormela (Säugethiere), bei Agricola so viel als Wormlein, Mustela sarmatica; s. Vierfüßler.

Vormerken, 1) im Voraus bemerken oder anmerken; — 2) in Schuldensachen die von der Obrigkeit eines Schuldners und auf Ansuchen des Gläubigers geschehende Niederschrift, wie viel der Letztere bei dem Ersteren zu fordern habe, um bei anderweitigen Schuldklagen gegen denselben Schuldner darauf Rücksicht zu nehmen, auch wohl dem vorgemerkten Gläubiger einen Vorzug zu gewähren. Das Vormerken ist eine Art Consens der Obrigkeit ohne die Weitläuftigkeit und Kostspieligkeit desselben, gewährt aber nicht völlige Sicherheit, sondern nur einen Vorzug.

Vormia, in der Botanik, nach Adanson, Untergattung von Selago L.

Vormittag nennt man 1) die Tageszeit von Mitternacht bis Mittag; 2) die letzten Stunden zunächst vor der Mittagszeit.

Vormund, 1) s. Vormundschaft; — 2) der Verwalter des Kirchenvermögens oder einer frommen Stiftung, auch wohl Schutzherr derselben; — 3) ein Gemeindevorsteher.

Vormundschaft, ist im Allgemeinen die Pflicht der Fürsorge für solche Personen, welche wirklich oder nach der rationellen Ansicht der Gesetze unfähig sind, selbst für sich oder für ihr Vermögen zu sorgen. Der Inbegriff aller darüber stattfindenden Rechtsprinzipien ist das Vormundschaftsrecht. Die Römer unterscheiden Tutel (tutela) und Kuratel (curatela, cura), je nachdem ein Vormund dem Unmündigen gegeben wurde, der sui juris, d. h. nicht mehr unter väterlicher Gewalt war, wo nun der Vormund die unvollständige Persönlichkeit durch seine Autorität er-

gänzen mußte, oder je nachdem dies nicht möglich oder nicht nöthig war. Dies Letztere ist das Merkmal von der Kuratel, tritt also zuweilen, jedoch nur selten, auch bei Unmündigen ein, während sie, außer bei Unmündigen, überall, wo der Fall der Vormundschaft war, statt hatte, also bei Minderjährigen, Wahnsinnigen, Verschwendern ꝛc. Vormünder der ersten Art hießen Tutores, die der letzten Curatores. Den Deutschen war der Unterschied zwischen minderjährigen, aber mündigen, und unmündigen Menschen unbekannt, sonach kannten sie auch den Unterschied von Tutel und Curatel nicht, und wir haben für beide den Ausdruck Vormundschaft. Nach heutigem Rechte ist kein Unterschied zwischen Bevormundnng der Unmündigen und Minderjährigen. Beiden müssen von der Obrigkeit Vormünder gegeben, bis sie zu ihren vogtbaren Jahren gekommen sind. Daher sind denn alle Geschäfte eines Minderjährigen, ohne Einwilligung eines Vormundes geschlossen, ungültig. Uebrigens wird von erreichter Mündigkeit an das Rechtsverhältniß zwischen dem Minderjährigen und Vormund nach den Grundsätzen der römischen Curatel beurtheilt. Die Vormundschaft soll die väterliche Gewalt ersetzen, ist ein öffentliches Amt und daher an das Individuum gebunden, welchem sie übertragen ist, so daß dieses über die diesfallsigen Geschäfte durch Uebertragung an Andere nicht eigenmächtig disponiren kann. Zur Prozeßführung, wozu der Vormund in der Regel die Erlaubniß der Obervormundschaft, d. i. der Behörde, die ihn bestellte (venia agendi), haben muß, wenn nicht von Einklagung ganz liquider Forderungen die Rede ist, und zu allen solchen Geschäften, wozu besondere Sachkenntniß erfordert wird, kann er einem Sachverständigen Auftrag ertheilen. In dieser Hinsicht unterscheidet man: Actor, Prozeßbevollmächtigten des Vormundes, Administrator tutelae, der zu

allen Geschäften der Vormundschaft, außer Prozeßführung, von der Obrigkeit dem, durch Kränklichkeit und Alter von eigener Vormundschaftsverwaltung abgehaltenen Vormund, ohne des Letzteren Gefahr gesetzt wird, Adjutor tutelae, der ebenso, jedoch auf Gefahr des Vormundes, bestellt wird.

Die Vormundschaft wird entweder durch das Gesetz, oder durch den Richter, oder durch Privatwillen, und zwar Letzteres entweder durch Testament, oder auch selbst durch Vertrag (dies bloß nach deutschem Rechte) übertragen, und wird danach eingetheilt in tutela vel cura legitima, dativa, testamentaria, pactitia. Wem in dieser Art und Weise eine Vormundschaft angetragen wird (delatio tutelae vel curae), der hat die Bürgerpflicht, sie zu übernehmen, wenn ihm nicht eine oder mehrere Entschuldigungen gegen Uebernahme der Vormundschaft (excusationes tutelae vel curae) zur Seite stehen.

Diese sind: 1) nothwendige (excusationes necessariae), d. h. solche, bei deren Existenz Diejenigen, für die sie sprechen, nicht Vormünder werden dürfen, wenn sie auch wollen; nämlich alle die Eigenschaften, bei denen Jemand kein öffentliches Amt verwalten kann, daher Minderjährige, Weiber (mit Ausschluß der Mütter und Großmütter), Wahnsinnige, Verschwender, Blinde, Taubstumme, so Kranke, daß sie nicht einmal ihre eigenen Geschäfte besorgen können (nach römischem Rechte Nichtbürger); ebenso unfähig zur Vormundschaftsführung sind auch Diejenigen, von denen sich eine gewissenhafte Verwaltung der Vormundschaft nicht erwarten läßt, also ungewisse Personen (personae incertae, personae ignotae), d. h. solche, von denen der Testirer zur Zeit der Testamentserrichtung keine genaue Kenntniß, bloß eine undeutliche Vorstellung (incerta opinio) hatte, dann diejenigen, welche sich zur Vor-

mundschaft drängen, ja, um dazu zu gelangen, Geld geben wollten, oder wirklich gegeben haben, bereits bestrafte Verbrecher und solche, welche schon eine Vormundschaft schlecht verwaltet haben, welche gegen den Mündel oder dessen Eltern offenbare Feindschaft hegen, deren Zulassung zur Vormundschaft die Eltern in ihrem letzten Willen ausdrücklich verboten haben, Gläubiger und Schuldner des Pupillen; ferner auch wegen besonderer Verhältnisse, z. B. Juden rücksichtlich der Vormundschaft über Christen, und der Ehemann rücksichtlich der Altersvormundschaft, oder einer sonstigen förmlichen Verwaltungsvormundschaft, betreffs seiner Frau. Darunter ist also die Geschlechtsvormundschaft oder kriegerische Vormundschaft (weil der Vormund sie im Rechtskrieg vertheidigt) nicht zu verstehen. Endlich sind auch noch von der Vormundschaft ausgenommen Diejenigen, welche in solchen Amts- oder Pflichtverhältnissen stehen, daß bei Verbindung der Vormundschaft mit diesen Eines oder das Andere darunter leiden müßte, daher Soldaten, Mönche, Bischöfe.

2) Die freiwilligen Entschuldigungsgründe (excusationes voluntariae), d. h. diejenigen, deren sich der zur Vormundschaft Berufene bedienen kann, um davon frei zu werden, wenn er will. Sie bestehen in dem diesfallsigen Privilegium für gewisse Aemter nach römischem Rechte, welches jedoch, da diese Aemter ganz in diesem Maße jetzt beinahe nirgends bestehen, auch jetzt beinahe durchgängig streitig ist; dann, wegen der aus der Vormundschaft für manche Personen entstehenden zu großen Beschwerde, — dahin der Umstand, wenn Jemand schon die Vormundschaften übernommen hatte, ferner große Armuth, Krankheit, hohes Alter (nach richterlichem Ermessen, nach Landesgesetzen häufig 60 Jahre), Unkunde im Lesen und Schreiben. In gewissen Bezie-

hungen finden noch besondere Entschuldigungsgründe statt, nämlich wegen der Entfernung des Aufenthaltsorts des Vormundes von dem Ort, wo der Vormund bestellt werden soll, wohin auch die Veränderung des Wohnorts gehört. Doch kann der Vormund, wenn ein Theil der Güter des Mündels auswärtig liegt, verlangen, daß zu deren Verwaltung ein besonderer Vormund bestellt werde. Die obigen Entschuldigungen des römischen Rechts können bei ganz veränderten Civilisationsverhältnissen keine Anwendung mehr finden.

Gewissen Personen steht die Verpflichtung und bezüglich die Berechtigung zu, um Bestellung eines Vormundes für Andere zu bitten, und einen solchen in Vorschlag zu bringen. Verpflichtet sind die Mütter und die Großeltern, der bisherige Vormund und dessen Erben. Nur wenn diese ihre Pflicht nicht thun und auf Erinnerung anderer Verwandten und Verschwägerten — selbst auch nur Freunde der Eltern, Erzieher der Jugend, Gläubiger, Legatare und solcher, die wegen rechtlicher Verhältnisse zu den Pupillen bei dessen Bevormundung betheiligt sind — sich nicht dazu bewegen lassen, haben alle diese Personen das Recht der Erbittung und Vorschlagung der Vormünder (petere tutores). Die verpflichteten Verwandten aber verlieren bei Vernachlässigung der erwähnten Pflicht ihr Intestaterbrecht zu Gunsten der nächsten Verwandten, der zeitherige Vormund aber muß für den aus der Unterlassung entstehenden Schaden haften, und die erwähnten Erben müssen die Zinsen des ungenutzt liegen bleibenden Geldes bezahlen.

Diejenigen Vormünder, welche mit Uebernahme der Vormundschaft zaudern, nachdem ihnen die Ernennung dazu und die eintretende Nothwendigkeit des Antritts der Vormundschaft bekannt gemacht geworden ist, müssen den daraus entstehenden Nachtheil

tragen, und solche, welche sich ohne gerechte Ursache der Vormundschaftsübernahme weigern, können durch Disciplinarstrafen dazu angehalten werden. Die Pflicht der Vormünder ist verschieden, je nachdem sie selbst in Bezug auf ihre Wirksamkeit entweder verwaltende Vormünder (tutores gerentes) sind, d. h. diejenigen, welche die Vormundschaft selbst verwalten, oder Ehrenvormünder, tutores honorarii, tutores honoris causa dati), d. h. solche, die, ohne selbst an der Verwaltung Theil zu nehmen, über die verwaltenden Vormünder die Aufsicht führen, oder tutores notitiae gratia dati, welche, wegen ihrer Kenntniß von den Angelegenheiten des Pupillen, dazu angestellt sind, um den verwaltenden Vormündern zur Seite zu stehen und ihnen die nöthige Auskunft, Rath und Belehrung zu geben. Ist die Besorgung der Tutel Mehreren zugleich übertragen, so daß sie gemeinschaftlich haften, wenn sie auch nicht gemeinschaftlich das Mündelgut verwaltet haben, so sind dies Gesammtvormünder (Contutores). Dies ist aber nicht der Fall, wenn Vormünder für einzelne Branchen ernannt sind, z. B. Lehensvormünder, Vormünder für die entfernter liegenden Grundstücke, Theilungsvormünder, d. h. solche, die bloß ernannt werden, um bei der Erbtheilung die Rechte des Mündels zu vertreten, worauf sie das Erbtheil desselben einem verwaltenden Vormunde zur ferneren Verwaltung übergeben. „Tutores et curatores loco domini habentur“ (Vormünder repräsentiren die Stelle des Eigenthümers), ist der Grundsatz, auf dem die gesammten Befugnisse der Vormünder beruhen. Doch ist dies nur so zu verstehen, daß der Vormund alle Handlungen vornehmen kann, die durch Bevollmächtigte versehen werden können, und daraus gehen sämmtliche Verwaltungspflichten hervor. Bei Veräußerungen der Immobilien, welche

in der Regel nur auf Erlaubniß der vorgesetzten Behörde (des Obervormundes) geschehen können, müssen die gesetzlichen Solennien der Subhastation beobachtet werden.

Sofort nach Ernennung des Vormundes und nach Annahme der Vormundschaft muß der Vormund sich bei dem Gerichte bestätigen lassen. Die Verpflichtung geschieht jetzt gewöhnlich nicht mittelst förmlichen Eides, sondern bloß mittelst Handschlags. Gemeinrechtlich muß der Vormund noch eine besondere Caution durch Bürgen (satisdatio rem pupilli vel adolescentis salvam fore) bestellen; particularrechtlich fällt diese häufig weg, wogegen gewisse Qualitäten, z. B. ausreichende Angesessenheit der Vormünder und gewisse Vorkehrungen, z. B. Deposition aller nicht erweislich verwendeten oder ausgeliehenen Gelder, landesgesetzlich vorgeschrieben sind, bei denen man eine besondere Caution für überflüssig hält. Hiernächst muß der verwaltende Vormund ein Inventarium über das Vermögen seiner Pflegebefohlenen errichten, welches die Grundlage für die künftige Vormundschaftsrechnung bildet. Im Uebrigen hat nun der Vormund bei Minderjährigen, besonders bei Unmündigen, aber auch bei Wahnsinnigen und bei der Cura ventris a) für die Person des ihm anvertrauten Pflegebefohlenen dieselbe Sorgfalt zu beobachten, die ein sorgfältiger Vater haben muß. Er muß also alle alle nöthigen Mittel zur Erhaltung, Beförderung und, wo es nöthig ist, Herstellung der Gesundheit, so weit es irgend die Kräfte des Vermögens des Pflegebefohlenen zulassen, anwenden, und in der letztern Ermangelung diejenigen, die zur Verschaffung der diesfalls nöthigen Mittel verpflichtet sind, dazu anhalten, oder geeigneten Falles durch die Obrigkeit dazu anhalten lassen. Eben so muß er rücksichtlich der Erziehung bei Minderjährigen verfah-

ren, und dafür sorgen, daß sie eine standesmäßige Erziehung erhalten. Endlich liegt dem Alters- und Verstandesvormund besonders die Pflicht des Schutzes und der Vertheidigung des Pflegebefohlenen und dessen Vertretung vor Gericht ob. b) Rücksichtlich des Vermögens des Pflegebefohlenen hat er die Verwaltung und diesfallsige Rechnungsablegung.

Nach beendigter Vormundschaft muß der Vormund, wenn der Pflegebefohlene noch nicht selbst sein Vermögen verwalten kann, dessen Obrigkeit um Bestellung eines Vormundes zur Prüfung der Rechenschaftsablegung über die zeither geführte Vormundschaft bitten, und diese Rechenschaftsablage bewirken, wovon Ablegung der letzten Rechnung eine Hauptsache. Er muß dann das gesammte Vermögen des Mündels herausgeben. Gegen den Vormund, der falsche Rechnung abgelegt und Vermögen des Pupillen unterschlagen hat, giebt das römische Recht die actio rationibus distrahendis, welche auf doppelten Ersatz dessen geht, was der Vormund unterschlagen hat. Die Hauptklage aber gegen einen Vormund, der nicht allen seinen Pflichten genügt hat, ist die Vormundschaftsklage (actio tutelae directa, actio tutelae, tutelae judicium, arbitrium tutelae), auf Ablegung der Vormundschaftsrechnung, Herausgabe des Vermögens des Pflegebefohlenen und Ersatz des verantwortlich zugefügten Schadens. Ist der Vormund ungehorsam bei Herausgabe des Vermögens und weigert sich deren, so findet gegen ihn das Juramentum in litem statt. Auch hat der Pflegebefohlene eine Generalhypothek an dem gesammten Vermögen des Vormundes. Subsidiarisch haften für den Vormund seine Erben, jedoch nur für seine dolus und culpa lata, allein für culpa levis bloß wenn der Prozeß gegen ihn schon vor seinem Tode anhängig war; dann seine Bürgen, weiter der

Ehrenvormund, wenn er es an der gehörigen Aufsicht fehlen ließ, und den verwaltenden Vormund nicht der Obrigkeit als suspect anklagte, endlich den Obervormund. Diejenige Obrigkeit nämlich, welche den Vormund zu bestätigen hatte, von diesem sich Rechnung ablegen lassen und den Vormund überhaupt beaufsichtigen muß, heißt die Obervormundschaft, der Obervormund. Diese Behörde, welche gewöhnlich eine Behörde erster Instanz ist, steht unter der Behörde zweiter Instanz, bei welcher sie in der Regel über alle wichtigen vormundschaftlichen Angelegenheiten sich Verhaltungsbefehle einholen, an die sie namentlich nach den meisten Landesgesetzen zu gewissen Zeiten, z. B. jährlich an einem bestimmten Tage, über die, bei ihr anhängigen Vormundschaften und deren Stand zusammen Bericht, häufig in tabellarischer Form, Vormundschaftstabellen, einsenden muß. Dies die Oberaufsicht führende Collegium besteht entweder bloß zu diesem Zwecke, Oberpupillencollegium, Pupillencollegium, Vormundschaftscollegium, oder es besorgt dieses Geschäft neben andern, wie die meisten Regierungen oder Landesjustizcollegien. Dann pflegt es häufig seiner Unterschrift, oder bei Bezeichnung seiner Wirksamkeit, im Context das charakteristische Zeichen als Pupillencollegium oder als Vormundschaftscollegium ꝛc. beizusetzen.

Der Pflegebefohlene hat, im Gegensatze zu obigen Pflichten des Vormundes, gegen diesen die Verbindlichkeit des Ersatzes der Auslagen des Vormundes mit Zinsen, der Befreiung des Vormundes von den für ihn übernommenen Verbindlichkeiten, der Entschädigung für die, durch die Vormundschaft gehabten Schäden. Gemeinrechtlich kann der Vormund kein Honorar fordern, doch ist dies in den meisten Particulargesetzen vorgeschrieben, und vermuthlich eine Folge der altdeutschen, außer Gebrauch gekommenen

Nutzungsvormundschaft (tutela usufructuaria), wo der Vormund einen Antheil an dem Ertrage des Vermögens des Pflegebefohlenen hatte. Zur Erlangung aller der dem Vormunde gegen den Pflegebefohlenen zustehenden Forderungen ist ihm in dem römischen Rechte die Vormundschaftsgegenklage (actio tutelae contraria) gegeben. Er hat aber auch gegen den Pflegebefohlenen das Compensations- und Retentionsrecht. Uebrigens wird ein Vormund, der die Vormundschaft nicht treu verwaltet hat, weil er verdächtig ist, auch für die Zukunft nicht treu zu verwalten. Tutor vel curator suspectus, verdächtiger Vormund, genannt, und wird, wenn sich die diesfallsige Anklage (postulatio suspecti tutoris vel curatoris) bestätigt, von seinem Amte entfernt und nach Befinden bestraft, wird auch unfähig, je eine Vormundschaft wieder zu verwalten.

In manchen Gegenden auf den Dörfern wird das aus Bauern zusammengesetzte Collegium auch Vormundschaft genannt, welches die Angelegenheiten des Dorfes unter Vorsitz des Schulzen, Dorfrichters, Heimbürgen ꝛc. führt, deshalb auch in der Kirche und im Gemeindehause gewöhnlich einen besonders ausgezeichneten Platz hat. Die Mitglieder dieser Vormundschaft heißen Vormundschaftsverwandte.

Vornächtige Fährte, im Jagdwesen, so viel wie kalte Fährte, die älter als die Zeit einer Nacht und eines Tages ist.

Vornagel, ein Nagel oder eiserner Bolzen am vordern Theile der Deichsel, woran die Wage der Vorderpferde gehängt wird.

Vorname, 1) der oder die Namen, welche Jemandem außer dem Familiennamen beigelegt werden; 2) im engern Sinne der erste dieser Namen, bei welchem er gewöhnlich nicht gerufen wird.

Vorne, 1) vor etwas, an dessen vorderer Seite; 2) im

Deichwesen, nach der See oder der Mündung des Flusses zu.

Vornehm, 1) unter mehreren seiner Art einen vorzüglichen Werth besitzend; 2) von Menschen, einem höheren Stande angehörend.

Vorneigung der Gebärmutter, s. unter Vorfall der Gebärmutter.

Vornennwort, eine bei älteren Sprachlehrern gewöhnliche Bezeichnung des Fürworts.

Voroberbrahmrahe, s. Rahe.

Vorort (Directorialcanton), derjenige Canton, in welchem die Tagsatzung der Schweiz ihre Sitzungen hält, und welcher, wenn diese nicht versammelt ist, die Leitung der Bundesangelegenheiten hat. Dieses wechselt unter den Cantonen Zürich, Bern und Luzern je zu zwei Jahren ab. In der Hauptstadt des jeweiligen Vororts versammelt sich die Tagsatzung, welche von diesem außerordentlicher Weise auch ausgeschrieben werden kann, und in der der im Amte stehende Bürgermeister oder Schultheiß des Vororts den Vorsitz führt. Dem Vorort ist eine eidgenössische Kanzlei, aus einem Kanzler und einem Staatsschreiber bestehend, beigeordnet, und ihm kann bei außerordentlichen Umständen und wenn sie nicht fortdauernd versammelt bleiben kann, die Tagsatzung besondere Vollmachten ertheilen, so wie derjenigen Behörde desselben, welche mit der eidgenössischen Geschäftsführung beauftragt ist, zur Besorgung wichtiger Angelegenheiten des Bundes eidgenössische Repräsentanten beiordnen. — Analogisch wird der Sitz des katholischen Bischofs in der Schweiz zuweilen der apostolische Vorort genannt, welcher in neuerer Zeit Schwyz ist.

Vor Ort, im Kriegswesen, s. Mine.

Vorpaßstich, bei den Schneidern, s. Knopfloch.

Vorpfännige (verlorne Pfändung), im Bergbau, bei

der Auszimmerung eines großen Schachtes Pfähle, welche in eine Senkung eingeschlagen werden, damit sich die eigentliche Pfändung nicht eintreibe.

Vorpfähle, Pfähle, welche am Fuße eines Bollwerkes, Dammes oder Deiches eingeschlagen werden, um das Aufweichen derselben zu verhindern.

Vorpflicht, im Seewesen, so viel wie Vordercastell.

Vorposſekel nennt der Grobschmid einen 30 bis 40 Pfund schweeen Schmiedehammer, er hat eine Pinne, welche mit dem Helme parallel läuft, und wird gebraucht, die stärksten Eisenstangen zu strecken.

Vorposten, in der Kriegswissenschaft, werden alle Wachen und Posten genannt, welche lagernde oder kantonnirende Truppen gegen feindliche Neckereien schützen und verhindern sollen, daß sie unvorbereitet angegriffen werden. Befindet sich das Ganze im Marsche, so bleibt die Bestimmung der Vorposten unverändert, weshalb man sie dann auch Marsch-Vorposten oder Vorhut zu nennen pflegt, doch sind die Wörter Avant- und Arrièregarden gebräuchlicher. Unter Vorpostendienst versteht man alle Vorrichtungen, welche ausschließlich die allgemeine Sicherheit bezwecken und nur die Vorposten betreffen. Alle Feindseligkeiten, welche zwei einander gegenüber stehende Vorpostencorps ausüben, machen den sogenannten Vorpostenkrieg aus, in welchem die einzelnen Zwecke mehr durch List, als durch offene Gewalt erreicht werden, weshalb die dazu bestimmten Truppen auch einen höheren Grad von kriegerischer Intelligenz und taktischer Gewandtheit haben müssen, wenn sie ihr Geschäft mit Glück betreiben wollen; hauptsächlich aber ist den Offizieren schneller Ueberblick, Muth und Entschlossenheit nöthig, damit sie auch ohne bestimmte Befehle sogleich die zweckdienlichsten Maßregeln ergreifen, denn jeder einzelne Vorpostenkom-

mandant ist oft in dem Fall, ganz nach eigener Ansicht handeln zu müssen.

Die Stärke der Vorposten und ihre Entfernung vom Corps oder von der Armee unterliegt so vielen Berücksichtigungen, daß es ganz unmöglich ist, sie in bestimmten Zahlen anzugeben, und man sich begnügen muß, die Grenzen zu bezeichnen, welche ohne Nachtheil nicht überschritten werden dürfen. Das Maximum der Stärke ist ein Viertel der ganzen Streitmacht. Die größte Entfernung von der Armee darf nicht über einen Tagemarsch betragen; je kleiner die Truppenmasse, desto geringer muß die Entfernung sein. Die Kanonenschußweite ist als das Minimum zu betrachten. An Ort und Stelle sind solche Bestimmungen leichter. Hat man den Hauptzweck der Vorposten stets im Auge und das Terrain sorgfältig untersucht, so wird sich leicht ausmitteln lassen, wie stark sie sein müssen, um durch systematischen Widerstand das Vordringen des Feindes so lange zu verhindern, bis die im Lager stehenden Truppen, mit Berücksichtigung des zu durchschreitenden Raumes, kampfbereit sind oder den Rückzug angetreten haben.

Die Wirkungsart der Vorposten ist zweifach, sie sollen 1) die Annäherung, Stärke und Absichten des Feindes möglichst zeitig entdecken, 2) sein Vordringen ermäßigen und auf einer bezeichneten Linie mit aller Macht verhindern. Die ganze Aufstellung muß also eben so viel Beobachtungsfähigkeit als Widerstandsfähigkeit haben. Da man sich nun das Terrain nicht immer nach Belieben wählen kann, und eine der beiden genannten Eigenschaften stärker als die andere hervortreten wird, so müssen die übrigen Anordnungen das Fehlende zu ergänzen suchen. Diese Anordnungen bestehen dem Wesen nach in Folgendem. Zunächst dem Feinde werden Feldwachen aufgestellt, welche durch Vedetten und kleine Patrouillen das vor-

liegende Terrain unausgesetzt im Auge haben. Sie bilden die eigentliche Beobachtungslinie. An solchen Stellen, wo die Umsicht beschränkt ist, werden besondere Beobachtungs- oder auch nur Benachrichtigungsposten über die Vedettenlinie hinausgeschoben, hauptsächlich auf den größern oder solchen Straßen, auf denen die Annäherung des Feindes vermuthet wird. Solche Beobachtungsposten werden oft $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Meile weit vorgeschoben, bestehen gewöhnlich aus Kavallerie und verhalten sich wie Feldwachen, nur daß sie nicht des Nachts stehen bleiben und auf Deckung ihrer Flanken mehr Bedacht nehmen müssen. Hinter den Feldwachen stehen in der Entfernung eines Büchsenschusses, bisweilen auch auf Kartätschenschußweite, stärkere Trupps, welche die Feldwachen entweder aufnehmen, oder unterstützen sollen; sie bilden die erste Vertheidigungslinie. Noch weiter zurück und gewöhnlich auf Kanonenschußweite stehen die Hauptposten; sie bilden die zweite Vertheidigungslinie; in seltnen Fällen wird man noch eine dritte haben, dagegen müssen starke Reserven von allen Waffen bereit sein, die Hauptposten mittelbar oder unmittelbar zu unterstützen. Rücksichtlich der Terrainbenutzung ist noch zu bemerken, daß die Feldwachen gewöhnlich am Rande von Gehölzen oder hinter Erhöhungen, die nächsten Unterstützungen in Dörfern, Gehölzen oder Vertiefungen, die Hauptposten hinter Bodenabschnitten, und zwar bei den wichtigsten Uebergängen, aufgestellt werden. Die Reserven müssen sich in wirksamer Nähe befinden. Als Ganzes betrachtet, dürfen die Flanken der Vorpostenstellung nicht ohne Stützpunkte sein, werden auch gern etwas zurückgezogen. Um das Geschäft der Beobachtung zu vervollständigen, gehen täglich von den Unterstützungs- und Hauptposten auf den Hauptwegen starke Patrouillen vor, wo möglich bis in die Nähe der feindlichen Vorpo-

sten. Der Generalstab des Vorpostenkommandanten ertheilt diesen Patrouillen die nöthigen Instruktionen, sammelt und vergleicht die durch sie eingehenden Nachrichten, und kontrolirt auf diese Weise die Handlungen des Gegners, woraus man dessen Absichten zu errathen sucht. Schreitet der Feind zum Angriffe, so findet er auf jedem Schritt neuen und stärkern Widerstand, was ihn zur Vorsicht nöthigt. Die Dauer des Widerstandes der ersten Vertheidigungslinie hängt theils von der Ortlichkeit und guten Leitung des Gefechts, theils davon ab, ob dieselbe Verstärkung erhalten, oder sich in die Zwischenräume der zweiten Linie zurückziehen soll. Hier aber muß der Widerstand so groß sein, daß der Feind zur Entwickelung bedeutender Streitkräfte gezwungen wird, worauf die Reserven in Wirksamkeit treten. Da dieselben hier wie überall die Entscheidung geben, müssen sie auch hinreichend stark sein und wenigstens ein Drittel des gesammten Vorpostencorps betragen. — Wo das Terrain einen so methodischen Gang des Gefechts nicht begünstigt, muß man die Verschanzungskunst zu Hülfe rufen, oder fechtend bis in eine solche Stellung zurückgehen, welche den Absichten des Vertheidigers mehr entspricht. Außerdem wird aber der allgemeine Widerstand durch die Tiefe der Aufstellung des ganzen Vorpostencorps sehr begünstigt, und man kann annehmen, daß, wenn eine Division von 8—10,000 Mann aller Waffen dazu bestimmt ist, die Entfernung vom vordersten Beobachtungsposten bis zum hintersten Vertheidigungsposten oft über $\frac{1}{2}$ Meile betragen wird. Sollte aber die Front der ganzen Aufstellung eine Ausdehnung von einer deutschen Meile haben, so möchte es dem Vorpostenkommandanten oft unmöglich werden, das Ganze zweckmäßig zu leiten, da es gar nicht zu übersehen ist und die Meldungen der Postenkommandanten über die Stärke der anrücken-

den feindlichen Parteien aus leicht begreiflichen Ursachen nicht immer zuverlässig sein können. Gegen Umgehungen muß man sich durch häufiges Patrouilliren in die Flanke zu schützen suchen. Alle diese Anstalten zusammengenommen machen das neuere Vorpostensystem aus, und es ist dasselbe ebensowohl ein wichtiger Fortschritt, wie die neuere Marsch- und Schlachtordnung.

Noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts huldigte man in dieser Beziehung ganz anderen Ansichten. Man hat zwar auch Vedetten, Feldwachen, Soutiens, Hauptposten, Reserven und Bereitschaften, welche in specie so ziemlich nach denselben Grundsätzen aufgestellt wurden. Aber das Ganze hatte verhältnißmäßig eine viel größere Ausdehnung, bei geringerer Tiefe, mithin weniger Widerstandskraft, obgleich verhältnißmäßig viel mehr Truppen dazu verwendet wurden. Selbst im Gebirgslande, wo nach anderen Grundsätzen verfahren werden muß, weil die Seitenverbindung oft ganz unmöglich wird, blieb man den alten Gewohnheiten treu, obgleich die französischen Generale in der Schweiz schon 1799 ein viel besseres Verfahren anwendeten, ihre Hauptcorps gegen Ueberfälle zu schützen und den Widerstand der Vorposten nachhaltiger zu machen. Man stellte nämlich in den Thälern, durch welche der Feind heranrücken mußte, mehrere Unterstützungsposten hinter einander auf, und erschwerte dadurch die Umgehung, wenn der Feind einige Bataillone auf dem oberen Thalrande fortziehen ließ.

Die Anstalten des Vorpostenkommandanten im Innern des ihm zur Vertheidigung angewiesenen Terrainabschnitts erleiden noch manche Modification, je nachdem die Dauer des Aufenthalts in der genommenen Stellung ist, oder die rückwärtigen Truppen der ungestörten Ruhe bedürfen. Zur Sicherheit eines

Marschlagers ist, selbst während eines Rasttages, eine so systematische Vertheilung der Rollen nicht nothwendig. Bei mehrtägigem Aufenthalt wird sie aber schon eintreten müssen, sollte auch der Feind noch einige Tagemärsche entfernt sein. Indessen kommt viel darauf an, ob die Truppen lagern oder kantonniren, also mehr oder weniger widerstandsfähig sein können. Im letztern Fall muß auf schleunige Verbreitung wichtiger Nachrichten und auf gesicherte Verbindung der getrennten Abtheilungen Rücksicht genommen werden. Zu diesem Zweck werden Signale (Lärmstangen, Lärmschüsse) für die entferntern Abtheilungen, und Sammelplätze für die zum Weichen gezwungenen Posten bestimmt; fehlt es an brauchbaren Seitenwegen und Brücken, so müssen sie hergestellt werden. Sollten z. B. die vorgeschobenen Beobachtungsposten das Vorrücken starker feindlicher Colonnen gewahren, so signalisiren sie dasselbe durch Anzünden der Lärmstangen, oder durch Rauchsäulen. Auf dieses Zeichen läßt der Vorpostenkommandant die Signalraketen steigen, durch welche die ganze Vorpostenlinie Befehl erhält, sich auf den Kampf bereit zu machen, oder auch zugleich in eine schon früher bezeichnete Vertheidigungsstellung zurückzugehen, da ein örtlicher Widerstand der Feldwachen unter solchen Umständen mehr Gefahr als Vortheil bringen dürfte. Ueberhaupt ist die militairische Telegraphie ein nothwendiger Bestandtheil des neueren Vorpostensystems.

Die Vorposten in Festungen befinden sich in so eigenthümlichen Verhältnissen, daß ihrer ganz besonders gedacht werden muß. Der Feind in der Festung steht concentrirt, gedeckt und verdeckt, kann also die Vorposten des Blokadecorps jeden Augenblick mit Uebermacht angreifen und so oft allarmiren, daß diese dadurch sehr erschöpft werden; der Centralpunkt seiner Kraft ist in der Mitte und kann nach Gefallen un-

bemerkt auf jeden beliebigen Punkt innerhalb der Außenwerke versetzt werden; von den Thürmen aus überblickt er die ganze Stellung des Gegners und der Vorposten. Unter solchen Umständen wird es den letzteren schwer, ihre Aufgabe zu lösen, da sie sich außerdem noch in so fern im Nachtheile befinden, daß ihre Aufstellungslinie einen Kreis bildet, der Widerstand also nicht stark sein kann und künstlich organisirt werden muß. Dessenungeachtet bietet das gegenseitige Verhältniß auch mancherlei Vortheile dar, zu Gunsten des Blokirenden; denn während im freien Felde die Beobachtung sich auf einen großen Flächenraum erstrecken muß, ist sie hier auf wenig Punkte (Thore) beschränkt, der Feind ist an Kavallerie bedeutend schwächer, darf sich nicht weit vorwagen, und muß beim Rückzuge Sorge tragen, daß man nicht mit ihm zugleich in die Festung dringe. Seine Ausfälle können also zwar häufig und kräftig, aber nicht von Dauer sein (er müßte denn die Absicht haben, sich durchzuschlagen). Dadurch wird die Gefahr der Vorposten des Blokadecorps sehr vermindert.

Die Aufstellung der Vorposten des Blokadecorps findet im Allgemeinen nach den oben angedeuteten Grundsätzen statt, weil aber bei enger Einschließung der Festung die Vedetten dem Feuer der Schützen auf den Wällen bloßgestellt sind, müssen sie sich sorgfältig decken und im Nothfall Löcher in die Erde graben. Sind auch die Feldwachen nicht bedeutend stärker, so müssen es doch ihre nächsten Unterstützungen sein, denen Verschanzungen — oft mit Geschütz besetzt — nicht fehlen dürfen; denn da bei der ungünstigen Gestalt der Vorpostenlinie ein gewaltsamer Durchbruch nur zu leicht ist, muß auf solchen Punkten, an denen die ausfallenden Truppen dicht vorbei müssen, der Widerstand von so langer Dauer sein, daß die rückwärtigen Reserven noch zeitig genug heran-

kommen können. Bei Nacht ist doppelte Vorsicht nöthig, gleichwohl gebieten die Verhältnisse, daß Vedetten und Feldwachen weiter gegen die Festung vorgeschoben werden, während man sie im freien Felde gewöhnlich zurückzuziehen pflegt. Der Grund ist einfach. Nächtliche Ueberfälle sind hier mehr als anderswo zu fürchten, die Anstalten dazu können aber durch das Gehör um so leichter entdeckt werden, je näher man den Außenwerken steht. Damit man aber nicht selbst Gefahr laufe, ist es gut, die Wachsamkeit der Vedetten auf jede Weise zu schärfen. Vor den spanischen Festungen bedienten sich die Franzosen oft abgerichteter Hunde, deren feine Organe die Nähe des Feindes augenblicklich witterten. Bisweilen wurden auch des Nachts von den Vedettenlinien an den gefährlichsten Stellen Schnuren gezogen und Klingeln daran befestigt, so daß kein feindlicher Soldat die Linien überschreiten konnte, ohne sich augenblicklich zu verrathen. Mehrere indianische Völker decken sich auf ähnliche Weise. In dem hohen Grase werden Leinen gezogen und an Bambusrohren befestigt, die zur Hälfte gespalten und an Querhölzchen gesperrt sind. Sobald Jemand die Leine berührt, springt das Querhölzchen heraus und die zwei Hälften des Bambusrohres schlagen mit einem Knall zusammen, welcher dem stärksten Musketenschusse gleichkommen soll. Die Vedetten bedürfen vor Festungen einer ganz besonderen Instruktion, weil ihre Aufmerksamkeit sich auf Dinge richten muß, deren Bedeutung ihnen nicht bekannt sein kann; z. B. auffallende Zeichen auf den Thürmen und Wällen, Wagengerassel und Hufschlag in der Stadt, Ablösung der Wachen zu ungewöhnlichen Stunden, Verstärkung derselben in den Außenwerken u. dgl. — Da die Vedetten selbst bei der sorgfältigsten Belehrung manche wichtige Handlung des Feindes gänzlich unbeachtet lassen werden, so muß

der Feldwachkommandant oft zu ihnen gehen und durch Fragen zu erfahren suchen, was sich etwa zugetragen haben könnte. Der Vorpostenkrieg ist ein wahrer Tummelplatz für kriegerische Intelligenz, und deshalb eine vorzügliche Schule für alle Offiziere der unteren Grade, weil sie hier fast immer auf ein Handeln nach Zweck und Umständen angewiesen sind, und schon der Lieutenant, welcher eine Feldwache befehligt, seine Disposition so umsichtig machen muß, wie jeder höhere Befehlshaber, nur im verjüngten Maßstabe. Das praktische Talent spricht sich darin auf eine unverkennbare Weise aus. Nächstdem ist es aber auch nothwendig, sich mit allen Zweigen und Chikanen dieser Thätigkeitsweise wissenschaft bekannt zu machen; denn von der Tüchtigkeit der Vorpostenoffiziere hängt das Wohl und Wehe der ganzen Armee ab. Man hat dies überall gefühlt, weshalb auch die Literatur sehr reichhaltig ist. Vergl. besonders Valentini, Der kleine Krieg; — R. v. L., Handbuch für Offiziere; — Brandt, Handbibliothek für Offiziere; — Reichlin, Der Vorpostendienst; — die Werke von Meldegg, von Lenz, von Klüx, von Staff.

Vorpostensystem. Dasselbe umfaßt alle Maßregeln, welche zur Sicherung des Marsches oder Lagers erforderlich sind. Die Truppen würden nämlich bald aufgerieben werden, wenn sie insgesammt fortdauernd in schlagfertiger Haltung bleiben sollten, was auf dem Marsche sogar unausführbar ist. Man bestimmt daher etwa den vierten Theil der gesammten Mannschaft zu jenem Zwecke, und gewährt dadurch dem übrigen Theile der Truppen die nöthige Ruhe. Auf dem Marsche wird eine Avantgarde vorangeschickt, mobile Colonnen bewachen die Flanken, und ein Nachtrupp beim Rückzuge, eine Arrièregarde, deckt das Corps im Rücken. Das Lager wird mit Feldwachen umgeben, welche bei weiterer Entfernung vom

Gros noch durch Soutiens, auch wohl des Nachts durch besondere Pikets unterstützt werden, und die Vorposten oder Vedetten aussetzen. Auch die Flanken werden auf gleiche Weise durch Feldwachen, der Rücken aber durch die sogenannten Brandwachen geschützt. Die Auswahl der Punkte für alle diese Aufstellungen wird im Allgemeinen durch Generalstabsoffiziere bestimmt, im Einzelnen aber durch den Kommandanten der Vorposten angeordnet. Sie kann aber nur allein nach dem Terrain zweckmäßig gewählt werden, auch hat die größere oder geringere Stärke und Nähe des Feindes Einfluß darauf. Jedenfalls müssen die Wege, auf denen der Feind sich nähern kann, besonders wenn sie in bedecktem Terrain liegen, die Brücken, Dämme, Furthen, vorliegende Dörfer, einzelne Gehöfte ꝛc. beachtet werden. Die Vorposten haben nicht allein den Zweck, einen unerwarteten Anlauf des Feindes abzuhalten, sondern auch seine Recognoscirungen zu verhindern. Der Dienst der Vorposten, die Aussendung und Instruction der Patrouillen und endlich das Gefecht derselben bilden einen wesentlichen Theil des Krieges.

Vorrathswagen (im Kriegswesen), ein Wagen, wie ein Munitionswagen gestaltet, nur in der Mitte mit einem hölzernen Sattel, auf dem sich hinten zwei mit Eisen beschlagene Kästen, vorn ein Gitter befinden, um eine Vorrathsaxe, ein Vorrathsrad für Kanonen und ein Protzvorrathsrad, einen Tragschenkel, eine Vorrathslaffete, eine Vorrathsdeichsel, den Vorrathswischer, Schippen, Hacken, Hebebäume, Sensen, die in besondern Ringen und Haken befestigt sind, fortbringen zu können. In der Mitte steht ein Kasten mit Wagenschmiere, vorn aber der Medicinkasten, die Kasse und die Scripturen der Batterie. Jede Batterie hat einen dergleichen Vorrathswagen. Alle die mit Vorrath bezeichneten Ge-

genstände dienen dazu, die wirklichen Gegenstände im Nothfall zu ersetzen.

Vorrede heißt 1) das Reden Anderer von einer Sache, noch ehe sie vollzogen wird; 2) eine Rede, durch welche man sich den Weg zur Hauptsache bahnt, welche dem Hauptvortrag vorhergeht, und in Predigten oder feierlichen Reden der Eingang heißt; 3) schriftliche Nachricht, welche die Schriftsteller ihren Werken vorauszusetzen pflegen. Die Vorreden haben verschiedene Zwecke, entweder sie geben die Notizen über das Buch, welche in der Darstellung selbst nicht wohl angebracht werden konnten, oder sie sind polemischer Natur, oder sie sollen den Leser auf den gehörigen Standpunkt stellen, von wo aus er die Schrift beurtheilen soll, oder sollen ihn unterrichten, was er in dem Buche zu suchen hat ꝛc. Vorreden werden oft von anderen Gelehrten geschrieben; dies geschieht entweder, wenn sich ein neuer Schriftsteller durch einen bekannten empfehlen lassen will, oder wenn der Verfasser gestorben ist u. s. w. Uebrigens ist die Sitte, Vorreden zu Büchern zu schreiben, obgleich dieselben nicht unumgänglich nothwendig sind, löblich, und war schon bei den Griechen und Römern üblich.

Vorreiten, 1) vorwärts, nach dem vordern Theile zu reiten; 2) jemandem im Reiten zuvorkommen; 3) vor jemandem herreiten, welcher ebenfalls reitet oder im Wagen fährt, entweder um ihn dadurch zu ehren oder um Hindernisse zu beseitigen, welche etwa auf dem Wege einen Aufenthalt verursachen könnten; 4) ein Pferd vorreiten, es in Gegenwart desjenigen reiten, welcher es kennen zu lernen wünscht.

Vorreiter, 1) jemand, der dem Wagen eines Andern vorreitet; 2) der Reitknecht, der dem Wagen einer Herrschaft vorreitet und Platz für den Wagen macht; sein Pferd (Vorreiterpferd) ist gewöhnlich ein min-

der gutes, muß jedoch gut auf den Vorderfüßen sein, damit er nicht stürzt; 3) bei sechs- und achtspännigen Kutschen ein Knecht, welcher auf einem der Vorderpferde reitet und dieselben lenkt; 4) der Knecht, welcher die Vorspannpferde führt.

Vorreitsattel, ein kleiner, leichter Sattel, gewöhnlich nur mit geringem schwarzen Leder bedeckt, welcher bei einem sechsspännigem Zuge zu dem Geschirr der Vorderpferde gehört.

Vorrichten, 1) überhaupt etwas so bearbeiten oder einrichten, daß es zum Gebrauch bereit ist; daher 2) im Hüttenwesen, den Schmelzofen zu einem neuen Schmelzen vorbereiten, besonders das Gestübe schlagen; 3) im Bergbau, die Erze von der Zeche abliefern; 4) eine Kunst so in Stand setzen, daß sie Wasser hebt.

Vorriß, die auf der geebneten Erde gemachte Abzeichnung oder Absteckung, wodurch der Ort angedeutet wird, welchen der Grundbau eines Gebäudes einnehmen soll.

Vorritt, 1) das Recht, einem Vornehmen vorzureiten, oder auch dieses Reiten selbst; 2) so viel wie Ritterſprung.

Vorrücken, 1) vorwärts rücken, bringen oder sich bewegen; 2) sagt der Maler: eine Farbe rückt vor, wenn sie einen Gegenstand dem Vorgrunde gleichsam nähert. Weiß rückt mit dem Braunen vor, ohne dasselbe entfernt es, bloßes Schwarz rückt am stärksten vor; 3) einen Gegenstand vor einen andern rücken; 4) Jemandem etwas vorrücken, ihm etwas Vergangenes mit Bitterkeit in's Andenken bringen.

Vorrückende Krankheit, so viel wie Typhus anticipans.

Vorrücken der Nachtgleichen, eine, allen Fixsternen gemeinsame (scheinbare) Bewegung, durch welche die Länge eines jeden derselben jährlich etwa um

50⅓ Secunden (also in 71½ Jahren ziemlich um 1 Grad) vergrößert wird, und wobei sich zugleich ihre gerade Aufsteigung und Abweichung ändert und nur ihre Breite dieselbe bleibt. Entweder gehen die Fixsterne hierbei, also der Ekliptik parallel vorwärts, oder aber die Durchschnittspunkte der Ekliptik mit dem Aequator (d. i. Nachtgleichen) gehen rückgängig. Die Kopernikanische Astronomie hat für letztere Ansicht entschieden, und man sollte den Vorgang daher eigentlich ein Rückwärtsgehen der Nachtgleichen nennen, hat aber den obigen, schon früher gebrauchten Ausdruck beibehalten. Am leichtesten versinnlicht man sich das Vorrücken der Nachtgleichen, wenn man sich den Aequator in seiner unveränderten Neigung gegen die Ekliptik auf derselben, der Folge der Zeichen zuwider, fortgleitend denkt, dargestellt, daß die Durchschnittspunkte bei dem größten Kreise der Richtung des Laufes der Erde in ihrer Bahn gleichsam entgegenrücken. Die erste Beobachtung dieser Veränderung in der Stellung der Fixsterne gegen die Nachtgleichen, d. h. gegen diejenigen Punkte des Himmels, wo man die Sonne sieht, wenn dieselbe gar keine Abweichung hat, verdankt man dem griechischen Astronomen Hipparch, welcher schon 128 v. Chr. die Längen der Fixsterne um 2 Grad größer fand, als die ältern Astronomen Timocharis und Aristyllus. Seit dieser Zeit bis jetzt haben die Längen der Fixsterne über 30 Grad zugenommen, und die Sternbilder des Thierkreises sind, in Folge davon, in andere Zeichen desselben gerückt. Ferner hängt von diesem Vorrücken der Nachtgleichen der Unterschied zwischen dem tropischen und siderischen Jahre und zwischen der Sternzeit und Zeit der ersten Bewegung ab. In welcher Verbindung das Wanken der Erdaxe mit diesem Vorrücken der Nachtgleichen steht, ist bekannt. Die schwierige Erklärung der wahren

Ursache dieser Erscheinung verdanken wir Newton, welcher in seinen Philosophiae naturalis principia mathematica zuerst zeigt, daß die Anziehung von Sonne und Mond auf die nicht vollkommen sphärische, sondern an den Polen abgeplattete Erdkugel, die Durchschnitts- oder Knotenlinie (Nachtgleichenlinie) des Aequators mit der Ekliptik beständig zurücktreiben müsse.

Vorsaal, in den Stockwerken eines Wohnhauses der Raum, zu welchem zunächst die Treppe führt, und von welchem aus man in die verschiedenen Gemächer desselben Stockwerks gelangt, es mag nun der Raum groß oder klein, verschlossen oder unverschlossen sein.

Vorsabbath, der Tag, welcher vor dem Sabbath unmittelbar vorhergeht, also der Freitag.

Vorsänger, eine Person, welche zugleich mit andern singt und durch ihren Gesang den Gesang der übrigen leitet.. In manchen Kirchen sind solche Vorsänger angestellt, um den Kirchengesang zu leiten und zu unterstützen.

Vorsänger (lat. praecentor), bei den Alten der, welcher die Chorgesänge anfing; auch bei den Juden waren bei den Tempelgesängen Vorsänger, welche mit dem Ton der Cymbel den Anfang machten. In den christlichen Kirchen sind die Vorsänger die Cantoren; in der alten Kirche waren es Geistliche, die aber keinen besonderen Stand bildeten, sondern aus den Diakonen, Subdiakonen, auch sogar aus Laien genommen waren; sie wurden stets als Vorsänger (psaltae) ordinirt.

Vorsatz, 1) in der Philosophie, auf einen klar in's Auge gefaßten Zweck gerichtete Willensbestimmung. Er ist einzig der Zukunft zugewendet, während der Entschluß das Resultat einer Erwägung der Verhältnisse durch den Verstand voraussetzt, also einen vorausgegangenen Seelenzustand beendigt. Bei dem

Vorhaben werden die zum Zweck führenden Mittel überlegt, auch wohl in Anwendung gebracht und nach den Umständen modificirt, während bei dem Vorsatz oft die Ausführung mit der Willensbestimmung in Contrast steht. 2) In der Zuckersiederei, s. Brasse. 3) Im Bergbau, eine Erhöhung über die horizontale Linie. 4) Im Hüttenwesen, ein thönernes Werkzeug, welches im Probirofen vor die Löcher der Muffel gesetzt wird, wenn man kalt thun will. 5) In der Grammatik, so viel wie Prothesis.

Vorsatzblech, im Hüttenwesen, so viel als Vorsetzblech.

Vorsatzpapier nennt der Buchbinder Stücken Papier, welche am ersten und letzten Bogen eines Buches angeheftet und später nebst den Endstücken der Bände an die innere Seite des Deckels geleimt werden.

Vorscharte, im Kriegswesen. Wenn eine Batterie doppelte Brustwehren hat und in den hinteren Schießscharten eingeschnitten sind, so werden in die vorderen Vorscharten eingeschnitten, deren Backen und Sohlen in den Verlängerungen von den Backen jener liegen. Doch sind die Vorscharten mit den ganzen Doppelbatterien jetzt seltener geworden, da sie wenig Nutzen haben.

Vorscheren (Vorscherung), im Deichbau, die Bretter, welche quer vor die Putten gelegt werden, um die ledigen und vollen Karren darauf zu stellen.

Vorschein, in der Landwirthschaft, s. Dreschen.

Vorschicht, im Hüttenwesen, Ofenbrüche und geringhaltige Erze, welche bei einem neuen Schmelzen zuerst geschmolzen werden, damit das frisch aufgestoßene Gestübe nicht so viel gutes Werk in sich ziehe.

Vorschieber, 1) ein Brett, ein Blech, welches vor eine Oeffnung geschollen werden kann, um diese zu verschließen; 2) im Bauwesen, so viel als Anker; 3) in der Pferdezucht, die ersten Zähne der Füllen.

Vorschießen, 1) sich schnell vorwärts oder hervorbe-

wegen; 2) weit hervorragen; 3) vor etwas Anderes fallen oder schnell gerathen; 4) emporkeimen oder wachsen; 5) beim Schießen dem Ziele näher kommen, als ein Anderer; 7) einen Saum, ein Gebräme an einen Theil eines Kleidungsstücks setzen; 8) im Bergbau, wenn ein festes Gestein oder ein harter Kamm in das Streichen des Ganges kommt und den Gang verdrückt; 9) Geld in Gegenwart eines Andern durchzählen, damit er sich von der Richtigkeit der Summe überzeuge; 10) für Jemanden Geld auslegen, ihm im Voraus bezahlen, ihm borgen.

Vorschießende Schenkel, die gebogenen Schenkel einer Stange, die vor dem Mundstück oder der geraden Linie desselben vorspringen.

Vorschläger, 1) bei dem Schmied derjenige Geselle, welcher den kleinen Hammer führt, und durch Schläge mit demselben die Stelle zeigt, wohin die andern schlagen sollen. 2) Im Wasserbau, so viel wie Lospfahl. 3) In der Metrik, s. Verskunst.

Vorschlag. 1) Die Handlung des Zuerstschlagens. 2) Beim Eindecken eines Ziegeldaches der Kalk, welcher an den Ort gestrichen wird, wo eben der Dachziegel anliegt. 3) In der Artillerie, ein rundes Rasenstück, das beim Feuern mit glühenden Kugeln auf das Pulver vor die Kugel gesetzt wird. Beim Manövriren, beim Festungsgeschütz und beim Feuern mit losem Pulver bedient man sich eines Vorschlags von Heu, Rasen oder Stroh. 4) Im Hüttenwesen, dasjenige, was beim Schmelzen eines Metalls demselben zur Beförderung des Flusses zugesetzt wird; 5) bei der Bleiarbeit die zugesetzte Glätte. 6) Im Bergbau, in den Gruben ein Stück Eisen, welches vor die Stämpel und Spreitzen geschlagen wird, damit dieselben nicht ausweichen. 7) Bei dem Tuchmacher, so viel wie Riep. 8) Bei Bauwerken, der untere Vorsprung einer Mauer, welche unten dicker ist und

daselbst eine Böschung hat; 9) der schmale Raum zwischen den Fenstern oder Thüren und der Mauer, der meistens durch die beiden Seitenwände gebildet wird. 10) Die Angabe einer Handlung, welche als Mittel zu einem Zwecke dienen soll, und welche Andern zur Wahl vorgelegt wird, besonders ein Mittel zur Beilegung einer Streitigkeit oder zu Jemandes Versorgung. 11) In der Musik (ital. appogiatura), eine Verzierungsmanier, welche mannichfach und zu verschiedenen Zwecken angewendet wird, aber eigentlich nur zur Verzierung der Melodie dient. Der Vorschlag ist aus dem Vorhalt (s. d.) entstanden, und bestand immer aus der ganzen oder halben Stufe über oder unter der Hauptnote, welcher er vorgesetzt wurde. Jetzt benutzt man auch häufig andere Intervallen zu Vorschlägen. Man setzt den Vorschlag etwas kleiner, als die gewöhnliche Notenschrift geschrieben, vor die Note, welche in diesem Falle die Hauptnote genannt wird, und theilt ihn in den langen und kurzen Vorschlag ein. Der lange Vorschlag wird gewöhnlich als Hälfte der Hauptnote derselben vorgesetzt, und gilt die Hälfte der Hauptnote, von welcher er abgezogen wird; der kurze hingegen wird noch schief durchstrichen, und muß so geschwind wie möglich (wobei aber immer auf die Schnelligkeit oder Langsamkeit des auszuführenden Tonstücks Rücksicht genommen werden muß) und ohne Accent ausgeführt werden. Steht ein langer Vorschlag vor einer dreitheiligen Note, so gilt er $\frac{2}{3}$ derselben, und der Hauptnote werden diese $\frac{2}{3}$ abgezogen. Noch ist zu bemerken, daß bei langen Vorschlägen diese selbst, bei kurzen Vorschlägen aber die darauf folgende Hauptnote den Accent bekommen müssen. Es kann auch der Fall eintreten, daß mehrere Noten als Vorschläge vor eine Note kommen. Alle diese sind so geschwind als möglich und ohne Accent vorzutragen, und dienen als

Schärfung der Hauptnote. Vorschlag und Hauptnote müssen immer an einander vorgetragen werden, wenn auch das Zeichen (⁀) dafür nicht angegeben sein sollte.

Vorschlagen sagt man 1) für vorwärts schlagen; 2) von der Zunge der Wage, so viel wie überschlagen; 3) im Jagdwesen, von allzu hitzigen Hunden, wenn sie freilaut werden; 4) beim Dachsgraben, hinter dem Schalle des bellenden Hundes eingraben; 5) so viel wie vorgreifen. 6) Im Bergbau, den Arbeitern in der Grube durch Schlagen ein Zeichen der Schicht geben. 7) In der Artillerie und im Hüttenwesen, den Vorschlag (s. d.) machen. 8) Einen entblößten, flachen Gang oder seigern Schacht in einer gegebenen Lachterzahl gehörig abmessen. 9) In Gegenwart eines Andern schlagen, so daß er es hört. 10) In der Wappenkunde, von den Thieren, welche in oder bei einem Wappen gebraucht werden, die Zunge vorstrecken. 11) In der Landwirthschaft, s. Dreschen. 12) Bei den Lederarbeitern, mit einer Ahle oder einem ähnlichen Werkzeuge Löcher in das Leder schlagen, um Riemen oder Fäden durch die Löcher ziehen zu können. 13) Einen Gegenstand vor einem andern durch Schlagen befestigen. 14) Beim Verkauf die Waare höher bieten, als man sie zu verkaufen gedenkt oder ablassen könnte. 15) Jemandem etwas als Mittel, zur Berathung, zur Wahl angeben.

Vorschlagzieher, bei der Artillerie, so viel wie Kugelzieher.

Vorschleuße, im Wasserbau, so viel wie Vorsiel; s. Wasserbaukunst.

Vorschmack, 1) ein ungewöhnlicher Geschmack einer Sache, welcher aber bemerkbarer ist, als der rechte oder wahre Geschmack derselben; 2) eine vorläufige anschauliche Erkenntniß einer künftigen Sache.

Vorschoppen (Vorschopf), eine Laube oder Halle vor der Thür eines Gebäudes, oben mit einem flachen Dache oder Altan bedeckt, an der Vorderseite mit Säulen verziert.

Vorschoß, in manchen Städten eine Abgabe, welche die Einwohner von ihrem ganzen Vermögen entrichten müssen, zum Unterschiede von dem Pfundschosse, welcher von den Grundstücken entrichtet wird. Beide kamen in der Mark Brandenburg im 15ten Jahrhundert auf.

Vorschreiben, 1) vor etwas schreiben; 2) zum Muster der Nachahmung schreiben, daß in dieser Absicht Geschriebene heißt eine Vorschrift. Man hat solche Vorschriften in Kupferstich und jetzt meistens in Steindruck. 3) Jemandem verbindliche Regeln des Verhaltens, Vorschriften, ertheilen.

Vorschreien, 1) in Gegenwart eines Andern schreien; 2) so schreien, daß man mehr gehört wird als Andere.

Vorschreiten, 1) vorwärts schreiten kommen, zu einer andern Sache gelangen; 2) Jemandem im Schreiten oder auch auf andere Art zuvorkommen.

Vorschrift, 1) s. Vorschreiben; 2) eine schriftliche Empfehlung.

Vorschub, 1) im Kegelspiele die Handlung des Zuerstschiebens. 2) Im Schiffbau, die vorwärts gehende Richtung des Vorderstevens. 3) In der Artillerie, so viel wie Vorschlag. 4) Die Handlung oder auch das Mittel, wodurch man einem Andern zur Erreichung seiner Absicht förderlich wird.

Vorschuhen, 1) wenn an Stiefeln das Vorder- oder Oberleder zerrissen ist, dasselbe durch neues ersetzen, indem der Schuhmacher das alte Leder in der Fußbiege oder auf dem Rücken des Fußbrettes abschneidet; zugleich müssen dann die Stiefeln neue Sohlen bekommen, können auch bei dieser Gelegenheit länger

und weiter gemacht werden. 2) Im Wasserbau, so viel als anschuhen.

Vorschuß, 1) die Handlung des Vor- oder Früherschießens. 2) Im Kegelspiel, so viel wie Vorschub. 3) Im Weinbau, so viel wie Vorlauf oder Vordruck. 4) Jemandem dargeliehenes, voraus oder für ihn bezahltes Geld.

Vorschutt, das Futter, welches den wilden Schweinen im Walde gegeben wird.

Vorschwärmen sagt man von Bienen, wenn sie durch zu vieles Schwärmen so sehr an Volk geschwächt werden, daß sie in Gefahr gerathen, einzugehen.

Vorsehung, 1) (Praevidentia) so viel als Vorhersehung. 2) (Providentia, Fürsehung) Umsicht und Klugheit, womit man etwas vorher berechnet und die Mittel zur Erreichung einer Absicht nothwendig früher wählt. Auf Gott angewendet (göttliche Vorsehung, Providentia divina, Providenz) begreift sie die beiden Akte: a) der Erhaltung (Conservatio et Creatio continua), d. h. daß Gott alles Erschaffene in seinem Stoff, seiner Art und seinem Zusammenhange fortdauern läßt, also eine Art fortwährender Schöpfung ist, und b) der Regierung (Gubernatio), d. h. alle Veränderungen, die in der Welt und mit dem Menschen vorgehen, von Gottes vollkommenem Willen abhängen. Die Dogmatik unterscheidet eine Gubernatio permittens, Gott läßt Manches zu; Gubernatio legislativa, sofern er der Natur und den Menschen Gesetze giebt; Gubernatio activa, sofern er die Veränderungen im Leben des Menschen leitet. Das Verhältniß der Erhaltung und Regierung Gottes zur Thätigkeit der Geschöpfe, vermöge dessen Gott den Geschöpfen die Kraft erhält und bei ihrer Thätigkeit mitwirkt, heißt in der Dogmatik Concursus dei, und man unterscheidet einen Concursus generalis, allgemeinen, und Concur-

sus specialis, besondern, die letztere einen Concursus miraculosus, wunderbaren, und Concursus moralis, sittlichen. Dieser Glaube an eine göttliche Vorsehung, in seiner Vollendung dem Christenthum eigen, beruht auf der Idee Gottes als des weisesten und gütigen Schöpfers, als welcher er nicht gedacht werden kann, ohne die Ausnahme, daß er auch die Welt regiere (theologischer Beweis); auf dem Glauben, daß Gott alle Menschen zur höchsten sittlichen Würde (moralischer Beweis) und zur Glückseligkeit (physischer und theologischer Beweis) geschaffen habe; auf der Lebensgeschichte jedes einzelnen Menschen, die unverkennbare Spuren eines höheren Waltens zeigt (historischer Beweis); auf der ausdrücklichen Lehre der heiligen Schrift (Psalm 65, 145, 13; Sir. 1, 8; 1. Cor. 12, 6; Matth. 6, 23 f.; 10, 29, 26, 39; Apostelgesch. 18, 21; 1 Cor. 16, 7; Hebr. 12, 4—11). Die Regierung hebt jedoch die Freiheit der Menschen nicht auf. Der Glaube an eine Vorsehung erklärt sich gegen den Deismus, welcher will, daß Gott zwar Schöpfer aller Dinge sei, daß aber die Erhaltung derselben in ihnen selbst liegt; gegen den Determinismus, daß nicht nur die Dinge außer dem Menschen, sondern auch des Menschen Willensthätigkeit durch äußere Nothwendigkeit bestimmt werde; gegen den Fatalismus, daß Alles durch blinde Nothwendigkeit, gegen den Kasualismus, daß Alles durch blinden Zufall bestimmt werde; endlich gegen die Ansicht, daß auf die Natur und das Schicksal des Menschen böse Geister Einfluß haben, und denselben dazu anwendeten, den Menschen zu schaden und das Leben zu verbittern, und hält daran fest, daß Gottes Liebe Alles, was den Menschen trifft, zu seinem Besten führen wird, und nach Gottes Heiligkeit, die uns in allen unsern Schicksalen zum Guten erzieht, dem Guten stets der Sieg aufgehoben bleibt,

wenn es auch eine Zeit lang dem Laster unterliegen muß (sittliche oder moralische Weltordnung). Daher leitet der christliche Glaube auch die Uebel und Leiden des Lebens von Gott ab, und erkennt in ihnen Bildungsmittel des Menschen zur Uebung und Bildung seines Geistes und zur Verherrlichung seiner Tugend. Wenn die Frage aufgeworfen worden ist, ob sich Gott auch um das Kleine bekümmere, so läßt sich darauf nichts entgegnen, als daß Groß und Klein nur menschliche Relativen sind, die vor Gott nicht bestehen; in Gottes Welt und in seinem Weltplan ist Alles wichtig, weil es zum Ganzen gehört. Nach welchem Plane Gott die Welt regiere, vermag der Mensch eben so wenig zu begreifen, als immer einzusehen, warum Gott dieses oder jenes thue. Daher ziemt ihm Unterwerfung unter die höhere Hand, und Vertrauen, daß Alles, was Gott thut, zum wahren Besten gereichen werde.

Vorsehungsorden. 1) „Töchter der Vorsehung Gottes," gestiftet 1647 von Marie de Lumagne Potaillon, unter Aufsicht des heiligen Vincenz von Paula. Zweck: Mädchen, deren Tugend wegen Armuth und Schönheit gefährdet ist, zu erziehen und wieder Erzieherinnen aus ihnen zu bilden. Der Verein bestand aus Professen, Zöglingen, Donatinnen, zur Besorgung der häuslichen Dinge, auch nahm man Kostgängerinnen an. Weltliche schwarze Tracht, die Donatinnen grau. Verbreitete sich über mehrere Häuser in Frankreich, ging 1789 unter, lebte aber wieder auf.

2) „Schwestern der Vorsehung in Lothringen," gestiftet 1762 vom Abbé Moye und dem Großvikar Bertin, zur Verbreitung des Glaubens und nützlicher Kenntnisse der Dorfjugend, Krankenpflege ꝛc.; über viele Gegenden Frankreichs und nach China verbreitet; 1785 erneuert und nach Deutschland ausge-

dehnt 1792, dann erloschen; 1816 zu Portieux wieder errichtet, mit einer Abtheilung für deutsche Schwestern zu Santmartin versehen; jetzt aber durch 60 Anstalten sehr wohlthätig verbreitet.

3) „Hospitaliterinnen der Vorsehung in Maine," gestiftet 1820 vom Pfarrer Dujarrie zu Rueille sur Loire, für unentgeltlichen Unterricht der Jugend, Krankenpflege ꝛc. Diese wohlthätigen Schwestern haben jetzt 57 Anstalten.

4) „Schwestern der Vorsehung von St. Andreas," gestiftet 1820 vom Abbé Gapp zu Hombourg la Forteresse, 1827 vermehrt mit einem Verein französischer Schwestern zu Fontoy; für Volksunterricht, Krankenpflege ꝛc.; sie haben jetzt 68 Anstalten.

5) „Schwestern der Vorsehung zu Seez," gestiftet 1683 für obige Zwecke; 1792 erloschen, 1807 wieder errichtet; jetzt in 27 Anstalten verbreitet.

6) „Schwestern der Vorsehung von Lisieux," gestiftet 1683 für gleiche Zwecke; 1792 erloschen, 1807 erneuert; jetzt über 28 Anstalten verbreitet.

7) „Schwestern der Vorsehung von Evreux," gestiftet 1775 zu gleichen Zwecken; 1792 erloschen, 1816 erneuert; jetzt über 21 Anstalten und 7 öffentliche Spitäler verbreitet.

8) „Schwestern der Vorsehung zu Straßburg," gestiftet 1776 für ähnliche Zwecke; 1792 erloschen, 1807 wieder errichtet; jetzt über 70 Anstalten verbreitet.

Vorsetzblech, 1) im Hüttenwesen, s. Pochwerk. 2) Eine eiserne Platte, womit die große Oeffnung des Glasofens zugesetzt wird.

Vorsetzdeckel, ein Deckel von Thon, welcher vor die Röhren der Schwefeltreibofen geschoben wird, wenn die Röhren mit Schwefelkies gefüllt sind. Er hat in der Mitte ein Loch, damit er vermittelst eines Hakens hineingeschoben oder weggenommen werden kann.

Am Rande hat er zwei Reifen von Blech, zwischen welche ein Blech geschoben wird. Der Zwischenraum wird mit Sand ausgefüllt, damit keine Luft zu dem Schwefel kommen könne und er nicht verbrenne.

Vorsetzen, 1) vorwärts setzen; 2) vor ein anderes Ding, besonders vor eine Oeffnung, setzen, um diese zu verschließen; 3) zum Genusse hinstellen; 4) so viel wie vorziehen; 5) Jemanden Anderen vorsetzen, ihm die Aufsicht und Regierung derselben anvertrauen; daher: ein Vorgesetzter, derjenige, welcher Andern zu befehlen hat; 6) sich etwas vorsetzen, eine künftige Handlung fest bei sich beschließen.

Vorsetzer, 1) ein Rahmen, mit Papier, Gaze u. dgl. überzogen, die in die Vertiefung eines Fensters (Fensterblende) gesetzt wird, um das Eindringen des Lichts oder bei Parterrewohnungen das Hineinsehen der Vorübergehenden zu verhindern. Er wird häufig gemalt, überhaupt verziert. — 2) Beim Hutmacher, zwei von Weiden geflochtene Horden, welche der Hutcher bei dem Fachen auf beide Seiten des Werktisches stellt. Sie sind oben etwas gegen einander gebogen, damit nichts verfliegen kann.

Vorsetzinstrument, in der Probirkunde, ein irdenes Stück, welches gebraucht wird, wenn man mehrere Proben zugleich in den Ofen setzt, indem man es zwischen die einzelnen Proben stellt und dieselben auf diese Art von einander absondert.

Vorsetzkästchen, im Hüttenwesen, so viel als Vorsetzkopf.

Vorsetzkopf, im Hüttenwesen, in den Schwefelhütten ein irdenes Gefäß, welches unter die Vorlage gesetzt wird und in welches man den geläuterten Schwefel fließen läßt.

Vorsetzmauer, im Hüttenwesen, so viel als Futtermauer.

Vorsetzmeißel, beim Uhrmacher, eine Art starker Grabstichel.

Vorsetzpapier, beim Buchbinder, die zwei Blätter Papier, welche beim Binden eines Buches zu Anfange und zu Ende angeheftet werden.

Vorsetzschirm, so viel als Kamin- oder Ofenschirm.

Vorsetzstücke, im Theaterwesen, so viel als Versatzstücke; s. daselbst.

Vorsetzung, im Wasserbaue, eine jede Bekleidung des Ufers von Holz oder Steinen.

Vorsetzungszeichen, in der Musik, so viel als Vorzeichnung; s. daselbst.

Vorsetzwand, im Hüttenwesen, beim Schmelzofen die Wand unten am Herde.

Vorsicht, Vorsichtigkeit, 1) so viel als Bedachtsamkeit; 2) so viel als Vorsehung Gottes.

Vorsitz, der Zustand, da man oben an sitzt, oder dem Range nach über Andern sitzt.

Vorsommer, so viel als Frühling.

Vorsorge, 1) die vorhergehende Sorge zur klugen Einrichtung einer künftigen Sache; 2) die Sorgfalt für das Beste und die Erhaltung einer Sache.

Vorspann, das Zugvieh, Pferde oder Ochsen, welche vor einen fremden Wagen gespannt werden. Es geschieht dies aus Gefälligkeit oder gegen Bezahlung, wenn die Pferde eines Andern zu sehr abgemattet sind, oder wenn der Weg zu schlecht wird, oder zu sehr bergan geht. Fuhrleute laden gewöhnlich so viel, als ihre Pferde auf ebenem und gutem Wege ziehen können, und nehmen dann lieber, wo es nöthig ist, Vorspann. Diese Vorspannpferde werden zu vorderst gespannt, und heißen dann auch Vorreiterpferde, und der Knecht, welcher dazu gehört, Vorreiter. Bei landesherrlichen Fuhren sind häufig die Feldbesitzer verpflichtet, unentgeldlich Vorspannpferde zu liefern, so oft diese verlangt werden. Bisweilen

gilt diese Verbindlichkeit auch für die Posten, wenn die Postpferde durch besondere Veranlassung nicht mehr ausreichen, doch wird dann für die Vorspannpferde nach der Posttaxe bezahlt. Besonders heißen aber solche Pferde Vorspann, die dazu dienen, Militairfuhren fortzuschaffen. Es werden daher Belagerungsgeschütz, Munition, die nicht gleich bei den Truppen ist, Kriegsbedürfnisse aller Art, einzelne den Truppen folgende Offiziere, auch wohl Lebensmittel mit Vorspannpferden (oder in deren Ermangelung Vorspannochsen) und auf Vorspannwagen, d. i. gewöhnlichen dazu requirirten Bauernwagen, transportirt. Deshalb ist auf jeder Etape ein eigenes Vorspannbüreau errichtet, von dem aus die Vorspanne aus einem gewissen District eigens requirirt und zweckmäßig und möglichst sparsam an die sie Verlangenden vertheilt wird. Jeder Etapencommandant hat darauf zu sehen, daß Unterschleife hinsichtlich der zu verlangenden Vorspanne vermieden werden, und daß nicht einzelne Bauern durch Bestechungen der Unteroffiziere und untergeordneten Commissäre dem Vorspann ganz entgehen.

Vorspiel, 1) im Theaterwesen, eine einactige Scenenfolge, die zum erläuternden Verständniß eines größeren dramatischen Werkes dient und eine frühere Begebenheit behandelt, die den Zuschauer schnell auf den Standpunkt setzt, die Fabel des Stückes richtig zu verstehen. Auch als allgemeine Einleitung, wie Wallensteins Lager zum Wallenstein. Das Vorspiel braucht übrigens, was Ort und Zeit betrifft, nicht mit dem Hauptwerke in Verbindung zu stehen. Namentlich haben neuere dramatische Dichter sich des Vorspiels bedient, um irgend eine schwierige Behandlung des Stoffes zu umgehen. Derartige Vorspiele sind z. B.: Das heimliche Gericht, zum Käthchen von Heilbronn, nach Kleist von Holbein; Der Weihnachtsabend, zu

den Lichtensteinern von Barth; ferner: Der Skalde und der Held, zum Yngard, von Müllner (wenn nämlich dieses Trauerspiel an zwei Abenden getrennt gegeben wird) u. a. m. 2) So viel wie Festspiel; 3) auch der Prolog erhält, wie z. B. in der Jungfrau von Orleans, den Namen Vorspiel, wenn ein Theil der Handlung dahin verlegt ist; 4) in der Musik, so viel wie Praeludium.

Vorspielen, 1) in Gegenwart eines Andern spielen, daß er es höre oder nachspiele; 2) so viel wie vorspiegeln. 3) In der Bienenzucht, eine besondere Art des Fluges der Bienen, wenn sie entweder bei angehendem Frühlinge zum ersten Male ihre Wohnungen verlassen, sich reinigen und sonnen, oder wenn versetzte Stöcke sich mit der Gegend, wo sie aufgestellt sind, zuerst bekannt machen, oder wenn junge Bienen den Flug lernen. Es geschieht solches meistentheils zur Mittagszeit, doch binden sie sich an keine Stunde, sondern richten sich nach der Temperatur der Luft. Mit einem besonders freudigen Gesumme verlassen sie dann ihre Wohnungen, bemerken aber mit der äußersten Sorgfalt den Ausgang derselben und kehren wieder auf's Flugbrett zurück. Hierauf fliegen sie wieder ab, erweitern ihre Kreise und Bogen immer mehr, und richten den Kopf beständig nach dem Stocke, nicht anders, als ob sie vom Felde kämen. Dieses Ab- und Zufliegen treiben sie so lange, bis sie der Gegend ganz kundig sind. Dabei geht es oft so lebhaft zu, als ob sie schwärmen wollten. Man hat bemerkt, daß die angelaufene Brut gemeiniglich nach dem dritten Tage ihren ersten Ausflug hält, wenn anders die Luft milde und die Witterung günstig ist. So oft nun ein solches Vorspiel wahrgenommen wird, so oft läßt sich auch auf ausgelaufenen Blut schließen, und es kann folglich als ein Zeichen der Vermehrung des Volks angesehen werden. Auch

mit dem Ausfluge der Königin, wenn sie nämlich der Begattung halber den Stock verläßt, ist ein solches Vorspiel verknüpft, und kann dann als Hochzeitsgepränge angesehen werden. Praktische Bienenfreunde müssen aber auf das Vorspielen sorgfältig achten, weil bei dieser Gelegenheit die Königin zuweilen, wenn sie an den Flügeln einen Fehler hat, auf den Boden fallen und verloren gehen kann. Findet man sie von einem Häufchen Bienen umgeben, und das Vorspiel hat aufgehört und mehrere Stöcke haben zugleich vorgespielt, so muß man, um sie nicht zu einem falschen Stocke zu bringen, wo sie unfehlbar würde erwürgt werden, die sie umgebenden Bienen mit Asche oder Kreide bestreuen, und Acht geben, zu welchem Stocke diese ihren Flug nehmen. Setzt man sie diesem zu, so wird sie willig aufgenommen, und der Stock ist wenigstens für diesmal vor Weisellosigkeit geschützt, wenn anders die Befruchtung vor sich gegangen ist. Doch hat man hernach immer ein desto wachsameres Auge auf einen solchen Stock zu richten, weil die Königin bei einem wiederholten Versuche des Ausfluges gänzlich verunglücken und der Stock also weisellos werden kann.

Vorspieler, so viel wie Concertmeister.

Vorspitzen, 1) beim Nadler, das eine Ende der Nadelschäfte spitzig machen; 2) in der Gestalt einer Spitze hervorkommen.

Vorsprache, 1) die Vorrede eines Buches, der Eingang einer Rede; 2) so viel wie Fürsprache.

Vorsprechen, 1) in Gegenwart eines Andern etwas sprechen, damit er es nachsprechen lerne. 2) Im Orgelbaue, von einer Orgelpfeife, welche im Verhältniß zu den übrigen Pfeifen zu laut klingt. 3) Beim Maler, wenn die untere Farbe durch die obere durchschimmert.

Vorsprung, 1) die Handlung, durch welche man Jemandem zuvorkommt; 2) der Abstand, um welchen man Jemandem voraus ist, dem Raume, der Zeit, dem Vorzuge oder dem Range nach; 3) ein hervorragender Theil; 4) im Bauwesen, so viel wie Vorlage und Ausladung; 5) in der Landwirthschaft, die reifsten und schwersten Getreidekörner, welche beim Würfeln des Getreides am weitesten fliegen, und welche man daher gern zu Samen nimmt; 6) der Ausfall des Getreides, welcher beim Binden, beim Auf- und Abladen desselben entsteht; 7) beim Branntweinbrenner, so viel wie Vorlauf.

Vorstadt, 1) die außerhalb der Ringmauern gelegenen Theile irgend einer Stadt; gewöhnlich bestehen in Vorstädten andere Rechte oder Gerichtsbarkeiten, als in den Städten; neuerer Zeit hat man die beide trennenden Thore an vielen Orten niedergerissen, ja auch die Vorstädte zu gleichen Rechten und Abgaben u. s. w. gezogen, so daß in solchen Fällen Vorstädte eigentlich selten mehr bestehe. 2) So viel wie Broos.

Vorständer, in der Forstwissenschaft, so viel wie Holzbau.

Vorstampen, beim Schmied, mit dem Schienenstempel Löcher in den Schienen vorschlagen.

Vorstand, 1) das persönliche Erscheinen vor Gericht; 2) das Unterpfand, womit ein Rechnungsbeamter seine Pflichttreue und ein Pachter die richtige Zahlung seines Pachtzinses verbürgt, und woran sich die Regierung im Falle einer Veruntreuung und die Gutsherrschaft bei ausbleibender Zahlung des Pachtzinses zu entschädigen sucht. Er besteht entweder in einem baaren Kapitale, welches verzinst werden muß, oder in Documenten, und muß dem Rechnungsstocke oder jährlichen Pachtquantum möglichst angemessen sein. 3) In der Handwerkssprache, beim öffentlichen Ver-

kauf der erste Stand, die beste Stelle; 4) so viel wie Vorsteher; 4) in der Forstwissenschaft, so viel wie Vorständer.

Vorstechen, 1) neben anderen Dingen oder mit anderen Dingen vermischt, mit vorzüglicher Stärke empfunden, gesehen, bemerkt werden; 2) so viel wie hervorragen; 3) mit einem spitzigen Werkzeuge ein Loch in einen Gegenstand machen, um einen Faden hindurchziehen oder einen anderen Gegenstand hineinbringen zu können; die Ahle, mit welcher dies die Schuhmacher thun, heißt Vorstechort.

Vorstechung, in der Baukunde, das Maaß, um welches ein krummes Glied an dem einen Ende weiter hervorragt, als an dem andern.

Vorsteckärmel, Halbärmel mit Manchetten.

Vorsteckelatz, ein weibliches Kleidungsstück, welches gewöhnlich steif gemacht ist, die Brust bedeckt und zwischen dem Mieder und dem Leibchen eingeschnürt wird.

Vorstecker (Vorsteckstift, Vorstecknagel), ein Bolzen, ein vierkantiges oder flaches Stück Eisen, welches vor etwas gesteckt wird, um es in seiner Lage festzuhalten, z. B. die Decklehne an den Wagenrädern, die Schließe u. dgl.

Vorsteckgarn, beim Fischer, so viel vie Sackgarn.

Vorsteckstiftchen, beim Uhrmacher, kleine Stiftchen von Messingdraht, welche hinter der zweiten Platte der Uhren durch die Zapfen der Pfeiler gesteckt werden und beide Platten zusammenhalten.

Vorstehen, 1) vorwärts stehen, vorragen; 2) vor etwas Anderem stehen; 3) im Jagdwesen, so viel wie Stehen; 4) persönlich vor Gericht erscheinen; 5) die Aufsicht über etwas, die Verwaltung einer Sache führen.

Vorsteher, 1) Leute, welche die Aufsicht über irgend eine Anstalt, Gemeinde, Gesellschaft ꝛc. führen, die

Interessen derselben vertreten und im Namen derselben handeln. 2) in der Anatomie, s. Vorsteherdrüse.

Vorsteherdrüse (prostata), in der Anatomie, 1) vor und unter der Harnblase liegenden, den Anfang der Harnröhre beim männlichen Geschlecht unten und zur Seite umgebende, dreieckige, aus zwei seitlichen größeren und einem mittleren kleineren Lappen bestehende, eine gelblich-weiße, schleimige Feuchtigkeit (liquor prostaticus) absondernde und durch 12 bis 15 Ausführungsgänge neben dem Hahnenkopfe in die Harnröhre ergießende Drüse; 2) weibliche Vorsteherdrüse s. Bartholinische Drüsen.

Vorsteherdrüsenblutung (haematuria prostatica), in der Chirurgie, das Blut ist nicht mit dem Harn vermischt, und es geschieht die Blutung ohne Drang und Anstrengung beim Harnen; kommt vorzüglich bei alten und jungen Wollüstlingen nach übermäßigen Samenausleerungen vor.

Vorsteherdrüseneiterung, s. unter Vorsteherdrüsenentzündung.

Vorsteherdrüsenentzündung (inflammatio prostatae, prostatitis), in der Medizin, beginnt mit einem Gefühl von Schwere, Spannung, Hitze im Mittelfleische, dem ein fixirter, anhaltender, klopfender Schmerz, der beim Stuhlgange und durch Druck auf das Mittelfleisch vermehrt wird, folgt; es kommt dem Kranken vor, als ob ein Körper den Mastdarm ausfülle und aus demselben hervortreten wolle; bei der Untersuchung findet man eine schmerzhafte Anschwellung in dieser Gegend. Der Kranke hat andauernden Drang zum Harnlassen, die Anstrengungen sind aber fruchtlos, und erst wenn der Kranke zu pressen aufhört, geht Harn ab, aber langsam und in einem dünnen Strahle; bei Zunahme des Uebels tritt endlich gänzliche Harnverhaltung ein. Das Einbringen

des Katheters findet an der Vorsteherdrüse Widerstand und erregt hier heftige Schmerzen. Nicht selten ist Fieber dabei. Meist zertheilt sich die Entzündung in 8 bis 10 Tagen. Bisweilen folgt Eiterung, selten Brand. Sehr häufig, besonders bei Greisen, geht die acute Entzündung in eine chronische über, oder es tritt die letztere gleich Anfangs als solche auf und giebt zu Entartungen der Drüse Veranlassung. Als Ursache der Vorsteherdrüsenentzündung werden genannt: Ausschweifungen, Entzündung der Harnröhre (Gonorrhöe), der Hoden, der Blase, des Mastdarms, der Hämorrhoidalknoten, Blasensteine, mechanische Verletzung und Druck, langes Reiten und Sitzen, Druck und Verletzung mit Sonden, Steinschnitt, Zerbröcklung des Steins u. s. w. Ist der Hahnenkopf entzündet, so sind die Schmerzen beim Harnlassen sehr groß und werden brennend, beim Sitzen und Stehen vermehrt, im Liegen vermindert. Diese Entzündung soll immer sehr lange dauern; sie entsteht nach Einspritzungen in die Harnröhre, Reiten; kann leicht mit Verengerung der Harnröhre verwechselt werden. Bei der Behandlung sind vornehmlich die Ursachen zu beseitigen, außerdem Blutentziehungen durch Aderlaß, Blutegel an's Mittelfleisch, erweichende Klystiere und Breiumschläge; dabei Vermeidung nahrhafter und erhitzender Speisen, so wie reichlicher Getränke und aller Geschlechtsreize. Tritt Eiterung ein, so halten die Symptome der Entzündung an, es zeigt sich Frösteln und der Puls wird beschleunigt; bisweilen bemerkt man Fluctuation in der Geschwulst, welche in den Mastdarm hineinragt. Der Eiter ist in der Drüse hier und da verbreitet, oder es bildet sich ein Abscess, am häufigsten an der äußeren Fläche, die der Blase und dem Mastdarm zugewendet ist, selten an der inneren Fläche, in der Nähe der Blasenhalses; er öffnet sich in die Blase, den Mastdarm oder die Harnröhre,

wo er dann mit dem Harneiter ausgeleert wird; oft bilden sich dann Senkungen des Eiters, Fisteln, denen die Kranken oft unterliegen. Die Behandlung wird nach den allgemeinen Regeln geleitet.

Vorsteherdrüsengeschwür (prostathelcosis), in der Chirurgie; s. unter Vorsteherdrüsenentzündung.

Vorsteherdrüsengeschwulst (tumor prostatae), in der Chirurgie, besteht entweder in einfacher Vergrößerung der Vorsteherdrüse, oder in Ablagerung neuer tuberculöser, fungöser oder skirrhöser Massen. Sie entsteht nach vorausgegangener schleichender Entzündung, am häufigsten nach dem 40sten Jahre, vorzüglich bei skrophulösen Subjecten und bei solchen, welche in der Jugend venerisch waren, nach unterdrückten Hautausschlägen, in Folge der Gicht u. s. w. Sie entwickelt sich immer langsam, das Harnlassen wird beschwerlich, manchmal ganz unterdrückt. Die Feuchtigkeit der Vorsteherdrüse wird manchmal außerordentlich copiös und zähe. Je nachdem der rechte, linke oder mittlere Lappen angeschwollen ist, ändert die Harnröhre ihre Richtung. Bei der Untersuchung durch den Mastdarm fühlt man die angeschwollene und verhärtete Drüse, der Kranke hat Beschwerden beim Stuhlgange u. s. w., es bildet sich Vereiterung. Zuweilen hat man steinige Concremente in der Drüse gefunden; sie waren bräunlich-gelb, hatten die Größe eines Stecknadelknopfes, bisweilen einer kleinen Nuß, und bestehen aus phosphorsaurem Kalk. Die Prognose dieses Uebels ist meist ungünstig; schon der Verschwärung unterliegen viele Kranken; die einfache Vergrößerung läßt wohl Heilung zu, bei tuberkulöser, skirrhöser Entzündung ist sie kaum zu hoffen. Anfangs muß immer eine passende antiphlogistische Behandlung angewendet werden; liegt eine bestimmte Ursache

zum Grunde, so richte man dagegen den Heilplan. In vielen Fällen kann nur palliativ verfahren werden.

Vorsteherdrüsenschmerz, s. Vorsteherdrüsenentzündung.

Vorstehhund, im Jagdwesen, so viel wie Hühnerhund, besonders wenn er zum Stehen vor Hühnern und Hasen abgerichtet ist; s. Vögel.

Vorstellen, Vorstellung. In unserem Bewußtsein bietet sich ein dreifach Unterschiedenes der Beobachtung dar. Einiges scheint nur in uns zu geschehen, ohne daß wir uns dabei in einem merklichen aktiven oder passiven Kraftaufwand begriffen finden; dies ist das Vorstellen. Anderes scheint dagegen mit uns vorzugehen, so daß wir darunter leiden; dies ist das Fühlen. Noch Anderes endlich scheint aus uns hervorzugehen, als unser eigentliches geistiges Thun; das mag im Allgemeinen Streben genannt werden. Nun ist das Verhältniß ein solches, daß Vorstellungen zwar häufig frei von aller Beimischung von Gefühlen und Begehrungen sind, nicht aber umgekehrt diese ohne Beziehung auf wenigstens dunkle Vorstellungen sich im Bewußtsein zeigen; und es läßt sich eine Abhängigkeit des Fühlens und Begehrens von dem Vorstellen, welchem allein unabhängige Selbstständigkeit zuzuschreiben ist, nicht verkennen. In Beziehung nun auf die Gesammtheit dessen, was unter den Begriff des Vorstellens fällt, läßt sich unterscheiden: I. die Frage nach der Entstehung (Produktion) dessen, was den Inhalt des vorstellenden Bewußtseins ausmacht, und zwar a) in so fern dadurch die äußere Erfahrungswelt aufgefaßt wird. An dem, was die äußere Welt der Auffassung darbietet, läßt sich wiederum unterscheiden 1) der Stoff (die sinnlichen Empfindungen), 2) die Form (Räumliches, Zeitliches, Reihenformen, logische Formeln); b) in so fern es einen Inhalt des Bewußtseins giebt, für

welches sich in der äußern Erfahrung das Entsprechende nicht unmittelbar nachweisen läßt. II. Die Frage nach der Reproduktion dessen, was irgend einmal im Bewußtsein gewesen, aber daraus wieder verschwunden ist. III. Die Frage nach dem selbstbewußten Innewerden des Vorgestellten bezieht sich auf alle diese Punkte gleichmäßig.

Der Stoff der Erfahrung bietet die verschiedenen Arten der sinnlichen Empfindungen dar. Empfindung heißt eine Vorstellung, in so fern sie eben als eintretend in's Bewußtsein betrachtet wird; sinnlich, in so fern sie durch bestimmte Organe des Körpers vermittelt ist. Nach der specifischen Verschiedenheit der durch die körperlichen Organe dargebotenen Empfindungen unterscheidet man das sinnliche Gefühl — den Geschmack, den Geruch, das Gehör, das Gesicht.

Der Stoff der sinnlichen Empfindungen wird nicht isolirt gegeben, sondern die Auffassung desselben nimmt unwillkürlich eine bestimmte Gruppirung, eine Form an, welche sich an den einzelnen Bestandtheilen dessen, was empfunden wird, nicht nachweisen läßt. Die Formen bezeichnet im Allgemeinen der Begriff des Neben-, Zwischen- und Nacheinander, und sie fallen deshalb unter den allgemeinen Begriff der Reihenformen. Am deutlichsten gehören hierher: a) die Auffassungen des Räumlichen und Zeitlichen; neben diesen macht sich noch vorzugsweise b) die Form der Zahl, c) die des Grades als der Zusammenstellung gleichartiger Empfindungen nach der Möglichkeit des Ueberganges aus der einen in die andere bemerkbar. Alle diese Reihenformen entstehen nicht nur bei Veranlassung der mannichfaltigen sinnlichen Empfindung ganz unabsichtlich, sondern sie erstrecken sich mehr oder weniger bestimmt auf alles Vorgestellte, in so fern dieses nach räumlichen oder zeitlichen Verhältnissen ꝛc. vorgestellt wird, ohne daß man die Anwendung dieser

Verhältnisse für das bloß Vorgestellte als solches, für ein bloßes Symbol erklären könnte. Bemerkenswerth ist ferner, daß wir gewisse Bestimmungen der Distanz im Raume, in der Zeit ꝛc. als Maßstab anzuwenden lernen; überhaupt sind alle diese Reihenformen, obwohl sie ganz unwillkürlich sich aufdringen, einer zwar allmäligen, aber sehr weit gehenden Verfeinerung, Ausbildung und Entwickelung der in ihnen liegenden Gesetzmäßigkeit fähig, wovon die Arithmetik und Geometrie die allgemeinsten Beispiele sind.

Der Stoff der sinnlichen Empfindungen ordnet sich aber nicht nur in die Reihenformen, sondern nimmt noch überdies mannigfaltige, mit jenen zwar verwandte, aber nicht zusammenfallende Formen an, welche man als logische bezeichnen kann, deren Bedeutung sich aber offenbar viel weiter, als auf den unmittelbaren Stoff der sinnlichen Empfindung erstreckt. Zugleich weist der Begriff des Denkens, welcher sich innerhalb der logischen Formen bewegt, als desjenigen Vorganges, vermöge dessen wir uns der Verhältnisse unserer Vorstellungen bewußt werden, zum größten Theil auf die Reproduktion derselben hin. Indem nun Beides, ein nicht unmittelbar sinnlich gegebener Inhalt des Bewußtseins und der Reproduktion, hier noch vorläufig vorausgesetzt wird, kommt es vorzüglich darauf an, die Art, in welcher die logischen Formen gewöhnlich im Bewußtsein vorkommen, kenntlich zu machen und dadurch die Verwechselung psychologischer Thatsachen und logischer Forderungen zu verhüten. Für alles Denken ist es nun nöthig, daß die Vorstellungen von den Verbindungen, in welchen sie zuerst in das Bewußtsein eintraten, loskommen; aber dieses Loskommen, welches die Bedingung des Unterscheidens und Vergleichens ist, erfolgt zum allergrößten Theile unabsichtlich und unwillkürlich, und zwar so, daß entweder die gleichbleibenden

Merkmale eines Dinges über die veränderlichen, oder die gemeinschaftlichen in einer Mehrheit von Dingen über die besonderen und individuellen ein Uebergewicht erlangen. In dem letztern Falle bekommt das, was sich aus den ursprünglichen Verbindungen losmacht, eine Aehnlichkeit mit allgemeinen Begriffen; aber der gewöhnliche Gedankenlauf bringt es dabei nur zu Gesammtbildern, zu Abbreviaturen eines oftmals wiederholten Vorstellens, in welchem sich das Besondere der einzelnen Wahrnehmungen immer wieder einmischt.

Nicht nur die logischen, sondern auch die mathematischen Formen, welche der sinnlich gegebene Erfahrungsstoff annimmt, weisen darauf hin, daß Empfindungen und Vorstellungen, die aus dem Bewußtsein verdrängt waren, nicht vernichtet sein können, und die mannigfaltigen Phänomene der Reproduktion gehabter Vorstellungen bestätigen diese Voraussetzung faktisch. Wenn dagegen das geistige Leben immer nur von dem, was augenblicklich in's Bewußtsein eintritt, abhinge, so würde es gleichsam in eine Reihe unzusammenhängender Momente auseinanderfallen, und die Reproduktion darf daher schon vorläufig als die wesentliche Grundbedingung nicht bloß der Auffassung der uns umgebenden Sinnenwelt, sondern aller höheren geistigen Ausbildung angesehen werden. Ganz allgemein aufgefaßt, ist sie das Wiedereintreten schon gehabter, aber wieder verschwundener Vorstellungen in's Bewußtsein (Erinnerung im Gegensatz des Vergessenhabens), und wenn auch die Summe von Vorstellungen, die uns in jedem Augenblicke wirklich gegenwärtig ist, im Verhältniß zu denen, die wir irgend einmal gehabt haben, überaus klein ist, so bildet doch die Masse der bei den verschiedensten Veranlassungen wieder hervortretenden Vorstellungen einen innern Vorrath, der sich nicht nur fortwährend der vielfäl-

tigsten Benutzung und Verarbeitung darbietet, sondern auch der Bereicherung immer zugängig bleibt.

Ueber die Art, wie die Reproduktion erfolgt, giebt nun zwar die innere Erfahrung keine bestimmte Auskunft. Dennoch führt sie im Allgemeinen auf einige leicht bemerkliche Unterschiede. 1) Einige Vorstellungen und Vorstellungsreihen scheinen sich bisweilen ohne bestimmte Veranlassung im Bewußtsein wieder zu erheben, gleich als ob es hinreichte, daß ein Hinderniß, welches zurückhielt, verschwinde, um ihnen wieder Platz im Bewußtsein zu machen. 2) Bei andern lassen sich Veranlassungen ihres unmittelbaren oder mittelbaren Hervortretens nachweisen, jenes, wenn eine Wahrnehmung ohne Zwischenglieder eine andere wieder erweckt, dieses, wenn eine selbst reproducirte Vorstellung andere hervorruft, welche wieder andere nach sich ziehen. Der letztere Fall weist am deutlichsten darauf hin, daß die reproducirten Vorstellungen unter einander in eine gewisse Verbindung gerathen sein müssen, die man gewöhnlich durch den Begriff der Association der Ideen bezeichnet. Ueber die Gesetze, nach welchen diese Ideenassociation erfolgt, giebt aber die innere Erfahrung nur höchst schwankende Auskunft. Denn obwohl die Simultaneität der Wahrnehmungen in Raum und Zeit, die Succession in der Zeit, die Aehnlichkeit oder auch (wenigstens scheinbar) der Kontrast des Wahrgenommenen das Verhältniß zwischen Zeichen und Sachen ꝛc. leicht zugängliche Beispiele für einige Arten der Ideenassociation darbieten, so ist doch der Verlauf der nach ihr sich richtenden Reproduktionen viel zu mannigfaltig, als daß jene Beispiele für den erschöpfenden Ausdruck der ihr zu Grunde liegenden Gesetzmäßigkeit betrachtet werden können.

Ein anderer, sehr allgemeiner Unterschied liegt aber darin, ob die Vorstellungen unregelmäßig, unvollstän-

dig und mit vielfältigen Abweichungen von der Form, in welcher sie in's Bewußtsein eingetreten waren, oder in vollständigem und treuem Zusammenhange mit anderen reproducirt werden. Das erstere pflegt man der Einbildungskraft (Phantasie), das zweite dem Gedächtniß zuzuschreiben. Bedient man sich dieser Namen lediglich zur Bezeichnung für gewisse Klassen geistiger Phänomene, so ist für die Phantasie die Lebhaftigkeit und die unerschöpfliche Neuheit und Veränderlichkeit der Verbindungen charakteristisch, in welcher sie den vorhandenen Stoff reproducirt, so daß sie im Erdichten, Dichten und Erfinden den Schein einer ursprünglich schöpferischen Kraft (produktive Phantasie) annimmt. Für das Gedächtniß dagegen ist die Treue und Sicherheit das Wesentliche. Bei der gedächtnißmäßigen Reproduktion scheinen wir daher mit dem Vorgestellten selbst, bei der phantasirenden mehr mit dem aktiven Vorstellen beschäftigt zu sein. Beiderlei Arten von Reproduktion sind übrigens nicht universell, sondern nur partiell; d. h. die Sicherheit und der Umfang des Gedächtnisses, so wie die Lebendigkeit und Beweglichkeit der Phantasie, richten sich wesentlich nach dem individuell bestimmten Vorstellungskreise des Einzelnen; auch findet eine gleiche große Vollkommenheit beider Arten von Reproduktionen nur in seltenen Fällen bei denselben Individuen in Beziehung auf denselben Stoff statt. Endlich ist der leichte Uebergang des Phantasirens in das Erwarten, Wünschen, Hoffen, Fürchten, so wie der Zusammenhang des Vermissens und Sehnens mit unterbrochenen Reproduktionen nicht zu übersehen.

Während ferner Phantasie und Gedächtniß sehr häufig einen unwillkürlichen und unabsichtlichen Gedankenlauf verrathen, so ist doch eine absichtliche Reproduktion bei beiden nicht ausgeschlossen. Diese setzt bei dem Gedächtniß häufig das absichtliche Merken,

das Memoriren, voraus, wodurch die treue Reproduktion längerer Vorstellungsreihen möglich wird, die dann aber auch an die Aufeinanderfolge des Memorirten gebunden bleibt. Das sogenannte ingeniöse oder judiciöse Memoriren ist eine Unterstützung der Reproduktion durch anderweitige Associationen; daher es nur dann etwas hilft, wenn die unterstützende Vorstellungsreihe leichter zu merken ist, als die, welche unterstützt werden soll. Das absichtliche Phantasiren grenzt im Dichten und Erfinden sehr nahe zusammen mit dem Denken, dem innern Vorbilden, Ueberlegen, Untersuchen, Prüfen ꝛc., überschreitet aber dann eigentlich schon die Grenze der bloßen Reproduktion, indem es ein Innewerden des Reproducirten als solchen und seiner Verhältnisse zu einander voraussetzt. Aber selbst dieses Innewerden ist nicht immer absichtlich und willkürlich; daher auch das, was man gewöhnlich unter den Begriffen des Gedächtnisses und der Phantasie zusammenfaßt, den Umfang dessen, was sich bei der Reproduktion ereignet, nicht erschöpft.

Dieses Innewerden des Reproducirten als solchen nun, welches schon beim Wiedererkennen sinnlich wahrgenommener Dinge stattfindet, kann im Gegensatz der bloßen Perception und Reproduktion durch den Ausdruck Apperception bezeichnet werden, und setzt immer mehrere in einander eingreifende Vorstellungen und Vorstellungsmassen voraus, von denen eine oder mehrere die übrigen sich aneignen, ihnen ihre Stelle im Bewußtsein anweisen, oder auch sie nach sich umgestalten. Die Apperception ist eine äußere, wenn das Appercirte eine neu in das Bewußtsein eintretende sinnliche Wahrnehmung ist; eine innere dagegen, wenn das schon im Bewußtsein Vorhandene, durch mannigfaltige Reproduktionen aufgeregt, sich unter einander bestimmt und umformt, wobei sich schon im Allgemeinen absehen läßt, daß die älteren, stärkeren,

in sich zusammenhängenderen Vorstellungsmassen eine Herrschaft über die jüngeren, schwächeren, weniger festen ausüben werden. So lange hier noch kein Resultat eingetreten ist, sagt man „überlegt der Mensch". Das Zweifeln bezeichnet eben den Zustand der Unentschiedenheit, welche Vorstellung und Vorstellungsmasse sich nach den anderen richten werden; veränderte Meinungen und Ansichten weisen auf veränderte innere Apperceptionen hin. Erst mit der äußeren Apperception nun beginnt die Unterscheidung des Objektiven und Subjektiven, indem jenes als das neu Hinzukommende von diesem als dem schon im Bewußtsein Vorhandenen unterschieden und angeeignet wird. Die innere Apperception dagegen führt nicht nur an die Grenze dessen, was man gewöhnlich einen Akt des Selbstbewußtseins nennt, sondern bietet auch die nächste Grundlage derjenigen Phänomene des geistigen Lebens dar, welche in ihrer Unabhängigkeit von der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung die höhere geistige Ausbildung wesentlich bezeichnen.

Für die höhere Ausbildung des Vorstellens ist vorzugsweise bezeichnend: 1) daß die Masse des im Bewußtsein aufgehäuften Stoffes nicht mehr von zufälligen Associationen beherrscht wird, sondern ein dem Zusammenhange der Erfahrung entsprechendes Gefüge anzunehmen beginnt; 2) daß der fortwährende Wechsel zwischen Vertiefung und Besinnung immer innerlicher, bewußtvoller und unabhängiger von der äußern Erfahrung wird; 3) daß sich in der Verarbeitung des empirischen Stoffes Begriffe erzeugen, welche die Erfahrung überschreiten, und daß sich auch für sie das Bedürfniß eines nothwendigen Zusammenhanges und einer gegenseitigen Bestimmung derselben durch einander geltend macht. Schon in der ersten Beziehung unterscheidet sich das verständliche Denken, dessen wesentliche Hülfsmittel zunächst eine fortgesetzte

Vergleichung mit der Erfahrung ist, von dem bloßen Phantasiren; in der zweiten ist vor Allem die Verwebung der Gedankenreihen unter einander und die dadurch bedingte Möglichkeit des Ueberganges aus der einen in die andere wichtig, deren verschiedene Ausbildung je nach der Bestimmtheit des Einzelnen und dem Zusammenhange des Mannigfaltigen sich durch verschiedene Grade der Klarheit, Deutlichkeit, Ordnung und Consequenz verräth. Die Art, wie diese höhere Ausbildung des Gedankenkreises sehr allmälig und keineswegs nach allen Seiten gleichmäßig, sondern immer nur innerhalb gewisser Grenzen zu Stande kommt, bezeichnen die allgemeinen Worte: Nachdenken, Ueberdenken, Durchdenken, welche sämmtlich auf innere Apperceptionen (die hier vorzugsweise Reflexion heißen) hinweist, während das Erkennen und Begreifen unter Voraussetzung eines Gegenstandes der Erkenntniß die vollständige Klarheit über das gegenseitige Verhältniß mehrerer in einander eingreifender Gedankenreihen andeutet. Hierher gehören nun eigentlich erst die streng logischen Formen der Definition, der Eintheilung, des Beweises, welche sämmtlich darauf beruhen, daß das Vorgestellte, unvermischt mit zufälligen Associationen, seiner eigenen Qualität nach gedacht und den Forderungen Folge geleistet werde, welche in diesem Inhalte des Gedachten liegen. Dabei verräth sich in den logischen Verhältnissen der Gedanken eine Nothwendigkeit, welcher nachzugeben Bestimmung und bei fortgesetzter Prüfung Ueberzeugung herbeiführt.

Ehe jedoch die Vorstellungen sich in diese Formen gruppiren, ehe aus denselben besonders transscendente Begriffe werden, machen sie eine Reihe von Veränderungen durch, deren möglichst genaue Bestimmung zu einer begriffsmäßigen Auffassung der Gesetzmäßigkeit des geistigen Lebens führen kann. Zu diesem Be-

hufe ist es nöthig, die Verhältnisse, welche möglicher Weise zwischen den einfachen Vorstellungen obwalten können, auf bestimmte Begriffe zurückzuführen.

1) Das gesammte Vorstellen würde lediglich darum, weil es die Activität einer und derselben Seele ausdrückt, in ein einziges intensives Thun zusammenfallen und ein einziges, aus gar keinen Theilen bestehendes, keiner Art von Absonderung fähiges Objekt darstellen, wenn nicht die Vorstellungen ihrer Qualität nach einander wenigstens zum Theil entgegengesetzt wären. Dieser Gegensatz führt, so weit er sich erstreckt, die Nothwendigkeit mit sich, daß die Vorstellungen einander im Bewußtsein weichen, d. h. sie behalten nicht den Grad von Klarheit, welchen sie ohne den Gegensatz haben würden. Bezeichnet man diesen Verlust an Klarheit durch den Begriff der Hemmung, so ist diese nicht nur zwischen entgegengesetzten Vorstellungen, die im Bewußtsein auf einander treffen, gegenseitig, sondern je nach dem die Vorstellungen in vollem oder nicht vollem Gegensatze stehen, unbestimmbar vieler Grade und Abstufungen fähig. Nennt man ferner das Quantum des Vorstellens, welches von den einander Entgegenwirkungen zusammen genommen muß gehemmt werden, die Hemmungssumme, daß Verhältniß aber, in welchem dieses Quantum auf die einzelnen Vorstellungen sich vertheilen wird, das Hemmungsverhältniß, so wird bei partieller Hemmung von den Vorstellungen ein Rest übrig bleiben, der kein abgeschnittenes Stück, sondern den Grad der noch übrig gebliebenen Klarheit der ganzen Vorstellung bezeichnet. Ebenso liegt schon in dem Begriffe der Hemmungssumme und des Hemmungsverhältnisses, daß es für jede beliebige Anzahl gleichzeitig im Bewußtsein handener Vorstellungen einen Punkt des Gleichgewichts geben muß, den sie dadurch erreichen, daß jede derselben so vie

an Lebhaftigkeit und Klarheit verliert, als sie vermöge ihres Gegensatzes zu allen übrigen verlieren muß. Die Frage jedoch, ob eine beliebige Anzahl von Vorstellungen unter allen Umständen sich dergestalt im Bewußtsein werde halten können, daß keine derselben ganz aus dem Bewußtsein verdrängt werde (auf die statische Schwelle sinken), beantwortet die Untersuchung übereinstimmend mit der Erfahrung dahin, daß ein solches Verdrängtwerden sehr leicht eintreten kann, woraus sich die ganz allgemeine Thatsache erklärt, daß wir uns in jedem Augenblicke immer nur eines sehr kleinen Theils desjenigen Vorstellens bewußt sind, welches früher einmal im Bewußtsein vorhanden war, aber vergessen ist.

2) In sofern die Vorstellungen einander nicht entgegengesetzt sind, vereinigen sie sich zu einer Vorstellungsmasse; welche Vorstellungen sich hemmen und welche sich vereinigen, darüber giebt die innere Erfahrung durch die verschiedenen Continuen der sinnlichen Empfindungen Aufschluß, dergestalt, daß die aus demselben Continuum nach abgestuften Graden sich hemmen. Im ersten Falle ist eine vollkommene Vereinigung möglich; die Vorstellungen können eine vollkommene Complexion oder Complication bilden, obwohl diese Complication auch unvollkommen sein kann, wenn eine oder mehrere der zu complicirenden Vorstellungen durch andere ihnen entgegengesetzte gehemmt sind. Im zweiten Falle ist die Vereinigung nur so weit möglich, als der partielle Gegensatz der Vorstellungen es zuläßt. Nennt man diese letztere Art der Vereinigung Verschmelzung, so werden unvollkommene Verschmelzungen die sein, wo die Verschmelzung wegen anderer zufälliger Hemmungen nicht in dem Grade stattfinden kann, welcher durch den Gegensatz der Vorstellungen bezeichnet ist.

Complicirte sowohl als verschmolzene Vorstellun-

gen wirken nun nicht mehr als einzelne, sondern als Totalkräfte, deren Wirksamkeit nach der Zahl und Beschaffenheit der in ihnen verbundenen Elemente sammt der Innigkeit ihrer Durchdringung eine überaus verschiedene sein kann, für welche aber schon im Allgemeinen aus dem Begriffe einer Totalkraft erhellt, daß ihre Wirkensart von der der einzelnen Vorstellungen wesentlich verschieden sein wird, so daß dadurch zugleich die Bedingungen, unter welchen Vorstellungen aus dem Bewußtsein verdrängt werden, sich ändern. Durch die Vereinigung der Vorstellungen entsteht überdies der sehr wichtige Begriff der Complications- und Verschmelzungshülfen, welche eine Vorstellung der andern mit ihr complicirten oder verschmolzenen leistet. Wenn nämlich bei unvollkommenen Complicationen, wo mehr Vorstellungen vermittelst ihrer Reste sich verbunden haben, nunmehr eine derselben (es sei a) durch eine andere ihr entgegengesetzte (b) noch mehr gehemmt werden soll, so widersteht a nicht nur mit seiner eigenen Kraft, sondern auch vermittelst der Kraft, mit welcher das mit ihm complicirte « ihm hilft. Ein ähnliches Verhältniß kann auch bei Verschmelzungen stattfinden. So wie nun die verschiedenen Verbindungen der Vorstellungen den in der Wirklichkeit so höchst verschiedenen Zusammenhang derselben im Allgemeinen begreiflich machen, so wirft der Unterschied vollkommener und unvollkommener Complicationen (daß nämlich die ersten ihren Zusammenhang immer unversehrt erhalten, während die letztern nicht nur einer Auflockerung derselben, sondern selbst manigfaltigen Verfälschungen ausgesetzt sind) sowohl auf den Inhalt der Gedanken, als auch auf manche Gefühle vorläufig ein Licht. Für die Verschmelzung endlich ist der Unterschied wichtig, ob der Gegensatz oder die Gleichartigkeit der Vorstellungen das Uebergewicht hat, indem

dadurch die Verschmelzung nach oder vor der Hemmung bedingt wird.

3) Indem der Gegensatz der Vorstellungen die Nöthigung des Sinkens mit sich führt, wird dieser Nöthigung nicht ohne allen Zeitverlauf plötzlich Genüge geschehen können, sondern es gehört zu der nähern Bestimmung des Sinkens der Begriff einer allmäligen Annäherung an die Grenze der Klarheit, welche die Vorstellungen neben einander im Bewußtsein behaupten können. Hierdurch entsteht das Phänomen einer scheinbaren Bewegung dessen, was im Bewußtsein ist. Indem nun hierbei schon aus den bloßen Begriffen folgt, daß für die sich selbst überlassenen Vorstellungen in jedem Augenblicke die Nothwendigkeit der Hemmung so groß ist, als das noch ungehemmte Quantum der Hemmungssumme, so werden die Vorstellungen anfangs schneller, allmälig aber immer langsamer sinken, so daß das Gemüth verhältnißmäßig bald beinahe, niemals aber vollständig zur Ruhe kommt. Aber für die Schnelligkeit des Sinkens der Vorstellungen oder Vorstellungsmassen müssen vermöge der Complications- und Verschmelzungshülfen sehr große Verschiedenheiten eintreten, und schon im Allgemeinen läßt sich unter der durch die Erfahrung im Laufe des Lebens fortwährend bestätigten Voraussetzung, daß zu den schon vorhandenen Vorstellungen neue hinzutreten, absehen, daß, je weniger Verbindungen unter den Vorstellungen sind, desto plötzlicher und gewaltsamer die Veränderungen der Gemüthslage ausfallen müssen, während der Lauf der Vorstellungen um so gleichmäßiger und allmäliger sein wird, je zahlreicher und inniger die Verbindungen werden. Zugleich modificiren sich die Gesetze der Bewegung höchst mannichfaltig, je nachdem die neu hinzutretenden Vorstellungen mehr oder weniger stark sind, und mit den Vorstellungen, auf die

sie gerade treffen, solche oder andere Verbindungen eingehen. Mit den Bewegungen verändern sich nämlich auch die Bewegungsgesetze, und es entsteht dadurch ein großer Unterschied, wie die Vorstellungen auf der statischen und wie sie auf der mechanischen Schwelle wirken, indem Vorstellungen, welche durch neu hinzutretende Kräfte wider die Gesetze ihres eigenen Gleichgewichts aus dem Bewußtsein verdrängt werden, bald mehr, bald weniger gewaltsam zurückwirken, und den Punkt ihres Gleichgewichts wieder zu erreichen streben. Betrachtet man das im Ganzen und Großen, so erklären sich dadurch viele scheinbare Unregelmäßigkeiten des Gedankenlaufes, die Fluctuationen der Gefühle, die Wirkungen mancher Affekte, das Unbehagliche der Unterbrechung in dem, was man gerade denkt und thut u. s. w.

4) Daraus, daß die gehemmten Vorstellungen, eben in sofern sie gehemmt sind, sich in Kräfte verwandeln, welche gegen die Hemmung wieder aufstreben, folgt, daß sie in das Bewußtsein wieder eintreten werden, wenn das Hinderniß, welchem sie im Bewußtsein weichen mußten, wegfällt: d. h. Reproduktion versteht sich im Allgemeinen von selbst. Die Reproduction erfolgt unmittelbar, scheinbar durch die eigene Kraft einer Vorstellung, wenn die Vorstellungen, welche sie hemmten, durch eine neu hinzutretende nunmehr selbst gehemmt werden, wovon der gewöhnlichste Fall der ist, wenn eine sinnliche Wahrnehmung von Neuem gegeben wird. Schon bei dieser unmittelbaren Reproduction zeigen sich aber große Unterschiede des Hervortretens oder Hervorspringens der reproducirten Vorstellungen, je nachdem die reproducirende schneller oder langsamer in's Bewußtsein eintritt, und die zu reproducirende ursprünglich stärker oder schwächer war. Wichtig ist hierbei besonders die bei der Reproduktion sich ereignende

Verschmelzung der reproducirenden und reproducirten Vorstellung, wodurch eine wachsende Totalkraft gegen die übrigen schon im Sinken begriffenen Vorstellungen entsteht; daher durch die Reproduction schwächere Vorstellungen ergänzt, ältere von Neuem angefrischt werden. Was von mehreren Wahrnehmungen wirklich verschmolzen ist, gilt nun für ein Objekt, z. B. beim Wiedererkennen schon wahrgenommener Gegenstände.

Gewöhnlicher und zugleich folgenreicher ist die mittelbare Reproduction, d. i. die, vermöge der eine Vorstellung dadurch reproducirt wird, daß sie mit einer andern complicirt oder verschmolzen ist. Eine reproducirte Vorstellung kommt nämlich dann nicht allein ins Bewußtsein zurück, sondern sie bringt ihre mitverbundenen mit. Unter den wegen der möglichen Verschiedenheit der Complications- und Complexionshülfen sehr verwickelten Gesetzen der mittelbaren Reproduction ist vorzüglich das Wichtigste, daß die stärkeren Vorstellungen durch die Hülfen gleichförmiger und anhaltender, aber langsamer, schwache hingegen schneller, aber weniger anhaltend gehoben werden; ebenso wenn mit einer Vorstellung mehrere andere nach abgestuften Resten verbunden sind, so hat jede der reproducirten ihre eigene Geschwindigkeit, so wie einen Zeitpunkt, in dem sie ihr Maximum im Bewußtsein erreicht. Die Sicherheit und Festigkeit der Reproduction gründet sich daher darauf, daß gewisse Vorstellungen im Laufe des Lebens oft Gelegenheit haben, gemeinsam oder in derselben Reihefolge zu steigen, wodurch die zwischen ihnen sich bildende Verbindung allmälig immer fester und inniger, so wie die aus dieser Verbindung resultirende Kraft immer stärker wird. Um sich nämlich die Hauptform der mittelbaren Reproduction noch mehr zu verdeutlichen, denke man sich eine und dieselbe Vorstellung mit ver-

schiedenen andern gleich starken Vorstellungen durch verschiedene abnehmende Reste verschmolzen, so ist die Folge der Zeitpunkte, in der die verschmolzenen Vorstellungen mittelst der Reproduction der erstern hervortreten, dieselbe, wie die Folge der Reste. Die Vorstellungen bilden nun eine Vorstellungsreihe, deren Glieder gleichsam in einander eingreifen, und denen ein Bestreben innewohnt, sich in der Reihenfolge zu reproduciren, da durch die Stufenfolge der Hemmungsrad ihrer Glieder bestimmt ist, d. h. jedes Glied der Reihe strebt, die nachfolgenden ganz, aber nach einander, die vorhergehenden rückwärts mit abnehmender Helligkeit, aber gleichzeitig hervorzuheben.

Nennt man nun diese Kraft, sich geordnet zu reproduciren, das Evolutionsvermögen einer Reihe, so wird dieses um so größer sein, je kürzer die zu reproducirende Reihe selbst ist. Sind die Reihen zu lang oder zu vielfältig in einander verwebt, so daß die von jedem Punkte auslaufenden Reproductionen sich gegenseitig hemmen, so befinden sich die Reihen im Zustande der Involution, d. h. die Mehrheit und Verschiedenheit ihrer Glieder wird nicht bemerkt, und das, was sie bezeichnen, gilt ebenfalls nur für ein Objekt, daher alle Vorstellungen, welche als Bilder von Dingen oder Gegenständen im Bewußtsein gelten, Vorstellungsreihen, ja Gewebe solcher Reihen im Zustande der Involution sind. Die Involution kann aber, auf was immer für Veranlassung, in eine theilweise mehr oder weniger vollkommene Evolution übergehen, und davon hängt der Unterschied eines mehr oder minder deutlichen Hervortretens einzelner Glieder der Reihe ab, den man durch den Begriff der Zuspitzung und Wölbung der Vorstellung bezeichnen kann. Endlich muß für die Reproduction noch des Gesetzes der abnehmenden Empfänglichkeit für gleichartige Wahrnehmungen, so wie der Möglichkeit der,

wenn auch nicht vollständigen, Erneuerung dieser Empfänglichkeit gedacht werden.

Um sich durch die bisher entwickelten Begriffe der Erklärung der Phänomene zu nähern, ist noch die Ueberlegung nöthig, daß unter den schon gebildeten Vorstellungsreihen und Vorstellungsmassen, eben indem sie sich bei immer neu hinzutretendem Stoffe auf die verschiedenartigsten Veranlassungen und in der mannigfaltigsten Weise reproduciren, eine gegenseitige Einwirkung derselben auf einander stattfinden muß, wodurch die Art, in welcher jede derselben sich im Bewußtsein geltend machen kann, ins Unbestimmbare hin so oder anders sich modificiren wird. Jede neue Wahrnehmung u. s. w. wird nämlich als ein Reiz wirken, durch welchen Hemmungen und Reproductionen und somit Wechsel und Veränderungen der Gemüthslage hervorgebracht werden, und diese Wirkungen müssen um so verwickelter und zusammengesetzter ausfallen, wenn das neu Hinzutretende selbst schon eine Mehrheit von Elementen und Verhältnissen in sich trägt. Bezeichnet man nun die Art und Weise, wie die Vorstellungsreihen unter einander in Berührung gerathen und sich nach einander richten, gestalten, umformen, durch den allgemeinen Begriff der Apperception, so kann diese sowohl eine äußere (bei neu hinzutretendem Vorstellungsstoffe), als eine innere sein, wenn sich auf Veranlassung irgend welcher Reproductionen neue Verhältnisse unter den schon im Bewußtsein vorhandenen Vorstellungsmassen bilden. Dabei wird sich die innere Apperception im Allgemeinen danach richten, daß eine stärkere, in sich fester zusammenhängendere Vorstellungsmasse eine schwächere, minder fest construirte ergreift und nach sich umformt, daher die Vorstellungsmassen, welche die stärksten sind, nicht weiter appercipirt werden. Hiermit kann man sogleich die Thatsache vergleichen,

daß die innere Wahrnehmung, die keineswegs nothwendig mit einem eigentlichen Akte des Selbstbewußtseins verbunden ist, in der Wirklichkeit nicht auf unendlich hohe Potenzen steigt, sondern gewöhnlich auf einer sehr niedrigen stehen bleibt, so wie daß das wirkliche Denken, Wollen und Handeln der Menschen sich nach den Vorstellungsmassen richte, die gerade bei ihnen die herrschenden sind, ohne einen Unterschied im Werthe dessen, was sie bezeichnen.

Versucht man nun mit Hülfe der genannten Hauptbegriffe zunächst die allgemeinsten Umrisse, durch die die Phänomene der inneren Erfahrung zusammengefaßt werden können, auszuführen, so erhellt zunächst, daß der Gesammterfolg alles dessen, was in der Seele geschieht, nicht bei zwei Individuen vollkommen gleich ausfallen kann, vielmehr wird der Verlauf und die Ausbildung des geistigen Lebens allemal eine individuell bestimmte Gestalt annehmen, und nur insoweit gleichartig oder identisch sein, als die Verhältnisse es sind, unter welchen die Vorstellungen als Kräfte wirken. Was also die Psychologie erklären kann, sind die allgemeinen Formen des geistigen Lebens, für welche sich bei allen Individuen dieselben oder nahe gleiche Bedingungen nachweisen lassen. Hierher gehört allerdings zunächst der allgemeine Unterschied des Vorstellens, Fühlens und Begehrens, für welchen nunmehr leicht erhellt, daß Gefühle und Begehrungen nicht etwas absolut für sich Bestehendes, sondern Phänomene sind, welche von der Art, wie die Vorstellungen im Bewußtsein wirken, abhängen und deshalb in der innigsten Verbindung mit einander stehen. Es hat aber diese Annahme um so weniger Schwierigkeit, als, weil nicht das Sinken der Vorstellungen, sondern entweder das Bestehen oder das Steigen derselben im Bewußtsein das ist, was innerlich wahrgenommen werden kann, Vorstellungen und

Gedanken auch als Begierden aufgefaßt werden können, die im Entstehen sogleich befriedigt werden, Begierden dagegen aufgehaltene Gedanken sind, die sich gegen ein Hinderniß aufarbeiten und ins Bewußtsein drängen, während Gefühle wenigstens zum Theil zusammentreffende Begierden sind, die sich im Bewußtsein entweder hemmen oder begünstigen.

Dies gilt namentlich von den Gefühlen der Lust und Unlust, welche von der augenblicklichen Gemüthslage abhängen und deren Veränderlichkeit und Zufälligkeit sich daraus von selbst erklärt, während die Gefühle des eigentlichen Angenehmen u. s. w. bei weitem schwerer zu erklären sind, obwohl auch bei ihnen so viel klar ist, daß die Gegenstände, an deren Auffassung sie haften, nicht schlechthin einfach sind, sondern eine Vielheit von Vorstellungen erregen, deren Verhältnisse der Sitz des Gefühles sind. Keine Schwierigkeiten machen im Allgemeinen auch die Affekte und die Leidenschaften, sowohl was die Möglichkeit des Affektes ohne eigentliches Begehren, als auch die Verbindung zwischen Leidenschaft und Affekt und beider mit mannigfaltigen Gefühlen anlangt. Die Abweichungen von dem inneren Gleichgewicht können nämlich sehr stark werden, wenn die plötzlich neu hinzutretenden Vorstellungen stark genug sind, um die schon vorhandenen Vorstellungsmassen gewaltsam aufzuregen oder niederzudrücken, wobei die Wirkungsart der Vorstellungen auf die mechanische Schwelle von wesentlichem Einfluß ist. Leidenschaften dagegen wurzeln in der Verwebung einer oder mehrerer herrschenden Vorstellungsmassen, welche vermöge einer eben in dieser Verwebung liegenden Disposition des Gemüths fortwährend bereit sind, in Begierden und Affekte, die sich oft widerstreiten werden, auszubrechen.

Die weitere Ausbildung des Vorstellens bezeichnen diejenigen Formen, welche unter den allgemeinen Be-

griff des Denkens fallen und für welche schon aus dem im Eingang Gesagten hervorgeht, daß die psychologische Frage hier zunächst auf die Entstehung solcher Begriffe, Urtheile und Schlüsse geht, wie sie sich in dem auch nicht wissenschaftlich gebildeten Gedankenkreise faktisch vorfinden. Die Forderungen nämlich, welche die Logik an das Denken stellt, können dabei nur als Vergleichungspunkt für den gewöhnlichen Gedankenlauf betrachtet werden. Wenn man nun durch Begriff jedes Gedachte, in sofern es lediglich als das, was es ist, gedacht wird, bezeichnet, so beruht die Möglichkeit der Begriffsbildung darauf, daß eine Vorstellung oder Complexion von Vorstellungen nichts als sich selbst in's Bewußtsein bringt. Soll diese Bedingung erfüllt werden, so müssen die Vorstellungen von den Complicationen und Verschmelzungen loskommen, in welche sie bei ihrem Entstehen und bei ihrer Reproduction unvermeidlich gerathen. Dies geschieht, indem das Ungleichartige ihrer Bestandtheile sich unter einander hemmt, das Gleichartige und Gemeinschaftliche aber bei oftmals wiederholtem Vorstellen allmälig ein Uebergewicht über das Ungleichartige und Besondere erlangt, daher die Begriffe in dem wirklichen Vorstellen immer mit allerlei Nebenvorstellungen behaftet sind, welche die logisch scharfen Umrisse derselben verwischen. In der Art der Entstehung der Begriffe liegt zugleich, daß sie nichts Festes und Abgeschlossenes sind, sondern fortwährenden Veränderungen und möglicherweise Berichtigungen entgegensehen. Die Art dieser Veränderung verräth sich in den Urtheilen, in welchen sich die Vorstellungen als Subjekte und Prädikate gegenübertreten. Die Copula im Urtheile ist nämlich beim bejahenden Urtheile der Ausdruck für eine Verbindung, welche in dem Akte des Vorstellens, in welchem sich Begriffe begegnen, nicht ganz unge-

hindert erfolgen kann. Sie bezeichnen eine Hemmung am Punkte der Berichtigung zugleich ablaufender Vorstellungsreihen. Wichtig ist dabei namentlich der Ursprung der Verneinung, welche sich so oft erzeugt, als die Verschmelzung mehrerer einander begegnenden Begriffe nicht erfolgen kann, und eins der deutlichsten Beispiele für solche Begriffe ist, welche in der Auffassung der Erfahrung entstehen, ohne in der Erfahrung selbst gegeben zu sein. Durch positive und negative Urtheile nun ordnen sich die Begriffe nach Inhalt und Umfang reihenförmig, so daß sich das wirkliche Denken allmälig höheren Graden von Bestimmtheit, Deutlichkeit und Ordnung nähert, wobei die gleichförmige Ausbildung alles Denkens immer nur eine Aufgabe bleibt, welcher der psychische Mechanismus nicht vollständig und nach allen Richtungen gleichmäßig wird genügen können

Vorstellungsvermögen (in der Psychologie), nach der gewöhnlichen Theorie des geistigen Lebens die Fähigkeit der Seele, Vorstellungen haben zu können. Daß das Vorstellungsvermögen etwas Wirkliches nicht ist, sondern daß es bloß als eine Abstraction dazu tauglich ist, eine Reihe gleichartiger Erscheinungen unter einen allgemeinen Begriff zu ordnen; daß ferner die Theorie, welche in der einen Seele mehr Vermögen als wirklich vorhandene Kräfte voraussetzt, zu einer entsprechenden Auffassung und Erklärung der psychischen Phänomene untauglich ist, ist in dem Art. Seele nachgewiesen und geht auch aus dem hervor, was unter Vorstellen gesagt worden ist.

Vorsteven, im Schiffbau, so viel wie Vordersteven.

Vorstöße (tubi intermedii), 1—2 Fuß lange, bisweilen in der Mitte weitere, auch wohl mit einer seitlichen, zu verschließenden Oeffnung (Tubulus) versehene Röhren, welche zwischen der Retorte und dem Kolben angebracht werden, um den elastischen Däm-

pfen mehr Raum und Gelegenheit, sich zu verdichten, zu geben; wegen der Schwierigkeit, die Fugen hinreichend fest zu lutiren, nicht zu empfehlen.

Vorstoß, 1) ein hervorragender Theil; 2) bei Kleidern eine Besetzung, welche über das eigentliche Kleidungsstück etwas hervorragt; 3) in der Bienenzucht, so viel wie Beth; 4) bei dem Uhrmacher, so viel wie Vorfall; 5) bei dem Stellmacher, s. unter Nabe; 6) ein Stück Eisen, welches auf die hölzernen Achsen eingelassen wird, damit sie nicht zu schnell durch die Räder abgenutzt werden.

Vorstoßen, 1) vorwärts stoßen; 2) hervorragen; 3) aufstoßen, unerwartet begegnen.

Vorstrecken, 1) vorwärts oder hervorstrecken; 2) so viel wie leihen, s. auch vorschießen.

Vorstreuen, bei Spickdeichen, die äußere Seite derselben mit Stroh, Schilf oder dünnem Reisholz bestreuen und dieses nachher mit Krampen befestigen.

Vorstrich, 1) die schmalen Einschnitte in dem Barte eines Schlüssels; 2) das diesen Einschnitten entsprechende Eingerichtete des Schlosses.

Vorstück, im Schiffbau, so viel wie Bugstück.

Vorstückung, im Deichwesen, eine Art Krippe, welche zur Befestigung der beschädigten Deichstellen angebracht wird.

Vorstuffe, im Bergbau, das mit dem Stuffeisen gemachte Loch.

Vorsuche nennt der Jäger das vorläufige Absuchen eines Reviers mit dem Leithunde.

Vorsud, Vitriollauge, welche schon bis zu einem gewissen Gehalt eingesotten ist, dann aber in einen Läuterkasten gebracht wird, damit die Unreinigkeit derselben noch zu Boden falle.

Vorsümpfen, im Bergbau, wenn man ein Gesenke oder einen Schacht abtiefen will, in der Mitte der Sohle des Schachtes einen Einbruch machen.

Vorsumpf, die Vertiefung in einer Grube, wo sich das Wasser sammelt, um es mit Röhren daraus abzuleiten.

Vorsus (lat.), hetrurisches und umbrisches Ackermaß, gleich dem griechischen Plethron.

Vortanzen, 1) vorantanzen, unter mehreren Tanzenden der erste sein und zugleich dadurch die besondere Einrichtung des Tanzes bestimmen und leiten; die Personen, welche dies thun, heißen Vortänzer und Vortänzerin Bei manchen Arten des Tanzes und in manchen Gegenden muß auf gewöhnlichen Tanzböden der Vortänzer die Musik für den einzelnen Tanz, wo er vortanzt, mehr bezahlen, als die anderen. Fast überall wird der Vortanz als eine Ehre betrachtet, und gilt besonders für das Frauenzimmer, welches zum Vortanz aufgefordert wird, als eine besondere Ehrenbezeigung und Huldigung. 2) Jedemanden im Tanzen übertreffen. 3) In Gegenwart eines Andern tanzen, besonders damit er dasselbe nachtanzen lerne.

Vortex, in der Zoologie, bei Oken eine Gattung der Schnirkelschnecken mit niedergedrückter, meist scharfkantiger Schale, dazu die Arten Lampe (vortex lapicida), Kellerschnecke (vortex cellaria) und einige andere.

Vortex purulentus, in der Chirurgie, der Eiterstock (s. d.).

Vortheil, 1) Gewinn, Nutzen im Handel und Wandel; 2) jede Art von Vollkommenheit, welche ein Ding vor den andern im Voraus hat; 3) das, was zur Beförderung einer Absicht dient, günstige Umstände; 4) Ueberlegenheit an Werth und Würde; 5) ein besonderer Handgriff, Zeit, Mühe und Kosten zu ersparen. 6) Die gemauerte Bank oder der tragbare Schemel, von dem aus ungeübte Reiter, Damen u. dgl. auf's Pferd steigen. In Manegen stei-

gen gewöhnlich Scholaren, so lange sie ohne Bügel reiten, so auf. 7) In der Buchdruckerei, eine einzelne, oft vorkommende Zeile oder Wort, das die Setzer nicht ablegen, sondern auf das Vortheilschiff setzen, um es vorkommenden Falls gesetzt zu haben und wieder zu benutzen.

Vortheilhaft, 1) seinen Vortheil suchend und in Erlangung eines Vortheiles große Fertigkeit besitzend; 2) Gewinn, Nutzen gewährend; 3) was geschickt ist, eine Absicht zu befördern, oder größere Vollkommenheit hervorzubringen; 4) was zum Lobe gereicht, die Vorzüge eines Dinges bemerkbarer macht.

Vorthier, im Jagdwesen, beim Rothwild und bei Gemsen, ein altes Thier, welches gewöhnlich den Zug dieser Thiere anführt, wenn sie truppweise gehen.

Vorthun, 1) etwas vor einen anderen Gegenstand thun; 2) etwas am vordern Theile des Leibes befestigen; sich vorthun, sich auszeichnen.

Vorthür, die vor einer andern angebrachte Thür, um den Luftzug, das Eindringen der Kälte oder das unmittelbare Eintreten zu verhindern.

Vorticella, Vorticella, heißen nach Müller die Glockenthierchen, eine Gattung der Infusoria polygastrica Vorticellina, Ehrenberg, aus der Zunft der polypenartigen Infusorien. Die allgemeine Beschreibung derselben läßt sich in Folgendem zusammenfassen.

Die Glockenthierchen sind die ersten Thierchen, die uns mit einem Mund begabt erscheinen, also auf der zweiten Stufe der thierischen Entwickelung stehen. Sie sehen eher einem offenen Sack, als einem Thierchen ähnlich. Da die meisten von ihnen auf feinen Fäden angewachsen sind, die fest an Steinen, Pflanzen oder anderen Thieren haften, so hat man diese lebendigen Säckchen „Glockenthierchen" genannt.

Das Glockenthierchen mag ursprünglich in der

Länge gewachsen sein und so ausgesehen haben, wie eine Schlafmütze nach der Wäsche, wo sie noch nicht umgestülpt ist. Der vordere Theil des Thierchens mag vornehmlich mit der Haut umkleidet gewesen sein, die zur Durchlassung der flüssigen Nahrung geeignet ist. Aber die Natur, als sie Lust bekam, den ersten Mund zu bilden, mag auch das Thierchen eingestülpt haben. Der Darm, der draußen lag, kam so nach inwendig, und wir nennen den weit geöffneten Weg in diesen bloß umgestülpten Darm: den Mund.

Bei genauerer Beobachtung bemerkt man an dem Glockenthierchen, daß es nicht nur einen Mund besitzt, sondern auch Magenabtheilungen, wo die verschluckten Speisen zusammengeballt liegen, bis sie sich aufgelöst haben, um in die Leibesmasse des Thieres einzugehen. — Man hat zur bessern Beobachtung der Verdauungswerkzeuge der Infusorien ein gutes Mittel, indem man sie mit kleinen Theilchen von pflanzlichen Farbenstoffen füttern; sie verschlucken mit großer Begierde sowohl Karmin, wie Indigo, und man ist deshalb im Stande, an der rothen oder blauen Farbe dieser Speisen den Verbleib derselben in der Leibesmasse der Thierchen eine Zeitlang zu verfolgen.

Außer diesen Magenräumen, die eigentlich nicht miteinander im Zusammenhang stehen, sondern nur Lücken zu sein scheinen, welche die verschluckte Speise in der Leibesmasse des Thierchens ausfüllt, besitzt dasselbe noch zwei andere wichtige Organe. Das eine ist eine Blase, ein ziemlich großer Raum, der leer oder nur mit Luft gefüllt zu sein scheint, den das Thierchen dehnen und zusammenziehen kann; das andere ist ein sogenannter Kern, der aber in seiner vollständigen Ausbildung nicht wie ein solcher aussieht, sondern das Ansehen eines kleinen Wulstes oder einer kleinen Wurst hat.

Ob diese Blase dem Thierchen zur Athmung dient

oder ob sie nur die Bestimmung hat, daß das Thier bei Ausdehnung derselben seinem Leibe einen größern Umfang zu geben und dadurch beliebig im Wassertröpfchen zu steigen oder sich zu senken im Stande sei, das ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Der sogenannte Kern aber ist so eigentlich ein Hauptorgan des Thieres, der Stammsitz seines Daseins, denn wir werden sofort sehen, wie bei der Vermehrung des Thieres dieser Kern die Hauptrolle spielt.

Das Thierchen besitzt nämlich sehr verschiedene Arten der Vermehrung und Fortpflanzung. Erstens bemerkt man oft, daß sich am Stiel zur Seite des Thierchens eine Knospe bildet, wie dies bei Pflanzen der Fall ist. Die Knospe wächst und wird nach und nach ein zweites Thierchen, das sich nachbarlich mit dem ältern Thierchen auf einem Stiel befindet. Zweitens bemerkt man öfter in einem ausgewachsenen Thierchen zuerst eine sehr feine Scheidelinie, welche gerade vom Kern auszugehen scheint und durch das ganze Thierchen der Länge nach sich ausdehnt. Die Scheidelinie theilt das Thierchen in zwei Theile, und zwar am ehesten und vollständigsten den Kern desselben, so daß nach kurzer Zeit rechts und links im Thierchen zwei vollständige kleine Kerne statt des früheren größeren vorhanden sind. Die Scheidung geht aber bald weiter und bildet die Theilung des einen Thierchens in zwei kleine Thiere, die gleichfalls nebeneinander am Stiel stehen. — Jedes der kleinen Thierchen bildet sich vollständig aus und wird dann ursprünglich ungetheilten gleich.

Dies, so scheint es, sind die zwei Arten von Vermehrung, welche die Thierchen besitzen, die an einem und demselben Bäumchen verbleiben.

Es giebt aber noch eine dritte Art der Vermehrung, durch welche die Bildung neuer Bäumchen, neuer Kolonien ermöglicht wird, und das ist die Ablösung eines

Thierchens mit einem Theile seines Stieles von der alten Kolonie, wozu aber noch ein anderer Vorgang nöthig ist, der das Thierchen hierzu befähigt.

Es zeigt sich nämlich, daß einzelne Thierchen unten, wo sie am Stiel angewachsen sind, eben solche Wimperhärchen bekommen, wie sie um den Mund haben. Das Thier kann auch diese Härchen heben, senken und wirbeln lassen, und wenn dies so weit ist, so reißt der Stiel an einer Stelle seines Verlaufes ab, und das bisher angefesselte Thierchen schwimmt frei herum, wobei die hintersten Wimpern die Rolle des Steuers und Ruders machen und die Bewegungen des Thierchens dirigiren.

Nach einiger Zeit setzt sich das Thierchen irgend wo an, und bald findet man auch, daß es hier fest ist. Es bilden sich sodann auch an dieser Stelle neue Zweige, ein neues Bäumchen, worauf neue Thierchen wachsen. Es findet nun auch Knospung und Theilung an einzelnen statt, so daß die Thierchen sich vermehren, bis dann endlich wieder eines mit einem Wimperkranze ausgestattet wird, der am unteren Ende anwächst und bestimmt ist, die Losreißung des Thierchens vom Stamme und dessen Herumschwimmen zu gestatten, um irgend eine neue Besitzung zu suchen, wo eine neue Kolonie angelegt werden kann.

Wir ersehen aus all' dem, daß das Glockenthierchen so einfach gar nicht mehr ist; im Gegentheil erscheint es als ein außerordentlich begabtes Wesen und trägt schon die Anlagen für viele Organe an sich, die erst in der höheren Thierklasse zur weiteren Ausbildung und Entwickelung kommen.

Es hat am Munde Fangorgane, eigentlich unausgebildete Hände. Am unteren Theile des Leibes besitzt es, wenn es auf die Wanderung gehen muß, unausgebildete Füße. Sein Stiel ist von einem Muskel durchzogen; es ist also schon ein Vorbild der erst

später weiter sich ausbildenden zusammenziehbaren Muskeln. Es hat eine Blase in sich, die vielleicht die erste Lunge auf Erden vorstellt, aus der Zeit, wo die „Natur" sich noch nicht auf Fabricirung besserer Athmungswerkzeuge gelegt. Vielleicht ist diese Blase zugleich auch Schwimmblase, die später erst bei den Fischen ihre ganze Ausbildung erhält. Genug, wir haben an dem Thierchen viele, möglicherweise schon zu viele Organe, um die Natur in der Entwickelung ihrer Kunststücke zu belauschen, und bemerken an ihm eine Art, sich zu vermehren, die noch mannigfaltiger ist, als die bei entwickelten thierischen Wesen.

Die Glockenthierchen leben in faulendem Wasser, auf Schneckenschalen und anderen Thieren, und erscheinen dem bloßen Auge wie Schimmel. Sie haben eine unvollkommene Verwandlung, die man früher nicht kannte und deshalb die früheren Verwandlungszustände als eine Gattungen beschrieb, so daß Ehrenberg 12 als verschieden beschriebene Formen auf eine Art (V. convallaria) zurückführte und so auch die Gattungen Ecclissa, Rinella, Urceolaria, Crasternia und Ceralana als besondere Lebenszustände mit Vorticella vereinigte. Wichtigste Arten:

1) V. convallaria, Müll., Maiblumenthierchen. Krystallhell, länglich, glockenförmig; $\frac{1}{24}$ bis $\frac{1}{48}$‴. Daphnien, Schneckenhäuser und andere Gegenstände sind in Teichen häufig damit bedeckt. Ehrenberg, XXVI, 3.

2) V. nebulifera, Müll. Eirund; Stiel in der Mitte zurückgebogen; $\frac{1}{24}$‴; gemein. Ehrenberg, XXV, 1.

3) V. citrina, Müll. Blaßgelb, vorn breit, nach hinten schmäler; $\frac{1}{128}$‴. Ehrenberg, XXV, 2.

Vorticellida, Glockenthierchen, nackte oder gepanzerte glockenförmige Thierchen, die frei oder auf bald steifen, bald spiraligen und kontraktilen Stielen ge-

sellig oder einsam sitzen, im ersten Falle oft strauchartige Gruppen bildend. Vorticella, Carchesium, Epistylis, Stentor, Trichodina, Ophrydium, Vaginicola.

Vorticellina, so viel als Vorticellida; s. daselbst.

Vortices Cartesiani, in der Physiologie; s. Cartesianische Wirbel.

Vorticialis, 1) (Polythal.) nach de Blainville, so viel als Polystomella. — 2) (Zoophyt.), nach Lamarck, Polythalamiengattung. Arten unter Polystomella, Orb.

Vorticosa Vasa, in der Anatomie, die büschelförmigen Gefäße in der Tunica choroidea des Auges.

Vortiegel, im Hüttenwesen, in den Saigerhütten ein Tiegel, worin sich das geschmolzene Werk sammelt und woraus es hernach in kupferne Pfannen gegossen wird.

Vor Top und Takel beiliegen, im Seewesen; s. unter Unter See liegen und unter Besan.

Vortrag, 1) die sinnliche Darstellung eines selbst gefertigten oder fremden Redestücks, sowohl nach Geist und Charakter desselben, als mit angemessenen körperlichen Bewegungen. Da ein guter Vortrag auf gewissen leitenden Principien beruht, so giebt es eine Kunst des Vortrags (Hypokritik), welche besonders bei den Alten ausgebildet und ein Gegenstand der Jugendbildung war. 2) (Relation), dasjenige, was vorgestellt, oder vielmehr von einem Vorsitzenden, oder einem Mitglied einer Gesellschaft oder einem Collegium mitgetheilt wird. 3) In der Musik, die Art und Weise, ein Tonstück mittelst der Singstimme oder eines Instrumentes auszuführen. Zum richtigen Vortrag gehört vor Allem reine und sichere Intonation, Festigkeit und Genauigkeit in Beobachtung des Taktes und genaue Beobachtung der sogenannten Vortragszeichen und des gehörigen Grades des Zeit-

maßes (Tempo), in welchem ein Tonstück auszuführen ist. Bei Beobachtung dieser Erfordernisse bleibt aber ein schöner und geistreicher Vortrag, welcher erst dann eintritt, wenn der Vortragende den Geist der Composition studirt hat und ihm die geistige Intention des Tonstückes klar geworden ist, noch ausgeschlossen. Im letztern Falle, welcher besonders beim Vortrage eines Solo eintreten muß, nimmt der Sänger oder Spieler ganz besondere Rücksicht auf Accentuation und Mannigfaltigkeit des Vortrags, und beschränkt sich nicht allein auf die angegebenen Vortragszeichen, sondern thut nach eigenem Geschmack hinzu, was die Wirkung verstärken kann. Hier tritt auch der willkürliche Gebrauch der Spielmanieren und Verzierungen das Beschleunigen und Verzögern des Zeitmaßes und der Gebrauch des Tempo rubato ein. Uebrigens kann die letztere Art des Vortrages nicht gelehrt werden, sondern bleibt Sache des Talents, Gefühls und gebildeten Geschmacks. Am meisten bildet hierin noch öfteres Anhören guter Muster. 4) Im Rechnungswesen, so viel wie Transport.

Vortragen, 1) einen Gegenstand vor einem andern hertragen; 2) so viel wie vorsetzen, besonders Speisen; 3) einen Vortrag (s. d.) halten; 4) im Rechnungswesen, so viel wie transportiren.

Vortragszeichen, in der Musik, diejenigen Zeichen, welche den Noten (meistens abgekürzt) beigefügt sind und den Grad der Stärke und Schwäche (forte und piano), das Aneinanderziehen oder Abstoßen der Töne (legato und slaccato), das Anschwellen und Abnehmen der Töne (crescendo und decrescendo), das Zögern und Beschleunigen des Zeitmaßes (ritardando und stringendo) und die besondere Accentuation des Tones andeuten.

Vortrapp, s. Avantgarde und Vorposten.

Vortreffen, 1) so viel wie Vordertreffen; 2) auch wohl die leichten Truppen, Tirailleurs, Plänkrer ꝛc., die noch vor dem ersten Treffen aufgestellt sind.

Vortreiben, 1) vorwärts, hervortreiben; 2) etwas treibend in die Gegenwart eines Andern bringen, damit er es besichtige; 3) im Pferdewesen, ein Pferd durch Schenkel und andere schickliche Hülfen antreiben, daß es vorschreite und nicht zurückbleibe.

Vortreppe, in der Zoologie, 1) eine Art Kinkhorn (buccinium trochlea); 2) eine Art Stachelschneck (murex dolarium).

Vortriebsrecht (Vortrieb), in der Landwirthschaft, das Recht, mit Pferden und Rindvieh einige Zeit früher auf einen Weideplatz zu treiben, ehe mit dem kleinen Vieh dahin getrieben wird.

Vortrinken, in Gegenwart eines Andern trinken, damit er eben so viel nachtrinke.

Vortritt, das Recht, dem Range nach vor einen Andern zu treten.

Vortruppen, in der Kriegswissenschaft, die Truppen, welche die ersten gegen den Feind, vor dem Hauptcorps sind, als die ganze Avantgarde, nebst Seitenpatrouillen, den Tirailleurs und Flankeurs.

Vorturner, s. Turnen.

Vorturnier, s. Turnier.

Vorübergehende Manie (Mania transitoria, Furor transitorius, Psychiat.) bezeichnet diejenigen Krankheitsfälle von Manie oder Tobsucht, welche gewöhnlich ohne alle, oder nach sehr wenigen Vorboten, als Dysphorie, Niedergeschlagenheit, Erregtsein und Hastigkeit, Kopfschmerz an der Stirn, leichte Störungen der Verdauung, sehr plötzlich und unvorhergesehen, mit geringer Aufregung des Gefäßsystems und ohne von wirklichem Fieber begleitet zu sein, mit heftiger Erregung des ganzen Nervensystems, großer Angst, Unbesinnlichkeit, wüthenden allgemeinen Deli-

rien und Zerstörungssucht, Leidenschaftlichkeit, die sich meist ohne Grund gegen alle Umgebungen, gegen die liebsten Personen, selbst gegen leblose Gegenstände richtet und nach 12 bis 24 Stunden meistens unter dem Eintritte eines mehrstündigen ruhigen und tiefen Schlafes spurlos verschwinden; bald gar keine Erinnerung, bald die eines dunklen Traumes in dem Gedächtniß des Kranken zurücklassend. Es verhält sich daher diese Manie zu der anhaltend remittirenden und langwierigen, und zur intermittirenden, wie die Synocha ephemera zur protracta u. s. w. Man kann wohl kaum sagen, daß jene eine besondere Species der Manie bilde, da nicht sowohl das unvorhergesehene Auftreten, welches sich auch bei der remittirenden Manie öfters findet, als vielmehr der schnelle Verlauf bis zur Krise, das rasche Vorübergegangensein, ihr charakteristisches Kennzeichen abgiebt, und da folglich die bloße Unvollkommenheit oder Unterbrechung der Krise sie in eine remittirende Manie verwandeln kann. Eine bestimmte Disposition zu derselben läßt sich außer der erblichen Anlage nicht bezeichnen, da sie bei den entgegengrsetztesten Körperkonstitutionen eben sowohl bei sehr kräftigen, robusten und plethorischen, als bei blutarmen und sensiblen vorkommt. — Die veranlassenden Ursachen sind relatives und absolutes Uebermaß im Genusse geistiger Getränke, heftige Gemüthsbewegungen, besonders Aerger, Zorn, Freude und Angst, gastrische Unreinigkeiten, unterdrückte oder nicht zum Ausbruche gelangende Krämpfe, der Geburtsakt (Mania parturientium) und gehemmte Exkretionen (der Lochien, der Katamenien). Zuweilen war jedoch gar keine solche veranlassende Ursache aufzufinden. Die nächste Ursache oder das Wesen der Krankheit ist eben so dunkel, wie das der Manie überhaupt, beruht aber wahrscheinlich in einer eigenthümlichen Alteration des ge-

sammten, sowohl des splanchnischen, als des Cerebralnervensystems. — Der Ausgang der Krankheit ist entweder Genesung binnen der angegebenen kurzen Frist, oder der Tod durch Erschöpfung, durch Schlagfluß (denn zwei der von Mactaggart: Three years in Canada [s. Froriep's Notizen, Bd. 28, Nr. 18] unter dem Namen „Matrosenwuth" erzählten Fälle, die binnen kurzer Zeit tödtlich verliefen, betrafen unstreitig Mania transitoria oder subita), oder in remittirende Manie, welche späterhin in die gelindere Form des Wahnsinns überzugehen pflegt. — Die Prognose ist natürlich günstig, so lange man es eben nur mit einer vorübergehenden Manie zu thun hat, d. h. in Anfange des Krankheitsanfalls und bevor derselbe in Mania remittens übergeht. Je weniger Vorboten vorausgingen, desto günstiger ist die Vorhersagung. — Die Behandlung wird auf die Beseitigung jener Alteration des Nervensystems gerichtet sein müssen, entweder durch Entfernung der Ursachen, oder durch direktere Eingriffe. In erster Hinsicht hat man den Zustand von Reizung durch spirituöse Getränke mit Hülfe kühlender Mittel zu mäßigen oder durch ein Emeticum zu unterbrechen; den Geburtsakt in angemessener Weise zu befördern, gastrische Unreinigkeiten zu entfernen. In letzterer Hinsicht — und in den meisten Fällen ist die Erfüllung der ersten Indication überhaupt oder wegen Dringlichkeit der Umstände unmöglich — wird man sich gewöhnlich bei robusten Individuen zu einer allgemeinen oder örtlichen Blutentziehung aufgefordert finden, die aber oft durch den Ungestüm des Kranken unmöglich gemacht wird und eben so oft, wenn sie auch gelingt, keine Erleichterung bringt, oft auch durch den Blutmangel geradezu contraindicirt ist. Dann pflegt ein kräftiges Emeticum dieser zweiten Indikation am vollständigsten zu entsprechen. Man muß sich ge-

wöhnlich, weil der Kranke alle Arznei zurückweist, mit der Anwendung des Tartarus stibiatus begnügen, den man zu 6 bis 10 Gran in einer reichlichen Quantität Wasser gelöst, am leichtesten beibringt, weil der Kranke durch starken Durst zum Trinken aufgefordert wird. Schon bei dem Eintreten der Uebelkeit pflegt der Kranke sich mehr mit seinem unbehaglichen Zustande, als mit dem Delirium zu beschäftigen, und die reichliche Emesis oder kräftige Katharsis scheint ihn zu erschöpfen, beruhigt ihn aber eigentlich mehr, und es folgt der kritische Schlaf, der möglichst geschont werden muß und nach welchem ein gesundes Erwachen folgt. Opiate und andere Narcotica nützen nichts, sind vielmehr schädlich. Die Nachbehandlung erfordert eine vorsichtige Diät und Vermeidung der etwaigen Schädlichkeiten; denn es bleibt öfters eine Disposition zu Rückfällen zurück, welche wohl Beachtung verdient. In forensischer Hinsicht pflegt man die Mania transitoria der sogenannten Amentia occulta, besser Vesania subita unterzuordnen. In diesen Gattungsbegriffen ist sie coordinirt der Mania sine delirio und der Excandescentia furibunda. Beide sind leicht mit ihr zu verwechseln, da sie ihr nahe verwandt sind und sich eigentlich von ihr nur durch den geringeren Grad von Störung der intellektuellen Funktionen, von der sie begleitet sind, unterscheiden. Allen Dreien ist der bis zur Unbändigkeit aufgeregte, wilde und zerstörende Trieb und die Heftigkeit der Gemüthsbewegungen gemeinsam; eine Aufregung der Gefühlssphäre, welche nicht ohne trübenden Einfluß auf die Besonnenheit bleiben kann. Nur pflegt das Delirium bei der Mania transitoria allgemein zu sein, bei der Mania sine delirio und Excandescentia furibunda sich mehr auf einen bestimmten engeren Kreis zu beschränken; bei jener auf das Ziel der zerstörenden Wuth, bei dieser auf die

Ursache der zornmüthigen Aufregung. Auch erkennen A. Henke und Jessen einen wirklichen Unterschied zwischen Mania transitoria und Mania sine delirio nicht an. Nach dem völligen Verlaufe des Paroxysmus giebt das Erloschensein der Erinnerung des Vorgefallenen, welches sich ebenfalls aus der beträchtlichen Trübung der Intelligenz erklären läßt, ein ziemlich sicheres Unterscheidungsmerkmal der Mania transitoria ab, da bei den beiden anderen genannten Formen diese Erinnerung deutlicher ist. Mit dem Raptus melancholicus kann die Mania transitoria nicht verwechselt werden, da jener nur die vorübergehende Steigerung einer fortlaufenden anhaltenden remittirenden Seelenstörung zur Manie ist.

Vorübung, einer Thätigkeit oder Leistung vorhergehende Uebung, damit etwas gründlich, vollkommen gethan, geleistet werde.

Vorufer, im Deichwesen, so viel wie Vorland.

Voruntersuchung, in der Rechtswissenschenschaft, 1) so viel wie Generalinspektion; s. Verhör; 2) die polizeiliche Vorerörterung, welche bei dem Verdachte eines Verbrechens von der Verwaltungsbehörde unternommen wird und entweder die Abgabe an die Kriminalbehörde zur Einleitung der Untersuchung, oder das Einstellen dieser polizeilichen Recherchen zur Folge hat.

Vorurtheil (praejudicium), eine mit Hartnäckigkeit festgehaltene, nicht durch ausreichende und sie vor dem Richterstuhle der Vernunft rechtfertigende Gründe unterstützte Ansicht von dem Werth eines Verhältnisses oder Gegenstandes, die, obgleich um der Verstandesforderung einigermaßen zu genügen, nur mit Scheingründen vertheidigt, doch auch einer überzeugenden Widerlegung nicht weicht, weil das eingebildete oder wahre persönliche Interesse und das Bestreben des Menschen, sich in Allem, was diesem Interesse wider-

spricht, gegen die Einwürfe des unbestochenen Verstandes zu behaupten, dieselbe nur befestigt. In allen Kreisen des geistigen, wie des gesellschaftlichen Lebens finden sich Vorurtheile in den mannigfaltigsten Formen, und werden, wenn auch einzelne mit dem Fortschreiten der Kultur und den durchgreifenden Veränderungen des gesellschaftlichen Lebens allmälig verschwinden, stets durch neue ersetzt. Wenn es daher einerseits unabweisliche Vernunftforderung ist, sich selbst so viel als möglich von Vorurtheilen frei zu machen und zu erhalten, so gebietet es doch auf der andern Seite die Lebensklugheit, die Vorurtheile Anderer, die man nicht mit Erfolg bekämpfen kann, in so fern sie unschädlich sind, zu ertragen und zu schonen.

Vorvieh, in der Schafzucht, das dem Schäfer eigenthümliche Schafvieh, welches unter die Herde der Herrschaft gemengt wird.

Vorwache, im Kriegswesen, 1) eine vorgeschobene Wache in Bezug auf die Hauptwache, ist, wenn diese stark ist, ein Offizier-, sonst aber ein Unteroffizierposten; 2) so viel wie Vorposten.

Vorwachs (Glasur, propolis), der harzige Stoff, mit welchem die Bienen beim Anbau eines neuen Stockes alle ungehörigen Oeffnungen desselben verkleben, wahrscheinlich aus dem Harze der Pappel- und Schwarzholzknospen bereitet; ehedem offizinell. Vergl. Bienen.

Vorwägen, Vorwiegen, in Gegenwart eines Andern etwas wägen, damit er sich von der Richtigkeit des Gewichts überzeuge.

Vorwänden, im Hüttenwesen, eine untaulich gewordene Vorderwand ausbessern oder erneuern.

Vorwärts, 1) die Richtung einer Bewegung nach vorn oder dem Vordertheile zu; 2) auch von dem Stande der Ruhe, so viel wie vorn oder nach vorn zu.

Vorwärtsbeugung, Vorwärtsneigung der Gebärmutter, in der Geburtshülfskunde, s. unter Gebärmutterbeugung.

Vorwärtsgefesseltes Pferd, im Pferdewesen; s. unter Pferd.

Vorwärts gekehrt, in der Heraldik, ein Thier, dessen Kopf sich mit dem ganzen Gesichte zeigt.

Vorwärtswender der Hand, in der Anatomie; s. unter Handmuskeln.

Vorwall, in der Kriegswissenschaft, 1) ein zweiter vor dem Hauptwall gelegener Wall; daher 2) so viel wie Contregarde und Enveloppe.

Vorwand, 1) die Vorwand, im Bauwesen und Hüttenwesen, so viel wie Vorderwand; 2) im Forstwesen, die Holzung vorn an den Bergen; 3) ein Rand von Gehölz, welchen man vor einem Gebau stehen läßt; 4) im Jagdwesen, der erste Gang oder die erste Wand eines Klebgarnes; 5) der Vorwand, eine erdichtete, ungegründete oder verdächtige Ursache.

Vorwasser, im Deichwesen, das Wasser, welches außerhalb der Strombahn über die Ufer vor die Deiche tritt.

Vorwehen, in der Geburtshülfe, die vorhergehenden Wehen; s. unter Geburt.

Vorweisen, 1) hervorweisen, zeigen; 2) nach vorn zu weisen.

Vorwelt, 1) so viel wie Urwelt; 2) Inbegriff der Menschen, die vor uns gelebt, nebst alle dem, was sie gethan und geschaffen haben, im Gegensatz zur Mitwelt, die Zeitgenossen des Sprechenden, und der Nachwelt, die künftigen Geschlechter desselben bezeichnend.

Vorwerfen, 1) etwas vor einen Gegenstand werfen; besonders 2) den Thieren etwas als Futter geben oder hinwerfen; 3) Jemandem mit einer gewissen Heftigkeit oder Unwillen etwas in Erinnerung bringen,

was man ihm als Unvollkommenheit oder als etwas Unrechtes anrechnet.

Vorwerk, Vorwerkswirthschaft. Große Landgüter, welche sehr ausgedehnte Landflächen enthalten, wohl auch solche, welche von den übrigen isolirt liegen, können nicht von einem Wirthschaftshofe bewirthschaftet werden, wenn nicht durch ein langweiliges Hin- und Herziehen viele Arbeitskräfte unnütz versplittert werden sollen, auch ist die Communication nicht selten so erschwert, daß nicht einmal Schafe auf die Weide dorthin getrieben werden können, wenn nicht die Felder leer sind. In diesem Falle legt man an den geeignetsten Stellen besondere Wirthschaftshöfe an, von denen die Bewirthschaftung eines bestimmten Theiles der Landesfläche erfolgt, und nennt dergleichen Wirthschaftshöfe Vorwerke. Man bezeichnet aber auch mit diesem Worte für sich bestehende Meierhöfe, besonders in der Nähe von Städten. Die Anlage von Vorwerken kann aber auch in dem Falle bedingt werden, wenn der Wirthschaftshof in einem Thale oder auf einem Berge liegt und sich die dazu gehörigen Flächen Landes theils im Thale, theils auf den Bergen befinden, wodurch Ernte-, Dünger und und andere Fuhren ungemein erschwert und langweilig werden. Man kann dann bedeutend an Zugvieh ersparen, wenn man, es sei im Thale oder auf dem Berge, nächst dem Wirthschaftshofe noch ein Vorwerk anlegt. Auch noch anderweitige Umstände können die Anlage von Vorwerken erheischen. Auf großen Gütern findet man nicht selten mehrere größere und kleinere Vorwerke. Bei der Anlage eines Vorwerks sind stets die Umstände genau zu prüfen, ob sich die Kosten der Anlage auch bezahlen; denn immer ist zu berücksichtigen, daß die Unterhaltung der zu einem Vorwerke gehörigen Gebäude kostspielig ist, daß Vorwerks-Wirthschaften mehr Aufseher erheischen, also

eine größe Lohn- und Deputatausgabe verursachen, dabei aber niemals unter eine genaue Controle gestellt werden können, daß man bei Regulirung der Besteuerung nicht voraussehen kann, ob nicht die Gebäude einer besonderen Besteuerung unterliegen werden, wodurch der Steuerfuß erhöht wird u. s. w. Sind nun alle Umstände günstig für die Anlage eines Vorwerks, so kommt es auf den besten Platz zu dessen Anlage an. Hierbei ist nicht allein Rücksicht auf eine gute Lage für die Baulichkeiten, die Anlage von Kellern, Miststätte ꝛc. zu nehmen, sondern ein Vorwerk muß auch so gelegen sein, daß von ihm aus die dazu geschlagene Landfläche möglichst übersehen werden kann, und daß es so viel als möglich in der Mitte der zu bewirthschaftenden Grundstücke liegt. Hiernach kommt aber besonders in Betracht, ob die zu dem Vorwerk geschlagenen Felder mit den andern in einem unmittelbaren Zusammenhange in Beziehung auf Bewirthschaftung stehen, wo dann die Lage eines Vorwerks eine andere sein kann, oder ob es eine besondere, für sich bestehende Wirthschaft bildet, wo sich dann wieder die Lage nach der aus der Bewirthschaftungsart hervorgehenden Eintheilung der Felder oder Schläge richtet. Man findet nicht selten, daß die auf den Grund des Dreifeldersystems angelegten Vorwerke nach dermaligen Ansichten über Bewirthschaftungsart eine ganz unschickliche Lage haben, und daher störend in eine veränderte angemessene Wirthschaftsweise einwirken.

Die Vorwerke sind hauptsächlich zweierlei Art. Sie bilden entweder einen förmlichen Hof mit Wohngebäude, Stallungen und Scheunen, so daß stets ein bestimmter Theil der Ernte in ihnen aufbewahrt wird, auch eine bestimmte Anzahl von Nutzvieh und Zugvieh dort aufgestellt und ein vollständiges Inventarium vorhanden ist, oder sie bestehen nur aus leichten

Gebäuden mit einem Wohnhause, in denen nur ein größerer Theil der Ernte aufbewahrt, diese aber baldmöglichst ausgedroschen, und nur im Sommer einiges Weidevieh und das erforderliche Zugvieh erhalten wird. Vorwerke dieser letzten Art sind in den Zusammenhang der gesammten Wirthschaft gezogen, und bekommen nach dem Wirthschaftsturnus in einem Jahre einen größern Theil der Ernte, es wird von ihnen aus ein größerer Theil der Felder bestellt, eine größere Menge von Nutz- und Zugvieh aufgestellt, als in andern Jahren. Vorwerke der ersten Art aber, welche einen förmlichen Wirthschaftshof bilden, haben einen besondern Wirthschaftsbetrieb, der von dem der andern Grundstücke ganz verschieden ist, sie bilden eine, in Beziehung auf die Feldwirthschaft für sich bestehende Wirthschaft, und stehen mit dem Hauptwirthschaftshofe nur in der Verbindung, daß sie bei Ueberfluß an Wiesen und Heu an denselben abgeben, oder bei Mangel daran dieses erhalten, und daß ihnen gewöhnlich von dem Nutzviehe kein eigentliches Zuchtvieh, sondern nur das Jung- oder Geltevieh zu Theil wird. Es können aber auch Verhältnisse vorhanden sein, wo es nach der Lage des einmal bestehenden Haupthofes angemessen ist, die Zucht-Schäferei auf ein Vorwerk zu verlegen, weil dort die Verhältnisse günstiger für dieselbe sind. So nothwendig nun auch die Vorwerke unter vielen Umständen sind, so kann man sie doch nur als ein nothwendiges Uebel betrachten, und zwar als ein um so größeres, je mehr derselben vorhanden und je weiter sie entfernt sind. Sie vermehren die Kosten der Baulichkeiten und der Bewirthschaftung durch ein vermehrtes Aufseherpersonal und gestatten keineswegs einen vollständigen energischen Wirthschaftsbetrieb, weil die hierzu nöthige Controle erschwert ist. Es gilt daher allgemein die, auch durch die Erfahrung bestätigte Ansicht, daß

ein Gut einen um so geringern Werth hat, je mehr für die Bewirthschaftung desselben Vorwerke nothwendig sind, und nicht selten wird dasselbe Gut, wenn es in zwei von einander unabhängige Güter getheilt wird, einen größern Werth behaupten, als wenn es als ein einziges Gut mit Vorwerken bewirthschaftet wird. Nicht selten sind auch Vorwerke in überflüssiger Zahl vorhanden; denn so wie man früher den Werth eines Gutes nach der Anzahl der vorhandenen Scheunentennen bestimmte, so war auch eine Periode, wo der Werth des Gutes nach der Menge von Vorwerken betrachtet wurde. Doch ist auch nicht in Abrede zu stellen, daß unter Umständen ein, auch mehrere Vorwerke von unbedingtem Nutzen sein können, aber es kommt dabei lediglich auf die Beschaffenheit der Vorwerke selbst an. Wo z. B. Außenfelder vorhanden sind, welche wegen zu großer Entfernung vom Wirthschaftshofe nur als solche behandelt werden können, die aber übrigens von einer guten Beschaffenheit sind, und denen es nur an Düngung fehlt, um eben denselben, mitunter noch einen höhern Ertrag zu geben, als die andern, da kann die Anlage eines Vorwerks von dem unbedingtesten Nutzen sein, weil dadurch, wenn diese Felder einer selbstständigen Bewirthschaftung unterworfen werden, der Ertrag verdoppelt und weit über die Kosten der Anlage des Vorwerkes hinausgetrieben werden kann. Es sind nicht seltene Fälle dagewesen, daß durch die Anlage eines Vorwerkes unter solchen Umständen, welches seine unabhängige Bewirthschaftung führte, mit einem verhältnißmäßig geringen Kostenaufwande ein neues Gut von beträchtlichem Werthe hergestellt wurde. Ein Haupterforderniß bei einem Vorwerke, wenn dasselbe Nutzen bringen soll, ist, daß die dazu geschlagene Feldfläche nicht zu klein sei. Der Aufwand an Gebäuden ist bei einer kleinern Feldfläche fast eben so

groß, wie bei einer beträchtlich größern; man kann bei einer größern Feldfläche eine bessere Eintheilung mit dem Gespanne treffen, und wird daher desselben verhältnißmäßig weniger bedürfen; man wird auf einer größern Fläche in Beziehung auf die Eintheilung der Schläge bei Koppel-, Schlag- oder Wechselwirthschaft eine bessere Eintheilung treffen können, die bei einer kleinen Fläche oft nicht ausführbar ist, weil die Schläge zu klein werden würden; man braucht endlich bei einem beträchtlich größern Vorwerke keine größeren Verwaltungskosten, als bei einem kleinen, und jenes erfordert nicht mehr Controle als dieses. Ein Hauptvortheil bleibt aber immer bei genugsam großen Vorwerken, daß sie nach einer, den Verhältnissen entsprechenden, selbstständigen, von den andern Theilen des Gutes unabhängigen Feldwirthschaftseinrichtung bewirthschaftet werden können, was bei kleinen Vorwerken nicht immer ausführbar oder nicht nutzbringend ist. Selten wird ein so großes Gut, welches ein oder mehrere Vorwerke hat, einen durchaus gleichmäßigen Boden besitzen, man findet vielmehr nicht selten, daß nasser Boden mit trocknem, scharfem, bindiger mit leichtem ꝛc. wechseln, und dieser nach einer andern Einrichtung bewirthschaftet werden muß, als jener, wenn man den höchsten Nutzertrag erzielen will. In diesem Falle wird die selbstständige Bewirthschaftung eines Vorwerkes, wenn dazu der gleichmäßige Boden zusammengenommen wird nnd es eine angemessene Größe hat, den größten Vortheil gewähren. Wie groß ein Vorwerk sein soll, darüber läßt sich keine bestimmte Angabe machen, es hängt dies vielmehr von dem Werthe des Grundeigenthums, der Tragfähigkeit des Bodens und andern Umständen ab, wonach ein Vorwerk, das in einer Gegend für klein gilt, schon in einer andern ein großes ist, und umgekehrt. Im Allgemeinen kann man

annehmen, daß die Größe eines Vorwerkes von der Art sein müsse, wie die eines Gutes, auf welchem man einen Verwalter hält, weil man gewöhnlich von dem Grundsatze ausgeht, daß Vorwerke von Verwaltern bewirthschaftet werden, mithin also auch so viel abwerfen müssen, um einen solchen zu erhalten; in Gegenden, wo die Leute gebildeter sind, wird man zur Bewirthschaftung eines Vorwerkes auch nur einen Schirrmeister oder Vogt annehmen können. Was den Viehstand eines Vorwerkes anbetrifft, der ganz unabhängig von der Feldwirthschaftseinrichtung ist, wenn nur die erforderliche Menge Mist erzeugt wird, so ist wohl immer am angemessensten, auf den Vorwerken nur das gelte oder junge Vieh, und nebst dem erforderlichen Zugvieh nur so viel Kühe zu halten, als nöthig sind, um den für das Wirthschaftspersonal erforderlichen Bedarf an Milch, Butter und Käse zu gewinnen. Doch können Umstände auch hier eine andere Einrichtung erheischen, z. B. daß auf einem Vorwerke die Kuhhaltung nöthig wird, wenn sich in der Nähe desselben eine große Kuhweide befindet. In diesem Falle ist es wohl gebräuchlich, den Nutzertrag der Kühe eines Vorwerkes an einen Kuhpachter zu verpachten; wo jedoch eine solche Einrichtung nicht stattfindet, ist es nicht angemessen, sie einzuführen, wenn sie nicht besondere dringende Umstände empfehlenswerth machen.

Vorwerke, im Kriegswesen, so viel als vorliegende Werke.

Vorwichtig, Fehler der Kanonen, darin bestehend, daß die Schildzapfen zu weit nach hinten gesetzt sind, und der Lauf sehr leicht das Uebergewicht nach vorn bekommt.

Vorwind, s. Wind.

Vorwitz, das Bestreben, ohne Berücksichtigung der für die eigene Person oder für Andere daraus entsprin-

genden Gefahr, so wie der größeren oder geringeren Tadelnswürdigkeit der angewendeten Mittel, theils seine Kenntnisse in Dingen, die Geheimniß bleiben sollen, zu erweitern, theils sich in Unternehmungen einzulassen, die außer den Berufsgrenzen liegen und das geistiger und physischer Kräfte übersteigen. Der Vorwitz hat seine Ursache in Mangel an Besonnenheit, Lebenserfahrung und Beurtheilungskraft.

Vorwort, 1) so viel als Vorrede; 2) so viel als Fürsprache, Fürbitte; 3) so viel als Verhältnißwort oder Präposition.

Vorwurf, 1) Lockspeise für Raubthiere; 2) eine mit Heftigkeit oder Bitterkeit verbündene Erinnerung an ein Vergehen oder eine Unvollkommenheit; 3) der Gegenstand, über welchen gesprochen oder verhandelt oder der einem Maler als Gegenstand gegeben wird.

Vorzeichen, 1) ein Zeichen einer vorgehenden Veränderung oder einer künftigen Begebenheit; 2) Vorzeichen der Witterung, s. Witterungsanzeichen; 3) das Plus- (+) und Minuszeichen (—), welches man vor eine Größe setzt, um anzudeuten, daß sie bezüglich positiv oder negativ ist.

Vorzeichnung, die Zeichen # und b, welche zur Bezeichnung der Tonart, in welcher ein Tonstück geschrieben ist, nothwendig sind, und zu Anfang der ersten Notenzeile gesetzt werden. Außerdem rechnet man auch zur Vorzeichnung die ebenfalls am Anfange des Tonstücks angegebene Bezeichnung der Taktart, so wie den Schlüssel bei den einzelnen Stimmen.

Vorzimmer, so viel als Vorgemach.

Vorzug, 1) das Recht, das man durch den Besitz einer größern Quantität oder einer vorzüglicheren Qualität von Gütern erlangt; in sofern jene Güter einen bleibenden Werth haben (absolute), oder zufällig sind und der Vergänglichkeit zufallen (relative), unter-

scheidet man äußere und innere Vorzüge. 2) Die zu feinen Zeugen bestimmte einmal gewaschene Wolle.

Vor zwei Läden sitzen, bei den Handwerkern, mehr als ein Handwerk treiben, welches die Innungsartikel nicht gestatten.

Vosakan, in der Botanik, nach Adanson, Pflanzengattung, so viel als Helianthus L.

Vosegus mons, die richtigere Benennung des Gebirges, welches sonst gewöhnlich Vogesen genannt wird; da das Gebirge auch jetzt noch Vosges, Vasgau, heißt, woraus wir erst Vogesen gemacht haben; Gebirge Galliens im Gebiete der Lingones, die sich längs des Rhenus und der Mosella hinziehen und treffliches Holz lieferten, und nicht bloß die eigentlichen Vogesen, sondern auch die südwestlicheren Bergreihen bis zum Côte d'or umfaßten.

Vota, s. Votum.

Votation, s. Votum.

Votivgelder nennt man in einigen Gegenden die Gerichtssporteln.

Votivgemälde, Gemälde, die von den Bestellern zufolge eines gethanen Gelübdes oder auch sonst aus Dankbarkeit, oder mit einem Wunsche verknüpft, einer Kirche oder einem bestimmten Heiligen an seinem Altar gewidmet werden. Gewöhnlich sind darauf die Bildnisse der Besteller (Donatoren) und ihrer Schutzheiligen. Aehnlich sind die Votivtafeln.

Votivi (scil. nummi), römische Kaisermünzen mit der Inschrift: Vota publica. Dies bezieht sich auf alle 5 oder 10 Jahr öffentlich zu haltende Gebete. Theodosius schaffte die Votivmünzen als etwas Heidnisches ab.

Votivist, aus dem Lateinischen, ein armer Weltgeistlicher, welcher sich mit Messelesen beschäftigt.

Votum (lat.), 1) Gelübde; rechtlich verbindlich wird es erst, wenn die gelobte Sache bereits abgeliefert

worden. 2) Ein in einer gemeinschaftlich etwas berathenden oder überlegenden Versammlung abgegebenes Urtheil oder Willenserklärung, Stimme, calculus. Nach ihren Folgen ist daher das Votum entweder mitentscheidend (votum decisivum) oder bloß gutachtlich (votum consultativum), oder es giebt bei Stimmengleichheit (vota paria) den Ausschlag (votum decisivum in specie), welches außer einer mitentscheidenden Stimme dem Präsidenten der Versammlung zusteht, der auch die Anfrage zur Abstimmung besorgt (voti rogatio). Ein Votum kann auch entweder durch bloßes Abstimmen (Votiren, Votation), oder mit Darlegung der es rechtfertigenden Gründe abgelegt werden. Während nach dem Collegialsystem bei der Justiz und der Verwaltung allen Collegienmitgliedern eine mitentscheidende Stimme zusteht, haben dieselben bei bureaukratischer Verwaltung bloß ein, auf Verlangen abzugebendes, berathendes Votum. Hauptgrundsatz bei dem Votiren muß Freiheit des Stimmenrechts und Ungestraftheit der abgegebenen Meinung sein, indem namentlich bei Rechtssachen darin die Unabhängigkeit der Justiz liegt. Eine Verletzung dieses Grundsatzes findet sich zuweilen bei politischen Berathungen, indem z. B. Cromwell das Parlament unter den Hellebarden und Katharina die Große den polnischen Reichstag unter russischen Bajonnetten abstimmen ließ. Deshalb sind bei politischen Versammlungen oft besondere Bestimmungen zur Wahrung der Stimmfreiheit getroffen, z. B. nach der Verfassung die Mitglieder der Kammern wegen ihrer abgegebenen Meinung ausdrücklich für unverantwortlich erklärt, oder während der Dauer der Kammerverhandlungen die bewaffnete Macht unter die Befehle des Präsidenten gestellt, z. B. nach der Verfassung des ehemaligen Königreichs Westphalen.

Voua, Längenmaß in Siam, beinahe eine französische Toise; 1 Voua = 2 Ken, 1 Ken = 2 Sack, 1 Sack = 2 Kaub, 1 Kaub = 12 Niou, 1 Niou = 8 Reiskörner.

Vouapa, in der Botanik, nach Aublet, Gattung der Leguminosae Caesalpiniae. Charakter: Kelchröhre bauchig-urnenförmig; Saum viertheilig; Blumenkrone aus einem einzigen Blumenblatte bestehend; Staubgefäße drei, fruchtbar, auf dem Grunde des Kelchs stehend; Hülse lederartig-korkig, einsamig, ohne Mark. Von mehreren Arten ist zu bemerken: Vouapa phaseolocarpa Hayne, Macrolobium phaseolocarpum Steud. Ein Baum in Brasilien, von dem man brasilianischen oder westindischen Kopal, Resina Copal, erhält, heißt ebenfalls Vouapa.

Vouarana, in der Botanik, nach Aublet, Pflanzengattung. Art: Vouarana guianensis, so viel als Crudia Vouarana Dec.

Voucapoua, in der Botanik, nach Aublet, Pflanzengattung. Art: Voucapoua americana, so viel als Andira racemosa.

Voule, ein kleines Maß in Madagascar, hält ungefähr $\frac{1}{2}$ Pfund Reiß; 13 Voulen = 1 Monka, 100 Voulen = 1 Zatou.

Vourine, die feinste Sorte Legierseide, welche aus Persien kommt.

Vox humana, ein Register in der Orgel, welches die menschliche Stimme nachahmt. Es gehört zu den Schnarrwerken, hat gewöhnlich 3 Fuß Ton und hält nicht ganz 3 Octaven. Die Vox humana muß mit außerordentlicher Sorgfalt gearbeitet sein, wenn die Aehnlichkeit nur einigermaßen hervortreten soll.

Vox nasalis, in der Physiologie, die Nasenstimme.

Vox rauca, die rauhe Stimme; s. Stimme.

Vox populi, vox dei (lat.), d. h. die Stimme des Volkes (ist) die Stimme Gottes, so viel wie die

öffentliche Meinung, die allgemeine Ansicht eines ganzen Volkes (nicht etwa die des Pöbels). Weil das Volk meist seine eigenen Umstände, seine Verhältnisse und deren Gebrechen kennt, so soll auf sie die größte Rücksicht genommen werden.

Vox trivialis (lat.), s. Trivialnahme.

Vox virginea, im Orgelbau, so viel wie Jungferregal.

Voyageeisen, eine Sorte schwedisches Eisen, wovon 10 bis 12 Stangen ein Schiffpfund machen.

Voye, ehemals in Frankreich ein gewöhnliches Maß von verschiedener Größe, für Brennholz = ½ Corde, welche 4 Fuß lang und hoch ist, für Steinkohlen = 15 Minots, für Gyps = 24 Boisseaux.

Voygeld, Trinkgeld für die Lootsen.

Vrackendistel (eryngium campestre), ein Doldengewächs, auch Mannestreu genannt; s. unter Eryngium.

Vrillote, in der französischen Entomologie, eine Käferart, so viel als Todtenuhr, Anobium pertinax.

Vrolikia, in der Botanik, nach Sprengel, Gattung der Personotae Rhinantheae Rchb. Einzige Art: Vrolicia polygaloides Spr., Heteranthia decipiens Nees. In Brasilien.

V. T., Abkürzung für Vetus Testamentum, altes Testament.

Vulcanale, Ort in Rom, oberhalb dem Comitium, mit Tempel und Altar des Vulcanus, wo vor der Einrichtung des Comitium Reden an das Volk gehalten wurden. Der Platz, mitten zwischen den Wohnsitzen der Ramnes, Luceres und Tities, war zur Versammlung für das Volk ganz geeignet, weil er zunächst an der Curie war. Hartung vergleicht das Vulcanale als Forumherd mit den Hofräumen der Privathäuser, und allerdings bestand zwischen Vulkan und den Penaten und Laren eine enge Beziehung. Die Ver-

bindung der plebejischen Gottheit Venus und Vulkan, die Erzeugung des plebejischen Königs Servius Tullius durch das Herdfeuer, die Vereinigung der Municipien durch die Wurzeln des Lotusbaumes und Anderes läßt in Vulkan und seinem geweihten Platze ein Sinnbild der Vereinigung getrennter Stämme erkennen, und man dürfte ebenso Mulciber als auch in dieser Beziehung versöhnenden und erweichenden Gott zu deuten geneigt sein, so wie denn auch später der Concordiatempel auf dieser Aera erbaut wurde; durch jenen, die Grăcostasis und das Senaculum wurde der Platz immer mehr beschränkt, da der Gott sein Heiligthum außerhalb der Stadt erhalten hatte.

Vulcanalia, ein Fest, welches man zu Rom dem Gott des Feuers am 23. August auf der flaminischen Rennbahn feierte, wobei man mit brennenden Fackeln ein Wettrennen anstellte. In späterer Zeit soll Macrinus diese Rennspiele in scenische verwandelt haben, wozu er dem Vulcan rin Amphitheater bauen ließ. Auch opferte man dem Gotte am 7. Juni bei den ludis piscatoriis Fische, die man lebend in's Feuer warf, zur Erlösung der Menschenseelen, und flehte ihn zugleich um Abwendung aller Feuersgefahr in den jetzt kürzer werdenden Tagen an. Der Tag war auch ein Auspicialis, wo man irgend etwas beginnen sollte, und so arbeitete man an den Vulkanalien ein wenig bei Licht, um den Winterarbeiten eine gedeihliche Weihe zu geben. Auch die Tubilustria, Furnacalia und Furnalia beziehen sich auf Vulkan, so wie die Quirinalia, sofern die Curiatcomitien auf dem Vulcanale gehalten wurden; die alten Furnalien scheinen in die Vulcanalien übergegangen zu sein, und der Flamen Furinalis dem Vulcanalis Platz gemacht zu haben.

Vulcanus, in der Mythologie. I. Griechenland. In Zeus und der Here Vermählung bildete sich, da

die Götter in Familie und Staat vereinigt wurden, das ehemalige Verhältniß, worin in griechischer Ehe die Gattin zum Gatten stand, und Here konnte nur in den ehelichen Umarmungen mit Zeus ihre Kinder erzeugt haben. Unter diesen führte schon der ältere Mythus den Hephästus, als Sohn des Zeus und der Here, dem sich bildenden Götterstaate zu: denn so hatte Hephästus schon geheißen, da die Natur noch lebendige Naturgeister enthielt, wenigstens wo der Gebrauch des Feuers eigene Erfindung war. Nur wo man ihn durch Mittheilung kannte, oder als man vergessen hatte, wie dieser neue Naturgeist zuerst entstanden war, hieß er bloß Sohn der Luft (Here), weil es nun bloß diese war, die ihn täglich erzeugte, wenn man zwei dürre Hölzer an einander rieb und die Luft sie zu Flammen entzündete. Und so ist Hephästus bei Hesiod Sohn bloß der Here, ohne Umarmung des Zeus oder eines andern Gottes empfangen und geboren. Aber wie hatte die immer treue Gattin des Zeus den Hephästus außer dem Ehebette erzeugt? Als eifersüchtige und unzufriedene Here: Zeus hatte ohne sie eine Tochter, Pallas, aus seinem Haupte geboren und sie mit allerlei Künsten ausgerüstet, und sie will, selbst hierüber eifersüchtig, ohne ihn einen Sohn gebären und ihn mit gleicher Künstlichkeit ausstatten. Leider aber muß sie die Mißgestalt ihres neugebornen Sohnes bemerken, und aus Scham über dieselbe verbirgt sie ihr Kind, weil sie mit Hephästus gegen Zeus und seine Tochter Pallas hatte wetteifern wollen. Zeus sieht das Kind und wirft es vom Olymp, nicht weil es eine Mißgeburt ist, sondern weil Here es ihm zum Trotz geboren hatte und — nicht in seinem Ehebette. Nach einer andern Sage fällt Hephästus, indem ihn seine Mutter verbergen will, vom Olymp ins Meer, wo ihn Thetis und Eurynome freundlich aufnehmen, bei denen er 9 Jahre

in einer Grotte zubringt und ihnen manche kunstreiche Arbeit verfertigt. Nach einer andern Sage faßte ihn Zeus, als er einst der Here bei einem Zwiste (vielleicht bei jener ehelichen Mißhandlung, da jener sie vom Olymp aufgehenkt hat, weil sie Heracles ungünstigen Wind geschickt) mit ihm beistand, an der Ferse und warf ihn aus dem Olymp; nachdem er den ganzen Tag gestürzt, fiel er mit sinkender Sonne auf Lemnus, wo ihn die Sintier aufnahmen und erfrischten. Von diesem Sturze leiteten Spätere seine Lahmheit her, so wie man Hinkende überhaupt Sprößlinge Vulkans nannte. Interessant ist es, wie Homer diese Sagen behandelt; bei ihm ist Hephästus Sohn der Here und des Zeus, doch hat er auch schon jenen Hesiodischen Mythus im Auge, Zeus habe Pallas aus seinem Haupte geboren und Here habe gleichfalls ohne ihn einen Sohn gebären wollen. Denn wie könnte sonst Hephästus seiner Gemahlin erzählen, daß er durch die Schuld seiner argen Mutter, die ihn verbergen wollte, weil er hinkend war, vom Olymp auf die Erde gefallen sei? In der Mythologie vor Homer schienen die beiden Mythen von Pallas und Hephästus bloß die Talente der Künstlichkeit an beiden Kindern betroffen zu haben. An einer andern Stelle sagt Hephästus zu seiner Mutter, daß er schon einmal, als er ihr helfen wollte, von Jupiter aus dem Olymp geworfen, den ganzen Tag gefallen und erst mit Sonnenuntergang in Lemnus angelangt sei. Der Dichter scheint daher zwei verschiedenen alten Mythen gefolgt zu sein, wenn wir nicht annehmen wollen, der Gott sei auf die Art zweimal vom Olympus auf die Erde gefallen. Denn die Strafe, welche den Hypnus und die Ate traf, womit er dem Ares droht, konnte bei so wichtigen Veranlassungen den armen Hephästus zweimal treffen, einmal da Zeus durch seine Erscheinung auf dem Olymp

sich in der mißlichsten Lage eines Gatten erschien, das andere Mal, da der Stiefsohn seiner Mutter gar beistehen wollte. Und hieße denn aus dem Olymp geworfen werden, ausgeschlossen werden aus der Zahl der Götter? Nicht für immer, sondern nur im Augenblicke des Zornes hatte ihn Zeus aus dem Wohnsitz der Götter gestoßen, und wie er nach seiner zweiten Verstoßung, da er seiner Mutter helfen wollte, wieder auf den Olymp gekommen war, so nach der ersten bei seiner Geburt. Homer kennt nur einen hinkend geborenen Hephästus, und weil Hinkende hagere und schwache Beine haben, so hinkt auch Hephästus und hagere Beine bewegen sich unter ihm, nnd er heißt schwach (ἰκτερανός). Die Mythen sind so mannigfaltig und verschieden, daß es zu weit führen würde, sie alle zu erwähnen: Nach Lucian empfängt Here ihren Sohn von der Luft; nach Serv. zu Virgil fertigte Hephästus einen goldenen Sessel mit verborgenen Fesseln, der den festhielt, welcher sich darauf setzte; Here that dies und wurde von Hephästus erst freigelassen, als sie ihm seine Abkunft eröffnete; nach Andern fertigte er diesen Stuhl in der Meeresgrotte und schickte ihn der Here zu, um sich wegen seiner Verbannung vom Olymp an ihr zu rächen; hierauf seien alle Götter sofort zu ihm gekommen, um sich für die Freilassung der Here zu verwenden, aber nur dem Dyonisus habe er sich vertraut, welcher ihn berauschte und auf einem Esel in den Olymp führte. Auf diese Weise sei er göttlicher Ehre theilhaftig geworden, die von der Theilnahme am Göttermahle abhing, wozu er als rußiger Schmied und Knecht des Zeus keinen Zutritt gefunden. Uebrigens ist Hephästus sonst von gefälligem, dienstfertigem Wesen, und gewährte den Olympiern mancherlei Nutzen und Erheiterung. Zur Frau hatte er Charis, die bei ihm in seiner Werkstatt ist. Allein möchte wohl der Mythus, um zu einem so

schönen Zwecke zu vermählen, ein so wenig schönes Mittel gebraucht, das Schöne selbst mit dem Häßlichen gepaart und der schönen Kunst die Göttin der Schönheit selbst aufgeopfert haben? Nein! Gewiß war Hephästus nur noch der Hephästus Ἀμφιγυήεις, der geschickte, noch nicht der hinkende, hagerbeinige Künstler, als die Dichtung die Charis mit ihm vermählte; wo nicht selbst ein Bild der Schönheit, wie seine helfende Gemahlin, doch auch nicht zur Mißgestalt häßlich. Erst da ihn sein mißverstandener Name zum Hinkenden, dann zum Hagerbeinigen gemacht, und seine Ungestaltheit dann den ganzen Habitus des emsigen, in seine Arbeit vergrabenen Handwerkers nach sich zog, der, unbekannt mit feiner Gewandtheit des Lebens, durch naive Unbeholfenheit in Ausdruck und Geberdung unter der ganzen Götterversammlung ein unauslöschliches Gelächter erregte, erst dann wagte die Dichtkunst, nicht mehr wie jener Mythus ihm die Charis zur Gemahlin gegeben hatte — im Ernst, sondern mit ironischem Muthwillen ihn mit Aphroditen zu vermählen, ihn den Häßlichsten mit der Schönsten, den Schwachen mit der Lüsternsten, um in den unausbleiblichen Folgen dieser Vermählung, in der Untreue der Göttin, die sie in den Armen des männlichsten Gottes an ihrem unbeholfenen Gemahl beging, den Göttern abermals ein Schauspiel des Gelächters zu geben. Homer in der Iliade kennt aus älterer Mythe ihn nur als Gemahl der stillen Charis; diese wohnt zufrieden und häuslich bei dem Künstler in seiner Werkstatt, so lächerlich er erscheint, wenn er in der Versammlung der Götter auftritt. Aber Homer in der Odyssee gab ihm in Aphroditen eine neue Gemahlin, bildete in dieser Vermählung mit der Göttin der Schönheit jene erste mit der Göttin der reizenden Form, in den Folgen derselben das unauslöschliche Gelächter, das erste

Schauspiel der Art in der Iliade, nach und die Neuheit seiner Dichtung verbergend, führte er die Umarmung des Ares und der Aphrodite, das ganze lächerliche Schauspiel nach der entdeckten Untreue in dem Gesange des alten Barden Demodocus an der Tafel des Alcinous, auf. Von seiner Nachkommenschaft erwähnt Homer nichts, Andere geben an: den Cupido von Aphrodite, den Erichthonius von der Atthis; auch Apollo und Lychnus werden als Söhne des Hephästus und der Athene genannt; den Periphetes von der Antikleia, den Palämon, Pylius, Radamanthus, die Thalia, den Olenus, die Kabiren, den Cäculus, Servius Tullius u. A. m. Im trojanischen Krieg stand Hephästus, obwohl in Troja hochverehrt, den Griechen bei. Mit Feuer, seiner furchtbaren Waffe im Kampfe, setzte er dem Flußgotte Xanthus so hart zu, daß der Fluß kochte und Here auf seine Bitten ihn besänftigen mußte. Dem Heracles stand er in Sicilien, wo er einheimischer Gott war, bei.

Betrachten wir nun Hephästus als Künstler, so ist der mächtigste Beherrscher des Feuers, aber nur als eines unentbehrlichen Mittels für bildende Kunst, Gewerbe und menschliche Cultur. Als die Griechen von den Morgenländern den Gebrauch des Feuers zu Metallarbeiten lernten, wurde Hephästus aus dem Gott des Feuers selbst zum Künstler und Verfertiger der Metallarbeiten. Denn was der Mensch durch den Gott oder sein Gebiet thut, thut der Gott selbst, wie die Musen erst begeisterten bei Gesang und Spiel, und dann selbst sangen und spielten. Wohl konnte er dann mit dieser neuen Funktion im Lokalkultus von Lemnus in den unterirdischen Feuereffen der Insel seine Werkstatt vorher gehabt und noch nachher haben, allein bei Homer ist sie nicht hier, sondern auf dem Olympus selbst, und Lemnus besucht er nur,

wie Athene Marathon, Poseiden Aigai, Aphrodite Cyprus, als die vorzüglichsten Orte ihres Cultus. Dieses erhellt aus der Odissee: Ares und Aphrodite umarmen sich heimlich in des Hephästus Gemache. Helios hinterbringt es Hephästus, dieser macht heimlich das spinnewebene Netz, um sie in einer künftigen Umarmung zu fangen, stellt sich, als wolle er nach Lemnos gehen, und indeß Ares und Aphrodite sich wieder in seinem Gemache einfinden, kehrt er zurück, überrascht sie vom Netze umschlungen und ruft alle Götter herbei. Kein Gott ist mehr beschäftigt, den übrigen mit seiner Kunst zu dienen, als Hephästus. Er hat jedem Gott sein Gemach am Olympus gemacht; Thetis bestellt bei ihm Waffen für ihren Sohn, Here verspricht dem Hypnus einen Fußschemel, den ihr Sohn machen soll. Und Alles, was schön und künstlich oder aus hohem Alterthume unter Menschen ist, war die Arbeit seiner Hände, wie Diomed's Thorax, Pelops' Scepter und der goldene Becher, den Menelaos vom Könige der Sidonier hatte. Nur in Allem, was physisches Vermögen der Gottheit heißt, ist die Gottheit wundervoll und größer als der Mensch; nicht mit bloßer Geschicklichkeit und bloßem Kunstfleiß schafft Hephästus seine Werke, sondern auch mit übermenschlicher Schnelligkeit, wie die Waffenrüstung des Achill, und kann ihnen magisches Leben und Zauber mittheilen. Die Dreifüße in seiner Werkstatt laufen von selbst, und die silbernen und goldenen Hunde des Alcinous im Lande der Phäacen sind unsterblich, nie alternd und bewachen das Haus. Das Netz, in welchem Ares und Aphrodite gefangen werden, ist fein wie Spinnewebe, daß es selbst kein Götterauge sehen kann, aber doch unzerbrechlich und auf dem Amboß verfertigt.

II. Italien. Bei den Römern sind, wie bei den Griechen, auch alle feuerspeienden Berge seine Werk-

stätten, so der Mosychlus auf Lemnos; als solcher Feuerdämon herrscht er auf den äolischen oder liparischen Inseln in Hiera und Imbrus, besonders aber im Aetna, wo er mit seinen Gehülfen, den Cyklopen, die Donnerkeile schmiedet. In diesem Sinne ist er ein Mulciber, ein Gott, der durch starker Feuer schmelzt, und so wurde er denn auch ein Cooperarius Minervae, der Erfinder der metallenen Blasinstrumente. Vulcanus erscheint auch als Gott des Ofenfeuers und des Herdfeuers, weshalb sein Bild aus Thon auf dem Feuerherde stand, um das Haus vor Schaden zu bewahren, denn er war ἐπιστάτης, und selbst vielleicht ἑφέστιος. In dem waffenliebenden Rom wurde der Gott sehr früh verehrt, jedoch vor der Gleichstellung der Plebs nur von dieser, wie er denn auch einen eigenen Priester, den Flamen Vulcanalis, hatte. Vor seinen Tempeln in der Stadt und außerhalb derselben wachten Hunde. Man pflegte dem Gotte zu Anfang des Krieges Opfer zu bringen und ihn um glücklichen Ausgang anzuflehen, ihm die Waffen zu weihen, und Gelübden zufolge erbeutete feindliche Rüstungen ihm zu Ehren zu verbrennen; so Scipio, nachdem er des Syphax Lager verbrannt, d. h. durch Vulkan vernichtet hatte; Romulus weihte dem Gotte ein ehernes Viergespann aus der Beute von Fidenä, das er mit einer Statue, worauf seine Thaten verzeichnet waren, auf dem Vulcanale aufstellte.

III. Bedeutung des Hephästus und Verhältniß zu anderen Göttern. Die Allmutter oder Erdgöttin, welche mit Zeus den lemnischen Hephästus erzeugt, wird in der Odyssee Hera genannt, bei Cicero heißt der lemnische Vulkan gleichfalls Sohn Jupiters und der Juno, aber der erste Vulkan ist ein Sohn des Cölus und der Minerva, oder der Hemera, der zweite des Nilus oder Phthas, der vierte oder wahrsagende ist der Sohn des Menanus, Be-

herrschers der vulkanisch-sicilischen Inseln. Auch in der samischen Sage ist Hephästus ein Sohn des Zeus und der Here, die sich 300 Jahre lang heimlich liebten und ohne Wissen des Kronos und der Rea den Hephästus zeugten; deshalb sei auch bei den Samiern eheliche Vertrautheit vor der Vermählung immer als etwas Erlaubtes und sogar Religiöses betrachtet worden. Solche Volkssagen beruhen auf physischen Wahrheiten: Samos, Naxos und Lemnos sind vulkanisch; Ἥρας γάμος heißt jede Verbindung der Sonnenwärme mit atmosphärischer Luft, des Erdfeuers mit dem Meere und Dunstkreise, und nach dieser physischen Ehe der Hera und des Zeus erklärt man auch Ἥφαιστος von ἅπτω, wehen, brennen, und ἵστος, der Herd. Die telchinische Obergöttin Hera, die drei Kabiren als Söhne des Hephästus, gehören jenem religiösen Systeme an, nach welchem die schaffende Gottheit durch Feuer im Aether wie im Meeresgrunde die erste Belebung und Gestaltung der Dinge bewirkt. Daher schürt Vulcanus im Frühling die Essen der Cyklopen, denn diese bereiten dem Zeus die Blitze, welche mit Regen zugleich im Frühling die Erde befruchten, und dieses Ineinanderwirken von Wasser und Feuer drückt die theologische Genealogie dadurch aus, daß Kabira, des Hephästus Weib, Tochter des Proteus oder des Meeres heißt, wodurch ein mitwirkendes Princip angedeutet wird. Die Sage enthält dieselbe Idee, indem z. B. die Ilias erzählt, daß Hephästus in's Meer zur Eurynome flüchtet und bei ihr schmiedet, oder auch indem sie die Aphrodite mit ihm vermählt, denn Venus ist wie er im Frühling am meisten wirksam. Wie die meisten altitalischen Gottheiten, ist er eine ursprüngliche Naturmacht, ein Feuergott, aber ein Gott des dichteren, unreineren Feuers, welches dem Vestafeuer als der Weltseele entströmend der Natur sich mittheilt; so ist also Vulcanus Sym-

bol des irdischen, Vesta des himmlischen Feuers. Eben so Athene und Hephästus von gleicher Natur; Beide haben das Feuer bei sich, wohnen in Athen in einem Tempel zusammen, Beiden ist der Fackellauf geweiht, so wie auch das ihnen ursprüngliche gemeinsame Fest Χαλκεῖα auf eine genaue Verbindung weist. Beide Gottheiten wirkten als Künstler zusammen, lehren allerlei Künste den Sterblichen, die das Leben erheitern und schmücken. Mit Prometheus steht Hephästus durch den Frauenraub in Beziehung, denn aus dem Berge Mosychlus hatte Prometheus das Feuer entwandt, der eben so wie Hephästus durch Anleitung im Gebrauche des Feuers das menschliche Leben veredelt. Als Werkzeug des Zeus muß Hephästus der Sage nach dem Prometheus schreckliche Bande schmieden. Hephästus ist auch Mundschenk der Götter, weil er im Lemnos, wie überall in seinem vulkanischen Boden, reichlichen Wein spendet; er ist auch der Vater der warmen Quellen und der Heilgötter, denn er ist sowohl unter der Erde, als in derselben wirksam; daher die Wunderkraft der lemnischen Erde, z. B. gegen den Biß der Wasserschlangen u. s. w.

IV. Kultus und Kunstdarstellungen. Hephästus wurde hauptsächlich auf Lemnos, Imbros, Samothrace verehrt, wo er, wie in Kleinasien, an an den Kabiren-Mysterien Theil hatte. In Athen lag sein Tempel über dem Kerameikos, dessen Schutzgott er war, da die Töpfer seiner bedurften. Heilig war ihm der Löwe, die Fichte, weil sie leicht brennt und wie das Feuer gerade aufwärts strebt, der Hund wegen der heißen Hundstage. — In den Werken alten Styls erscheint Hephästus als jugendlicher Gott, ohne Bart und ohne Mütze, in athletischer Gestalt, nackt und ohne Zeichen der Lähmung; die gereifte Kunst stellte ihn dagegen gleichsam in die Mitte

zwischen die alten und jugendlichen Götter: er war untersetzt, stark an Brust, Schulter und Armen, die Formen weniger edel, etwas gedrungen und eckig, mit stark gewölbter Stirn, sinnendem Blicke, rückwärts in Locken fallenden Haaren. Bei Dichtern und auf Bildwerken erscheint Hephästus gewöhnlich als abgehärteter, schmutziger Schmied mit rothglühendem Gesichte, mit der samothracischen, himmelblauen Schiffermütze auf dem Haupte, als Symbol der bläulichen, aufwärts lodernden Flamme; in der Hand hat er Zange und Hammer. Zuweilen ist er nackt, nur mit einer Binde um die Hüfte oder mit einem alten Lumpen bekleidet; hat er einen Rock an, so ist doch der rechte Arm mit der Schulter unbekleidet. Kleine zwergartige Hephästusbilder stellte man am Hausherde auf, und aus diesen Bildern entwickelte sich die Darstellung des jugendlichen Hephästus; sonst aber erscheint er auf Denkmalen stets mit einem Barte, und das Haar hängt nachlässig umher. Von großem Kunstwerthe war die Bildsäule des Hephästus von Alkamenes in Athen: der Gott war ein wenig hinkend, aber stehend und bekleidet dargestellt. Auch von Euphranor hatte man eine Statue des Hephästus, die einzig noch erhaltene Bildsäule des Gottes in der Villa Borghese, ganz nackt, das eine Bein auf eine Erhöhung gestellt, mit vorgeneigtem Leibe, aber ohne Lahmheit, ist von mittelmäßiger Arbeit (Hirt, T. VI, 1. 2). Ferner Hephästus bartlos, nackt, mit dem Hammer, soll den Zeus auf dem Thronstuhl mit einem Hammerschlage vor die Stirn von der Athene entbinden (Hirt, T. VI, 4); Hephästus und Helios, wie er den Liebeshandel der Aphrodite mit Ares entdeckt (Relief auf einer Ara im Museum Pio-Clem., Platner, Beschreib. Roms, S. 146; auch der Villa Borghese, s. Hirt, T. VII, 5); Hephästus von Aphrodite in seiner Werkstätte besucht, mit den Cy-

klopen dem Prometheus Fesseln schmiedend (Hirt, T. VIII, 4). Besonders häufig findet sich des Hephästus Zurückführung in den Olymp, um die Here zu lösen, auf Hamiltonschen und anderen Vasengemälden: Dionysus schreitet voran, Hephästus folgt zu Esel, Marsyas macht mit der Laute Musik zum Zuge ꝛc. (Creuzer, T. V, 5).

Vulcanus (latein.), bei den Alchemisten das Feuer.

Vulcanales, Vulcanii, bei Paracelsus Feuergeister mit menschlicher Form.

Vulgär (vom Lateinischen), gemein, gewöhnlich, bekannt. Davon: **Vulgiren**, gemein, bekannt machen, ausbreiten.

Vulgaria, in der Mythologie, so viel wie Pandemos.

Vulgaris, im Orgelbaue, so viel wie Blockflöte.

Vulgaris planta, in der botanischen Nomenclatur, so viel wie frequens, gemeine, auf geeignetem Boden im Freien häufig vorkommende Pflanze.

Vulgar-Substitution, im Rechtswesen, s. Substitution.

Vulgata, 1) (nämlich versio, Bibelkunde), die von den Päpsten als authentisch anerkannte lateinische Uebersetzung der Bibel. Die älteste lateinische Uebersetzung war die Itala (ein ohne Zweifel falscher und verdorbener Name, wie man glaubt, für usitata, d. i. die gebräuliche), welche wahrscheinlich in Afrika gefertigt, aber auch sonst in der occidentalischen Kirche bekannt und gebraucht war. Durch den vielfältigen Gebrauch und durch öfteres Abschreiben war aber diese Uebersetzung so verunstaltet worden, daß sich der Papst Damasus genöthigt sah, eine Revision der lateinischen Uebersetzung machen zu lassen; er übertrug dies Geschäft 384 seinem Secretair Hieronymus. Hieronymus fing mit dem neuen Testamente an, übersetzte aber nicht von Neuem, sondern berichtigte bloß nach guten griechischen Handschriften die

schon vorhandene Version; das alte Testament übersetzte er ganz neu, und zwar nach dem Grundtext, die Bücher Judith und Tobias aus dem Chaldäischen: er benutzte dabei den Rath jüdischer Rabbinen. Zwar mißfiel diese Uebersetzung mehreren Kirchenvätern, besonders dem Augustinus und Rufinus, allein so sehr erkannte man allmälig ihren Werth, daß sie endlich den Vorzug vor den anderen lateinischen Versionen erhielt und vor den übrigen die versio vulgata oder communis hieß. Dasselbe Schicksal, wie die früheren Uebersetzungen, hatte nun auch diese Vulgata. Um die Entstellungen zu entfernen und den Text rein zu erhalten, wurden mannigfaltige Versuche gemacht. So ließ Karl der Große durch Alcuin einen verbesserten Text herstellen, der dann in seinen Staaten eingeführt wurde. Später unternahmen gleiche Arbeiten der Erzbischof von Canterbury, Lanfranc; im 12ten Jahrhundert der Cistercienserabt Stephanus, der Kardinal Nicolaus und Andere. Zu jener Zeit kamen auch die correctoria bibliorum, d. i. kritische Apparate über die Vulgata, zu Stande, welche von ganzen Mönchsorden ausgingen. Dennoch erreichten diese Arbeiten ihren Zweck nicht, weil man keine richtigen kritischen Grundsätze befolgte; man sammelte nur verschiedene Lesarten, welche theils an den Rand der Handschriften geschrieben, theils in besonderen Büchern zusammengestellt wurden; das wichtigste ist das correctorium Sarbonnicum l. Parisiense. In welch Argem die Sache der Vulgata lag, erkannte man erst, da man gedruckte Exemplare vor sich hatte. Der erste Abdruck fällt in die Zeit von 1462 (Mainz bei Faust und Schöffer). Verbesserungen machten nun Ximenes (1502) nach dem Urtext, Pagninus (Lyon 1528), Rob. Stephanus (Paris 1528, Fol.), Isid. Clarius (Venedig 1542), J. Hentenius

(Loewen 1547). Da aber auch so höchst verschiedene Texte vorlagen, so war man im Ganzen nicht weiter gekommen; es war daher um so auffallender, daß die Tridentiner Synode die Vulgata als authentische Version anerkannte und dem Originale gleichstellte, ohne doch den oder jenen Text als den gültigen zu bezeichnen. Erst als die römische Curie das Unzureichende jenes Synodenbeschlusses einsah, suchte sie einen bestimmten Text zu Grunde zu legen. Daher ließ zuerst Sixtus V. 1588 durch eine Commission eine Revision machen, 1589 drucken und dieselbe durch eine Bulle als die für alle Zeit allein gültige Uebersetzung erklären; sie erschien in Folio unter dem Titel: Biblia sacra vulgatae editionis, 3 Bde., Rom 1590. Indeß schon Sixtus selbst erkannte die Mangelhaftigkeit seiner autorisirten Vulgata an, und Gregor XVI. ließ eine neue Revision anfangen, welche unter Clemens VIII. vollendet und unter dem Titel: Biblia sacra vulgatae editionis Sixti V. jussu recognita et edita, Rom 1592, Fol., gedruckt wurde. Unter demselben Titel gab Clemens VIII. ein Jahr darauf eine neue, um Vieles veränderte und verbesserte Revision heraus. Dieser Text ist aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt, denn die einen Stücke sind nach der vorhieronymiaischen Recension (z. B. Baruch, Buch der Weisheit, Makkabäer), andere nach eigener Version des Hieronymus, und gilt nun in der katholischen Kirche als unveränderlich, obgleich er noch mannichfaltige Mängel enthält, wie selbst Stimmen aus der katholischen Kirche ausgesprochen haben. Die neueste Ausgabe ist Frankfurt a. M. 1826. — Vergl. G. Riegler, Geschichte der Vulgata, Sulzbach 1820; L. van Eß, Pragmatische Geschichte der Vulgata, Tüb. 1824.

2) Vulgata lectio v. Bononiensis, in der Rechtwissenschaft, der von den Glossatoren in Ju-

stinians Pandekten als Grundlage in den Vorlesungen und bei Abfassung der Glosse ausgewählte Text, welcher, von den von Bologna aus verbreiteten Handschriften ausgegangen, aus der auffallenden Zusammenstimmung der Handschriften und alten Drucke in gewissen Lesarten erkannt wird. Ihm steht die Lesart der Florentiner Handschrift und der von dieser ausgegangenen Manuscripte entgegen, so daß sich dadurch sämmtliche Handschriften der Pandekten in zwei große Familien theilen. Jenem Bologneser Texte wurde früher fast gesetzliches Ansehn eingeräumt, während die neueren Erklärer und Herausgeber dem entgegen sich oft sklavisch an die Lesart der Florentiner Handschrift (jetzt zu Pisa) binden.

3) Vulgata versio Novellarum, eine nicht lange nach Justinians Tode von unbekannten Verfassern verfertigte lateinische Uebersetzung der ursprünglich griechisch abgefaßten Novellen Justinians. Diese zwar sehr alte, aber, wenn ihr nicht eine andere griechische Sammlung zur Grundlage diente, als welche sie auf uns gekommen ist, sehr schlechte Uebersetzung ist nach dem Grundsatze der Glossatoren: graeca sunt, non leguntur, von ihnen commentirt worden und so in das Corpus juris civilis und unsere Gerichte mit Vorzug vor dem bloß als Erklärungsmittel zu gebrauchenden griechischen Grundtexte übergegangen. Außer dieser von den Glossatoren zum Unterschiede eines vor ihr herausgegebenen lateinischen Auszuges aus 125 Novellen, der epitome Juliani, auch Corpus authenticum genannten Uebersetzung besorgten 1531 Gregorius Haloander und 1717 Johann Friedrich Hanbergk zu Bach bei Weitem bessere lateinische Uebersetzungen der Novellen. Das Nähere giebt Biener, Geschichte der Novellen.

Vulgiren, s. unter Vulgär.

Vulgivaga, in der Mythologie, so viel wie Pandemos.

Vulkane, hohle, mehr oder weniger nach oben geöffnete Berge, welche aus solchen Oeffnungen (Krater) Feuer, Rauch, Steine, Lava, Wasser, Schlamm, Luft und dergleichen auswerfen. Man unterscheidet darnach *eigentliche Vulkane* (die Feuer, Rauch, Asche von sich geben und gewöhnlich *feuerspeiende Berge* genannt werden), *Wasser-*, *Schlamm-*, *Luftvulkane*. Sie sind als feuerspeiende Berge nicht zu verwechseln mit den Bergen, die, wie einige in Asien, nur ein Licht und Flammen von sich geben, oder mit entzündeten Steinkohlenlagern (wie bei Duttweiler im Kreise Saarbrück, oder bei Planitz in Sachsen), sondern sie unterscheiden sich durch eigenthümliche, noch nicht ganz erklärte Prozesse. Da die Schlamm-, die Luft- (in Kamtschatka) und die Wasservulkane (in Süd-Amerika) mehr eine Ausnahme als die Regel ausmachen, so gilt das Folgende vorzüglich von feuerspeienden Bergen. Man nennt einen Vulkan *erloschen*, wenn er nicht mehr auswirft, auch vielleicht sein Krater geschlossen ist. Solcher erloschenen Vulkane finden sich in mehreren Ländern, unter andern am Rhein, in der französischen Landschaft Auvergne, in Italien, in Asien. Er ist ferner *thätig* oder *lebendig*, wenn er, sei es auch nur von Zeit zu Zeit, seine Auswürfe macht; *ruhig*, wenn solche Auswürfe ohne weitere Erschütterungen des Berges und der Umgegend vor sich gehen, insbesondere wenn ein Feuerspeier nur raucht; *unruhig*, wenn bisweilen Feuer und Steine mit ausgeworfen werden. Seine größte, die ganze Umgegend, oft viele Länder mehr oder weniger berührende und beunruhigende Thätigkeit nennt man einen *Ausbruch* oder *Eruption*. Solche Ausbrüche erfolgen in unbestimmten Zeiträumen. Gewöhnlich gehen ihnen Erdbeben, auffallende Veränderungen in dem Luftkreise,

so wie auffallende Ruhe des Vulkans selbst vorher. Der Vulkan raucht dann erst noch ziemlich ruhig, und giebt Wasserdämpfe, salz- oder schwefelsaures Gas, so wie Stickstoffgas, Kohlengas u. dergl. von sich; dann tritt schwarzer, dicker Rauch aus dem Krater, darauf folgen allerhand glühende Stoffe, wobei donnerähnliches Getöse im Berge selbst, oder auch in der Luft sich hören läßt, Blitze aus dem Berge zu den Wolken und aus den Wolken zu dem Berge fahren. Die Auswürfe sind Sand, Steine (oft von 6 bis 10 Ctr. Schwere), Asche, Alles mit untermischtem Feuer, das oft 6- bis 10,000 Fuß hoch, vom Krater an gerechnet, hoch am Himmel hinauflodert, Lava. Nicht selten verdunkelt sich die Atmosphäre, so daß man mitten am Tage des künstlichen Lichts nicht entbehren kann, und die herabfallende (vulkanische) Asche, vielleicht auch nur verdickte Dämpfe, überschütten und verschütten die Gegenden. Wo die Berge Wasser sprudeln, kommt oft Sand in ungeheurer Menge mit und verschlämmt in gleichem Maße. Auch das benachbarte Meer wird unruhig und nicht selten siedend heiß. Das Ende eines Ausbruchs zeigt sich durch schwarze Dämpfe, denen weiße, mit Salzsäure geschwängerte folgen, bis der Vulkan seine gewöhnliche Ruhe, aber oft erst nach vielen Wochen, wieder annimmt. Ueber die Ursachen der Vulkane selbst und über die Ausbrüche besonders ist man noch nicht vollkommen einig. Man hat sie für Wirkungen des Centralfeuers, für Folge brennender Stein- oder Braun- und Steinkohlenflötze oder Schwefelkieslager, oder endlich für entzündetes Bergöl gehalten. Indessen reicht dies nicht aus; wenn auch die Kraft des Feuers vielleicht besonders wirksam ist, so scheint doch Wasser auch eine bedeutende Rolle zu spielen, da selbst des Feuers Kraft nicht vermögend ist, alles hier zufließende Wasser in Dämpfe zu verwandeln, sondern

dieses oft in bedeutenden Massen rein oder unrein, ja mit Fischen (pimelodus Cyclopum), nicht selten in ungeheurer Menge vermischt, ausspeit, welcher Wasserzufluß nicht genug durch zugleich mit dem Ausbruche des Vulkans erfolgende Gewittergüsse erklärt werden kann. Wahrscheinlich wirken hierbei der Zutritt des gewöhnlich den Vulkanen nahen Meeres, entwickelte Dämpfe, Gasarten, das so merkwürdige Kalimetalloid und andere Ursachen, so wie diese Erscheinungen überhaupt ein Werk nicht einzelner Gegenden, sondern der ganzen Atmosphäre zu sein scheinen. Die innere Beschaffenheit der Vulkane läßt sich zum Theil aus den Auswürfen, die entweder Bruchstücke der inneren Wände oder des Bodens sind, beurtheilen. Die ausgeworfenen Steine sind entweder Urgebirgsfelsen, oder diesen ähnlich (Basalt, Granit, Porphyr); die Asche ist nicht bloß Ueberbleibsel verbrannter Stoffe, sondern schein ein eigenes Produkt zu sein; Salmiak und Schwefel erscheinen fast überall, wie oft auch die ganze Umgebung vieler Vulkane damit geschwängert ist. In dem Innern des Pinchincha (bei Quito in Süd-Amerika) sollen sich drei kleinere feuerspeiende Berge befinden. Aeußerlich unterscheiden sich die Vulkane durch ihre Kegel- oder Nadelform, oft sehen ihre Spitzen auch Gebäudetrümmern ähnlich. Die Oeffnung (Krater) steht gewöhnlich in der Mitte eines größeren Kessels, und der Rand derselben ist lockeres, vom Vulkan ausgeworfenes Gewölbe; daher der Krater oft in den Berg hinabstürzt, den Zugang erschwert und des Berges Ansehn verändert.

Die geographische Verbreitung der Vulkane, somit die Vertheilung der Vulkanitätsäußerungen, ist eine sehr ungleichmäßige, aber, wie es scheint, von den gegebenen Verhältnissen in der gegenwärtigen Anordnung der Continente abhängige. Da die vulkanische Thätigkeit ein- für allemal einen Ausweg

aus dem Erdinnern, eine Kommunikation mit der Atmosphäre anstrebt, so wird sie da vorzugsweise äußerlich erscheinen müssen, wo ihr der geringere Widerstand entgegengesetzt wird. Dies scheint zunächst auf den Hauptspalten der Fall zu sein, aus denen die krystallinischen Gebirge emporgestiegen sind, und so erheben sich die vulkanischen Kegel vielfach auf dem Kamme eines Gebirges, gleichsam Essen, die nicht selten die höchsten Gipfel ausmachen, darstellend. Oder die Durchbrechung der Massengesteine war schwieriger als jene der von ihnen gehobenen und geknickten Sedimentschichten, und nunmehr erheben sich die Vulkane am Fuße des Gebirges und laufen demselben parallel. Ganz das nämliche Verhältniß findet an den Meeresküsten statt, die ja immer als der obere Rand des Abfalls von Gebirgen betrachtet werden muß, deren Fuß in's Meer hinabsteigt. Daher so viele Vulkane am Saume der Festländer, in der Meeresnähe. Doch treten allerdings auch Vulkane im Binnenlande auf, wie der Peschan und Hotscheu, die beide 300—400 Meilen von jedem größeren Meere entfernt sind. Vulkane, die, gleichsam auf einer Hauptspalte liegend, eine in die Länge sich streckende Reihe bilden, nennt L. v. Buch Reihenvulkane, Centralvulkane dagegen jene, welche, gewöhnlich mit einem trachytischen Kegel sich aus der Mitte basaltischer Gesteine erhebend, den schwierigen Durchbruch erkämpfen mußten und nun bloß einen Kommunikationsweg des Erinnern mit der Atmosphäre herstellen oder den Mittelpunkt einer größeren Anzahl ringsumher auf den, beim ersten Durchbruch radical aufgerissenen Spalten sich erhebender Eruptionswege ausmachen. Solche Centralvulkane sind die Vulkangruppe des mittelländischen Meeres, drei Centren bildend: 1) der Aetna mit seinem, von zahlreichen Nebenkegeln umgebenen Hauptkegel; 2)

die phlegräischen Felder mit dem Vesuv und dem Epomeo und 3) die liparischen Inseln Stromboli, Volcano, Panaria, Lipari, Salina, Alicudi, Felicudi; 4) Island mit dem Hekla, Krabla, Katlagiau, Oester Jökul, Oeräfa Jökul, Trölladjyngur, Leiniurkur ꝛc.; 5) die Gruppe der Azoren (Pico, St. Georg, St. Michael ꝛc.); 6) die Gruppe der canarischen Inseln (Pic de Tryde, Palma, Lancerote); 7) Gruppe der kapverdischen Inseln (Fuego, Ascension); 8) die Gruppe des Ararat; 9) die Gruppe des Peschan; 10) der Demavend; 11) der Scriban-Day; 12) der Turfan (Hotscheu); 13) der Gebel Koldagi u. a. in Kordofan; 14) die Insel Bonrbon; 15) die Gallopagos (Norborough); 16) die Sandwichinseln (Mowna-Worrorai, Kirauen ꝛc.); 17) die Marquesasinseln (Ohiwane); 18) die Societätsinseln (Tobreonu); 19) die Freundschaftsinseln (Ammabafua); endlich wohl auch die in den Südpolarregionen neuerlich gefundenen Vulkane. Während die Centralvulkane vorzugsweise der alten Welt angehören, finden sich in der neuen Welt fast nur Reihenvulkane. Vom Jantales in Patagonien beginnend, folgen in der Andeskette die Reihe von Chili (Gorno, Cura, Antuco, Chillan, Aconcagua ꝛc.), die Reihe von Peru (Gualatieri, Chungare, Chipicani ꝛc.), die Reihe von Quito (Cotopaxi, Antisana, Tolima, Sanzay, Tungurogua, Carguairazo, Pichincha); die Reihe von Guatemala und die von Mexico (Popocatepetl, Orizaba, Jorullo) in einer fast zusammenhängenden Reihe, neben welcher zuletzt in fast regelmäßig gekrümmter Linie die Vulkanreihe der Antillen (Granada, St. Vincent, Martinique, Guadeloupe ꝛc.) sich hinzieht. In der nordwestlichen Verlängerung des mexicanischen Vulkangürtels folgen die Reihen Kaliforniens und des Columbiagebiets, der Edgecombe ꝛc. und weisen hinüber nach der aus

zahlreichen Vulkanen bestehenden aleutischen Reihe, die sich in den Reihen Kamtschatka's, der Kurilen und der japanischen Inseln fortsetzt, einen östlichen Ast nach den Marianen abgiebt, durch die Schwefelinsel mit Formosa sich verbindet, über die Philippinen und Molukken fortzieht und hier sich in zwei Arme spaltet, deren östlicher als westaustralische Reihe über Neu-Guinea und Santa Cruz nach Neu-Seeland fortgeht, während der westliche in noch gedrängterer und vollendeterer Reihe über die Sundainseln bis an's nordwestliche Ende von Sumatra oder sogar bis zur Barreninsel reicht. Die alte Welt hat bloß die Reihe der griechischen Inseln aufzuweisen, wenn nicht die erloschenen Vulkane des Rheins und der Eifel als Reihe zu betrachten sind. Eine schöne Reihe bilden noch die erloschenen Berge der Auvergne. Diese letzteren, wie auch die katalonische Gruppe, zeigen eine solche Frische und Erhaltung der Krater, der Lavaströme, Schlacken und Rapilli, daß es scheint, als rühre Alles von einem erst erfolgten Ausbruche her, während die rheinischen erloschenen Vulkane und ihre Produkte den Anblick einer viel größeren Verwitterung und Zersetzung darbieten.

Außer den so in Gruppen oder Gürtel geordneten Vulkanen finden sich ausnahmsweise noch einige verzelte Feuerberge, wie der Clement auf Feuerland, der Bridgemann auf den Shetlandsinseln, der Tair im rothen Meere ꝛc. Die chartographische Zusammenstellung dieser Vulkangruppen und Vulkangürtel mit den nach den bisherigen Beobachtungen ihnen zugehörigen Erschütterungskreisen zeigt den innigen Verband der Vulkane und der Erdbeben und zugleich, daß die von vulkanischer Thätigkeit am wenigsten betroffenen Erdstriche auch die äußerlich und innerlich einförmigsten sind, wie der große Theil Afrikas, das europäische und großentheils auch das asiatische Ruß-

land, Grönland, der Norden Nordamerikas, die Osthälfte Südamerikas, Australien.

Die Urgeschichte der Vulkane im weitern Sinne datirt allerdings von der ersten Existenz einer festen Erdrinde an, indem sofort mit deren Vorhandensein die Reaktion des Innern gegen die einengende Peripherie ihren Anfang nehmen mußte. Allein nach dem umschreibenden Begriffe von Vulkanität sind die älteren Eruptionen, die sich augenscheinlich nie auf dem nämlichen Wege wiederholten, keine Lavaströme und andere vulkanische Bildungen hinterließen, plutonischer Natur, und der vulkanische Charakter der Reaktionserscheinungen tritt erst seit der Kreideperiode auf. Seit dieser Zeit erscheinen wahre Krater, zuerst die niedrigern, deren Lavaströme ꝛc. wir in den Basalten und ihren Tuffgebilden wiedererkennen, sodann aber die höhern und höchsten, zu denen auch fast alle noch vorhandenen Erhebungskrater gehören und deren Laven und Eruptionsprodukte die heutigen Trachyte und Andesite mit ihren Tuffen ꝛc. konstituiren. Die erloschenen Vulkane der Auvergne, Kataloniens und des Rheins mit ihren Basalt- und Schlackenströmen, zu denen sich selbst noch Rapilli und vulkanischer Sand gesellen, scheinen die Verbindung zwischen der Vulkanität jener früheren Periode und der der Jetztzeit herzustellen. In historischer Zeit ist von vulkanischen Erscheinungen nur erst sehr spät die Rede: es scheint eine ziemlich lange Periode der Ruhe stattgefunden zu haben. Homer weiß nichts vom Aetna, und auch die Bibel enthält nichts, was mit Sicherheit auf vulkanische Phänomene gedeutet werden könnte. Die ältesten Erwähnungen scheinen die von Pindar und Thucydides zu sein. Die erste erzählt von einem Ausbruch des Aetna im 4ten Jahre der 75sten Olympiade, der überhaupt der zweite bekannte Ausbruch des Berges gewesen sei; Thucydides

beschreibt als dritten Ausbruch des Aetna den im dritten Jahre der 88sten Olympiade. Aristoteles schildert den Aetna und Lipari, eben so reden Cicero und Justin vom Aetna, wie es auch der ältere Plinius thut. Dagegen vom Vesuv ist erst später, namentlich seit 79 n. Chr., die Rede, obgleich Strabo ausdrücklich sagt, daß derselbe schon früher thätig gewesen sei. Im Mittelalter haben nur Ptolomäus Lucensis über eine Eruption auf Ischia und Aurelius Augustinus über Ausbrüche des Aetna etwas hinterlassen, und nur erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts — innerhalb dessen die europäischen Vulkane ungefähr 50 Eruptionen hatten — ist mit größerer Aufmerksamkeit auf die vulkanischen Erscheinungen geachtet worden. In Folge dieser Aufmerksamkeit haben sich denn auch verschiedene vulkanische Theorien entwickelt. Die älteste dürfte die poetische Conception Pindars sein, nach welcher Typhon, der Giganten einer, von den siegreichen Göttern vom Himmelsthron in die Tiefe geschleudert und mit dem Berge Inessa (Aetna) bedeckt worden sei. Sein Stöhnen verursache die Eruptionen. Spätere Mythen verlegten dahin die Schmiedeesse des Hephästus (Vulcanus). Die dem Mittelalter folgende Zeit erklärte die vulkanischen Erscheinungen daraus, daß manchmal Wasser zu dem im Innern der Erde brennenden Centralfeuer eindringe und, in Wasserdampf umgewandelt, so heftige Explosionen hervorbringe. Lister glaubte Vulkane und Erdbeben durch entzündliche Dämpfe von Eisenkiesen erklären zu können, was Lemery und Beaume durch Experimente zu beweisen suchten. Werner nahm an, die vulkanischen Erscheinungen würden durch brennende Steinkohlenflötze hervorgerufen (Pseudovulkane der spätern Autoren). Romme ließ Vulkane entstehen durch brennbare, aus der Gährung pflanzlicher und thierischer

Stoffe entwickelte Substanzen, Deluc aus der Gährung von Mineralmengen, Dolomieu durch unbekannte Kräfte aus dem Innersten der noch nicht konsolidirten Weltfeste, Patrin durch chemische Verbindung gasförmiger, im Erdinnern kreisender Flüssigkeiten, Breislack durch den Einfluß bei der Zersetzung von Schwefelkiesen frei werdenden Wärme auf Kohlenflötze und bituminöse Letten, Przystanowsky bloß durch Schwefel, Davy daraus, daß die Metalle, die als Alkalien im Innern der Erde lägen, bei Zutritt von Luft und Wasser sich entzündeten, oxydirten und daß dabei eine geschmolzene Masse von Oxyden entstehe, welche die Lava bilde. Nach Gay-Lussac muß Wasser die Quelle der Gase sein, deren Bildung und Ausdehnung die Eruptionen des geschmolzenen Materials bedingen. Da die höhere Temperatur des Erdinnern zu bezweifeln sei, so müsse angenommen werden, daß das Wasser durch große chemische Verwandtschaft zu den Materien, denen es zufällig bewegne, wirke und daß daraus die hohe Temperatur folge, welche die nächste Ursache der Phänomene sei. Poulett Scrope und Monticelli leiten die vulkanischen Erscheinungen davon ab, daß Wasser in das Erdinnere eindringe, daselbst vermöge der hohen Temperatur in Dampf verwandelt werde, durch dessen Elasticität die Erdbeben wie die Eruptionen hervorgebracht würden. Daubeny geht wieder auf Davy. Obgleich auch die neuere Geologie noch nicht zu einer vollendeten Theorie der vulkanischen Erscheinungen gelangt ist, so hat sich doch ziemlich allgemein die Zustimmung zu der von v. Humboldt und von Darwin begründeten und aufgestellten Theorie zu erkennen gegeben. Nach diesen bilden die Vulkane durch ihre Krater mehr oder minder offene Verbindungswege eines in heißflüssigem Zustande befindlichen Theiles des Erdinnern mit der

Peripherie des Erdkörpers, und die Laven sind nichts Anderes, als hervorgepreßte Theile jenes flüssigen Erdkerns. Die anscheinende Regellosigkeit in Bezug auf Ort und Zeit beim Auftreten der vulkanischen Phänomene scheint herzurühren von der nothwendigen Tendenz des flüssigen Innern, Fluthhügel zu bilden, von dem ungleich auf ihr lastenden Druck der festen Erdrinde, welcher, wenn auch schon ursprünglich ziemlich konstant verschieden, seine Folgen doch allmälig zu einem örtlichen Extrem steigern kann, von dem möglichen Eindringen des Wassers in jene heiße Region, wo es in Dämpfe von sehr hoher Spannung verwandelt werden muß, von den Nachwirkungen einer einmal irgendwo stattgehabten vulkanischen Bewegung ꝛc. Durch solche Voraussetzungen hat Darwin sogar vermocht, die ungleiche Natur der verschiedenen Erdbeben zu deuten, indem er die Einen als Folgen wahrer Eruptivtendenz des flüssigen Erdinnern, die Andern als Nachwirkungen, durch das Zusammensinken und gegenseitige Pressen der gehobenen festen Erdkrustentheile veranlaßt, betrachtet.

Die Literatur über die Vulkane und Vulkanität ist zerstreut in den mineralogischen, geologischen und geognostischen, so wie in physikalischen und geographischen Zeitschriften, sodann namentlich in Reisebeschreibungen. Die vorzüglichsten neueren Werke sind: L. v. Buch, Physikalische Beschreibung der kanarischen Inseln, 1825; — Fr. Hoffmann, Geognostische Beobachtungen in Italien und Sicilien, 1839; — Dufresnoy und Elie de Beaumont, Recherches sur les Terrains volcaniques de deux Siciles, 1844; — Darwin, The Volcanic Islands, 1844.

Vulkanische Asche, auch Cinerit, Spodit, staubartig, schwarz, grau oder weiß. Friktionsprodukt

vulkanischer Eruptionen, das oft auf weite Entfernungen geworfen wird. S. Vulkanität.

Vulkanische Auswürflinge, s. Vulcanische Gebilde.

Vulkanische Bomben, so viel als Bruchstücke von bimssteinähnlichen Massen und Lavabrocken (die vielleicht erst in der Luft erkaltet sind), welche bei vulkanischen Eruptionen ausgeworfen werden. Vergl. Vulkanität.

Vulkanische Erscheinungen, s. Vulkanität.

Vulkanische Eruption, s. Vulkanität.

Vulkanische Gebilde, sind theils feste und massige, theils, aber seltener, undeutlich geschichtete Gesteine, theils sand- und staubartige Bildungen, Feuerprodukte, die sich durch vollkommene oder unvollkommene Schmelzung mittelst der unterirdischen Gluth der Vulkane, theils auch durch Zertrümmerung und Zerreibung früher geschmolzener und durch einen Krater emporgetriebener Massen gebildet haben und noch fortwährend bilden. An sich sind sie ganz petrefaktenleer, was nur dann nicht der Fall ist, wenn ursprünglich vulkanische Produkte durch später hinzugekommene Wasserströme verbunden (conglutinirt) worden sind, wie in den vulkanischen Tuffen ꝛc. Letztere Bildungen heißen auch amphotere Bildungen. Zu den vulkanischen Gebilden gehören 1) Laven; 2) vulkanische Auswürflinge, und zwar a) trockene, die noch in derselben Beschaffenheit erscheinen, in welcher sie ausgeworfen worden sind (Bruchstücke älterer Gesteine, bimssteinähnliche Massen und Lava oder vulkanische Bomben, Rapilli, vulkanischer Sand, vulkanische Asche, vulkanische Sublimate), und b) durch Wasser conglutinirte vulkanische Produkte (vulkanischer Tuff, Moja, Peperin).

Vulkanische Hypothese, s. Meteorstein.

Vulkanischer Regen, s. Vulkanität.

Vulkanischer Sand, meist schwarz, selten anders (violet am Popokatepetl) gefärbt, aus feinen, sandartigen Körnern von Augit, Magneteisenerz, Eisenglimmer, Leuzit ꝛc. bestehend. Friktionsprodukt bei vulkanischen Eruptionen. S. Vulkanität.

Vulkanisches Gebirg, auch vulkanische Gesteine, nach vielen Autoren Basalte, Phonolithe, Melaphyre, Trachyte und Andesite, wozu endlich noch die Laven kommen, nebst den übrigen sogenannten vulkanischen Gebilden.

Vulkanisches Gewitter, s. Vulkanität.

Vulkanische Sublimate, Niederschläge aus verschiedenen vulkanischen Dämpfen, als Ueberzug oder Efflorescenz am Rande und an den innern Wänden der Krater, auf Laven und in Spalten der Lavaströme, auch in Solfataren. Am häufigsten Schwefel, dann Salmiak, Kochsalz, Anhydrit, Chlorocalcit, Rauschgelb ꝛc.

Vulkanische Thätigkeit, s. Vulkanität.

Vulkanische Theorien, s. Vulkanität.

Vulkanischer Tuff, auch Pouzzolit, Pouzzolangestein, Tufoit, erdartige, bald feste, bald lockere Masse, durch Ausschüttung, Zusammensinterung und Conglutinirung vulkanischer Asche oder vulkanischen Sandes mit Bruchstücken anderer vulkanischer Auswürflinge entstanden. Man unterscheidet a) Steintuff, von fester Consistenz, röthlichbraun mit zahlreich eingemengtem Leuzit, Augit, Glimmer, Lavastückchen ꝛc.; b) körnigen oder erdigen Tuff (Pouzzolanerde), eine graue oder braune lockere, zerreiblich körnige Masse, mit fast unkenntlich gewordenen Einmengungen von Leuzit, Augit und Glimmer; c) Pausilipptuff, eine blaßstrohgelbe oder gelblichweiße, erdige leichte Masse, mit zahlreich eingemengten sehr kleinen Stückchen von weißem Bimsstein und schwarzer poröser Lava. Vorzüglich bei Neapel, Rom, am

Aetna, auf Lipari, Teneriffa ꝛc. Der Steintuff dient als Baustein, der körnige Tuff zu Backsteinen, Gefäßen; zerrieben geben sie mit Wasser und Kalk einen unter Wasser erhärtenden Mörtel, Puzzolana.

Vulkanität, auch Vulkanismus, eine vom Namen des antiken Feuergottes, Vulkan, abgeleitete Benennung, ist ihrem Umfange nach der Inbegriff der gesammten vulkanischen Thätigkeit und der durch sie hervorgerufenen Erscheinungen, ihrem Wesen nach vermöge des von der modernen Geologie fast allgemein angenommenen Axioms, wonach die feste Erdrinde die erstarrte und durch successive Sedimente sich verdickende Kruste des noch feurigflüssigen Erdkerns ist, die Reaktion dieses feurigflüssigen und nach Expansion strebenden Erdinnern gegen die sich contrahirende feste Peripherie des Erdkörpers. Dieser Begriff wird noch enger dadurch umschrieben, daß die ältere vulkanische Thätigkeit, deren Ausbrüche fast nie wiederholt an derselben Stelle, also auch ohne alle Eruptionsphänomene und Produkte, welche durch die Reinigung des ersten Eruptionswegs (Kraters) bedingt werden, stattfanden, als plutonische Thätigkeit bezeichnet wird, so daß die Vulkanität nur in jenen Phänomenen der Reaktion des Erdinnern gegen die Peripherie besteht, welche, wenn sie überhaupt zu einer Eruption gelangen, dieses immer wieder auf dem nämlichen, einmal gebahnten Ausbruchswege (Krater) thun. Daher scheinen die sogenannten erloschenen Vulkane, die in der Regel die Reste nur einer oder sehr weniger Eruptionen beobachten lassen, ein Mittelglied zwischen den vulkanischen und den plutonischen Erscheinungen zu bilden. Wahre vulkanische Phänomene in dieser Art sind nicht älter als die Gesteine der Kreidegruppe.

Die Vulkanität oder Reaktion des Erdinnern gegen die Peripherie äußert sich 1) in weitester Ver-

breitung, und zwar ohne gewaltsame und plötzliche Ereignisse in den allmäligen Hebungen und Senkungen der Erdoberfläche. Es ist zuerst Celsius gewesen, der die allgemeine Meinung der Küstenbewohner Schwedens, daß der Spiegel der Ostsee in fortwährendem Sinken begriffen sei, weil die alten Wasserstandszeichen aller Art nicht mehr vom Meere erreicht werden und je älter sie seien, augenscheinlich desto mehr zurückwichen, öffentlich zur Sprache brachte. Die Deutung des Phänomens wurde erst von Plaifair und L. v. Buch gefunden, die zwar jenes Zurückweichen des Meeres an der schwedischen Küste auch beobachteten, allein da dasselbe an der gegenüberliegenden dänischen Küste nicht mehr sichtbar ist, es nicht einem Sinken des Wasserspiegels, sondern einer allmäligen Hebung der schwedischen Küste zuschreiben mußten. Lyell, die Richtigkeit dieser Angaben bezweifelnd, stellte 1834 neue Untersuchungen an, und wurde nicht bloß selbst überzeugt, sondern überzeugte auch durch den Reichthum der von ihm zu Gunsten jener Erklärung gesammelten Thatsachen die ganze Gelehrtenwelt. Zugleich wies er nach, daß jenes Land auch einer temporären Senkung unterworfen gewesen sein müsse, da bei Grabung des Kanals vom Mälarsee nach der Ostsee eine Fischerhütte gefunden wurde, die 60 Fuß hoch mit unverkennbaren Meeresschichten bedeckt war, heute aber sich über dem Niveau des Meeres fand. In den letzten 100 Jahren scheint die langsame Hebung an einigen Punkten 1 Fuß, un andern (nach Hallström) bis 4 Fuß betragen zu haben. Doch lassen Meeresprodukte der Jetztzeit, die bis 600 Fuß über dem gegenwärtigen Meeresspiegel liegen, ein theilweise noch schnelleres Emporsteigen vermuthen. Wie hier allmäliges Emporsteigen des Landes, so findet in Grönland fortwährendes Sinken desselben statt, und ähnliche Phänomene sind von

Neufoundland ꝛc., selbst von der Küste von Plymouth bekannt. Ebenfalls hierher gehört die von Darwin an dem Bau der Korallenriffe und Koralleninseln evident nachgewiesene fortwährende langsame Hebung und Senkung gewisser Regionen des Meeresbodens in der Südsee. Die Korallenriffe sind nämlich entweder unmittelbar an die Küste angelehnt (Fringing-reefs), oder sie umsäumen eine Küste concentrisch (Barrier-reefs), oder sie bilden bloß Ringinseln oder ringförmige Inselgruppen (Lagoon-islands, Atolls). Die Korallen, welche sie erbaut haben, wohnen vom Wasserspiegel abwärts fast nie tiefer als 100 Fuß, und zwar auf festem Boden, in reinem, aber (behufs der Herbeiführung von Wasser) bewegtem Wasser. Haben an einer Küste die Korallen bis zum Meeresspiegel gebaut, oder wird das Riff durch vulkanische Kraft gehoben, so daß es (wie oft) über die Meeresfläche emporsteigt, so ist die Thätigkeit der Korallen beendigt und es ist ein Fringing-reef entstanden, die nach der Uebersichtskarte Darwin's vorzugsweise in der Nähe noch thätiger Vulkane sich finden (rothes Meer, Ostküste von Afrika, Madagaskar, Sumatra, Philippinen, Salomonsinseln, Hebriden, Antillen). Sinkt dagegen eine Küste langsam abwärts, so bauen die Korallen fort, und zwar am meisten am äußersten Rande des Riffs, wo durch Brandung und Winde die Bewegung des Wassers, also auch die Herbeiführung von Nahrung für die bauenden Polypen am bedeutendsten ist, so daß hier das Riff am höchsten ist, während zwischen ihm und dem im Sinken an Umfang verlierenden Lande eine Zone freien Wassers bleibt. Dauert das Sinken des Landes fort, so wird das Barrier-reef, welches noch einen Kern von Land in seiner Mitte hatte (Insel Bolabola), wie bisher vorzugsweise an seinen Rändern fortwachsen, und end-

lich, nachdem das Land ganz versunken ist, einen mehr oder minder geschlossenen Ring (Atoll) mit einer inneren Lagune (Lagoon-island) bilden (Whitsunday Island, Gruppe der Mahlos ꝛc.) Solche Korallenbauten liegen den vulkanischen Regionen meist fern, in den von Darwin so benannten Senkungsfeldern des indischen Oceans (Laccadiven, Maldiven, Lagos und Savo de Malha, Karolinen, Marshallinseln, Gilbertsinseln, Societätsinseln, Niedrige Inseln). Diese bisher beschriebenen Hebungen, die, wenn sie in der That davon herrühren, daß das feurigflüssige Erdinnere aufwallend nach einer Seite hin sich zu expandiren sucht, auf jener Seite, wo das Drängen nach Expansion weniger stark ist, von entsprechenden Senkungen begleitet sein müssen, erreichten und erreichen vielfach höhere und nur auf einen Punkt oder Strich concentrirte Energie, deren Resultat ein endliches Bersten, ein Aufreißen der gehobenen Erdrinde sein mußte. In solchem Falle sind vom Umkreise der blasen- oder domförmigen Auftreibung nach dem höchsten Punkte hin die Schichten gehoben und umgeben, nach allen Seiten hin abfallend, mit ihren in Folge der Berstung zu Tage kommenden Köpfen eine kesselförmige Vertiefung, von L. v. Buch mit dem Namen eines Erhebungskraters (cratère de soulèvement) belegt. Solche Erhebungskrater bestehen aus basaltischen, doleritischen Gesteinen, Conglomeraten und Tuffen. Ein spaltenförmiges Thal führt meist von einer Seite her ins Innere des Kraters, oft aber auch sind in dem äußeren sanfteren Abhange tiefe Thäler eingeschnitten. In der Regel gehen von diesen Kratern keine Eruptionserscheinungen aus, sie stehen nicht durch einen Kanal mit dem Erdinnern in Verbindung, und nur selten finden sich im Kessel oder in dessen Umgebung Spuren fortgesetzter vulkanischer Thätigkeit. In vielen Fällen bleibt der

Krater nach unten geschlossen, meist durch einen festen Kern von Trachyt (Krater von Astrani in den phlegräischen Feldern). So erbauten sich die zahlreichen, nicht geöffneten trachytischen Dome. Bricht aber der Trachyt auf und bleibt die Verbindung des Erdinnern mit der Atmosphäre eine dauernde, so ist ein ächter Vulkan gebildet, wie z. B. der Pik von Teneriffa und namentlich der Vesuv, dessen heutiger Kegel sich (wahrscheinlich seit 79 n. Chr.) aus der Mitte des Erhebungskraters des Monte Somma erhoben hat. Andere Erhebungskrater sind: die La Caldera auf Palma mit einem Krater von 4800 Fuß Tiefe, St. Helena, die Insel Amsterdam, Albe Marle, Manrol, Deception Island ꝛc., wie nicht minder der Leamacher See, der Kaiserstuhl, der Cantal, der Mont d'or ꝛc. Andere Fälle, die hierher gehören, sind die Bildungen der Erhebungsinseln Hiera (nach Pausanias), Thio (nach Plinius), der kleinen Kammeni bei Santorin (1573), bei Umnak (1796), Sabrina bei St. Miguel in den Azoren (1811), bei Unalaschka (1814), in der Südsee unter 30 Grad 14 Fuß südlicher Breite und 178 Grad 15 Fuß östlicher Länge von Greenwich (nach Thayer, 1826), endlich die Entstehung des Montennovo bei Neapel. Die Eruptionskegel im Erhebungskrater von Lanzerote, die 6 Jahre lang unausgesetzt thätig waren, und der Vesuv bilden den Uebergang zu den im geognostischen Sinne ächten Vulkanen.

Die ächten Vulkane sind a) ihrem Wesen nach offene Schlünde (Krater), von denen eine Spalte ausgeht in die Tiefe, durch welche eine fortwährende Verbindung des Erdinnern mil der Atmosphäre vermittelt wird und aus welchen periodisch Eruptionen stattfinden. Die Ränder solcher Krater werden durch überströmende und aufgeschüttete Schlacken und Laven gebildet, und stellen meist einen hohlen Kegel

(Aufschüttungskegel oder Krater, Auswurfskegel oder Krater, cratère d'éruption nach L. v. Buch) dar, der gewöhnlich bei jedem neuen Ausbruche Veränderungen unterliegt. Solche Krater finden sich bald in der Ebene (Jorullo), bald ersteigen sie Höhen bis 17,000 Fuß und öffnen sich in der Mitte der Erhebungskratere, die auf den Gipfeln der meist dom- oder kegelförmigen Berge (z. B. der Umfang des Pik von Teneriffa verhält sich zu seiner Höhe wie 28 : 1, des Aetna wie 34 : 1, des Vesuv wie 35 : 1) aufgerissen sind. Selten haben diese Vulkane oder feuerspeienden Berge die Gestalt langgezogener Rükken, wie der Pichincha. Die Dimensionen dieser Krater sind höchst verschieden, nach v. Humboldt haben die Feuerberge der Anden verhältnißmäßig kleine Krater, wovon nur der Pichincha mit einem Krater von einer französischen Meile Umfang und der Cotopaxi mit einem Krater von 300 Toisen Tiefe Ausnahmen machen. Bei der Entstehung des Jorullo erhob sich dieser selbst in kurzer Zeit zu einem 1600 Fuß hohen Schlacken- und Lavenkegel auf, und einer von den 6 daneben befindlichen Kegeln erreichte in derselben Zeit 300 Fuß Höhe. Die Insel Ferdinandea, 1831 emporgestiegen aus einem Meeresgrund von 600 bis 700 Fuß Tiefe und aus Schlacken und Aschen sich bis 200 Fuß hoch über die Meeresfläche aufbauend, ist ebenfalls ein solcher Eruptionskegel gewesen. Der Eruptionskegel des Vesuvs, der bei dem Ausbruche von 1822 einstürzte, war nach Lord Minto 650 Toisen hoch, und überragte um 110 Fuß den höchsten Rand des eigentlichen Kraters (Rocca di Palo), so daß sich die Höhe dieses Kegels zu der des ganzen Bergs wie 1 : 3 verhielt (beim Pichincha wie 1 : 10, beim Pic de Teyde wie 1 : 22).

b) Wenn die Thätigkeit dieser ächten Vulkane eine fortwährende genannt wird, so ist dies für den Ein-

zelfall nur relativ zu verstehen, denn während allerdings anzunehmen ist, daß die vulkanische Thätigkeit der Jetztzeit im Allgemeinen eine unausgesetzte ist, so daß nach der Vermuthung eines der größten Naturkundigen kein Zeitmoment vorübergehen dürfte, in welchem nicht eine vulkanische Erscheinung fände, ist die Thätigkeit, das Leben der einzelnen Vulkane immer nur ein intermittirendes, periodisches, für dessen Perioden bis jetzt noch kein Gesetz aufgefunden worden ist, obgleich nothwendig ein solches vorhanden sein muß. Zur Zeit der Ruhe ist der Krater durch die Trümmer, die am Ende der letzten Eruption theils als Reste dieser selbst, theils als Zerbrechungsprodukte des Kraterrandes in denselben gefallen sind, geschlossen, und die Atmosphärilien lagern im Laufe der Zeit noch fortwährend neues Material auf dieser Decke des Schlundes ab, so daß oft sogar sich eine mächtige Vegetation sich darauf erhebt. Gewöhnlicher ist es, daß fortwährend aus Spalten und Klüften (Fumarolen) Exhalationen von Dämpfen stattfinden, die meist Wasser- und Schwefeldämpfe sind. Auch Salzsäure, Kohlensäure, Stickgas, manchmal Boraxsäure, steigen mit empor, und von allen diesen Exhalationen werden die Kraterwände und ihre Klüfte mit Sublimaten überzogen, wie die vesuvischen Kraterwände und Laven oft (1794, 1805, 1820) ebenso, wie die von Bourbon (1791) von Steinsalzkrystallen (was in Amerika nie vorkommt) überzogen sind; am Aetna (1635, 1669, 1763, 1780, 1792, 1811), am Vesuv (1794, 1805), auf Lanzerote (1824), Bourbon, in der Tartarei, Urumtzi, Peschan ꝛc. erscheint häufig Salmiak, und fast überall Schwefel (Solfatara, Soufrière). So in den Kratern des Volliano, Jorulla, Rucu-Pichincha ꝛc. Am Alzufral (Quito) und am Thaal (Philippinen) sind auch die vom Krater ausgehenden Zerklüftungen des Berges

mit Schwefel (Schwefelgänge) von unermeßlichem Reichthum erfüllt. Oder die schwefelsauren Dämpfe kommen in Berührung mit Wasser und Säure desselben, wie das Wasser des vom Purace entspringenden Rio Passembio wegen der Eigenschaft des Wassers auch Rio Vinägre genannt wird. Wer sich längere Zeit dem Staubregen des 300 Fuß hohen Wasserfalls aussetzt, den der Bach bei der Chorrera de St. Antonio bildet, empfindet heftigen Augenschmerz. Ebenso beschaffen ist das Wasser des aus dem Mont Idienne auf Java entspringenden Songi pouti, der alles Pflanzenleben zerstört und auf dessen Genuß die heftigsten Leibschmerzen erfolgen. Hervorbrechende Kohlensäure bildet jene Mofetten, deren berühmteste die Hundsgrotte am Agnano ist.

c) Die wiedererwachende Thätigkeit des Vulkans zu einem Ausbruche kündigt sich in der Regel durch Erderschütterungen (Erdbeben, tremblement de terre) an. Von leichten Bebungen und einzelnen Stößen bis zu wogender und rotatorischer Bewegung des Bodens, in bald horizontaler, bald vertikaler Richtung anschwellend, dauern die Erschütterungen meist nur Sekunden lang (in Neugranada 1827 fünf Minuten lang), aber ihre Wiederholung oder Stärke richtet furchtbare Verwüstungen an. Unter furchtbaren Detonationen im Erdinnern, die bald mit rollenden Wagen, bald mit fernem Donner, bald mit dem Krachen schweren Geschützes verglichen werden, schwankt der Boden, stürzt der Boden, stürzen Gebäude, ganze Städte ein, thun sich gähnende Abgründe auf, versiegen Quellen und brechen neue hervor, verändern Flüsse ihren Lauf oder führen Schlamm und verpestete Fluthen (Magdalenen- und Cancafluß 1827), erhebt sich auf weite Strecken das Land (die Küste von Chili 1822 auf 20 Meilen Erstreckung um 4 bis 7 Fuß, oder sinkt es hinab (nach Plinius

der Berg Cybolus und die Stadt Kusis in Kleinasien, 1783 der Molo von Messina, 1811 die Kasernen im Kastel St. Carlo, 1833 zwei Inselchen und der 200 Fuß hohe Morro blanco bei Arica); das Meer auch erbebt, so daß Seefahrer meinen, auf Felsen aufgefahren zu sein, und bald steigt es hoch auf (1755 an den Antillen um 20 Fuß, an Madeira 18 Fuß, bei Cadix 60 Fuß), bald weicht es weit zurück und entblößt seinen Grund (1822 an Chili). Von solchen Phänomenen dürften auch die wechselnden Erhebungen und Senkungen des Bodens bei Puzzuoli abhängig gewesen sein. Die dortige Küste an sich zeugt schon davon, am meisten aber die Reste des Tempels des Jupiter Serapis, von dessen 46 Säulen von 42 Fuß Höhe noch drei stehen. Der Boden des Tempels steht jetzt in ungefähr gleichem Niveau mit dem Meere. Bis zu einer Höhe von 12 Fuß sind die Säulen glatt und unversehrt, hier aber befindet sich eine 9 bis 12 Fuß hohe Zone, in welcher sie von Bohrmuscheln (Modiola lithophaga Lam.), die zuweilen noch in den Höhlungen stecken, durchbohrt sind. Der Tempel, der natürlich nicht unter dem Meeresniveau erbaut worden sein kann, muß daher längere Zeit um wenigstens 23 Fuß versenkt gewesen sein, damit die Bohrmuscheln Zugang zu den Säulen finden konnten, bis eine neue Hebung ihn wieder aus den Fluthen emporsteigen ließ. Einen Schluß auf eine schon früher erfolgte Senkung fordert der Mosaikfußboden, der 5 Fuß unter dem heutigen Marmorfußboden gefunden worden ist. Noch ein hierher gehöriges Phänomen sind jene Moya-überschwemmungen Südamerika's, deren v. Humboldt gedenkt. Wenn Erdstöße, sagt er, welche allen Feuerausbrüchen der Andeskette vorausgehen, die ganze Masse des Vulkans mächtig erschüttern, so öffnen sich die unterirdischen Gewölbe und es entstürzen

ihnen zugleich Wasser, Fische und tuffartiger Schlamm. Dies ist die sonderbare Erscheinung, welche der Wels der Cyklopen (Pimelodes Cyclopium) gewährt, den die Bewohner des Hochlandes von Quito Prenadilla nennen. Als nördlich vom Chimborazo in der Nacht vom 19. zum 20. Juni 1698 der Gipfel des 18,000 Fuß hohen Carguairaza einstürzte, da bedeckten Schlamm und Fische auf fast zwei Quadratmeilen alle Felder umher. Ebenso wurden 7 Jahre früher die Faulfieber der Stadt Ibarra einem ähnlichen Fischauswurfe des Vulkans Imbaburu zugeschrieben. Im Jahre 1797 wurden durch das Erdbeben von Riobamba und durch den Moyaausbruch 30—40,000 Indianer getödtet. Eben dieser Ausbruch, der die 3 Monate lang ununterbrochen aufsteigende hohe Rauchsäule des 60 Meilen entfernten Vulkans von Pasto sofort verschwinden ließ, zeigt die weite Ausdehnuug der vulkanischen Herde. Noch in größerem Maßstabe und als die entferntesten Punkte der Erde gleichzeitig erreichend erscheint derselbe in anderen Fällen. Das plötzliche Auftauchen der azorischen Insel Sabrina (am 30. Januar 1811) war nur der Vorbote der furchtbaren Erdstöße, die bis zum Juni 1813 fast unaufhörlich zuerst die Antillen, dann die Ebene des Ohio und Mississippi und zuletzt die Küsten von Venezuela oder Caracas erschütterten. Dreißig Tage nach der gänzlichen Zerstörung der Hauptstadt des Landes erfolgte der Ausbruch des lange ruhenden Vulkans von St. Vincent in den Antillen. In dem Augenblicke, in welchem diese Explosion erfolgte (30. April 1811), wurde in Südamerika ein schreckenerregendes unterirdisches Getöse in einem Landstriche von 2200 Quadratmeilen vernommen. Das Erdbeben von Lissabon (1. November 1755) wurde gleichzeitig durch ganz Westeuropa bis zur schwedischen Küste und in den östlichen An-

tillen (Martinique, Antigua, Barbados) wahrgenommen.

d) Während dieser Periode der Verbreitung erreicht die Spannung im Erdinnern ihren höchsten Grad, und sucht sich einen Weg nach außen durch die Eruption (Ausbruch). Diese, die auch submarin (Insel Ferdinandea) sein kann und bei niedrigern Kegeln (Stromboli, Vesuv ꝛc.) häufiger als bei hohen erfolgt, beginnt vermittelst der heftigsten Gas- und Dampfausströmung mit der Reinigung des bisher verschlossenen Kraters, der sich dadurch in einen offenen Schlund von ungemessener Tiefe verwandelt, während die ihn ausfüllenden Materialien hoch in die Luft geschleudert werden und eine Dampf- und Aschen- oder durch brennende Gasarten Feuergarben bilden, wobei zugleich in der Regel heftige elektrische Entladungen durch Blitze hervorgebracht werden. Zugleich wirft der Vulkan Gesteintrümmer (Syenit, Granit, Trachyt ꝛc.), Bimssteine, Schlacken; aus und von der schon emporsteigenden Lava werden Theile emporgeschleudert, die im Fluge sich runden und abkühlen, um als vulkanische Bomben (auf Volcano nach Fr. Hoffmann bis 4 Fuß im Durchmesser, 1832 am Vesuv bis 250 Pfund schwer; nach Condamine schleuderte der Cotopaxi eine Masse von 1000 Cubikfuß $1\frac{1}{2}$ Meilen weit und die Wurfhöhen sollen bis 6000 Fuß reichen) niederzufallen. Endlich steigt die Lava höher im Schlunde empor, selten aber strömt sie über den Kraterrand, die nachdringenden Dämpfe reißen am Fuße oder in der Wand des Kegels eine (immer verticale) Spalte auf, aus dem sich nun, einem Sturzbache gleich, der glühende Strom, von dunkeln Wolken umhüllt, hervorstürzt. Des Nachts weißleuchtend, am Tage dunkelfarbig von der an der Atmosphäre fast augenblicklich erstarrenden Kruste, wälzt sich der Strom am steilen Gehänge rasch (1774

floß am Vesuv ein Strom in 14 Minuten 1½ italienische Meilen weit, 1803 erreichte ein Strom, vom Gipfel des Berges kommend in 3 Stunden das Meer) abwärts, unregelmäßige Trümmer seiner erstarrten Rinde hinterlassend, auf flacherem Boden langsamer und langsamer, zugleich sich verbreiternd und verflachend (man kennt Ströme, die anfangs 30 Fuß hoch waren) und mit oft gewaltigem Getöse die Brocken der immer dickeren Erstarrungsrinde zerbrechend und übereinanderschiebend. Nach Hamilton war der Strom, der 1669 Catania zerstörte, 14 italienische Meilen lang und endlich 6 Meilen breit, und isländische Berichte sprechen von 20 Meilen langen und 8 Meilen breiten Strömen. Die Temperatur der (nach ihren Bestandtheilen in jedem Vulkan und auch fast bei jeder Eruption verschiedenen) Lava ist trotz der Langsamkeit ihres Erkaltens (Poulett Scrope sah 1819 am Aetna einen vor 9 Monaten ergossenen Strom, der täglich noch um 2 Fuß vorrückte) weniger groß, als erwartet werden dürfte. Glasröhren und Eisenstangen werden nur rothglühend, ohne zu schmelzen, wenn sie in unmittelbare Berührung mit der Lava kommen, und nur Gegenstände, die, wie 1794 in Torre del Greco, ganz von Lava umhüllt und so bis zur Erkaltung geblieben waren, zeigten jene Veränderungen, welche lang dauernde starke Hitze überhaupt hervorbringt.

Mit dem Lavaerguſſe ist die Krisis der Eruption eingetreten, indem nunmehr die expandirten, nach außen dringenden Dämpfe und Gasarten relativ frei ausströmen können. Eine majestätische Rauchsäule erhebt sich aus dem Feuerberge in der schon von Plinius beschriebenen Gestalt einer Pinie. Als typisch mag der Ausbruch des Vesus von 1822 angesehen werden. A. v. Humboldt schildert: Als die Lavaströme abgeflossen waren, begann der feurige Aus-

bruch der Asche und der Rapilli. Er dauerte ununterbrochen 12 Tage fort, doch war er in den vier ersten Tagen am größten. Während dieser Zeit wurden die Detonationen im Innern des Vulkans so stark, daß die bloße Erschütterung der Luft (von Erdstößen hat man durchaus nichts gespürt) die Decken der Zimmer im Palaste von Portici sprengte. In den nahe gelegenen Dörfern Resina, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata, Vosche Tre Case zeigte sich eine merkwürdige Erscheinung. Die Atmosphäre war dermaßen mit Asche erfüllt, daß die ganze Gegend in der Mitte des Tages mehrere Stunden lang in das tiefste Dunkel gehüllt blieb. Man ging mit Laternen in den Straßen, wie es so oft in Quito bei den Ausbrüchen des Pichincha geschieht. Nie war die Flucht der Einwohner allgemeiner gewesen. Man fürchtet Lavaströme weniger als einen Aschenauswurf; ein Phänomen, das in solcher Stärke unbekannt ist und durch die dunkle Sage von der Zerstörungsweise von Herculanum, Pompeji und Stabiä die Einbildungskraft der Menschen mit Schreckbildern erfüllt. (Diese Städte wurden übrigens nicht erst in diesem Stadium, sondern sogleich im Anfange der Eruption verschüttet.) Der heiße Wasserdampf, welcher während der Eruption aus dem Krater aufstieg und sich in die Atmophäre ergoß, bildete beim Erkalten ein dickes Gewölk um die 9000 Fuß hohe Aschen- und Feuersäule. Eine so plötzliche Kondensation der Dämpfe und, wie Gay-Lussac gezeigt hat, die Bildung des Gewölks selbst vermehrten die elektrische Spannung. Blitze fuhren schlängelnd nach allen Richtungen aus der Aschensäule umher, und man unterschied deutlich den rollenden Donner von dem innern Krachen des Vulkans. Nachdem eine die Felder verödende Dürre dem Ausbruch des Vesuvs vorangegangen war, erregte gegen das Ende desselben das

eben beschriebene vulkanische Gewitter einen wolkenbruchähnlichen, lang anhaltenden Regen. Solch eine Erscheinung charakterisirt unter allen Zonen das Ende einer Eruption. Da während derselben gewöhnlich der Aschenkegel in Wolken gehüllt ist, und da in seiner Nähe die Regengüsse am stärksten sind, so sieht man Schlammströme von allen Seiten herabfließen. Der erschrockene Landmann hält dieselben für Wasser, die aus dem Innern des Vulkans aufsteigen und sich durch den Krater ergießen; der getäuschte Geognost glaubt in ihnen Meerwasser zu erkennen oder kothartige Erzeugnisse des Vulkans, sogenannte Eruptions boueuses, oder nach der Sprache alter französischer Systematiker, Produkte einer feurig-wässerigen Liquefaktion. Wenn die Gipfel der Vulkane (und dies ist meist in der Andeskette der Fall) über die Schneegrenze hinausreichen oder gar bis zur zwiefachen Höhe des Aetna anwachsen, so werden des geschmolzenen oder einsinternden Schnees wegen diese Inundationen überaus häufig und verwüstend. Sie hängen mit den Eruptionen der Vulkane meteorologisch zusammen und werden durch die Höhe der Berge, den Umfang ihrer stets beschneiten Gipfel und die Erwärmung der Wände der Aschenkegel vielfach modifeirt, aber als eigentliche vulkanische Erscheinungen dürfen sie nicht betrachtet werden. Welche Massen von Asche und Rapilli übrigens ausgeworfen werden und das Material zu vulkanischen Tuffen ꝛc. hergeben, ergibt sich daraus, daß bei jenem Ausbruche das Vesuvs von 1822 die Asche am Berge 3 Fuß, im flachen Lande 18 Zoll hoch lag. Beim Untergange von Pompeji und Herculanum lag die Asche schon, bevor Plinius seine Wohnung verließ, 4 bis 5 Fuß hoch. Im Jahre 1835, beim Ausbruche des Coseguina in Nicaragua bewirkte in Union der Aschenregen eine

43 Stunden dauernde völlige Finsterniß, und der Bimssteinauswurf verbreitete sich 1100 engl. Meilen weit auf dem Meere, während 1815 beim Ausbruche des Sumbava diese Eruptionsprodukte das Meer bis Macassar bedeckten. — Zum endlichen Schlusse folgt jeder bedeutenden Eruption noch ein mehr oder minder heftiges und dauerndes Ausströmen von kohlensaurem Gas (Mofetten).

2) Als sekundaire Phänome der Vulkanität müssen noch betrachtet werden die in der Nähe thätiger (und auch erloschener) Vulkane besonders häufigen Thermen und Mineralquellen. Daß die Temperatur dieser Thermen von vulkanischer Thätigkeit abhängig sein könne, ohne im Laufe der Zeit allzu viel Wärme zu entführen, zeigte Bischof, indem er darthat, daß das Karlsbader Wasser durch die Wärme, die es wegführt, kein so großes abkühlendes Vermögen gehabt habe, um in der Zeit, die man von Adam bis zur Gegenwart annimmt, auch nur ein Drittheil von der Basaltmasse, welche den Donnersberg in Böhmen zusammensetzt, aus dem halbgeschmolzenen Zustande bis auf die gewöhnliche Lufttemperatur abzukühlen. Neben solchen Quellen sind auch kalte eine häufige Erscheinung, und unter ihnen sind besonders einige in der Nähe amerikanischer Vulkane durch ihren Kalkgehalt merkwürdig, wie die Quelle von Pendiaco am Vulkan Pasto und die von Lisco am Antisana. Beide setzen so viel Kalk ab, daß darauf Kalköfen betrieben werden.

Vulneraria, in der Botanik, nach Mönch, Pflanzengattung. Arten unter **Anthyllis** L.

Vulneriren, vom Lateinischen, verwunden.

Vulnus, in der Chirurgie, s. Wunde.

Vulnusculum, in der Chirurgie, die kleine Wunde.

Vulpanser, in der Ornithologie, Fuchsgans, bei den

alten Römern so viel als Anas aegyptiaca. S. unter Vögel.

Vulpes, bei den Säugethieren, so viel als Fuchs, Canis Vulpes L.

Vulpes centrina, in der Ichthiologie, nach Gesner, so viel als Centrina vulgaris Cuv.

Vulpia, in der Botanik, nach Gmelin, Gattung der Gramineae Festucaceae L. Von 11 Arten, meist einjährigen Gräsen in Südeuropa, die bekanntesten: V. Myurus Gmel., Festuca bromoides L.

Vulpin deprés (franz.), in der Botanik, so viel als Wiesenfuchsschwanz, Alopecurus pratensis L.

Vulpinit, in der Mineralogie, ein körneriger Anhydrit mit Quarz; enthält über 4 Kalk, fast 6 Schwefelsäure, etwa Quarz und Wasser (nach Anderen fast 10 Kalk, das Uebrige Quarz, Eisen und Thon); von Vulpino in Oberitalien hat er seinen Namen.

Vulpulin (Vulpinsäure), in der Chemie, nach Bebert ein von ihm aus Lichen vulpinus dargestellter Farbstoff, der jedoch nach Berzelius wesentlich mit dem Parmelgelb übereinstimmt.

Vulsella (Mollusk.), nach Lamarck, Bartkneiper Gattung der Acephala Ostracea Cuv., der Ordnung der Hüftmuscheln und der Zunft der Hüftmuscheln ohne Athemlöcher. Charakter: die Schalen haben inwendig auf jeder Seite ein kleines Blatt, an welches sich das Band befestigt; sie verlängern sich, vom Schloß aus gerechnet. Es ist kein Byssus vorhanden. Es giebt mehrere lebende, vorzüglich in Seeschwämmen sitzende und einige fossile Arten. Die bekanntesten der ersteren sind:

1) V. lingulata Lam., Mya Vulsella L. Langgestreckt, niedergedrückt, quergestreift, mit bunten welligen Längslinien gezeichnet; am Schloß etwas aufgetrieben. Die größte Art 4—5″ lang. Aus den indischen Meeren.

2) V. hians Lam. Länglich, etwas krumm gebogen, aufgetrieben, mit blassen Längslinien gezeichnet; hintere Seite stark klaffend; 4 – 4″ lang.

3) V. Spongiarum Lam. Länglich, gerade, an der Basis etwas verschmälert, inwendig violet-silberig; mit koncentrischen Querrunzeln und undeutlichen Längsrunzeln; 2″ lang. In Seeschwämmen.

4) V. rugosa Lam. Länglich, etwas gebogen, verflacht, mit Längsrunzeln und bogigen, dieselben durchkreuzenden Querstrichen; klafft nicht; der erste Rand sehr bogig; 2″ lang.

Vultur, in der Ornithologie, nach Linné und Cuvier, Geier, franz. Vautour, ital. Avvoltajo, Gattung der Accipitres L., Cuv., der Ordnung der Zahnschnäbler und der Zunft der Krummschnäbler nach Oken. Charakter: Schnabel stark und dick; Nasenlöcher querschief; Kopf und Hals nur mit Flaum bedeckt; Krallen nicht sehr spitzig; an der Schulter ein Federkragen. Feige, gefräßige, gesellige, stumpfsinnige, meist von Aas lebende und deshalb meist nützliche Tagraubvögel der wärmeren Gegenden, die sich beim Raube mehr des Schnabels, als der Fänge bedienen. — Die Linné'sche Gattung Vultur hatte einen größern Umfang und umfaßte die jetzige Familie der Vulturini. Wir geben sie hier nach Cuvier's Beschränkung; 9 Arten, darunter zwei europäische:

1) V. Fulvus Gmel., V. Trencalos Bechst., V. leucocephalus Meyer, der rothe oder weißköpfige Geier, braune Geier, Bastardgeier, franz. Vautour fauve, Griffon, Chasse-Fiente, bei Buffon fälschlich Percnoptère (daher auch bei Naumann fälschlich Vultur percnopterus), holl. Stront-Jager, in Aegypten Nisr, bei den alten Griechen Gips. Röthlichgelb oder röthlichbraun; Schwungfedern und die 14 Schwanzfedern schwarz; Kopf und

Hals mit weißem, bei Jungen graugeflecktem Flaum bedeckt; Länge bis 4 Fuß, Flugbreite 9—12 Fuß. Er bewohnt die das mittelländische Meer umgebenden Länder, ganz Afrika, verfliegt sich auch zuweilen nach Deutschland. Seine Nahrung besteht aus Aas, lebenden Schafen, Rehen u. s. w. Wenn er sich recht voll gefressen hat, kann er öfters mit Stöcken erschlagen werden. — „Auf den Bergen westlich von Bona — so erzählt Moritz Wagner — sah ich einmal während eines sehr heftigen Sturmwindes einige Hunderte dieser Geier versammelt. Ich sah sie nie auf Bäumen sitzen. Im Fluge schweben sie gewöhnlich 2, 4, 6 beisammen in einer Linie hintereinander langsam und feierlich durch die Luft, die weiten Fittige ausgespannt, mit kaum sichtbaren Schlägen. Er hat große Mühe, sich vom Boden aufzuschwingen, und läuft, mit den Flügeln schlagend, einige Dutzend Schritte weit, worauf er sich sehr schwerfällig erhebt. Schon die alten Schriftsteller bemerkten, daß dieser Geier den Zügen der Armeen und Karavanen folge, gleich wie der Haifisch den Schiffen, um auf alle während des Marsches todt niederfallenden Thiere oder Menschen sich niederzulassen. Während unsers Zuges nach Konstantine sahen wir in der That einige Hunderte, hoch über unseren Häuptern wegsegelnd, uns beständig begleiten. Sie hatten nicht umsonst auf reiche Beute gehofft. Vor Konstantine fielen täglich eine Menge von Maulthieren und Pferden. Damals kamen Schwärme von Geiern zum Vorschein, deren Masse Alles übertraf, was ich früher von ähnlichem Raubgesindel gesehen habe. Ueber jedem gefallenen Thiere schwebten wenigstens 30 bis 40 Vögel (worunter auch Aasgeier), welche das Opfer, so lange es noch zappelte, umkreisten und dann sich herabließen. Der beständige Kanonendonner störte diese Vögel keinen Augenblick. Einige Personen in Algier hal-

ten jenen Geier lebendig in Käfigen oder an der Kette. Er wird selten zahm, und gegen Fremde haut er immer wüthend mit dem Schnabel."

2) V. aegypius Cuv. (nicht aegyptius, wie fast alle Ornithologen fälschlich schreiben), V. niger Briss., Vautour noir Savign. Der Schnabel schwarz, stark, aufgetrieben, an den Seiten gelb, die Nasenlöcher eiförmig, weit und groß; Füße schmutziggelb, Kopf und Hals mit grauem Flaum; ein kurzer Halskragen brauner Federchen; das Gefieder oberhalb braun, in's Schwarze, am Bauche und den Schenkeln weiß; die Brustfedern sind schmal und sichelförmig; die Schwanzfedern endigen in nackte Schaftspitzen. Lebt in Nordafrika.

3) V. indicus Temm., le Chaugoun, s. unter Vögel.

4) V. imperialis Temm., le Chincou, der Kaisergeier. Füße und Schnabel gelb, Wachshaut blau, Kopf und Oberhals kahl, von einem Ohr zum andern ein Kamm. Braun, Schwingen und Schwanz schwarzbraun, auf dem Rücken mit Weiß gemischt. Der Kragen besteht bloß aus gewöhnlichen braunen Federchen, zu oberst einige freie geschlitzte; die Kiele der Steuerfedern ragen frei hervor. Der nackte Hals ist violet. Dieser Vogel läßt sich vom Corvus splendens das Ungeziefer vom Rücken absuchen. Er geht zumal nach todten Fischen im Ganges.

5) V. cinereus L., Temm., Vautour brun, der graue Geier, der schwarze, aschfarbige Geier, der Arrian la Peyrouse's. Schwarzbraun; Kopf braun; der Hals ist über die Hälfte ganz nackt, bläulich; Schwanz 12federig. Er übertrifft den V. fulvus etwas an Größe, hat dieselben Eigenschaften, bewohnt die Gebirge des südlichen Europas, auch Ungarn, ist in Afrika und Ostindien häufig, verirrt sich auch bisweilen nach Deutschland.

In seinem Vaterlande wird er gleich dem V. fulvus häufig erlegt, um seine mit dichtem Flaum besetzte Haut, nachdem man die langen Federn ausgerupft, als ein sehr geschätztes Pelzwerk zu gebrauchen. Flügel- und Schwanzfedern kommen an Pfeile. Auf der Küste Malabar ist es sehr gewöhnlich, ihn durch Fleisch in Fallen oder Schlingen zu locken, den zarten Flaum unter den Flügeln und an der Brust auszurupfen und ihn dann wieder frei zu lassen. Hat man kein anderes Fleisch, so tödtet man einen Geier und lockt mit Stücken davon seine Brüder an.

6) V. occipitates Busch. Der Schnabel scharlachroth, mit schwarzer Wachshaut; die Füße schmutzigroth; das Gefieder des Oberkörpers, des Halskragens, der Brust und des Schwanzes rußig-schwarz. Kopf, Hals und Hinterleib weiß; die Schwingen der zweiten Reihe weiß; einige weiße Flügeldeckfedern und am Vorderhalse zehn braune Halbringe von Wärzchen. Eine kleine Haube von weißgelblichem Flaum. Der einjährige Vogel ist ganz braun. Im ganzen innern Afrika.

7) V. auricularis Daudin, der Ohrgeier, Oriku. Schwärzlich, ein Fleischkamm (eigentlich ein von der Ohrmuschel anfangender, nach unten spitz zulaufender Lappen) längs jeder Seite des Halses, unterhalb des Ohres. Hals und Kopf inkarnatroth. In Afrika. (Von der Größe eines Schwans, also noch größer wie der Kondor.)

8) V. ponticerianus Cuv., le Vautour royal, der Geier von Pondichery. Steht dem Vorigen sehr nahe, aber seine Seitenlappen (fangen einen Zoll tiefer unter dem Ohre an) steigen nicht so hoch hinauf, und sein Schnabel ist nicht ganz so stark. Er ist schwarzbraun, mit einem Halskragen von gleicher Farbe, unter demselben an der Brust weiß. Der Schnabel ist schwarzblau mit hornfarbener Spitze, die

Wachshaut und die Füße gelb, letztere dunkler. Von der Größe einer Gans. In Bengalen, auch auf Java, Sumatra.

9) V. galericulatus Temm. Schnabel gelb, Wachshaut blau, Füße fleischfarbig, nur der Kopf und ein wenig Hals nackt, im Nacken eine Federhaube von Flaum, darunter steigt der abstehende Federkragen nach hinten herab. Das Gefieder ist schwarzbraun, und nur bei den Alten am Unterhals, dem Unterleib und den Schienbeinen weiß. Er lebt in Indien.

Vultur, in der Chirurgie, die Habichtsbinde, zum chirurgischen Verbande.

Vulturida, in der Ornithologie, so viel als Vulturini; s. daselbst.

Vulturini, in der Ornithologie, so viel als Geier, Familie der Vögelordnung der Raubvögel oder Rapaces; s. Vögel.

Vulturius (lat.), 1) Geier; 2) so viel als Canis; 3) s. Alea.

Vultus sanctus (Volto sancto), eine Silbermünze der ehemaligen Republik Lucca, von der Größe eines halben Guldens, die im 17ten und 18ten Jahrhunderte einigemal ausgeprägt wurde. Die Vorderseite stellt das gekrönte Wappenschild (darin Libertas) vor mit der Umschrift: Respublica Lucensis; auf der Kehrseite ist Christus am Kreuz, gekrönt und als Patriarch gekleidet, mit dem rechten Fuße auf einem Kelche ruhend. Umschrift: Vultus sanctus. Das Silber ist 14 Loth 12 Gran fein; Werth $2\frac{1}{2}$ Lire oder 11 Gr. 4 Pf.

Vulva, die weibliche Scham. — Vulva cerebri, der Spalt in dem hinteren Theile der dritten Hirnhöhle, welche zur vierten führt.

Vulva, in der zoologischen Terminologie, bei den Venusmuscheln ein länglich-ovaler Eindruck hinter den

Wirbeln (Rückenhöckern, nates); vor diesen steht noch ein eiförmiger, flacher (Aftermöndchen, anus).

Vulvulina (Zoophyt.), nach d'Orbigny Gattung der Polythalamia Enallostega Orbign. Charakter: Schale regelmäßig, gleichseitig, nicht sehr gerunzelt, eiförmig und zusammengedrückt; Kammern zusammengedrückt, stets regelmäßig alternirend und sich theilweise bedeckend; eine Oeffnung oben, an der letzten Kammer, als Längsspalte parallel der seitlichen Zusammendrückung.

Vurskaiti (preuß. Myth.), 1) bei den alten Preußen der die Herden beschützende Gott; 2) eine Priesterkaste bei den alten Preußen. Einige halten sie für besondere Priester des Vorigen, des Beschützers der Herden, Andere sehen in ihnen die dem Griwe zunächst zur Seite stehenden alten Priester, welche die Leitung der gottesdienstlichen Gebräuche zu besorgen hatten, und lassen den Namen von voras, alt, abstammen. Ihr Hauptgeschäft war die Heiligung, Einweihung und Opferung der Opferthiere, und so möchten sie doch mit dem Gotte Vurskaiti zusammenhängen.

W.

W w ist im deutschen Alphabet der 22te oder 23te Buchstabe, je nachdem man das Jot für einen besonderen Buchstaben oder als identisch mit J ansieht. Seine Entstehung geht schon aus dem äußeren Zeichen des Buchstabens nicht bloß des deutschen, sondern auch des lateinischen W (W) hervor. Er vereinigt zwei V (V) in sich, und gehört also in die Kategorie der Spiranten oder Hauchlauten und deren Unterabtheilung der wehenden Spiranten oder Blaselauten, von welchen er der weichste und sanfteste ist. Eigenthümlich ist er den germanischen und slavischen Sprachstämmen, namentlich auch dem Lithauischen. Bei den germanischen Sprachen tritt er besonders im Deutschen und Englischen hervor. In letzterer hat er auch den Charakter eines Zwischenlauts zwischen U und W, der sich durch ein äußeres Buchstabenzeichen nicht wohl ausdrücken läßt und nur durch's Gehör richtig gefaßt werden kann. Die Schweden schreiben das W als V, wenn sie sich der lateinischen Lettern bedienen. Im Gothischen war das Schriftzeichen dafür ein Kreis mit einem Punkt in der Mitte ⊙. Grimm und an-

dere Grammatiker schreiben dafür hv. Im Althochdeutschen schrieb man dafür Uu; im Dänischen hv. Im Isländischen gilt das w für ũ. In den romanischen Sprachen drückte man das W durch G (Gautier, Walter) oder durch Gu (Guillaume, Wilhelm) aus. — W. ist auch ein Abkürzungszeichen, z. B. auf den Wappenfeldern bedeutet es Weiß oder Silber; auf den französischen Münzen bezeichnet man den Prägeort Lille damit; auf Courszetteln heißt es Währung (W. W. Wiener Währung), auch Wechsel; in Rußland so viel wie Werst; in der Geographie, Nautik und Astronomie Westen, z. B.: W. L. westliche Länge u. s. w.

Waadt (Waad, Waat, Wadt, Vaud, Vour, Pays de Vaud, Waadtland), ein schweizerischer Kanton, im Südwesten der Schweiz, macht mit den Kantonen Genf und Neuenburg die „französische Schweiz" aus, umzieht den ganzen weiten nördlichen Uferbogen des lemanischen Sees und erstreckt sich über den Jorat hinaus in den Jura hinein bis an den Neuenburger-See. Waadt grenzt im Norden an den Neuenburger-See und an Neuenburg, im Osten an die Kantone Wallis, Bern und Freiburg, im Süden an den Kanton Genf, den Genfer-See und durch denselben an das Chablais und im Westen an Frankreich; eine Enklave Avenches liegt im Kanton Freiburg, dagegen in Waadt die Enklaven Surpierre und Vuissens vom Kanton Freiburg und Celigny von Genf. Der Kanton hat einen Flächenraum von 5575 (nach Anderen 61,5) Quadratmeilen, und zählte 1831: 177,940, 1835: 183,580, und am Schlusse des Monats März 1850: 199,450 Einwohner, darunter 192,225 Reformirte und etwa 6960 Katholiken. Waadt hat eine sehr unregelmäßige Gestalt. Von Murten bis zum Genfersee beträgt die Ausdehnung 20 Stunden, und während bei Vevay

das Freiburger Gebiet bis auf eine Stunde dem Genfersee sich naht, läuft eine ziemlich abgerundete Strecke von 6 bis 8 Stunden Länge und Breite zwischen Bern und Wallis nach Süden hinab. Es ist ein wellenförmiges Hügelland, von den Gebirgsketten der Alpen und des Jura umsäumt, welche beide der Jorat (das Jurtengebirge) verbindet; fruchtbare Thäler wechseln mit herrlichen Ebenen. Ueberhaupt ist es ein rein gesegnetes Land, dieses grüne und rebenvolle Land der Waadt, fruchtbar an allen Bodenerzeugnissen, trefflich angebaut und ohne große Mühe den Fleiß lohnend, denn nur in einem Wirkel, wo Wallis und Freiburg mit seinem Gebiet zusammenstoßen, giebt es hohes Gebirgsland; das Oldenhorn, die Diablerets und der Dent de Morcles tragen Eishauben und ewigen Schnee. Der Jura bildet von der Dole an bis zum Combe de Nerveaux und Chascron eine hohe Mauer gegen Frankreich, und auf waadtländischem Boden stehen die Dole, der Mont noir, Mont Tendre, Dent de Vaulcoie, Suchet, Aiguille de Baume; sie sind auf der Schweizerseite steil, erzreich, ohne Gletscher, nicht ewig beschneit, und haben zwar magere Weiden, aber um so schönere Tannenwälder und viele Höhlen. Ueberaus schön ist die Abdachung des Jura gegen den Genfersee, und jährlich werden Tausende von Reisenden durch die Reize dieses Landes und Klimas herbeigelockt. Mit den Kalkfelsen des Molesson und Dent de Jaman an der Grenze von Freiburg beginnt der Jorat und läuft oberhalb Montreux und Vevay in westlicher Richtung fort, um sich bei Lissara an den Jura anzulehnen. Die höchste Spitze dieses Sandsteingebirges ist der Pelerin (2706 Fuß). Der Jorat schließt nordöstlich den Rhonekessel und bildet die Wasserscheide zwischen der Nordsee und dem mittelländischen Meere. Die Landstraße von Bern nach Lausanne erreicht bei

Chalet Gobet (1648 Fuß hoch) die Wasserscheide. Zwischen Vevay und Lausanne fällt das Gebirg steil zum Genfersee ab. Die Südostgrenze berühren die Alpen vom Dent de Morcles bis zu den Diablerets, von Pillon und Rubli bis zum Dent de Jaman (3450 Fuß). Kleine Vorberge senden die Alpen ebenfalls in den Kanton hinein. Dadurch entstehen die reizenden Thäler Pays d'en Haut, Osmants und Plans. Auf der Nordostseite der Alpen vom Dent de Morcles bis zu den drei Hörnern der Diablerets sind Gletscher. Man sieht in den Umgebungen der Diablerets die Trümmer vieler Felsenstürze (von 1714 und 1749). Unterhalb der Gletscher sind treffliche Weiden, und man findet auf den letztern die Colutea arborescens, Andrasace maxima, Rhamnus pumila, Acer opulifolium, Astragalus fragacanta.

Der Kanton ist theils Rhone-, theils Rheingebiet. Die Rhone gehört dem Waadtlande nur als Grenzfluß von St. Maurice bis zu ihrer Mündung in den Genfersee an. Erst zwei Stunden von der letztern wird sie schiffbar und nimmt die Waldbäche: das Großwasser, den Avençon und die Grionne auf. Sonst eilen alle Gewässer vom Südabfall des Jorat dem Genfersee zu, z. B. die Vevayse, Venope, Aubonne und der Bouairon, während die Quellen der Nordseite durch die Aar in den Rhein laufen, wo z. B. die Orbe zu bemerken ist. Sie kommt aus dem Lac des Rousses in einem französischen Jurathale, geht durch die Seen des Jouxthales, verliert sich bei Bonport unter Felsklüften auf $\frac{1}{2}$ Stunde, tritt dann wieder hervor und geht zwischen Tannen durch einen grünen Moosteppich, durchströmt das Orbethal, nimmt bei Valorbe die Ivigen auf, erreicht die Stadt Orbe und fließt endlich bei Yverdun in den Neuenburger-See. Den Pays d'en Haut berührt die vom Berner Gesteigthal herabkommende Saane. Der

Broye nimmt die Meriné und die kleine Glane auf und eilt in den Murtensee. Vom Genfersee gehört der ganze Halbkreis der nördlichen Uferstrecke vom Rhone-Einfluß bei Villeneuve bis jenseits Cappet (10 Meilen weit) dem Waadtlande an. Die herrlichen Reize dieser Seegestade sind unbeschreiblich. Verfolgen wir die westliche Uferstraße von Genf bis nach Villeneuve, so haben wir links die belebten und rebenreichen Vorberge des Jura, rechts den herrlichen See, dessen Fluthen in verschiedenen Schattirungen, bald dunkel, bald hell, bald blau, bald grün, das Auge ergötzen. Jenseits des Wasserbeckens erscheint das schroffe, sovoyische Ufer, die düstern Felsen von Meillerie, und im Hintergrunde thront in blauer Ferne der Montblanc. Die ganze Gegend gleicht einem Weingarten. Bei Morges ist der See am breitesten, und hier beginnt die Gegend la Côte (la Côte-Wein), die Tavernier für die schönste der Erde erklärt; weiterhin leuchtet das großartige Lausanne; wilder wird die Gegend bei St. Saphorin, an dessen steilen Felsenwänden die Sonne den herrlichsten Ryffwein zeitigt. Jenseits der Vevaise wird das Ufer flacher, und auf einer Erdzunge erhebt sich das wunderliebliche Vevay und hinter diesem das durch Rousseau geschilderte Clarens und das schöne, nur gegen die See geöffnete, sonst von Bergen umschlossene Montreux, wo der Lorbeer und die Myrthe im Freien gedeihen (das Hyères des Waadtlandes); jenseits Montreux erhebt sich das gothische Schloß Chillon, und hinter Villeneuve am Ostende des Sees, in dessen Nähe die Rhone einfließt. Kleine Theile vom Murton- und Neuenburger-See, so wie der Jourfee gehören gleichfalls zum Kanton Waadt. Der Jourfee (3000 Fuß hoch) ist 2 Stunden lang, $\frac{1}{2}$ Stunde breit und 150 Fuß tief. An seinem Südende fällt die Orbe und die Lionne ein. Eine Fortsetzung desselben ist der

fischreiche See Brenet; nördlich erhebt sich der Dent de Vauliou. Zwei Stunden nördlich von Vevay ist noch zwischen Bergen der kleine See Bray oder Bret. In den Alpen liegen der Jaman-, Rond-, Nervaux-, Brettaye-, Lioson-, Mockausazsee und andere. Besucht sind die Mineralbäder von Elivaz, Yverdun, Rolle, St. Loup, Bex, Henriez und St. Georges.

Das Klima ist im Ganzen sehr mild und angenehm, rauher in den Alpengegenden; die freundlichen Gegenden um den Genfersee werden häufig der Gesundheit wegen von Fremden besucht. Im Jahre 1837 zählte man im Kanton nur 152 Cretins. — Naturprodukte sind: Getreide (doch reicht der Getreidebau für das Bedürfniß des Landes nicht hin), etwas Hanf und Flachs, Tabak (sehr ergiebig), Obst von vorzüglicher Güte, Kastanien, Nüsse, Feigen, Wein, dessen Anbau nicht nur ergiebig ist, sondern auch Sorten von vorzüglicher Güte liefert (die besten sind die Ryffweine, und zwar die weißen von Cilly, Riez und Epesse und aus dem Distrikt Dezaley, die rothen von St. Saphorin und Treytorins, so wie die Lacôteweine von Mons, Fechy und Tartegnins, gute rothe Tischweine wachsen am Neuenburger See), Holz; die gewöhnlichen Hausthiere, Bären, Luchse, Wölfe, anderes Wild, Geflügel, Fische (starke Fischerei im Genfer, Murtener und Neuenburger See), Bienen (der Honig von Montreux ist vortrefflich), Schlangen; Gyps, Sandstein, Marmor, Blei, Schwefel, Stein- und Braunkohlen, Salz (das Salzwerk zu Devens bei Bex ist das einzige der Schweiz).

Wenn man von Duchy nach Lausanne heraufährt, kann man die Natur dieses Winzerkantons auf viele Meilen überblicken. Es ist ein großer blühender Garten, wo Terrasse über Terrasse liegt. Frucht- und Weingärten dehnen sich auf viele Stunden aus, und diese glücklichen Gestade gleichen einem unermeß-

lichen heiteren Landschaftsbilde, zu welchem Maler ihre Pinsel in die schönsten Farben tauchten, um Sehnsucht und Verlangen in der Brust des Beschauers aufzuwecken. Gewiß, dies Land am See hat etwas Arkadisches, nur sind die Waadtländer eben keine sanften, träumerischen Hirten und Schäfer; und geht man tiefer in den Kanton hinein, so weicht der Weinbau dem Ackerbau; auf Wiesen und Matten, an Bergen und Gehängen weiden große Heerden; oder auch die Fruchtbarkeit des Bodens verliert sich in den öden, dürren Thälern des Jura und versinkt in den sumpfigen Umgebungen des Neufchateller Sees. Im Ganzen aber ist die Waadt sehr fruchtbar; Weinbau und Viehzucht sind die Hauptbeschäftigungen ihrer Bewohner, schöne Waldungen geben ihren Holzreichthum, und auf diesem vielfach getheilten Boden leben auf ungefähr 56 Quadratmeilen nahe an 200,000 Menschen, unter denen es sehr wenige Reiche, aber eben so wenige Bettler giebt. Das ist vielleicht das Beste, was man von der Waadt sagen kann. Es ist ein Land voll Bauern, denn die, welche in den Städten wohnen, sind größtentheils auch weiter nichts, als Ackerleute, Viehzüchter und Winzer. Die Industrie ist nicht gerade groß im Lande; sie beschränkt sich auf einige Baumwollen- und Tabaksfabrikation, auf Tuchweberei, Gerberei (Lausanne, Vevay und Nyon), Fabrikation von Gold-, Silber-, Bijouterie- und feinen Stahlwaaren (in welchen letztern Industriezweigen außer Lausanne und Vevay das Jourthal berühmt ist); aber im Jura werden viele Uhren gemacht, und diese Uhrenfabrikation hat in neuerer Zeit sehr bedeutend zugenommen. St. Croix ist der Mittelpunkt dieser Industrie geworden, welche sich ganz besonders mit der Anfertigung von Spieluhren, Dosen mit Spielwerken, Kästchen mit dergleichen u. s. w. beschäftigt. Fast sämmtliche Fabrikate dieser Art kom-

men aus dem waadtländischen Jura, und den Leuten fehlt es hier nicht an Speculationstrieb. Die Fabrikanten aus St. Croix senden ihre Spieldosen jetzt bis China und machen sehr gute Geschäfte. Vor ein paar Jahren reiste Einer zuerst hin und legte den dicken Herren seine Uhren und Dosen in Gold, Silber, Horn und Schildpatt vor, welche allerlei schöne Opernarien von Auber, Mozart, Bellini und Rossini spielten. Die kunstverständigen Chinesen fanden die Sachen an sich ganz allerliebst, aber sie konnten sich nur mit Widerwillen entschließen, sie zu kaufen, weil die abscheuliche Musik ihre Ohren zu sehr beleidigte. Aufs Tiefste beklagten sie es jedoch, daß diese rothhaarigen Barbaren nichts von den herrlichen Melodien verständen, welche die Bewohner des himmlischen Reichs in Entzücken setzen. Das war genug für die schlauen Leute aus St. Croix. Sie ließen sich mit Vergnügen die quäkigen Gesänge der Chinesen vortragen, setzten sie auf Noten, schickten diese in den Jura, und schon nach einem Jahre kam eine Ladung Spieluhren in Kanton an, die mit großem Gewinn verkauft wurde.

In keinem Kanton sind seit der Revolution von 1798 die Standesunterschiede so ausgetilgt und der Einfluß des Adels so verloren gegangen, wie hier. Freilich ist man dazu nicht ohne große Opfer gekommen, denn die Waadt hat keineswegs, wie Frankreich, die Privilegien und alten Lasten mit einem Schlage fortgeschafft; die Feudalrechte, die Frohnden und Zehnten wurden losgekauft und abgelöst, und bis zum Jahre 1835 bezahlte der Kanton dafür im Ganzen $7\frac{1}{2}$ Millionen Schweizer Franken (3 Millionen preußische Thaler). Das konnte nur geschehen bei wachsendem Wohlstand, der in allen Klassen sichtbar war, und ist als ein glückliches Ergebniß der freien Bewegung, des steigenden Gemeingeistes und

der reifern Erkenntniß eines lebhaften, seines Rechts sich bewußt werdenden Volks zu betrachten. In keinem Kanton sind auch die Zustände so umgewandelt, Gesetzgebung und Verwaltung nach den Begriffen einer reinen Demokratie so von Grund aus verändert und neu geschaffen worden, wie hier, und wenn man bedenkt, daß dies Land kaum seit einem halben Jahrhundert zur Selbstständigkeit gelangt ist, daß die Berner und vor ihnen die Herzoge von Savoyen es durch Satrapen regieren ließen, durch ihre Vögte und Beamten, welche es oft genug bedrückten und aussogen, so muß man erstaunen, welchen Aufschwung es genommen hat. Hier stehen keine Holzhäuser, keine elenden Hütten, überall erblickt man feuerfeste Gebäude von Marmor und Sandstein, deren Werth schon im Jahre 1811 auf 27 Millionen angenommen wurde, jetzt aber wohl das Vierfache beträgt. So ist auch der Werth des Bodens außerordentlich groß wegen des vielen trefflichen Weinlandes, von dem der Morgen oft mit 6000 bis 20,000 Franken bezahlt wird. Auf 18,000 Morgen Land wird Wein gebaut, und gewiß könnte man diesen noch sehr verbessern. Der ganze Kanton hat einen Flächenraum von 423,951 Morgen, darunter 148,715 Morgen Ackerland, 117,983 Morgen Wiesen und Matten, 117,005 Morgen Wald, 25,161 Morgen Weiden und 2158 Morgen Gärten. Der Werth des Ganzen wurde 1834 auf 111,368,680 Franken geschätzt. Man sieht hieran, daß Ackerbau und Viehzucht hauptsächlich die Bewohner beschäftigen, und in der That hat fast kein Kanton bedeutendere Heerden aufzuweisen, die auf 70,000 Stück Hornvieh, 22,500 Pferde, 64,000 Schafe, 20,000 Schweine und 18,000 Ziegen angegeben werden. Auf den Alpen sömmern 35,000 Kühe, und der vortreffliche Käse der Waadt ist einer der vorzüglichsten Handelsartikel. Dieser

Käse, der Wein, von dem jährlich durchschnittlich 20,000 Fuder abgesetzt werden, nebst feinen Liqueuren, welche man vortrefflich zu bereiten versteht und jährlich wohl 40,000 Pot fabricirt, bilden die Hauptindustrie dieser ackerbautreibenden Bevölkerung, der man nicht ohne Grund den Vorwurf macht, daß eben ihr reiches Land ihren Hang zum Müßiggang vermehrt, und sie, verbunden mit der Lebendigkeit ihres Charakters, zum Wohlleben und zur Völlerei treibt. Wo so viele Leute selbst Wein gewinnen, wo der Rebensaft so billig ist, und man so zahlreiche Wein- und Wirthshäuser findet, kann es kaum befremden, daß Lust zum Trinken in den Leuten ist; zudem steht das Volk der Waadt eben jetzt auf einer gefährlichen Stufe der Entwickelung, denn es ist rasch zu einer vollen Freiheit gekommen und hat noch nicht Durchbildung genug, um diese stets mit Weisheit und mit Anwendung auf sich selbst veredelnd zu gebrauchen. Von den 319 Gemeinden der Waadt sind 111 bekannt durch die Völlerei ihrer Bewohner, in 80 andern sieht es nicht viel besser aus; mehr als die Hälfte des Landes ist also eines Lasters angeklagt, das üble Wirkungen für das bürgerliche Leben haben muß. Allein die Sucht zum Trinken nimmt ab, je mehr das Selbstbewußtsein steigt, und steigende Bildung, Unterricht und freie Entwickelung sind jedenfalls die besten Mittel zur Bekämpfung der sinnlichen, roben Neigungen. In der deutschen Schweiz ist der Bauer und Arbeiter meist viel zu sparsam und zum Theil viel zu dürftig, um seine schwererworbenen Kreuzer zu verprassen. Hier in dem üppigern Lande hat das Volk weit leichtern Sinn und mag gern zusammen in der Schenke jubeln. Es nimmt sich dieselben Freiheiten, wie in andern Kantonen die Herren in den Städten, das ist der Unterschied, und vielleicht liegt es mit in ihrem Trotz, Niemandem nachzustehen und

selbst Herren zu sein, daß sie so gern das Wirthshaus besuchen. Im Uebrigen ist es in der Waadt so, wie überall in der Schweiz. Jeder hat seinen Cercle und die Kaffeehäuser. Das häusliche Leben ist dagegen sehr still, Gesellschaften werden nicht gegeben, und für den Fremden ist es schwer, in Familienkreise zu dringen. Zwischen dem Bauer und Stadtbewohner zeigt sich in der Waadt eine eifersüchtige, reizbare Trennung, die aus der alten Ungleichheit übrig geblieben ist und fortbesteht, weil der Bauer weiß, daß er den Stadtbewohnern jetzt ganz gleich an Rechten ist, der Zahl nach aber sie bei Weitem überwiegt, darum auch durch die Majorität seiner Vertreter in allen Landesfragen die Macht in seinen Händen hat und doch immer besorgt, die Städte mit ihrem Dünkel des Besserseins könnten sich anmaßen, ihn geringer zu achten. Das ist ein wesentlicher Unterschied zwischen der Waadt und den übrigen radikalen Kantonen der Schweiz: Zürich, Aargau u. s. w. Dort hat das Landvolk fast dieselben Freiheitsrechte, aber es benutzt sie nicht. Die Fabrikbevölkerungen sind zu abhängig, und der Landmann hat eine angeborene Ehrfurcht vor den reichen Leuten in den Städten, die er immer noch die Herren nennt. Im Waadtlande giebt es aber weder Herren, noch Reiche, Jeder ist dort Herr, und dies Gefühl der Gleichheit durchdringt alle Klassen. Es giebt zwanzig Städte in der Waadt, mehr also, als in irgend einem anderen Kanton, aber es sind keine Fabriken darin. Der Ackerbau, die gleiche Beschäftigung bringt die Menschen einander näher, und die gleicheren Bildungsstufen, die gleicheren Vermögensverhältnisse, gleichere Genüsse und Freuden machen die Unterschiede nicht so merklich und lassen nicht eine Klasse von Protektoren zu, welche die Mittel in Händen haben, sich zu einer Geld- und Besitzaristokratie auszubilden, um die Gesellschaft zu

beherrschen. Bern, das auch ein ganz ackerbauender Staat ist, steht in vieler Beziehung der Waadt am nächsten und wird, wenn auch erst nach manchen Kämpfen, einen ähnlichen Weg gehen. Aber in Bern ist im Innern doch viel größere Verschiedenheit, weil es aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, aus Landschaften mit besonderen Rechten, sogar mit verschiedener Sprache, Religion, Gesetzen, Sitten, deren Verschmelzung und Einigung erst herbeigeführt werden muß. Endlich ist in Bern auch eine weit größere Vermögensverschiedenheit. Es ist noch ein alter Adel dort, der grollend auf seinen Gütern sitzt, die Stadt Bern ist noch zu überwinden, eine Bauernaristokratie, welche auf Geld und Grund und Boden pocht, steht im Wege, eine Gesetzgebung, die mächtiger Reformen bedarf, während die Waadt das Alles überwunden hat und zu einer Einheit und gemeinsamen Förderung in allen Dingen gelangt ist. Die Hauptausfuhrartikel des Kantons sind Wein, Vieh, Käse, Tabak, Holz, Salz, Leder, Uhren ꝛc. Sehr wichtig ist für das Waadtland der Speditions- und Transitverkehr zwischen Deutschland, Frankreich und Italien, namentlich der Transit französischer Waaren. Neben Lausanne nimmt besonders Vevay Theil an diesem Verkehr.

Waadt hat in zwei Revolutionen seine jetzige Freiheit erworben. Es war im Jahre 1815 als Kanton anerkannt worden, und befand sich 1830 unter der Obhut und Leitung einer Aristokratie wohlhabender und angesehener Bürger der Städte, die den großen Rath besetzten, mit ihren Verwandten und Anhängern sich in die Stellen und Aemter theilten, wie in anderen Kantonen, friedlich darin schalteten und walteten, weil das Volk an Herrschaft gewöhnt war und sich nicht um seine Rechte kümmerte. Im Jahre 1830 fand aber am 18. December eine nachwirkende Be-

gung statt, durch welche der große Rath gezwungen ward, eine konstituirende Versammlung zu berufen, welche von mehr als 6000 Bürgern verlangt wurde. In diese konstituirende Versammlung kamen befähigte Köpfe; junge Rechtsgelehrte traten als Advokaten des Volks auf, Journale entstanden, welche in die Masse zu dringen versuchten, und von dieser Zeit an kamen die Bewohner des Waadtlandes in Bewegung. Am 20. Juni 1831 wurde die neue Konstitution angenommen, welche die Grundsätze der repräsentativen Demokratie durchführte, die auch in anderen Kantonen sich damals von ungehörigen Beimischungen reinigte. In Waadt kam man zu direkten Wahlen nach der Bevölkerungszahl, so daß auf 1000 Einwohner ein Großrath gewählt wurde, und jeder Bruchtheil über 500 für voll zählte. Die Folge dieser neuen Verfassung war aber ein fortgesetzt heftiger Kampf der radikalen Partei mit dem schwankenden und nach und nach immer mehr der demokratischen Entwickelung des Volks abgeneigten Juste milieu, das im großen Rathe und im Staatsrathe eine zähe Majorität behauptete. Die Freunde des Volks wirkten durch die Presse und durch Vereine; sie stützten sich dabei ganz besonders auf die eigentliche Masse der Bevölkerung, welche sie über ihre Rechte aufzuklären suchten, während der Bourgeois-Liberalismus vornehmlich in den Städten an dem reichern Theile der Handelsleute und Gewerbtreibenden, der Eigenthümer und der ganzen Zahl der Priester im Lande, sammt Lehrern, Doktoren und Professoren der Schulen, Kollegien und der Akademie eifrige Verbündete besatz. Als Seele der ganzen Bewegung dieser Zeit trat ein Mann auf, Heinrich Druey, ein junger Rechtsgelehrter, der sein ganzes Vermögen opferte, um ein Journal zu gründen und aufrecht zu erhalten,

welches die Grundsätze einer wahren Demokratie vertheidigte.

Die Waadt ist politisch in 19 Distrikte (Aigle, Aubonne, Avenches, Cossonay, Echallens, Grandson, Lausanne [mit der gleichen Kantonshauptstadt], la Vallée, la Vaux, Morges, Moudon, Nyon, Orbe, Oron, Payerne, Pays d'en Haut, Rolle, Vevay und Yverdun) getheilt, und jeder Distrikt hat sein Distriktsgericht. Dies zerfällt aber in 5 Abtheilungen, nämlich in ein Ober-Civilgericht, ein Unter-Civilgericht, ein Kriminalgericht, ein Zuchtgericht und ein Polizeigericht. Alle diese Gerichte urtheilen ohne weitere Berufung über die vor ihr Forum gehörigen Sachen, und zwar das Obergericht in allen Streitfällen, wo der Werth des streitigen, beweglichen oder unbeweglichen Gutes 800 Franken übersteigt; die Untergerichte entscheiden in Sachen von 100 bis 800 Franken. Sämmtliche Bagatellprozesse vom geringsten Werth bis 100 Franken gehören vor die Friedensgerichte. Zum Richter bei allen Gerichten ohne Ausnahme kann jeder Waadtländer gewählt werden, der sein Bürgerrecht ausübt, 25 Jahre alt ist und, je nach der Art des Amtes, im Kanton, im Distrikt oder im Kreise wohnt. An der Spitze des ganzen Gerichtswesens steht das Kantonalgericht, welches die Oberaufsicht führt und den Kassationshof bildet. Seine neun Mitglieder werden auf vier Jahre vom großen Rath aus sämmtlichen Bürgern des Kantons gewählt. Jedes Distriktsgericht besteht aus 5 Mitgliedern, die aus den Bewohnern des Distrikts vom vereinten Staatsrath und Kantonalgericht auf 4 Jahre gewählt sind. Advokaten, Notare und Staatsprokuratoren sind überall ausgeschlossen. Zu größerer Sicherheit der Rechtsuchenden befinden sich bei jedem Obergericht zwei Richter aus den angrenzenden Distrikten. Die Kriminalgerichte bestehen aus den

Präsidenten des Distriktsgerichts, wo die Klage anhängig ist, und den Vorsitzern der 4 benachbarten Distriktsgerichte. Einen davon kann der Angeschuldigte, einen der Staatsanwalt zurückweisen. Neben diesen Richtern steht eine Jury von zwölf Geschworenen, aus drei Distrikten gewählt. Dies Geschwornengericht urtheilt über alle Fälle, welche über die Kompetenz des Zuchtgerichts gehen. Die Zuchtgerichte (Tribunaux correctionnels) ihrerseits bestehen ebenfalls aus dem Präsidenten des Distriktsgerichts, wo der Prozeß vorgeht, zwei Richtern desselben Gerichtshofes und zwei Richtern der angrenzenden Distrikte, von denen einen der Angeklagte, einen der Staatsanwalt wählt. Es entscheidet über alle Fälle, welche über die Kompetenz der Polizeigerichte gehen und höchstens vier Jahre Freiheitsstrafe oder 3000 Franken Strafe nach sich ziehen. Aber auch diese Zuchtgerichte richten durch eine Jury von neun Geschworenen, welche aus dem Distrikt gewählt werden. Die Polizeigerichte bestehen aus dem Präsidenten des Distriktsgerichts und zwei Richtern, welche ohne Jury über alle Vergehen urtheilen, welche höchstens mit 100tägigem Gefängniß oder einer Strafe bis 400 Franken geahndet werden. Friedensgerichte endlich bestehen in jedem der 60 Kreise, und die Friedensrichter mit ihren vier Beisitzern sind sehr wichtige Personen. Vor sie muß jeder Prozeß zuerst gebracht werden, ehe er an die Gerichte kommt; sie suchen die Streite gütlich zu vermitteln, führen in Strafsachen alle Voruntersuchungen über die freiwillige Gerichtsbarkeit, bilden das Vormundschaftsgericht, stellen Dokumente und Atteste aus, schließen und registriren die Civilehen, nntersuchen die Paternitätsfälle, halten die Ordnung aufrecht, besichtigen die Gefängnisse und wachen über Ernährung und Sicherheit der Gefangenen, kurz, die Friedensrichter haben viele

und wichtige Geschäfte und müssen eifrige und tüchtige Beamte sein. Sie werden vom Staatsrath und dem Kantongericht auf vier Jahre gewählt. Man sieht aus dieser Organisation des Gerichtswesens, daß das Waadtland einen ganz anderen Weg betreten hat, als die übrigen Kantone der Schweiz. Ueberall ist hier nur eine Instanz und daneben Kassation.

Die demokratischen Grundgedanken dieser Gerichtsorganisation finden sich aber überall in dem Streben dieses Kantons und bewahrheiten sich in seiner neuen Verfassung vom 10. August 1845. Die Verfassung hat Gleichheit aller Staatsbürger in jeder Beziehung gewährleistet, und ist die freieste Verfassung, welche überhaupt in der Schweiz besteht. In ihrem ersten Artikel erklärt sie den Kanton als eine République démocratique und das Volk als Souverän. Alle sind gleich vor dem Gesetz, Jeder ist Soldat. Die individuelle Freiheit ist garantirt, nur das Gesetz bestimmt Verfolgung und Verhaftung. Haus und Eigenthum sind unverletzlich; die Presse ist frei, das Petitionsrecht gewährleistet, das Unterrichtswesen ohne Einschränkung. Das größte Aufsehen hat es in der Schweiz gemacht, daß diese neue Verfassung auch den Almosenempfängern das aktive Bürgerrecht zusprach, was nirgend sonst der Fall ist. Man fand es jedoch in Lausanne ungerecht, daß ein Mann, der, sonst unbescholten, durch Armuth gezwungen sei, die Unterstützung seiner Mitbürger nachzusuchen, deshalb sein Bürgerrecht verlieren solle. Um dessentwegen hat man davon abgestanden und einen Schritt gethan, der in der Schweiz sehr getadelt wurde. Es wird jedoch allgemein versichert, daß man keine Nachtheile von einem Akt demokratischer Gerechtigkeit empfinde, welcher zur wahren Gleichheit der Staatsbürger nöthig sei. Jeder Bürger von 21 Jahren übt seine Bürgerrechte aus. Jeder Bürger von 21 Jahren

übt seine Bürgerrechte aus. Nur bescholtene Leute, betrügerische Bankerottirer und Solche, denen das Strafgesetzbuch ihr Aktivbürgerricht abgesprochen, sind ausgeschlossen. Eine gesetzgebende, eine vollziehende und eine richterliche Klasse von Beamten erhält die öffentliche Ordnung im Namen des Volkes. Der gesetzgebende Körper ist der große Rath, vom Volke nach Maßgabe der Bevölkerung (auf 1000 Einwohner ein Großrath) auf 4 Jahre unter allen Bürgern gewählt, die das 25. Jahr erreicht haben. Jedes Mitglied des großen Raths erhält während der Versammlung für jeden Tag eine Entschädigung von 30 Batzen, nebst einer Reiseentschädigung von 10 Batzen für die Wegstunde. Hierdurch wird es möglich gemacht, daß das Volk zu seinen Vertretern Männer aus dem Volk wählen kann, damit die Vertretung nicht einer geldbesitzenden Klasse zufalle, und wie man sich denken kann, hat diese Bestimmung sowohl, wie das Bürgerrecht der Almosenempfänger und manches Andere, bei den Gegnern der Demokratie wenig Beifall gefunden. Der große Rath hat dieselben Rechte und Pflichten, wie in anderen radikalen Kantonen der Schweiz; aber er kann verlangen, daß der Staatsrath ihm Gesetze und Verordnungen, welche er wünscht, vorlege. Im Fall dies binnen Jahresfrist nicht geschieht, kann er selbst eine Kommission dazu ernennen, und damit ist eine wichtige Erweiterung seiner Macht begründet. Die vollziehende Gewalt bildet ein Staatsrath von 9 Mitgliedern, gewählt vom großen Rath, dem die Staatsräthe auch fortgesetzt angehören, und dessen Sitzungen sie beiwohnen, ohne jedoch mitzustimmen. Ihre Amtsdauer ist auf 4 Jahre bestimmt. Der Staatsrath wählt seinen Präsidenten auf ein Jahr, derselbe ist nicht sofort wieder wählbar. Dieser Staatsrath leitet die ganze Verwaltung und legt dem großen

Rath jährliche Rechenschaft ab. Er ist für seine Handlungen verantwortlich, beruft den großen Rath zu außerordentlichen Sitzungen, sobald es ihm nöthig scheint, muß ihn aber berufen, sobald 30 Mitglieder desselben es verlangen. Der Staatsrath überwacht alle Staatsanstalten, kann die Verwaltungsbeamten suspendiren, hat die bewaffnete Macht und die Beamten zur Ausführung der Gesetze unter seinem Befehl und hält die Ordnung mit ihrer Hülfe aufrecht. Der Staatsrath hat, wie man sieht, mit Bezug auf die Ernennung richterlicher Beamten hier mehr Macht, als irgendwo in der Schweiz, wenigstens ist sie offener ausgesprochen, aber eine noch größere liegt in den demokratischen Grundsätzen der Verfassung, in der Gleichheit des Volks und in dem Einfluß, den die öffentliche Meinung hier nothwendig üben muß. Wie die richterliche Gewalt beschaffen ist, ist bereits angeführt. Die Gemeinden sollen, wie die Verfassuug sagt, so viel innere Freiheit wie möglich besitzen, jedoch Ziel und Zweck des Staates nicht stören, dem sie untergeordnet sind. Jede Gemeinde hat nach ihrer Größe entweder einen allgemeinen Rath oder einen Gemeinderath von 25 bis 100 und mehr Mitgliedern, ferner eine Bürgermeisterei, bestehend aus einem Präsidenten und einer Anzahl Räthe (syndic et officiers municipaux), die von der Generalversammlung der Gemeinden oder von den Gemeinderäthen auf vier Jahre gewählt werden. Sie handhaben die Polizei, verwalten die Gemeindegüter und die Armenkasse und halten die Gesetze in Kraft.

(Schluß dieses Artikels im nächsten Bande.)

Ende des Zweihundert und einunddreißigsten Theiles.

Schnellpressendruck von E. Litfaß in Berlin, Adlerstr. 6.